# Meyer's Universum

oder

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswertesten und Merkwürdigsten

der

Natur und Kunst

auf der ganzen Erde.

---

## Erster Band.

---

Hildburghausen und New York.

Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut

1833

Zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,

**bearbeitet und herausgegeben**

von

**Rudolf Kreutner**

Schweinfurt

2020

# Inhalt

Inhalt ........ 1

Urheberrecht ........ 4

Lizenz: ........ 4

Vorbemerkung des Herausgebers ........ 5

Lebensabriß Joseph Meyers ........ 5
Einigkeit und Recht und Freiheit ........ 9
Zivilisatorischer Fortschritt ........ 11
Der weltgeschichtliche Auftrag der Deutschen
als Kernelement des Germanentums ........ 16
„Meyer's Universum" – und Bearbeitungskriterien des Herausgebers ........ 18

*Venedig*
I. Der Sankt Markus-Platz in Venedig. ........ 23
II. Der grosse Canal (Canale Grande) in Venedig. ........ 30
XXXIII. Die Dogana und Santa Maria della Salute in Venedig. ........ 31
CLVIII. Venedig: – Die Piazetta und der Dogenpallast. ........ 33
DXXV. Der Viadukt über die Lagunen nach Venedig. ........ 39
DLXVI. Der Barbarigo-Palast in Venedig. ........ 42
Die Riva degli Schiavoni in Venedig. ........ 44
*Bad Ems*
III. Bad Ems. ........ 53
*Rom*
IV. Ansicht von Rom. ........ 55
V. Brücke und Castell von Sanct Angelo, der Vatikan und die Peterskirche in Rom. ........ 59
LXXX. Das Pantheon (*La Rotonda*) in Rom. ........ 61
CI. Grabmal der Cäcilia Metella in Rom. ........ 65
CXXII. Das Forum in Rom. ........ 69
DXXIV. Der Vatikan in Rom. ........ 72
DCLIX. Der Vesta-Tempel in Rom. ........ 83
Die Ruinen des alten Rom. ........ 85
Das Sant' Ufficio in Rom ........ 92
Das Kolosseum in Rom ........ 101
*Mariánské Lázně/Marienbad*
VI. Marienbad. ........ 108
CCXVI. Der Ferdinandsbrunnen bei Marienbad. ........ 112
Marienbad. ........ 114
*Andernach*
VII. Andernach. ........ 118
DCCLXIX. Das Grabmal der heiligen Genoveva in der Frauenkirche bei Andernach. ........ 121
*Storrs*
VIII. Stores, am Windermere See. ........ 124
*Fountains Abbey*
IX. Fountains-Abtei in Yorkshire. ........ 127
*Koblenz*
X. Coblenz und Ehrenbreitstein. ........ 130
*Oxford*
XI. Oxford. ........ 133
*Florenz*
XII. Die Dreifaltigkeits-Brücke in Florenz. ........ 136

XIX. Florenz. .......... 138
DLIV. Die Halle des Michel Angelo in Florenz. .......... 142
*Brighton*
XIII. Der Pavillon zu Brighton in England. .......... 145
XXII. Die große Terrasse in Brighton in England. .......... 149
*Bingen*
XIV. Bingen. .......... 150
DXXXIII. St. Rupertskloster bei Bingen. .......... 154
*Qutb Minar*
XV. Cootub-Minar, Ruinen von Dehli. .......... 157
*Schaffhausen*
XVI. Der Rheinfall bei Schaffhausen. .......... 158
*Taj Mahal, Agra*
XVII. Taj-Mahl in Agra. .......... 160
CCCLXXIII. Moti Musjed in Agra. .......... 163
DCCLXXXIX. Akbar's Grabmal bei Secundra (Hindostan). .......... 167
*Tivoli*
XVIII. Der Sibyllentempel in Tivoli. .......... 170
Ein Ausflug nach Tivoli. .......... 173
*Eaton Hall*
XX. Eaton Hall in Cheshire. .......... 177
*Athen*
XXI. Athen. .......... 179
LXXIX. Der Theseus-Tempel bei Athen. .......... 190
Athen. .......... 194
*Spoleto*
XXIII. Das Thal des Clitumnus bei Spoleto. .......... 202
*Washington*
XXIV. Washington – das Capitol. .......... 204
DCLXXVI. Die Halle der Repräsentanten zu Washington. .......... 209
DCCXII. Das weiße Haus. .......... 221
Das neue Capitol zu Washington. .......... 225
Das *Patent-office* in Washington. .......... 233
Das General-Postamt in Washington. .......... 236
Washingtons Haus und Grab auf Mount Vernon in Virginien. .......... 238
*New Haven*
XXV. New-Haven, Connektikut, in den Vereinigten Staaten. .......... 246
*Bamburgh Casle*
XXVI. Bamborough-Castle, in der Grafschaft Northumberland, England. .......... 249
*Amsterdam*
XXVII. Amsterdam. Ansicht des Stadthauses, jetzt des königlichen Schlosses. .......... 252
XXVIII. Amsterdam. – Der Cingel. .......... 256
*Istanbul/Konstantinopel*
XXIX. Constantinopel. .......... 258
CLXXI. Constantinopel vom Todtenacker Pera's. .......... 266
CCCCIII. Der Bosporus. .......... 269
CCCCLXIV. Der Bosporus. .......... 277
CCCCLXXIII. Göksu oder das Thal der süssen Wasser bei Konstantinopel. .......... 283
CCCCLXXXXI. Skutari, die asiatische Vorstadt Konstantinopels.
Sultan Selims Moschee. .......... 288
DXIII. Ein Karavanserai in Skutari. .......... 291
DXVII. Constantinopel*). .......... 294

DCCXI. Im Bosporus. 299
DCCXVIII. Im Bosporus. 303
DCCXXI. Die Dardanellen. 307
DCCXXXXVII. Dolmabagdscheh, der neue Palast des Sultans am Bosporus. 310
*Burg Klamm, Imst in Tirol*
XXX. Clumm in Tyrol. 315
*Como*
XXXI. Como. 317
*Edinburgh*
XXXII. Edinburg. 319
XXXIX. Das Edinburger Schloss. 323
LXII. Die Hochschule in Edinburg. 324
Holyrood-Palast. 327
Walter Scotts Monument in Edinburg. 331
Edinburg. 334
*Ansiedler-Blockhaus in Nordamerika*
XXXIV. Ansiedler-Blockhaus in Nordamerika. 337
*Virginia*
XXXV. Die Felsenbrücke in Virginien, in den Vereinigten Staaten von Amerika. 341
*Korfu*
XXXVI. Corfu. 343
*Sintra, Lissabon*
XXXVII. Cintra bei Lissabon in Portugal. 346
XLVII. Lissabon. 350
CCCCXVII. Das Kloster Mafra bei Lissabon. 354
*Albany*
XXXVIII. Albany, im Staate New York. 358
Albany. 362
*Cadiz*
XL. Cadix. 369
CCXIV. Das Innere von Cadix. 375
*Dieppe*
XLI. Dieppe. 376
*Philadelphia*
XLII. Die grosse Brücke über den Schuylkill und Fairmont-Water-Works bei Philadelphia. 379
LXXXXII. Die Bank der Vereinigten Staaten in Philadelphia. 383
CLXVI. Stephan Girard’s Bank in Philadelphia. 386
DCCXIV. Girard’s College in Philadelphia. 392
Fairmount bei Philadelphia. 396
Die Börse in Philadelphia. 399
*Malta, Valetta*
XLIII. Malta – La Valetta. 401
*Mainz*
XLIV. Mainz. 406
LXI. Der Mainzer Dom. 409
*Tempe*
XLV. Tempe in Griechenland. 412
*Brig*
XLVI. Briegg, an der Simplonstrasse, in der Schweiz. 415

## Vorbemerkung des Herausgebers

Bei den von Joseph Meyer (1796–1856) bearbeiteten sechzehn Bänden des insgesamt 21 Bände umfassenden „Universums“ handelt es sich um alles andere als um die gelehrte Beschreibung der damals bekannten Welt, sondern um nicht mehr und nicht weniger als dessen sehr persönliche Interpretation von Zeit und Raum, ein Konzept, das auch im Rahmen seiner persönlichen Möglichkeiten von dem sein Werk fortführenden Friedrich Hofmann (1813–1888) übernommen wurde.

Aus diesem Grund ist es unumgänglich, sich zunächst mit der Person Joseph Meyers auseinanderzusetzen, bevor man auf sein Werk näher eingehen kann.

## Lebensabriß Joseph Meyers

Carl Joseph Meyer[1] erblickte am 9. Mai 1796 als Sohn des Schuhmachermeisters Johann Nicolaus Meyer (1759–1823) aus Rügheim in den Haßbergen und der Strumpfwirkerstochter Maria Juliane geb. Leinhos (1772–1851) in Gotha, der Heimatstadt seiner Mutter, das Licht der Welt. Der aufgeweckte Junge wurde 1805 auf das renommierte Gothaer „Gymnasium illustre“ geschickt, wo er sich vor allem durch seine rasche Auffassungsgabe auszeichnete. Allerdings schaffte er es auch problemlos, aufgrund zunehmender „Faulheit“ vom Klassenprimus auf die hintersten Ränge der Klassenhierarchie abzusteigen. 1807 mußte Meyer dann nach einer Prügelei die Schule verlassen und wurde 1808 zu Johann Salomon Grobe (1770–1837) in Weilar bei Eisenach ins Internat gegeben, wo er nun nach den modernen Grundsätzen des Salzmann’schen Philanthropins unterrichtet wurde.

Doch bereits 1810 begann der berühmte ‚Ernst des Lebens‘ seine unbarmherzigen Arme nach Joseph Meyer ausstrecken, denn vom Vater zur kaufmännischen Ausbildung bestimmt, wurde er nun – gegen seinen erklärten Willen – bei einem Kolonialwarenhändler in Frankfurt a. Main in die Lehre gegeben. 1814 nach Gotha zurückgekehrt, fand die ‚berufliche Vergewaltigung‘ ihre würdige Fortsetzung, indem er von den Eltern mit der Führung eines „Weiß-Warengeschäfts“, also eines Ladens für Unterwäsche, betraut wurde, das er mit ebenso konstanten wie nicht unerheblichen Jahresdefiziten zu führen verstand, bis er sich schließlich 1817 nach London aufmachte.

Ernst Wilhelm Arnoldi (1778–1841), der spätere Begründer der Gothaer Feuerversicherung, hatte dem eifrig das Englische studierenden Joseph Meyer dort eine Stelle beim Exporthaus Eybe & Schmaeck verschafft. Meyers nicht wenig exzentrische Landesherr, Herzog August von Sachsen-Gotha-Altenburg (1772–1822), hatte davon ebenfalls erfahren und diesen sogleich mit der Lieferung auserlesener Konsumgüter, wie z. B. türkisches Opium[2], und modischer Accessoires beauftragt. Von Natur aus risikofreudig und vom Herzog mit einem weiten Kreditrahmen versehen, begann er immer gewagtere Spekulationen einzugehen, und, obwohl geschäftlich nicht wenig erfolgreich[3], kam es schließlich, wie es kommen mußte: 1819 hatte er sich mit einer beträchtlichen Kaffeelieferung nach Deutschland endgültig verspekuliert und konnte die hierfür eingegangenen Kreditverpflichtungen nicht mehr bedienen,

[1] Zu Joseph Meyer siehe: Heimannsberg, Joachim: Ein Mensch namens Meyer – Carl Joseph Meyer zum 200. Geburtstag. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Meyers Lexikonverlag 1996. May, Karl-Heinz: Der feurige Geist Joseph Meyer – 1796–1856. Hildburghausen: Frankenschwelle 1996. Kaiser, Peter: Der Pläneschmied – Das außergewöhnliche Leben des Verlegers Carl Joseph Meyer. Leipzig u. Hildburghausen: Salier Verlag 2007. Baer, Dieter: Festrede zur Meyerehrung 2006. – In: kleines universum (= Hildburghäuser Stadtgeschichte 5). Hildburghausen: Stadtmuseum [2010]. S. 7-17. Jaenicke, Olaf: „Thurmwart der Freiheit“ – Meyer und die bürgerliche Revolution. – In: kleines universum (= Hildburghäuser Stadtgeschichte 5). Hildburghausen: Stadtmuseum [2010]. S. 37-61.

[2] Kaiser, Peter: Der Pläneschmied – Das außergewöhnliche Leben des Verlegers Carl Joseph Meyer. Leipzig u. Hildburghausen: Salier Verlag 2007. S. 41.

[3] Heimannsberg, Joachim: Ein Mensch namens Meyer – Carl Joseph Meyer zum 200. Geburtstag. Mannheim, Leipzig, Wien Zürich: Meyers Lexikonverlag 1996. S. 12.

so daß er am 15. April 1820 bei Nacht und Nebel London verlassen mußte, um der drohenden Verhaftung zu entgehen.[4]

Herzog August stand zu diesem Zeitpunkt dank Meyer bei Rothschilds mit 24.000 Talern in der Kreide, für die Meyer Senior mit seinem Vermögen haftete und nun ebenso wie der Sohn dem nahenden Bankrott entgegensah.[5] Jener verlor darüber zeitweise den Verstand, dieser spielte mit dem Gedanken des Selbstmords, vor dem ihn jedoch die ‚Rückkehr' nach Weilar bewahrte, wo er solch freundliche Aufnahme fand, daß er sich bald mit der Tochter des Hauses, Hermine „Minna" Grobe (1804–1874), verlobte und vorerst auch als Lehrer am schwiegerväterlichen Institut ein Unterkommen fand.

Noch vor seiner Eheschließung mit Minna am 23. Mai 1825 in Maßbach bei Schweinfurt, hatte Meyer William Shakespeares (1564–1616) „Sämmtliche Schauspiele frei bearbeitet" und ab 1824 in der Henning'schen Buchhandlung zu Gotha herausgegeben, was die zahlreichen Shakespeare-Zitate in seinen Universums-Artikeln hinreichend erklären dürfte. „1825 folgte eine Übersetzung von Walter Scotts [(1771–1832)] Roman ‚Waverley' und ein Jahr später von ‚Ivanhoe'."[6]

Nach der Geburt des Sohnes Herrmann Julius († 1909) am 4. April 1826 stand wohl verstärkt die Existenzsicherung im Vordergrund, die u. a. am 1. August zur Gründung des Bibliographischen Instituts führte. Hierbei ist bemerkenswert, daß Minna Meyer geb. Grobe als Eigentümerin zeichnete und Joseph offenbar lediglich als Geschäftsführer fungierte. Dieser scheinbar frühemanzipatorischen Regelung lag jedoch eine ebenso einfache wie pragmatische Überlegung zugrunde: Das Herzogshaus Sachsen-Gotha-Altenburg war zwar inzwischen im Mannesstamm ausgestorben, doch die finanziellen Ansprüche aus Meyers Londoner Desaster bestanden weiterhin unverändert, und nur mit Minna Meyers Verlagsleitung waren die künftigen Gewinne vor dem Zugriff der herzoglichen Schatulle des neuen Landesherrn von Sachsen-Coburg und Gotha sicher.

Joseph Meyer hatte sich von jeher als ‚Volksaufklärer' verstanden – nicht von ungefähr zierte seine „Groschen-Bibliothek der deutschen Classiker" der Aufdruck „Bildung macht frei" –, so daß früh preiswerte Klassikerausgaben das Verlagsprogramm bestimmten, – und dies, obgleich die Rechte hierfür zumeist bei anderen Verlagen lagen. Indem Meyer jedoch keine Werkausgaben, sondern lediglich ‚Anthologien' herausgab[7], vermochte er halbwegs elegant die juristischen Klippen des sich zu jener Zeit herausbildenden Urheberrechts zu umschiffen. Zudem umging er erfolgreich den ihm ebenfalls wenig gewogenen Buchhandel, indem der die Subskription einführte und die künftigen Abonnenten direkt an ihrer Haustüre werben ließ.

Dennoch konnte er trotz aller Vorsicht nicht gänzlich die juristischen Gegenmaßnahmen anderer Rechteinhaber verhindern. So gelang es z. B. dem Stuttgarter Verlegerpapst Johann Friedrich von Cotta (1764–1832), Meyers ‚Schiller-Anthologien' beschlagnahmen zu lassen, woraufhin dieser das Bibliographische Institut kurzerhand im November 1828 von Gotha nach Hildburghausen im benachbarten Herzogtum Sachsen-Meiningen verlegte, da dort „die ‚Privilegien' für die Schillerschen Erben nicht galten."[8] Daß mit dem Umzug ‚zufällig' auch die Befreiung „von der Gewerbesteuer und den Postgebühren der Thurn und Taxischen Lehenspost für den Versand der Verlagsprodukte"[9] einherging, nahm man dabei gerne billigend in Kauf.

Noch bevor das den Namen Meyer zum Markenzeichen machende „Conversations-Lexikon", dessen erste Bögen im Oktober 1839 ausgeliefert werden sollten[10], erschien, wurde das Großprojekt des „Universums" in Angriff genommen.

Seine Entstehung verdankte das „Universum" bezeichnenderweise Meyers liberalen politischen Bestrebungen – oder, besser gesagt dem verlegerischen Scheitern derselben. Denn im April 1832 hatte

[4] Kaiser, Pläneschmied, wie S. 5, Anm. 2, S. 55.

[5] Ebd., S. 56ff.

[6] Kaiser, Pläneschmied, wie S. 5, Anm. 2, S. 73.

[7] Ebd., S. 80.

[8] Ebd., S. 83.

[9] Ebd., S. 86.

[10] Sarkowski, Heinz: Das Bibliographische Institut – Verlagsgeschichte und Bibliographie 1826–1976. Mannheim, Wien, Zürich: Bibliographisches Institut 1976. S. 217.




*„Joseph Meyer“ (1796–1856); Stahlstich von Georg Wolf (* 1820), [1856].*

er gemeinsam mit dem Lahrer Juristen und Journalisten Philipp Jakob Siebenpfeiffer (1789–1845) begonnen, die bürgerlich-liberale Zeitschrift „Der Hausfreund“ herauszugeben, dem am 19. Mai, also nur eine gute Woche vor dem berühmten, von Siebenpfeiffer mitorganisierten „Hambacher Fest“, „Der Volksfreund“ folgte[11]. Beide Titel waren bereits im Juni von der infolge der Hambacher Ereignisse schleunigst verschärften Zensur kräftig gerupft worden, um schließlich im September endgültig verboten zu werden. Da Meyer jedoch unter keinen Umständen auf die Kommentierung der gesellschaftspolitischen Zustände verzichten wollte, betrieb er diese von nun an höchst wirksam unter dem Deckmantel des im Januar 1833 gegründeten „Universums“.

12 ‚Monatshefte‘ mit je 3-4 Stahlstichen (bis zu Meyers Tod im Jahre 1856 insgesamt 710 Stahlstiche und ca. 2.800 Textseiten), erreichten allein in Deutschland bis zu 80.000 Abonnenten. Dementsprechend war das „Universum“ geradezu zwangsläufig ständige Zielscheibe der Zensur. In Österreich wurde deshalb sogar eine Ausgabe mit bereinigtem Text vertrieben (von den Druckern hatte diese bezeichnenderweise den Namen „dumme Ausgabe“[12] erhalten), im angeblichen ‚Fortschrittshort‘ Preußen blieb das „Universum“ gar von 1850 bis 1858 verboten. Dabei sollte es jedoch nicht bleiben. Meyer, der dank der im Herzogtum Sachsen-Meiningen liberal gehandhabten Zensur jahrelang unbehelligt geblieben war, mußte schließlich auf Betreiben Preußens zu einer Gefängnisstrafe verurteilt werden, die er am 17. Dezember 1851 im Einblattdruck „Bekanntmachung und Ansprache“ der geneigten Öffentlichkeit mit folgenden Worten zur Anzeige brachte: „Auf Anlaß des Königs von Preußen der Majestätsbeleidigung angeklagt und zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt, beziehe ich nächsten Sonnabend Abend meine Zelle in hiesiger Frohnveste.“[13] 1852 erfolgte erneut eine Verurteilung zu weiteren drei Monaten Gefängnis.

Meyers letzte Lebensjahre wurden dann von seinen in jeder Hinsicht vergeblichen Unternehmungen im Eisenbahnbau, dessen grundsätzliche Problematik, die deutsche Viel- und Kleinstaaterei, er ausführlich in seinem Artikel „Der Eisenbahnviadukt bei Gotha“[14] beschrieb, sowie von Projekten in Sachen Bergbau und Hüttenwesen in Schmalkalden[15] und Zwickau[16] ausgefüllt.

Als er schließlich am 27. Juni 1856 infolge einer schweren Erkältung verstarb, waren die letztgenannten Unternehmenszweige mit ungefähr 6 ½ Millionen Schulden belastet, die bei weitem nicht aus dem immobilen Betriebskapital gedeckt werden konnten[17]. Meyer endete also als Unternehmer, wie er begonnen hatte: als Bankrotteur. Allerdings erwies sich nun der Umstand, daß Minna Meyer de jure die Eigentümerin des Bibliographischen Instituts war, als unerwarteter Segen. Meyers Sohn „Hermann musste als sein Nachfolger für die gesamten Montan-Unternehmungen Konkurs anmelden. Weil das Bibliographische Institut nicht Eigentum seines Vater war, konnten die Gläubiger nicht darauf zurückgreifen. Minna war ihrerseits an der Eisenbahn-Gesellschaft und dem daran angeschlossenen Besitz nicht beteiligt. Das rettet den Verlag vor dem Untergang.“[18]

Die Leitung des „Universums“ übernahm nach Meyers Tod der Coburger Redakteur Friedrich Hofmann (1813–1888), dessen Name später vor allem mit der „Gartenlaube“ verknüpft werden sollte, Seine politischen Ansichten waren denen Meyers sehr ähnlich, weshalb das „Universum“ in Zusammenarbeit mit zahlreichen gleichgesinnten Journalisten und Schriftstellern ganz im Sinne Meyers bis 1864 fortgeführt werden konnte.

---

[11] Sarkowski, Bibliographisches Institut, wie S. 6, Anm. 10, S. 42.

[12] http://www.schildburghausen.de/personlichkeiten/meyer-joseph/.

[13] Kaiser, Pläneschmied, wie S. 5, Anm. 2, S. 171.

[14] „Meyer’s Universum“, Bd. 13, S. 29-32 (in dieser Ausgabe Bd. II, S. 135-142).

[15] „Meyer’s Universum“, Bd. 7, S. 70-74 (in dieser Ausgabe Bd. VII, S. 188-192).

[16] „Meyer’s Universum“, Bd. 13, S. 35-95 (in dieser Ausgabe Bd. XIII, S. 10-14).

[17] Kaiser, Pläneschmied, wie S. 5, Anm. 2, S. 216.

[18] Ebd.

Meyer bekennt gegenüber dem Leser freimütig, daß er lediglich „[…] mit dem […] Zauberstabe des Worts die Welt durchwandert […]“[19], womit innerhalb seines „Universums“ der Geographie eine eher mindere Bedeutung beigemessen wird. Tatsächlich aus eigener Anschauung dürfte er lediglich Coburg, Gotha, Jena, Weimar, Rudolstadt mit Schloß Schwarzburg, Bad Schandau mit der nahegelegenen Bastei, den Lilien- und Königstein, die Wartburg mit Eisenach, die Drei Gleichen, den Kyffhäuser, den Thorstein, die Heldburg mit dem Straufhain, den Inselsberg, die Rudelsburg mit Saaleck, Schnepfenthal, die Schlösser Reinhardsbrunn und Wilhelmsthal, Paulinzella, Bad Liebenstein, Schmalkalden, Schloß Burgk, Burg Altenstein, die Burgruine Henneberg, Kulmbach, Bayreuth, Erlangen, Frankfurt a. Main, Bacharach, Brüssel, London, Newcastle upon Tyne und Warkworth-Castle in Northumberland gekannt haben. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit dürfte er sich zudem in Leipzig, Zwickau und Nürnberg aufgehalten haben. Ein weiteres Verfolgen dieser Frage endet jedoch ebenso schnell wie unbefriedigend im weiten Feld der Spekulation. Daß er den weitaus größten Teil der Örtlichkeiten lediglich aus Lexika bzw. der einschlägigen Reiseliteratur kannte, woraus er wohl seine Kenntnisse für die allgemeine Beschreibung schöpfte, belegen u. a. auch die Falschzuschreibungen von Stichen wie z. B. die Ansicht des Chiemsees, den er mit dem Königssee verwechselt, oder die erste Illustration zu Marienbad, die nicht dieses, sondern eine Ansicht von Karlsbad bietet, sowie beim Bodensee nicht die Sicht auf die Insel Mainau gezeigt wird, sondern die auf die Insel Reichenau.

Meyers eigentlichen Intention galt hingegen eindeutig der Volksaufklärung. Dabei durchziehen permanent drei Begriffe dieses „Universum“ wie der dreischweifige Stern von Bethlehem (und entsprechend mit Erwartungen überfrachtet), nämlich:

1. Der Wunsch nach „Einigkeit und Recht und Freiheit“,
2. der zivilisatorische Fortschritt durch Industrie, Handel, Wissenschaft und Bildung als Zwangsläufigkeit und –
3. zunächst eher unterschwellig – der Deutsche als Hauptträger einer germanischen Weltherrschaft dieser Vorstellungen.

## Einigkeit und Recht und Freiheit

Joseph Meyer war unzweifelhaft von dem infolge der antinapoleonischen Befreiungskriege fast ausschließlich im protestantischen Deutschland erwachten Nationalgefühl geprägt, das sich allerdings wegen des „mitgeschleppten“ deutschen Idealismus wesentlich vom Nationalbewußtsein der Nachbarnationen unterschied: „[…] im Gegensatz zur westeuropäischen Auffassung der Nation, wonach diese identisch ist mit einer in bestimmten Staatsgrenzen lebenden Bevölkerung als Ausdruck ihres politischen Willens, […] gründete [die Nation; Anm. d. Hrsg.] hier auf unpolitischen Gegebenheiten wie Sprache, Recht, Religion und Sitte, die sie als genuine Äußerungen eines Volkes bzw. des ihm innewohnenden ‚Volksgeistes‘ begriffen. Dem Volk war damit der Charakter einer überindividuellen Persönlichkeit verliehen, welcher Herder eine eigengesetzliche Entwicklung sowie eine bestimmte Rolle im göttlichen Schöpfungsplan zugesprochen hatte.“[20] Nach diesem Verständnis konnte kaum, wie z. B. im Frankreich eines Voltaire (1694–1778) und Jean-Jacques Rousseau (1712–1778), die „Freiheit“ und „Gleichheit“ an erster Stelle im Kampf um die Nation stehen, sondern mußte der „Einheit“ dieses fast mystischen Staatsgebildes fast zwangsläufig der Vorrang eingeräumt werden, ein Bedürfnis, das dann angesichts des „Franzoseneinfalls“ von 1796 bis 1814 nur um so dringlicher empfunden wurde. Eine solche Grundkonzeption schließt zudem ein auf dem eher nüchternen Gedanken des Gesellschaftsver-

[19] „Meyer’s Universum“, Bd. 8, S. [3] (in dieser Ausgabe Bd. VIII, S. 7).

[20] Zimmer, Hasko: Auf dem Altar des Vaterlands – Religion und Patriotismus in der deutschen Kriegslyrik des 19. Jahrhunderts. Frankfurt, Main: Thesen 1971. S. 13.




*Frankreich: 10 Franc, Paris 1966, Voltaire.*

trages basierendes und sich im wesentlichen als Interessensverband verstehendes Staatsverständnis aus.[21]

Auch für Meyer hatte die Einheit Deutschlands oberste Priorität, was angesichts der zersplitterten Konkursmasse des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation durchaus nachvollziehbar ist. Jedoch im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen wollte er Einheit nicht als Einheitlichkeit verstanden wissen, sondern favorisierte als echtes Kind der thüringischen Kleinstaaterei, die das nicht minder kleinteilige Franken zum Nachbarn hatte, ein einiges Deutschland als Zusammenschluß kulturell eigenständiger Regionen, was er in seinen Einlassungen zu den thüringischen Stammburgen Rudelsburg und Saaleck deutlich zum Ausdruck bringt: „Nein! jeder deutsche Volksstamm muß sein selbstständiges, eigenes Leben behalten; er muß behalten seinen eigenthümlichen Charakter, seine Sitten und seine Gebräuche. Würden alle deutschen Stämme zu einer großen Nation zusammen geschmolzen, wie die französische, dann würden wir vielleicht der Welt Gesetze geben; aber mit dem Verwischen aller Individualität im Einzelnen ging unsere höhere Bestimmung sicherlich verloren."[22]

Seine Auffassung von gleichen Rechten für Jedermann, die letztlich auch Meyers republikanisches Selbstverständnis zum Ausdruck bringt und von ihm zudem als eine der Grundbedingungen für eine gelungene Einheit betrachtet werden, formuliert er sehr pointiert – und wohl nicht gänzlich zufällig – in seinem Beitrag über die Burg Hohernzollern: „Gleich erschuf Gott alle Menschen mit gleichen Rechten, mit gleichen Ansprüchen an das Leben und seine Güter. Könige und Unterthanen, Freie und Hörige schuf er nicht. Von Gottes Gnaden ist keinem Sterblichen das Recht verliehen, seines Gleichen zu unterdrücken. Vor ihm sind wir Alle gleiche, einander ebenbürtige Wesen, und klar, wie er sich selbst jeder denkenden Menschenseele offenbart als einen unparteiischen, gerechten und gütigen Gott, der, um in einem Lande regnen zu lassen, nicht erst fragt, welchen Propheten es hat, und ob die Sonne auf Throne scheine, oder auf freie Bürger: – so klar fließt für jeden Vernünftigen der Born der Erkenntniß von den gesellschaftlichen Rechten und Pflichten. Was vernünftig ist, ist sittlich, was unvernünftig ist, ist schlecht oder Irrthum. Wenn daher Staat und Religion, Herrschaft und Gesetze mir der Vernunft nicht im Einklang stehen, so sind sie falsch und verwerflich."[23]

[21] Siehe hierzu auch: Kreutner, Rudolf u. Claudia Wiener: Einigkeit vor Recht und Freiheit? – Die deutsche Einigung im Spiegel der Literatur zwischen 1813 und 1871 […] (= Schweinfurter Museumsschriften 167). Schweinfurt: Museen und Galerien 2009. S. 5-11.

[22] „Meyer's Universum", Bd. 5, S. 81 (in dieser Ausgabe Bd. V, S. 121).

[23] „Meyer's Universum", Bd. 11, S. 96 (in dieser Ausgabe Bd. XI, S. 90).

Verwirklicht wurden Recht und Freiheit, die für Meyer eine unzertrennliche Einheit bilden und zudem häufig mit der Humanität in einem Atemzug genannt werden, vor allem in den Vereinigten Staaten und in den protestantischen Kantonen der Schweiz; überhaupt begreift Meyer im Gegensatz zum dunklen, verdorbenen, geschmacklosen (Stichwort Barock!) Katholizismus die reformierten Denominationen als „helles, protestantisches Christenthum, [...]“[24].

So eloquent wie er seine Elogen auf die Freiheitsrechte hält, so kritisch steht er dem Gewähren derselben an das gemeine Volk gegenüber, auf das er sich sonst so gerne als Legitimation für seine gesellschaftspolitischen Ziele beruft. Als Unternehmer seiner Zeit pflegte er aber eindeutig ein paternalistisches Verständnis von Gesellschaft, in der das gebildete und begüterte Bürgertum sich treuhänderisch der Belange des niederen Volkes bzw. der „Masse“ annimmt, denn: „In dem unermeßlichen Abstand zwischen der Bildung jener erleuchteten Männer, welche den Völkern dienen als Wortführer und geistige Streiter für Freiheit und Recht, und der Masse des Volks selber liegt ein Abgrund, welcher unserer Zukunft die größten Gefahren bringt. Wo ist ein im Kampf mit dem Absolutismus und der Alleinherrschaft befangenes Volk in Europa, in dessen Masse ein vernünftiger Begriff von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vorhanden, festgewurzelt und wirksam ist im Denken und im Handeln? Nirgends!“[25]

Noch akzentuierter formuliert Meyer in dieser Hinsicht dann bei seinen Einlassungen zur Industriestadt Elberfeld: „Wäre die Vernunft in den Massen mächtiger, so würden die Apostel des Kommunismus z. B. so gewiß tauben Ohren predigen, wie die Wortführer des Despotismus, und alle Seiltänzerkünste der Einen wie der Andern wären vergebliche Produktionen: sie fänden Spott, keine Bewunderung. Bevor aber vernünftige Begriffe über Staat und Gesellschaft, über gegenseitige Pflichten u. Rechte, über Das, was durch den Staat für das Wohl Aller erreicht werden kann, allgemeiner geworden sind und sich befestigt haben, sind auch die Massen nicht fähig, das volle Maß der bürgerlichen Freiheit zu ertragen, und so lange ist es Thorheit, es zu geben.“[26]

Lediglich die Aristokratie kommt bei Meyer naturgemäß noch schlechter weg, wie wir passenderweise im Baden-Baden-Beitrag lesen können: „Die Aristokratie der Geburt ist das älteste Krebsgeschwür am deutschen Volkskörper. Es muß entfernt werden, sollte es auch heraus gebrannt werden müssen, damit der Körper wieder in frischer Gesundheit erblühe.“[27]

## Zivilisatorischer Fortschritt

Gleichzeitig Fundament und Garant für die Erringung von Recht und Freiheit ist für Meyer – wie eigentlich für alle ‚fortschrittlichen‘ Zeitgenossen seiner Schicht – der zivilisatorische Fortschritt, der sich dank freiem Unternehmertum vor allem in der Technik und den Erkenntnissen der Naturwissenschaften manifestiert.

Das nachahmenswerteste Beispiel für freies Unternehmertum findet er natürlich in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo dieses nach Meyers Ansicht vor allem beim Eisenbahnbau, dem bekanntlich auch er aus tiefster Überzeugung frönte, am deutlichsten zu Tage tritt, denn: „Welcher andere Staat kann sich nur im Entferntesten solcher Förderung des Unternehmungsgeistes der Bürger für Werke des öffentlichen Nutzens rühmen, und in welchem Kontraste treten zu jener Munificenz einer bürgerlichen Selbstregierung die Besteuerungen, die lästigen Kontrollen und Bevormundungen mancher Regierungen in Europa, die doch beständig die Sorge für das Staatswohl im Munde führen?“[28] Bemerkenswert an dieser Aussage ist das Junktim Republik und freies Unternehmertum, wobei letzteres – gemäß Meyer – seinem Wesen nach offenbar unvereinbar ist mit einem monarchisch-absolutistisch verfaßten Staat.

---

[24] „Meyer’s Universum“, Bd. 9, S. 99 (in dieser Ausgabe Bd. VII, S. 207).

[25] „Meyer’s Universum“, Bd. 14, S. 38 (in dieser Ausgabe Bd. XIV, S. 20).

[26] „Meyer’s Universum“, Bd. 14, S. 235 (in dieser Ausgabe Bd. XIV, S. 249).

[27] „Meyer’s Universum“, Bd. 12, S. 93 (in dieser Ausgabe Bd. XI, S. 7).

[28] „Meyer’s Universum“, Bd. 15, S. 150f. (in dieser Ausgabe Bd. XV, S. 164).

Andererseits verschließt Meyer keineswegs die Augen vor der existentiellen Not breiter Schichten als Folge der Industrialisierung. Da er jedoch – wie eigentlich alle seiner Zeitgenossen – auf die sich gefährlich zuspitzende soziale Frage keine Antwort wußte, siegte auch bei ihm letztlich die Angst vor den entrechteten Schichten, die vor allem in seinem Artikel über Lyon sehr konkrete Gestalt annimmt: „[…] die Fabrikherren gleichsam […] Barone des Mittelalters; […] brauchen nur ihre Werkstätten zu schließen und eine Armee von Heloten ist brodlos und Jedem zu folgen bereit, welcher sie führen will. Je kolossaler sich die Industrie ausbildet, je schneller und gewaltiger sie alle Unabhängigkeit, Selbstständigkeit und Subsistenzmittel des Handwerkers zerstört, je mehr muß sich der Helotismus steigern, desto häufiger wird ihn eine Stockung außer Brod setzen, und desto nöthiger auch wird der festgegliederte Widerstand Derer, welche etwas besitzen, wider Die werden, welche nichts haben und nach Allem gelüsten. […] Darum hat auch ein gewisser Pseudo-Republikanismus, welcher unter dem weisen Gewand der Begeisterung für Menschenrechte und Freiheit die Diebsjacke verbirgt, in dem Helotismus ein unverwüstliches Daseyn, denn jener hat einen Zweck, den jeder Helote begreift. […] Bedenke man, um die Größe der Gefahr ganz zu begreifen, noch ferner, daß die Mehrzahl dieser Arbeiter gedient hat und fertig mit den Waffen umgehen kann, folglich sich einem tüchtigen Führer sogleich militärisch unterzuordnen versteht, und daß nirgends in der Welt so sehr als in jenen Städten durch den Unflath einer sittenlosen Unterhaltungsliteratur das Gift der Demoralisation, des Atheismus und der Mißachtung von Tugend und Recht die untersten Klassen angesteckt und durchdrungen hat.“[29]



*Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling (siehe hierzu S. 12, Anm. 30).*

Völlig berechtigt weist Meyer hingegen auf die für eine erfolgreiche Entwicklung von Industrie und Technik unabdingbare Förderung der Naturwissenschaften hin – damals oft geringschätzig als Realien bezeichnet –, die nicht nur seiner Ansicht nach durch die endgültige Abkehr von der zuletzt von Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling (1775–1854)[30] vertretenen spekulativen Naturphilosophie zugunsten der experimentellen Empirie zu erreichen ist. In dieser Hinsicht wird er nicht müde, auf das Beispiel Englands, den Hort der europäischen Industrialisierung, zu verweisen: „England, das im Staatenkreise seit vielen Jahrhunderten den Reigen führt im Streben nach tüchtigen Zielen, England, das zuerst der Alleinherrschaft den Stachel nahm, das zuerst die Bürgerfreiheit neben das Königthum gesetzt, das zuerst Sklaverei und Sklavenhandel gebrandmarkt hat, das im Verkehr der Staaten unter einander das Sittengesetz wieder zu Ehren brachte; England, das jetzt die Elemente, die es für zeitgemäße wahre Volksbildung gesammelt, in ein großes System vereinigen und wirksam zu machen strebt: – das hat auch für die industrielle Bildung zuerst die Fahne erhoben, das Studium der Naturwissenschaften zuerst aus dem praktischen Gesichtspunkte aufgefaßt, es in die Schulen verpflanzt und für die polytechnischen und Reallehranstalten die ersten Muster aufgestellt. Es hat auch die frühesten Früchte davon geärndtet.“[31]

An anderer Stelle verweist er voller Stolz auf die jüngste Entwicklung der Naturwissenschaften: „Die Naturwissenschaften haben seit einem halben Jahrhundert an Fortschritt, Umfang, Kraft und Wirksamkeit außerordentlich gewonnen. Schon dehnen sie ihre Herrschaft auf die verschiedensten Gebiete des menschlichen Geistes aus und auf alle Verhältnisse und Beschäftigungen des Lebens üben sie

[29] „Meyer’s Universum“, Bd. 6, S. 90f. (in dieser Ausgabe Bd. VI, S. 158).

[30] Der nach einer Vorlage von Josef Karl Stieler (1781–1858) von Albrecht Fürchtegott Schultheiß (1823–1909) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Bildnisse berühmter Deutschen [sic!]. Dreißig Blätter. […]“ (Leipzig: Breitkopf & Härtel 1850-1861).

[31] „Meyer’s Universum“, Bd. 9, S. 135f. (in dieser Ausgabe Bd. IX, S. 326)

mehr oder weniger Einfluß. Diese rasche und beständig fortschreitende Entwickelung danken wir vorzüglich dem Umstand, daß heutige Naturforschung den lange verfolgten Pfad der Spekulation verließ, um den der Erfahrung und Beobachtung ausschließlich zu betreten. […]. Aus die Naturphilosophie der vergangenen Zeiten sehen wir jetzt zurück wie auf einen abgestorbenen Baum, der das schönste Laich, die prächtigsten Blüthen, aber keine Früchte trug. Sie hatte mit unendlichem Geist und Scharfsinn neue Theorien zur Erklärung von Erscheinungen geschaffen; aber was sie mit den glänzendsten Farben ausgemalt, waren doch nur Bilder ihrer Phantasie. Die neuere Naturforschung hingegen hält sich an das Reale: sie sucht nichts als die Wahrheit auf dem mühseligen Wege der Beobachtung. Sie betrachtet als ihre Aufgabe die Erkenntniß, welche nur erworben wird durch unermüdliche Arbeit und Anstrengung. Die hypothetischen Erklärungen der Phänomene durch die philosophischen von Aristoteles an bis auf die Neuzeit haben in ihren Augen nur noch historisches Interesse“[32]

Obwohl Meyer der „Anwendbarkeit des erlangten Wissens auf die Handthierungen und Gewerbe des Lebens“[33] eindeutig den Vorrang einräumt, weiß er sehr wohl um die Notwendigkeit einer allgemeinen Bildung als solches, weshalb er auch nicht müde wird, der Reform der Volksschulen und Gymnasien, der Förderung von Realgymnasien und der ausreichenden finanziellen Ausstattung der Universitäten das Wort zu reden. Sein Klagelied auf die Verhältnisse in den Volksschulen beschreibt sehr eindringlich das damals nur allzu häufig vorzufindende schulische Elend: „Man trete nur in eine Schule. Trauriges Schauspiel! Statt die Intelligenz zu entwickeln, statt mit diesen jungen, kaum entwickelten Gehirnen Experimente anzustellen, um zu wissen, wozu sie am besten geeignet find, erstickt man die Keime; statt sie zu pflegen, werden sie zertreten; statt zu leiten, herrscht man; statt zu biegen, werden sie gebrochen. Da wird die lebenvolle Jugend der mörderischen Methode, den Foltern der Grammatik, unverständlichen Doctrinen in der unverständlichsten Form geopfert. In den Augen des Kindes erscheint der Schulmeister wie ein unerbittlicher Despot, der ohne Appell richtet, und nach seinen Launen und Eingebungen straft. Ist das Kind zu diesem Begriffe gelangt, dann lernt es nicht mehr, um zu lernen; es lernt nicht, um besser, um gescheuter zu werden; sondern nur, um der Strafe zu entgehen. Es macht seine Aufgabe, es wiederholt, es lernt auswendig, es antwortet, es hört auf, – Alles, weil es muß, und nur so viel, als es eben muß. Seine Beweggründe sind Gewalt, Furcht, Zwang; allenfalls auch eine Portion Eitelkeit und Eigenliebe: nie aber Verlangen, recht zu thun, nie der Wunsch nach geistiger und moralischer Vervollkommnung. Man höre nur, wie das Kind die von ihm geforderte Antwort ertheilt: es gibt sie mit klagender Stimme, mit dumpfem, einförmigem Ton. Maschinenwerk scheint Alles, das der Schulstock bewegt. Nirgends ist des Schülers Wille dabei sichtbar; so wenig, wie bei dem Rade der Druckmaschine, welche dieses Blatt hervorbringt. Sklavenfurcht, Langeweile, Theilnahmlosigkeit, das sind die Genien unserer Schulhäuser. –“[34]

Das auf klassische Bildung ausgerichtete traditionelle Gymnasium hält er ebenso sehr aus gesellschaftspolitischen wie aus pädagogischer Gründen (hierbei dürfte Meyers eigene Schulerfahrung keine geringe Rolle gespielt haben) für reformbedürftig: „Nicht die einseitige Bildung des Verstandes oder des Gedächtnisses, sondern hauptsächlich die Pflege des Gemüths ist das Fundament der vernunftgemäßen Kultur. […] Denn der Mensch ist nicht blos Mensch für sich; er ist Glied der Gesellschaft. Seine bürgerliche Bestimmung muß er erfüllen können, und dazu gehört nicht blos Bildung der geistigen Kräfte, sondern auch eine Masse positiver Kenntnisse, vor Allem aber ein richtiger Begriff vom Bau der Gesellschaft, wie er seyn soll nach den Ideen des Rechts und der Sittlichkeit. […] Was ist damit gedient, daß wir unsere Jugend 8–10 Jahre lang abquälen mit dem Erlernen der todten Sprachen, als dem Schlüssel der Humanitätsbildung, den sie, aus der Schule entlassen, einstecken, um – in neun Fällen unter zehn – den Schrank, wo die köstlichen Schätze liegen, nie damit zu öffnen? denn Quälerei macht ihnen Ekel schon vor der Mahlzeit. Und was sollen Knaben von 10 bis 14 Jahren mit einem Tacitus, Cicero, Virgil, Homer, oder einem Plato und Thucydides anfangen? Gehört nicht ein reiferes Alter und ein gebildeterer Geist dazu, die Werke solcher Autoren zu verstehen, und ist es nicht ungereimt, Kindern die geistige Speise vorzusetzen, welche der vollendeten Jugendbildung gereicht werden sollte? ist es

[32] „Meyer's Universum“, Bd. 15, S. 29 (in dieser Ausgabe Bd. XV, S. 76).

[33] „Meyer's Universum“, Bd. 9, S. 134 (in dieser Ausgabe Bd. IX, S. 325).

[34] „Meyer's Universum“, Bd. 6, S. 47 (in dieser Ausgabe Bd. VI, S. 61).

vernünftig, Jungen auf den Kampfplatz des griechisch-trojanischen Kriegs zu führen, oder in die Zimmer der Penelope, ihnen das hölzerne Roß auseinander zu legen, oder die Irrfahrten des Ulysses auf die Karte zeichnen zu lassen, oder mit ihnen über die Staatseinrichtungen des Solon und Lykurg zu reden und sie einzuweihen in die römische Diplomatie? Wenn ihnen dann der Bart gewachsen ist, so wissen sie wohl aufs Genaueste die Funktionen eines römischen oder griechischen Militär- oder Zivilbeamten vom Liktor bis zum Konsul hinan zu erklären, aber sie wissen nicht, was ein deutscher Bürger, Magistrat, Landstand oder Richter ist und seyn soll nach Amt, Recht und Pflicht; sie können das Korn vom Waizen auf dem Felde nicht unterscheiden, die Ulme nicht von der Esche, und ein Jean Paul, ein Lessing, ein Kant sind ihnen verschlossene Räthsel, während sie lateinische Hexameter zusammenflicken, oder um einen griechischen Accent disputiren."[35]

Andererseits weist er mit klaren Worten das von Gleichgesinnten angedachte Ansinnen, gänzlich auf die klassische Bildung zu verzichten, weit von sich: „Es ist Thorheit, den Werth der klassischen Studien als Mittel der Humanitätsbildung zu verkennen; aber ich unterscheide davon die bisherige mühsame, die ganze Jugendzeit auffressende Erlernung todter Sprachen. Ich will vielmehr, daß sich die Beschäftigung der Schule mit der griechischen und römischen Literatur beschränke auf die lebendige Anregung zur fruchtbaren Anwendung alles Dessen, was die Werke der Alten Menschlich-Großes, -Edles und -Schönes, brauchbar für das heutige Leben, enthalten. –"[36]

Auch macht er aus seiner Überzeugung keinen Hehl, daß in seinen Augen wirksame Reformen eigentlich nur unter der Regierungsform der Republik möglich sind, denn: „Der Absolutismus wußte wohl, was er that, als er die Staatseinrichtungen überall so regelte, daß die Bildung immer nur Wenigen ein Bedürfniß und zugänglich wurde und die Masse des Volks auf Unwissenheit und Helotendaseyn angewiesen blieb. [...]. Daher sehen wir, wo immer Volksfreiheit und Selbstregierung zur Herrschaft gelangen, daß der Steuerleute erste Sorge ist, den Volksunterricht zu reformiren und dem belehrenden Wort die Zunge zu lösen."[37]

Da er sich aber vorerst mit der Fürstenstaaterei noch abfinden muß, schreibt er wenigstens den Fürsten von Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Meiningen sowie Sachsen-Coburg und Gotha, die als „Nutritoren", also als „Nährer" der Universität Jena fungierten, die Pflicht zu einer nicht nur ausreichenden, sondern zu einer in jeder Hinsicht zukunftsträchtigen finanziellen Ausstattung dieser Universität mit äußerste Deutlichkeit ins Stammbuch: „Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die Dürftigkeit der äußeren Mittel, gegenüber den Ansprüchen, welche unsere Tage an eine Hochschule der Wissenschaften machen, die Möglichkeit mehr und mehr in Frage stellt, ihr Ansehen ungeschmälert fort zu erhalten und gegen die reicher dotirten Schwestern nicht zurückzustehen. Jena's Flor ist, trotz der berühmten Männer, die heute noch sein Stolz sind, in Abnahme begriffen. Nur eine sorgfältige Pflege von Seiten der Regierungen, deren Patronat die Universität unterworfen ist, und die Bewilligung bedeutend größerer Geldunterstützung kann sie vor weiterem Verfall bewahren. Es wäre eine schöne Aufgabe der jetztlebenden, meistens jungen sächsischen Herzöge, den Ruhm ihres Jena zu erneuern, der Hochschule das Feld großartiger geistiger Wirksamkeit nach allen Seiten hin zu öffnen, die Schranken niederzuwerfen, die sie beengen, und die verwachsenen Pfade zu reinigen oder wieder gangbar zu machen. Die Tempel der Gelehrsamkeit bedürfen der beständigen Pflege und ihre Opfer-Priester des erwärmenden und belebenden Feuers. Auch die Feldzüge, Eroberungen, Entdeckungen im Reiche der Wissenschaften verlangen Zustände, Verhältnisse, Vorbereitungen und Anstalten, die Geld, und öfters viel Geld kosten."[38]

Wie bereits erwähnt, sieht Meyer obengenannte Vorstellungen in den protestantischen Kantonen der Schweiz und in den Vereinigten Staaten von Amerika am weitestgehenden verwirklicht. Dabei ist ihm allerdings auch nicht entgangen, daß es offensichtlich ganz reale Opfer dieses Zivilisationsprozesses gibt, nämlich in den USA z. B. die indigenen Völkerschaften. Angesichts Meyers humanistischer Ansichten ist es nun nicht wenig überraschend, aus seiner Feder folgendes Verdikt über die dortigen Urein-

[35] „Meyer's Universum", Bd. 13, S. 153-155 (in dieser Ausgabe Bd. XIII, S. 104f.).

[36] „Meyer's Universum", Bd. 13, S. 154 (in dieser Ausgabe Bd. XIII, S. 105).

[37] „Meyer's Universum", Bd. 14, S. 38f. (in dieser Ausgabe Bd. XIV, S. 20).

[38] „Meyer's Universum", Bd. 15, S. 191f. (in dieser Ausgabe Bd. XV, S. 198).

wohner zu vernehmen: „In den Urwäldern von Minnesota, an den Gestaden des Itasca, lauschten niemals die Hirten der Leyer eines Orpheus, auf seinen Wellen schifften nicht die Helden der Argo, kein Jason und keine Helena geben dem Dichter oder der Sage Stoff; nicht Völker, reich, mächtig, geistig hochgebildet und an Leib wie die Götter schön, wohnten jemals am großen Strome, und die Geschichte erzählt nicht von der Kultur und dem Reichthum vergangener Reiche. Was sie uns bewahrt, ist ein nüchterner Bericht von Büffel- und Bären jagenden Rothhäuten, ihren kannibalischen Festen und Kriegen und ihrer Ausrottung durch das Feuerwasser und die Waffen der Weißen. Doch wie bald wird sich die Scene ändern! wie bald wird der Europäer mit seiner Gesittung auch in die stille Waldöde dringen; wie bald werden die Urwälder niederstürzen unter den Hieben seiner Axt; wie bald werden sich Städte in den klaren Quellseen spiegeln mit ihrem Handel und ihren Schätzen, mit ihrer Bildung und ihrem Wissen, – und wie lange wird es dauern, daß die weißen Erben jener rothen Bärenhäuter der alten Welt neue Gesetze schreiben! –“[39]

Mit einer für unsere Zeit erschreckenden Selbstverständlichkeit nimmt Meyer die Ausrottung der Indianer zugunsten der ‚streb- und arbeitsamen‘ europäischen Auswanderer hin, gleichsam als unvermeidbare Begleiterscheinung für die Ausbreitung der Zivilisation, ganz nach dem Motto, wo gehobelt wird, da fallen auch Späne.

Noch bedenklicher erscheint allerdings die Gedankenwelt, die hinter solchen Äußerungen steckt, die nämlich eindeutig auf die sich zunehmend entwickelnde ‚wissenschaftliche Rassenlehre‘ zurückgreift: „Was Mythe und Fabel erzählen von dem einzigen Menschenpaare als dem gemeinschaftlichen Urahn eines in Gestalt, Farbe, Raçenausdruck so mannichfachen und verschiedenen Geschlechts – das verschwindet vor der Forschung wie ein Ammenmährchen vor dem reiferen Verstande. Eben so gut könnte man sagen, daß alle Katzenarten vom Löwen, und daß alle Affen von der Meerkatze abstammen. Jede Region des Erdballs hat ihre eigene Menschenschöpfung, und in der That zeigt kein Thiergeschlecht solche Verschiedenheit in den charakteristischen Formen, als der Mensch in seinen Arten und Raçen. Diese sind einander unähnlicher als Katze und Leopard, Esel und Pferd, Hund und Wolf. Im Pariser *Jardin des Plantes* hatte man während der Kaiserzeit einmal charakteristische Exemplare verschiedener Menschenarten ausgestellt: – den Feuerländer, den Eskimo, den Rothhäuter vom Orinoco und Missouri, den thierischen Australier, den edlen Tscherkessen, den Neger vom Zambeze, den Chinesen aus Peking, den athletischen Bewohner der Sandwichinseln [d. i. Hawaii; Anm. d. Hrsg.] und den Kannibalen Neuseelands; – wer sie so neben einander sah, dem schwand der Glaube an die mosaische Mythe von dem einen Stammvater des ganzen Menschengeschlechts gewiß für immer aus der Seele. […] Die Zeit allein hat keinen sittigenden Einfluß. In einem rohen, wilden Zustande können die Menschen ganzer Kontinente verbleiben, ohne daß ein Jahrtausend irgend Etwas zu ihrem Wissen, ihrer Vervollkommnung, zu ihrer Veredlung und Gesittung fügt. Australien und Amerika geben davon Beweise. Der Australier ist noch derselbe dem Thiere zunächststehende Barbar, der er an dem Tage seiner Schöpfung war; und der Rothhäuter Amerika’s, die Indianerstämme von der Küste der Straße Maghellans bis zu den Ufern des Kupferminenflusses, die in 180 Sprachen ihre Schlachtgesänge ertönen lassen, haben seit den Jahrtausenden ihres Daseyns ihre Beschäftigungen, ihre Kleidung, Bedürfnisse, Sitten und Gebräuche, ihre Vorstellungen und Neigungen nicht im geringsten geändert. Selbst der Kontakt mit den civilisirten Menschen konnte sie nicht anders machen; unzähmbar, wie der Bison ihrer Ebenen, oder der Bär ihrer Gebirge, entlehnten sie der herandrängenden Civilisation nur die Werkzeuge und Mittel, ihre wilden Leidenschaften vollständiger und nachdrücklicher zu befriedigen, und Europa hat nur dazu beigetragen, den Vernichtungsprozeß zu beschleunigen, welchem die ganze rothhäutige Menschheit Amerika’s verfallen scheint. –“[40]

[39] „Meyer’s Universum“, Bd. 15, S. 3 (in dieser Ausgabe Bd. XV, S. 8).

[40] „Meyer’s Universum“, Bd. 15, S. 36 (in dieser Ausgabe Bd. XV, S. 80f.).

## Der weltgeschichtliche Auftrag der Deutschen als Kernelement des Germanentums

Spätestens mit der Entdeckung Amerikas kamen die ersten Theorien auf, die die Unterschiede der ‚Rassen‘ zum Gegenstand hatten. Ihre systematische Ausprägung erfuhren diese dann jedoch erst im Rahmen der Aufklärung, und selbst Immanuel Kant (1724–1804) meinte, wesentliche Unterschiede zwischen den einzelnen Gliedern der menschlichen Familie ausmachen zu müssen. So kann z. B. seiner Ansicht nach in Beziehung auf die Ureinwohner Amerikas, kein „[…] anderer Grund angegeben werden […], warum diese Race, zu schwach für schwere Arbeit, zu gleichgültig für emsige und unfähig zu aller Cultur, wozu sich doch in der Naheit Beispiel und Aufmunterung genug findet, noch tief unter dem Neger selbst steht, welcher doch die niedrigste unter allen übrigen Stufen einnimmt, die wir als Racenverschiedenheiten genannt haben.“[41] Angesichts der impliziten grundsätzlichen Unterscheidung in Höher- bzw. Minderwertigkeit einer ‚Rasse‘ erscheint eine Begründung – Kant erwägt in diesem Zusammenhang einen Einfluß des Klimas – als eher nebensächlich. – Die Unterscheidung in höher- bzw. minderwertige ‚Rassen‘ ist übrigens Herzstück aller Rassentheorien aller Zeiten. Diese im 19. Jahrhundert anhand ‚moderner‘ Ethnologie und Anthropologie mit wissenschaftlichen Anstrich versehene, letztlich jedoch zwangsläufig im Willkürlichen verbleibende Klassifizierung der Menschheit fand – wie wir zum unserem eigenen Leidwesen bestens wissen – bis ins 20. Jahrhundert immer weitere Verbreitung, und selbst Koryphäen wie Rudolf Virchow (1821–1902) und Ernst Haeckel (1834–1919) müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, Wegbereiter dieser ‚Wissenschaftsdisziplin‘ gewesen zu sein.



*Immanuel Kant*
*(siehe hierzu S. 16, Anm. 41).*

Auch der in der Tradition des deutschen Idealismus und der nationalgeschwängerten deutschen Romantik sozialisierte Joseph Meyer stand einer spezifisch germanisch-deutschen Superiorität nicht allzu fern. Der Einfachheit halber – ähnlich wie Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) in seinen „Reden an die deutsche Nation“ – faßt er hierfür bedenkenlos alle europäischen Völkerschaften unter dem Begriff „Germanen“ zusammen, die die schlichte Voraussetzung erfüllen, nicht dem romanischen bzw. slawischen Kulturkreis anzugehören. Überhaupt kann man sich kaum des Eindrucks erwehren, daß Fichte bei Meyer eine Art geistiger Patenschaft ausübte, denn die Meyersche Mission der Deutschen als Teil der germanischen Rasse entspricht nahezu identisch den Vorgaben des Berliner Philosophen: „Euch ist das größere Geschick zu Theil worden, überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen, und die rohe körperliche Gewalt insgesammt, als beherrschendes der Welt, zu vernichten. Werdet ihr dies thun, dann seid ihr würdig der Abkunft von uns. Auch mischen in diese Stimmen sich die Geister eurer spätern Vorfahren, die da fielen im heiligen Kampfe für Religions- und Glaubens-Freiheit. Rettet auch unsere Ehre, rufen sie euch zu. […]. An euch ists, diesem Opfer seine Bedeutung und seine Recht-

---

[41] Kant, Immanuel: I. Fortsetzung der Abhandlung von dem Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie. (T. Merk. Januar 1788, S. 52.) – In. „Der teutsche Merkur vom Jahre 1788“ (Weimar: [Selbstverlag] 1788), Bd. I, 1. Vierteljahr („Februar 1788.“). S. 121. Siehe hierzu auch: Kant, Immanuel: Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften (Berlin u. Leipzig: de Gruyter 1923), Bd. VIII, Abhandlungen nach 1781, S. 178. Der nach einer Vorlage von Gottlieb Doebler (Lebensdaten unbekannt) von Johann Leonhard Raab (1825–1899) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Bildnisse berühmter Deutschen [sic!]. Dreißig Blätter. […]“ (Leipzig: Breitkopf & Härtel 1850-1861).

fertigung zu geben, indem ihr diesen Geist einsezt in die ihm bestimmte Weltherrschaft. Erfolgt nicht dieses, als das lezte, worauf alle bisherige Entwicklung unsrer Nation zielte, so werden auch unsre Kämpfe zum vorüberrauschenden leeren Possenspiele und die von uns erfochtene Geistes- und Gewissensfreiheit ist ein leeres Wort, wenn es von nun an überhaupt nicht länger Geist oder Gewissen geben soll.“[42]

Der Deutsche hat also aufgrund seiner Geschichte und seiner besonderen Befähigungen nicht nur die explizite Berufung zur ‚segensreichen‘ Verbreitung der Zivilisation, sondern sogar zur Weltherrschaft! Und das noch auf der Grundlage des nur allzu gut bekannten Alles oder Nichts!

Nur, was tun, wenn man diese Mission nicht auszuüben vermag, ja nicht einmal in der Lage ist, die Grundlagen für diesen weltumspannenden Auftrag zu schaffen? – Dann bemächtigt man sich eben der zivilisatorischen Wirkmächtigkeit der ‚germanischen‘ Nachbarschaft, und zwar naheliegenderweise vornehmlich der von Briten und US-Amerikanern, denn für Meyer sind diese „[…] die beiden größten Nationen, in denen sich die Weltmission des Germanenthums verkörpert hat und die Demokratie des Protestantismus in Kirche und Staat ihren wahren Ausdruck erhielt.“[43]

Eine andere, nicht minder komfortable Lösung, um derartige Unzulänglichkeiten zu überdecken, sieht Meyer darin, sich einfach der Kulturleistungen des ‚Erbfeindes‘ Frankreich zu bemächtigen, indem er z. B. die Kathedrale von Rouen – und letztlich die gesamte Gotik – kurzerhand zur Schöpfung deutscher Erfindungsgabe und Handwerkskunst erklärt: Denn da „[…] thürmte der Deutsche seine ewigen Münster auf, und Deutsche wurden die Baumeister aller der Völker, wo germanisches Blut zur Herrschaft gelangt war. […] In Frankreich tritt uns, zumal in den nördlichsten Gegenden, wo, in Burgund und in der Normandie, die germanischen Volkselemente am häufigsten verbreitet waren, auch die früheste Entwickelung des germanischen Baustyls in einer Reihe von Monumenten entgegen: denn immer waren es die deutschen Bauhütten (als deren Sitze Straßburg, Cöln, Wien, Zürich etc. etc. glänzten), welche berufen wurden, bei großen Tempelbauten Hand anzulegen, und wenn sie auch, wie oft geschah, die spätere Ausführung inländischen Künstlern und Handwerkern überließen, so gingen doch die Pläne und Grundrisse fast ohne Ausnahme von deutschen Meistern aus.“[44]

Neben den Deutschen, Engländern und US-Amerikanern gesteht er jedoch auch den übrigen ‚germanischen Geschwistern‘ ein besonderes zivilisatorisches Potential zu: „Unbestritten ist es der deutsche Geist, welcher im Menschheitsleben jetzt die große Rolle spielt. Er ist’s vorzugsweise, welcher auf die Elemente der Zukunft in beiden Hemisphären bestimmend wirkt. Vom Ural bis zu den Säulen des Hercules, vom Nordkap bis zu Kaliforniens goldenem Thor [San Francisco; Anm. d. Hrsg.] herrscht entweder germanisches Wesen unmittelbar, oder übt es überwiegenden Einfluß. Es verliert diese Thatsache nichts an ihrem Gewicht dadurch, daß der Deutsche in seinem eigenen Lande, das einst das Reich der Mitte gewesen, so tief gesunken ist, daß dem Löwen die Hasen an der Mähne zausen, und er den Diener macht von Allen, die seine Dienste anrufen, auch wenn es Söldner-, Schreibers Kutscher- und Mägdedienste wären. Als Engländer aber beherrscht er die Meere, ihre Eilande, ein Viertel der Landfeste der Erde; er prägt zwei hundert Millionen Menschen den Stempel seiner Verfassung, seiner Geschichte und seines Lebens auf; als Holländer zähmt er kühn die Wuth des Oceans, pumpt er Seen aus, legt weite Sümpfe trocken, und behauptet mit wunderbarer Beharrlichkeit seine Botmäßigkeit in fernen Zonen; als Däne und Schwede hat er die Civilisation in den starren Norden und das Christenthum in die Länder des ewigen Eises getragen, und als Nordamerikaner – als der Bruder Jonathan – hat er die große Aufgabe zu lösen, in jener westlichen Erdhälfte, über welche gleichsam der Geist des Schöpfers noch schwebend brütet, und wo ein verworrenes, trübes, unklares Gemenge zahlloser Ur-Völker sein Wesen treibt, Organisationen hervorzurufen, die das Angesicht des Welttheils gänzlich umgestalten. Und nicht nur dieses Welttheils allein: auch auf die Umwandlung der Verhältnisse in der alten Welt wird Amerika wirken, und in der Solution der amerikanischen Verhältnisse werden sich

[42] Fichte, Johann Gottlieb: Reden an die deutsche Nation. Berlin: Realschulbuchhandlung 1808. S. 481ff.

[43] „Meyer’s Universum“, Bd. 15, S. 78 (in dieser Ausgabe Bd. VIII, S. 51).

[44] „Meyer’s Universum“, Bd. 9, S. 10f. (in dieser Ausgabe Bd. III, S. 158). Die Anfänge der gotischen Architektur werden im allgemeinen mit Abt Suger von Saint-Denis (1081–1151) verbunden, der Kathedralbau von Rouen im besonderen mit dem Baumeister Jean d’Andely (Lebensdaten unbekannt).

recht eigentlich die Krystallisationen jenes germanischen Allreichs bilden, dessen Möglichkeit nicht mehr in das Reich der Träume gehört.“[45]

Die germanische Weltherrschaft kann in Meyers Augen allerdings erst dann als endgültig verwirklicht gelten: „Wenn […] der germanische Freistaatenbund der neuen Welt dem Freistaatenbund deutscher Nation in der alten die Bruderhand reicht, dann wird wahre Freiheit und Gesittung allmählig Eigenthum der ganzen Erde werden, das Germanenthum seine göttliche Sendung erfüllen, eintreten die Sonnenwende des großen Weltjahrs […].“[46]

Dieser Aspekt hinsichtlich Deutschlands und der Neuen Welt ist meines Erachtens bei fast allen Beschreibungen des nordamerikanischen Kontinents stets im Hinterkopf zu behalten, da vor allem nach dem Scheitern der Revolution von 1848/49 die Vereinigten Staaten von Amerika als vielversprechendes Betätigungsfeld im Sinne einer oben beschriebenen deutschen Suprematie angesehen wurde; so fällt beispielsweise auf, daß Meyer – und in noch weitaus größerem Umfang seine Nachfolger – bei ihren Beiträgen über nordamerikanische Städte auffällig großen Wert auf Beschreibung der Stärke – und eventuelle ‚Ausbaufähigkeit‘ – des dort vorkommenden ‚Deutschtums‘ legen.

Trotz dieser heute mehr als befremdlich erscheinenden Phantastereien von einer deutsch-germanischen Weltherrschaft, darf man Meyer keinesfalls einen Rassismusbegriff unterstellen, wie er sich später unter dem Nationalsozialismus Bahn brechen konnte. Bei Meyer gibt es weder die Absicht noch den Willen zur Vernichtung anderer Völkerschaften; der Untergang anderer Kulturen wird lediglich billigend in Kauf genommen. Vor allem verwahrt er sich mit klaren Worten gegen jede Art von Antisemitismus, der gerade zu seiner Zeit fröhliche Urstände feierte, denn in seinen Augen ist „Judenverachtung […] Rohheit und Unrecht zugleich.“[47]

Dennoch erfüllt uns Nachgeborene der damalige Umgang mit Germanen- und Deutschtum zu Recht mit größtem Unbehagen, das zusätzlich durch den Umstand verstärkt wird, daß fast alle liberalen Intellektuellen des Vormärz nach der 1871 erfolgten Reichsgründung nicht nur voller Inbrunst, sondern leider auch lauthals in das immer gewaltiger anschwellende „Deutschland, Deutschland über Alles \ Über alles in der Welt“ einstimmten und die fatalen Anfangsverse nun gar als Vermächtnis wahrnahmen.

Man kann also durchaus mit einer gewissen Berechtigung behaupten, daß die schließlich im 20. Jahrhundert so blutig aufgegangene Saat des deutschen Größenwahns bereits verhältnismäßig früh im 19. Jahrhundert ausgebracht worden war, doch darf keinesfalls aus den hier präsentierten Textbeispielen der Schluß gezogen werden, daß damit der Katastrophe des Nationalsozialismus eine determinierende Zwangsläufigkeit zugrunde gelegen hätte. Zum einen waren das Deutsche Kaiserreich und seine Gliedstaaten trotz aller vorhandenen – und zur damaligen Zeit durchaus auch anderswo nicht unüblichen – autoritären Züge zweifellos rechtsstaatlich verfaßt, zum anderen bedurfte es von der hypernationalistischen Disposition bis zur realen nationalsozialistischen Perversion weiterer katalytischer Elemente, wie z. B. der wirtschaftlich desaströsen Folgen des anleihefinanzierten Krieges, des Friedensschlusses von Versailles, der wirtschaftlichen Instabilität infolge der Reparationsverpflichtungen, der inneren Widersprüche der die Weimarer Republik hauptsächlich tragenden Parteien wie Zentrum und Sozialdemokratie, der demütigenden französischen Besatzungspraxis, der Weltwirtschaftskrise von 1929 etc. pp., um hier nur die folgenreichsten Faktoren zu nennen.

## „Meyer’s Universum“ – und Bearbeitungskriterien des Herausgebers

Doch nun wieder zurück zum eigentlichen „Universum“!

Wie bereits erwähnt, bestand ein Band des „Universums“ zumeist aus 12 Lieferungen mit jeweils 3-4 Stahlstichen und unterschiedlich umfangreichen Erläuterungen. Anfangs konnte Meyer diese Lieferungen wohl noch in dem auf dem Titelblatt gedruckten Jahr bewerkstelligen, später zogen sich die

[45] „Meyer’s Universum“, Bd. 17, S. 17 (in dieser Ausgabe Bd. XIV, S. 207).

[46] „Meyer’s Universum“, Bd. 13, S. 58 (in dieser Ausgabe Bd. VI, S. 132).

[47] „Meyer’s Universum“, Bd. 5, S. 35 (in dieser Ausgabe Bd. V, S. 61).

Lieferungen zumeist über einen Zeitraum von zwei, wenn nicht gar drei Jahren hin, wie anhand der darin beschriebenen Ereignisse bzw. der hierzu zitierten Quellen nachgewiesen werden kann.

Ein großes, und bis heute abschließend ungelöstes Rätsel im Zusammenhang mit dem „Universum“ bleibt die Herkunft der Illustrationen. Obgleich das Bibliographische Institut bereits im Jahre 1830 „sechzehn Kupfer-, Stahl- und Steinstecher und drei Zeichner“[48] beschäftigte, scheinen diese häufig lediglich Nachstiche von bereits wohlbekannten Ansichten hergestellt oder diese gar durch bloßes Ändern der Bildunterschriften und das Entfernen der ursprünglichen Künstlersignaturen zu Raubdrucken umgewandelt zu haben, wie dies z. B. bei der Abbildung „(Rom.) Brücke und Castell St. Angelo, Peterskirche u. Vatican.“ im ersten Band des „Universums“ der Fall gewesen zu sein scheint[49]. Denn der rechts unten signierende Stecher Bernhard Metzeroth (1813–1848) dürfte zur Abbildung kaum mehr beigetragen haben, als die ins Deutsche übersetzte schnörkelige Bildunterschrift, da der Stich nachweislich 1830 von James Baylis Allen (1803–1876) nach einer Vorlage von Samuel Prout (1783–1852) für das von Thomas Roscoe (1791–1871) 1831 in London bei Robert Jennings (Lebensdaten unbekannt) erschienene Werk „The Tourist in Italy. Illustrated from drawings by S. Prout“ angefertigt worden war[50]. Ähnliches scheint auch für die erste Ansicht Innsbrucks zuzutreffen[51]. Zudem läßt „[…] ein Blick in ‚Heath’s Picturesque Annual for 1832‘ […] acht Stahlstiche erkennen, die mit denen aus ‚Meyer’s Universum‘ identisch sind. In den ‚Illustrations of the Life and Works of Lord Byron‘ sind 25 mit denen aus dem ‚Universum‘ fast gleich. Auch aus ‚Landscape Annual‘ tauchen Ansichten im ‚Universum‘ auf. Dabei wählte man für das ‚Universum‘ genau den gleichen Maßstab.“[52] Nachweislich finden sich im „Universum“ auch Stiche, die wohl erstmals in dem von Letitia Elizabeth Landon (1802–1838) herausgegebenen „Fisher’s Drawing Room Scrap Book; with Poetical Illustrations […]“ (London: H. Fisher, R. Fisher & P. Jackson 1832-1839) erschienen sind. Manche Illustrationen dürften hingegen in dem von Abbé Adrien-César Égron (1773-1853) und Abbé Ch. Legrand (Lebensdaten unbekannt) herausgegebenen Werk „La terre-sainte et les lieux illustrés par les apôtres – Vues pittoresques, d’après Turner, Harding et autres célèbres artistes […]“ (Paris: Audot 1837) erstmals publiziert worden sein. Eine der in „Meyer’s Universum“ auftauchenden Illustrationen („Das Appenzeller Wildkirchlein“) scheint hingegen dem von Johann Heinrich Daniel Zschokke (1771–1848) herausgegebenen Werk „Die klassischen Stellen der Schweiz und ihre Hauptorte in Originalansichten dargestellt […]. Erste Abtheilung“ (Karlsruhe u. Leipzig: Kunst-Verlag 1836) entnommen worden zu sein. Und der Stich zu Brougham Hall erschien zweifelsfrei erstmals in „Westmoreland, Cumberland, Durham, and Northumberland, Illustrated: From Original Drawings by Thomas Allom, George Pickering, & C. With Descriptions by T. Rose“ (London: Fisher, Son & Co. 1832). Zuweilen dürfte Meyer aber auch Platten anderer Verlage aufgekauft haben, wie dies u. a. die Illustrationen „Das Rathhaus zu Brüssel“ und „Constantinopel“ nahelegen, die nachweislich ursprünglich dem vierbändigen, von Oskar Ludwig Bernhard Wolff (1799-1851) von 1834 bis 1837 im Verlag von Christian Ernst Kollmann (1792–1855) in Karlsruhe herausgegebenen „Neuen elegantesten Conversations-Lexicon für Gebildete aus allen Ständen. – […]“ entstammen.

Hinsichtlich der Texte befinden wir uns glücklicherweise in einer erheblich besseren Ausgangslage, denn bis auf wenige Ausnahmen stammen sämtliche zu Lebzeiten Meyers veröffentlichen Artikel auch aus dessen Feder. Auch dürfte ein nicht unbeträchtlicher Teil der quellenmäßig nicht nachzuwie-

---

[48] Kaiser, Pläneschmied, wie S. 5, Anm. 2, S. 137.

[49] In vorliegender Ausgabe wird absichtlich der Originalstich geboten.

[50] Siehe hierzu die Exponatbeschreibung Georg Dreschers in: Kreutner, Rudolf [Hrsg.]: Der Weltpoet. Friedrich Rückert 1788–1866. Dichter – Orientalist – Zeitkritiker. Göttingen: Wallstein 2016. S. 95. Jennings Handreichungen für Touristen finden noch einige Male ihren Niederschlag in „Meyer’s Universum“ (z. B. in Burgos).

[51] Marsch, Angelika: Meyers Universum – Ein Beitrag zur Geschichte des Stahlstiches und des Verlagswesens im 19. Jahrhundert. Lüneburg: Norddeutsches Kulturwerk 1972. S. [38].

[52] Marsch, Meyers Universum, wie S. 19, Anm. 51, S. 39.

senden Gedichte derselben Provenienz sein. Aber da Meyers lyrische Ergüsse bis heute nur reichlich verstreut vorliegen[53], bleibt uns in dieser Frage letzte Gewißheit vorerst noch versagt.

Im Vergleich zur Landesgröße sowie ihrer tatsächlichen Bedeutung auf der Weltbühne fällt auf, daß Nicaragua und die Schweiz überproportional häufig im „Universum" vertreten sind: Ersteres sicherlich wegen des ursprünglich dort geplanten Isthmusdurchstichs, der schließlich in Panama realisiert werden sollte; die Schweiz hingegen dient Meyer als Blaupause für eine beispielhafte Entwicklung zu republikanischen Verhältnissen und selbstbewußter Eigenständigkeit, worauf vor allem nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 verstärkt verwiesen wird.

Meyers Einlassungen zu den aktuellen Ereignissen finden sich vor allem in den Artikeln zu den Hauptstädten der damaligen politischen Antagonisten Frankreich und Deutschland/Österreich, also unter Paris und Wien. Seine Gedanken zur Revolution von 1848/49 werden ausführlich in den Artikeln zu Erlangen, Frankfurt a. Main, Ilok, Karlsbad, Leipzig, Paris, Rom, Vác, Visegrád und Wien bzw. in den von Meyer eigens hierfür verfaßten Leseradressen vorgebracht. Betrachtungen zum Parlamentarismus, kommunaler Selbstverwaltung und zu Wirtschaftsfragen finden sich u. a. in Beiträgen über Baltimore, Jefferson City, London, Manchester, Sheffield und Washington. München, Erlangen, Jena, die Festung Spielberg bei Brünn/Brno und – bezeichnenderweise – die „Schule des Platon" müssen hingegen für Meyers Ansichten über Schule, Bildung, Erziehung – und den Strafvollzug! – herhalten, wobei letztgenannter Themenkreis auch im Toulon-Aufsatz kritisch abgehandelt wird. Seine Gedanken zur Auswanderungswelle teilt er uns vor allem in seinen Ausführungen über Nicaragua und New Braunfels mit. – Und nicht wenig überraschend breitet Meyer seine grundlegenden Überlegungen zu Reaktion und Fortschritt in seinem zweiten Bosporus-Beitrag aus. Der damals hochaktuellen Sklaverei wird hingegen in den Artikeln über Brougham Hall, Dublin, Kansas City (hier besonders ausführlich!), London, Timbuktu und Wheeling eine deutliche Abfuhr erteilt.

Überhaupt wartet der Autor Meyer mit einer Vielzahl von z. T. erstaunlichen Einlassungen zu nahezu sämtlichen Bereichen des menschlichen Daseins auf, daß der im Werktitel formulierte Universalanspruch zwar weniger in geographischer als in geistesgeschichtlicher Hinsicht als gerechtfertigt erscheint.

---

Zum Schluß noch einige Bemerkungen zur Vorgehensweise bei der Bearbeitung der vorliegenden Meyer'schen Texte.

Manch einer mag sich beispielsweise darüber wundern, daß die ursprüngliche Reihenfolge nicht eingehalten wurde, sondern Artikel zu einer Stadt oder einem Gebiet zusammengefaßt und dementsprechend in einem Band abgehandelt wurden. Dieser thematisch orientierten Präsentation wurde jedoch sehr bewußt der Vorzug eingeräumt, da

- diese Artikel nun einmal inhaltlich miteinander eng verwoben sind (z. B. Bd. XX, Fort Armstrong und Rock Island City),
- auf diese Weise anschaulich wird, wie die Zeitumstände die Sichtweise beeinflussen können, – und weil bei dieser Vorgehensweise
- auch Beiträge aus den verschiedenen Bänden der Octav- wie Pracht-Ausgabe aufgenommen werden können, die ansonsten lediglich eine autobiographisch-rudimentäre Berücksichtigung fänden.

Hierbei gilt es jedoch zu beachten, daß die landschaftlichen Zusammenfassungen wie z. B. zum Mississippi oder Missouri die Artikel über Städte und Siedlungen an den Strömen unberücksichtigt lassen, diese also innerhalb der Bandreihenfolge eigenständig erscheinen.

Die zusätzlichen Illustrationen wurden nach Möglichkeit dort eingefügt, wo eine entsprechende Namensnennung, Beschreibung des Ereignisses oder ein wichtiges Zitat zur Sprache kam. Dies erklärt vielleicht zumindest teilweise das überraschende bildliche Erscheinen mancher Persönlichkeiten, denn

[53] In dem ab 1843 im Bibliographischen Institut erschienenen, kaum weniger subversiven „Weihnachtsbaum für arme Kinder" finden sich z. B. zahlreiche Gedichte Meyers.

ihre Erwähnung in den jeweiligen Texten erfolgt zumeist nicht minder unerwartet, was wiederum darin begründet ist, daß zahlreiche Artikel eben oftmals nur Anlaß für Meyers politische Einlassungen waren, also inhaltlich nahezu zwangsläufig mit Überraschung aufwarten mußten.

Wird bei den Erläuterungen zu diesen Abbildungen auf das Verlagsprogramm Joseph Meyers hingewiesen, so bezieht sich dies entweder auf dessen „Conversations-Lexikon“ oder die „National-Bibliothek der Deutschen Classiker“.

---

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek“[54] zur Verfügung gestellten „Universum“-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur‘ noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum“ charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System“ zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen“ gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.
- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.

[54] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen nach der einschlägigen Tabelle[55] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft"[56] zurückgegriffen.

Die Sprachbezeichnung „griech." bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr." auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴崎香子; Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.

Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum" kann eingesehen werden (dort finden sich die im Wesentlichen auch für diese Bearbeitung relevanten Literaturverzeichnisse) unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[55] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[56] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. [3]-8 u. 79f.

## I. Der Sankt Markus-Platz in Venedig[57].

Staunen und Bewunderung erschüttern den Fremdling, der zum ersten Male des Oceans Roma – Venedig – sich nähert. Sich in die Feen- und Mährchenwelt versetzt glaubend, sieht er auf den spiegelnden Wellen mächtige Kuppeln und Dome sich erheben, riesige Säulen und schlanke Thürme, Palläste und Kirchen, zahllos und prachtvoller, als eine morgenländische Phantasie sie sich denken kann.

Aber nicht die Herrlichkeit der Bauwunder Venedigs allein ist's; nicht allein ist's die Betrachtung der Kühnheit des Geistes, welche den Menschen inne wohnen mußte, die den Gedanken fassen konnten, für die gigantesten Schöpfungen der Architektonik den Grund des Meeres als Bauplatz zu wählen; auch nicht die Betrachtung der Unermeßlichkeit des Reichthums ist's, welcher die Ausführung solcher Entwürfe möglich machte; mehr als alles dies ist's die Erinnerung an die Lebensschicksale des Volks, das alle diese Wunder vollbracht hat, was in Venedig die Seele des denkenden Beschauers so mächtig ergreift. Wenn er die Wäsche der Bettler trocknen sieht auf Balkonen von Erz und zwischen marmornen Fenstersäulen, da, wo er Reichthum und Schönheit vermuthete, hinter gebrochenen Scheiben in Lumpen erblickt des Elends Gestalten: so fragt er sich wohl, über die grellen Gegensätze erschrocken: Was war damals, als diese Dome sich wölbten, und man dieser Marmorpalläste Grundsteine in den Busen der Wogen versenkte? – was war damals Venedig? – Groß und mächtig, antwortet die Geschichte, führte die stolzeste und an allen Tugenden des Gemeingeistes reichste der Republiken in ihrer starken Hand den Dreizack, den, ihr längst entwunden, jetzt die hohe Britannia trägt; – Herrscherin über alle Meere, des Welthandels Herrin, schüttete dieser in ihren Schooß die Reichthümer der Erde aus. Die schönsten Länder unsers Welttheils, Griechenland, Dalmatien, Cypern und Candia[58]; des Orients herrlichste und reichste Küsten waren ihre Provinzen, das kaiserliche Byzanz[59] selbst anerkannte sie einst als Herrin, und des Abendlandes mächtigste Könige suchten ihren Schutz und ihre Hülfe. Ihre Flagge führte die zahllosen Schaaren des heiligen Kreuzes an des gelobten Landes Küsten, und unter ihrem Banner entschied sich oftmals im verzweifelten Kampfe für die Christen der Sieg. Und als der blinde Eifer für's Kreuz erkaltete und im Orient sein Glanz erlosch vor dem bereits in drei Welttheilen herrschenden Halbmond[60], da war's Venedig, das den ungleichen Kampf, mit mehr Heldenmuth, als Klugheit, noch Jahrhunderte lang gegen den Islamismus, und auch dann noch bestand, als schon Vasco de Gama[61] und Columbus[62] dem Welthandel neue Bahnen gewiesen, die Reichthümer, die er gibt, in andere Canäle geleitet hatten. Und nie vielleicht hätte Venedig seine Macht nach Außen verloren, hätte es seine Freiheit im Innern sich zu bewahren gewußt. Jene sank erst dann, nachdem diese untergegangen und der Bürger Sklave geworden war einer enggeschlossenen Erbaristokratie (der im goldenen Buche eingezeichneten Familie der Nobili); nachdem die freieste Verfassung gestürzt worden durch den verschworenen Adel, und die Republik nach und nach ausgeartet war in einen Bund von 1000 kleinen Tyrannen, welche, stolzer und reicher als Könige, für die verlorene Macht in der Fremde Entschädigung suchten durch Tyrannei im Innern, und einen Despotismus über ihre Mitbürger übten, gräßlicher und treuloser als je

---

[57] Lat. Venetia, ital. Venezia, venezian. Venesia.

[58] Veraltet für Kreta (griech/neugriech. Κρήτη, Krḗtē/Kriti; osman. كريد, Girīd).

[59] Siehe hierzu S. 258, Anm. 765.

[60] Siehe hierzu S. 263, Anm. 810.

[61] Vasco da Gama, seit 1519 conde de Vidigueira (ca. 1469–1524).

[62] Christoph Kolumbus (ital. Cristoforo Colombo, span. Cristóbal Colón; ca. 1451–1506).

ein Machiavell[63] ihn für Könige erdacht, oder ein Caligula[64] oder Tiber[65] ihn geübt haben. Wer kann sich, ohne Verachtung und Abscheu zu fühlen, erinnern dieses Systems der vollendetsten Aristokraten-Tyrannei, erzeugt in der Wiege der Freiheit und auferzogen an ihren Brüsten!

In dem an Heroen des Bürgersinns, des Kriegs, der Staatsweisheit, der Wissenschaft und der Kunst so überreichen Venedig sehen wir fortan den Adelsbund mit mehr Gewalt ausgerüstet, als je ein Alleinherrscher übte; wir sehen da die erbarmungsloseste Schreckensherrschaft aufgerichtet, welche, oft ihre eigenen Glieder zermalmend, mit eiserner Kaust den wankenden, in seinen Grundfesten morschen Staat noch für ein paar Jahrhunderte zusammen hält; wir sehen hervorgehen aus ihr jene verachtungswürdige Politik, welche die Erhaltung des Friedens nach Außen um jeden Preis als obersten Grundsatz bekannte; sehen die Aristokratie, ein volles Jahrhundert lang, feige und niederträchtig, markten mit den fremden Mächten um die elende bloße Fristung des Staatslebens, während sie nach Innen dessen Erhaltung auf die Erfolge der Angeberei und der Spionage, auf die Furcht vor heimlichen Gerichtshöfen und Hinrichtungen baut, auf die Schauer der Seufzerbrücke[66] und jener Bleikammern[67], in denen man die Opfer, die die Feigheit nicht mehr zu morden wagte, Jahre lang sterben ließ. Wir erinnern uns endlich, aus der Zeit gänzlichen Sittenverfalls, jenes Saals, wo die ehrlosen Nobili's, acht Hundert an der Zahl, nachdem sie sich das Privilegium des Hazardspiels[68] zugeeignet[69], täglich in der Robe der Senatoren und Gesetzgeber an achtzig Spieltischen sich den Plebejern stunden- und tagweise vermietheten als feile, schimpfliche Werkzeuge der verächtlichsten Leidenschaft; jenes denkwürdigen Augenblicks, wo, als diese sittenlosen, stolzen, feigen Bürger-Tyrannen, äußere Gefahr durch Demüthigungen abzuwenden lange gewöhnt, vor dem großen Corsen[70] krochen und die Respektirung des Gebiets der Republik – erbettelten, vergebens erbettelten; jener letzten Senatsversammlung, als der Doge[71], – auf die Nachricht, die Franzosen blokirten den Hafen, jammernd ausrief: O die Kanonen werden uns noch heute Nacht im Schlafe stören! und er, diesem Unglück zuvorzukommen, dem Senat zur Unterwerfung unter die Franzosen, ohne einen Schwerdtschlag zu Versuchen, rieth und – mit Erfolg rieth.– Wir erinnern uns, wie dann das herrliche Venedig, wie eine schlechte Waare, aus einer Hand in die andere ging; wie um dasselbe gefeilscht wurde von dem und jenem fremden Fürsten; wie man es verkaufte und wieder erhandelte, und seine Nobili's, deren Vorfahren sich Königen gleich geachtet, binnen achtzehn Jahren, willig und ohne nur zu murren, drei fremden Fürsten nach einander den Unterthaneneid schworen! Und wenn man, voll dieser Erinnerungen, dann dieses Venedig betrachtet mit seinen modernden Pallästen, wo einst Crösusse wohnten, und jetzt oft die Armuth haust in Schmuz und Elend, – die weite, dem Meere entstiegene, verfallende und doch noch über Alles so prachtvolle Stadt mit ihrem Gewimmel von Domen

[63] Der Machttheoretiker Niccolò di Bernardo dei Machiavelli (1469–1527).

[64] Gaius Caesar Augustus Germanicus, postum bekannt als Caligula (eigentl. Gaius Iulius Caesar; 12–41; ermordet), seit 37 römischer Kaiser.

[65] Tiberius Iulius Caesar Augustus (eigentl. Tiberius Claudius Nero; 42 v. Chr.–37 n. Chr.), seit 14 n. Chr. römischer Kaiser.

[66] Die Seufzerbrücke (ital. Ponte dei Sospiri) in Venedig ist eine geschlossene Verbindungsbrücke zwischen dem Dogenpalast und dem Neuen Gefängnis (ital. Prigioni nuove). Ihren Namen erhielt sie erst im 19. Jhd. in der Vorstellung, daß die Gefangenen auf ihrem Weg ins Gefängnis von hier aus zum letzten Mal mit einem Seufzen einen Blick auf das freie Leben in der Lagune werfen konnten.

[67] Die berüchtigten „Piombi“ unter dem mit Blei gedeckten Dach, oberhalb der „Sala dei Inquisitori“; Sie waren nur für die Gefangenen des Rates der Zehn (siehe hierzu S. 26, Anm. 76) und der Staatsinquisitoren bestimmt.

[68] Glücksspiel; von altfrz. le hazard, der Zufall; der Begriff erfuhr dann im Engl. einen Bedeutungswandel zu „Gefahr, Risiko“.

[69] In den sog. „casini“ (Sing. casino), eigentl. Umkleideräume für die venezian. Nobili in nächster Nähe zum Dogenpalast. Ab 1638 beherbergte dann der Palazzo Dandolo mit dem Ridotto das erste öffentliche Casino in Venedig (siehe hierzu auch: Eickhoff, Ekkehard, Venedig, spätes Feuerwerk – Glanz und Untergang der Republik 1700–1797, Stuttgart 2006, S. 77ff.).

[70] Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen; er hate Venedig am 12. Mai 1797 erobert.

[71] Ludovico Manin (1726–1802), vom 9. März 1789 bis zu seiner Abdankung am 15. Mai 1797 120. Doge von Venedig.

und Kuppeln und Thürmen, Säulen und Sinnen, mit ihren 500 Kanälen und Brücken, während schon ganze Straßen menschenleer geworden, und viele Meerarme, die oft sonst die Schiffe nicht alle fassen konnten, verschlämmt und nur noch von einsamen Gondeln durchschnitten sind, so erscheint uns das neue Carthago[72], das in seiner Blüthe ¼ Million Einwohner faßte, und jetzt kaum 90,000 noch zählt, wie ein ungeheures Grabmal, und wir erinnern uns der Worte Byron's:

Noch sieht Sankt Markus seinen stolzen Leu,
Wo sonst er stand, – ein Spott und Hohn jetzt! – stehen
Hoch über des Pallastes ehr'nem Thor,
An dem einst Fürsten oft demüthig harrten,
Und dessen Pracht die Kön'ge neideten,
Der Republik nicht mehr gefürchtet Zeichen.
Ha! wo der Deutsche bat – da stampfet jetzt
Der Deutsche; und des Herrschers Fuß
Tritt jetzt den Nacken, vor deß Haupt in Staub
Ein Kaiser lag. – So wechseln die Geschicke. –
Berühmte Reiche schrumpfen zu Provinzen
Und Nationen schmelzen vom Zenith
Der Macht im Sonnenschein des Glückes bald; –
Und donnernd dann, Lavinen gleich in Alpen,
Im Sturze unaufhaltsam, wälzen sie
Sich in das Thal der Schmach und des Verderbens.[73]

Das Bild vor uns führt den Betrachtenden in die Mitte Venedigs – auf den herrlichen Sankt Markus-Platz (PIAZZA DI SAN MARCO). Das große Viereck, welches er bildet, umschließen die merkwürdigsten und schönsten Werke der Baukunst. Gerade vor uns sehen wir die prächtige Kirche des heiligen Markus, mit ihren Domen und Kuppeln, eher einem indischen Tempel, oder einer ärabischen [sic!] Moschee ähnlich, als einer christlichen Kirche; rechts das ungeheuere PROCURATORIO NUOVO, ein Werk des größten Architekten Venedigs, (SANSOVINO[74]), erbaut in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in den Zeiten der Republik Sitz der Obergerichte, unter Napoleon[75] Residenz des Vicekönigs von Italien, jetzt ein kaiserlicher Pallast, und als solcher fast unbewohnt und öde. Links erhebt sich ein prachtvoller Pallast in fast gleichem Styl und nicht weniger groß: das PROCURATORIO VECCHIO, jetzt die Wohnung von Privaten und Staatsfunktionarien. Das Erdgeschoß dieser Riesenbauten öffnet sich gegen den Platz hin in Arkaden. Diese sind durch einen die Westseite der PIAZZA begrenzenden, von Napoleon vollendeten, prächtigen Bogengang mit einander verbunden.

Niemand, – oder ihm müßte die Bildungsgeschichte der Menschheit fremd seyn! – kann ohne tiefen, gewaltigen Eindruck den Markusplatz betreten. Er steht im Mittelpunkte der einst so mächtigen Republiken deren Schooß die größten Bildungsmittel der Menschheit: Schifffahrt, Literatur und Kunst die üppigste Pflege erhielten. Von ihm aus sieht er den Pallast des Dogen mit seinen Bleikammern, Seufzerbrücke, Kerkern, und daneben jene berühmte Bibliothek, in welche die Schätze der alten Lite-

---

[72] Phöniz. 𐤕𐤔𐤃𐤇𐤕𐤓𐤒, qart-ḥadašt, „neue Stadt" (griech. Καρχηδών, Karchēdṓn; arab. قرطاج, Qarṭāǧ) im heutigen Tunesien anstelle der ‚alten' punischen Metropole Tyros (phöniz. 𐤓𐤑, Ṣūr, „der Felsen"; hebr. צוֹר, Tzór; griech. Τύρος, Týros; arab. صور, Ṣūr; osman. صور, Ṣūr) im heutigen Libanon.

[73] Zitat aus George Gordon Byron's (1788–1824) 1818 entstandenem Werk "Childe Harold's Pilgrimage, Canto the Forth": Stanze "XI. […] \ St. Mark yet sees his lion where he stood \ Stand, but in mockery of his withered power, \ Over the proud place where an Emperor sued, \ And monarchs gazed and envied in the hour \ When Venice was a queen with an unequalled dower. // XII. The Suabian sued, and now the Austrian reigns – \ An Emperor tramples where an Emperor knelt; \ Kingdoms are shrunk to provinces, and chains \ Clank over sceptred cities; nations melt \ From power's high pinnacle, when they have felt \ The sunshine for a while, and downward go \ Like lauwine loosened from the mountain's belt: […]." Die Übersetzung scheint Joseph Meyer (1796–1856) selbst besorgt zu haben.

[74] Jacopo Sansovino (eigentl. Jacopo Tatti bzw. Jacopo d'Antonio Tatti; 1486–1570).

[75] Siehe hierzu S. 24, Anm. 70.

ratur sich flüchteten, – jene Manuscripte, welche, durch die Buchdruckerpresse ein Gemeingut der Welt geworden, für alle Zeiten den menschlichen Geist zu erleuchten, zu bilden, bestimmt sind. Er steht auf der großen Börse, welche Jahrhunderte lang die Kaufleute aller Welttheile versammelte, von der aus der Welthandel Leben und Bewegung erhielt. Er hat den classischen Boden Venedigs betreten, auf dem sich die wichtigsten Ereignisse des 1300jährigen Freistaats zusammen drängen, den Ort, wo die Macht der Republik ihre Schaugepränge entfaltete; er sieht den fürchterlichen Löwen noch, aus dessen Rachen an jedem Morgen die Zettel gesammelt wurden, auf welchen Patriotismus manchmal, öfter Tücke und Verrath die geheimen Anklagen vor das Schreckenstribunal der „Zehne“[76] brachten; er ist an dem Ort, wo Frieden und Freundschaft suchende Gesandte fremder Völker und Fürsten von den Repräsentanten der stolzen Republik empfangen, besuchende Könige von ihnen gastlich begrüßt wurden. Hier wurden die neu erwählten Dogen von den Senatoren dem Volke vorgestellt; hier wurden die Bluturtheile der Tribunale vollstreckt, und hier war’s, wo in Zeiten innerer Fehde die Parteien die zahllosen Opfer schlachteten; hier endlich war’s, wo, im Fasching, sich die bunteste, tollste Lust im ergötzlichsten Wechsel zeigte; wo die Gaukler, Marktschreier und Beutelschneider ihre freie Kunst trieben; wo der Venetianer seine eigenthümlichsten Freuden zu suchen seit einem Jahrtausend gewohnt war. Noch ist der Markusplatz der Ort, der am meisten besucht ist, auf dem sich Jeder ergeht, der, des Schaukelns der Gondeln müde, sich nach festem Tritt auf festem Boden sehnt; aber – es ist jetzt todt dort im Vergleich gegen das bunte, fröhliche Gewimmel der Vorzeit. Das Leben der Venetianer ist einsamer geworden in dem Maaße, wie Venedig selbst verödet und seine Bevölkerung sich mindert. –

Wir verlassen den Sankt Markus-Platz, um die Kirche zu besehen, die ihm den Namen gab. Nächst der Peterskirche ist sie der berühmteste christliche Tempel der Erde. In ihr sind die Gebeine des Evangelisten Markus bewahrt, die Gegenstände der eifrigsten Verehrung und das Ziel unzähliger Wallfahrer aus allen Theilen der Welt. Erbaut in den Jahren 976–1071[77], ist sie ein Muster der sonderbarsten Mischung der griechischen und morgenländischen Baukunst. Die herrlichsten Bildwerke des Alterthums (wir nennen nur die berühmten vier antiken, colossalen Pferde, welche, unter einem Bogen über dem Haupteingang, auch auf unserm Bilde sichtbar, aufgestellt sind), zahllose Säulen, Basreliefs sind mit einer gleich großen Menge von Schnitz- und Bildwerken in orientalischem und saracenischem[78] Geschmack aus den kostbarsten Stoffen zur Verzierung und Ausschmückung dieses Tempels verwendet worden. Schon bei’m Eintritt in denselben begegnet des Staunenden Auge nichts als Gold und Edelsteine, und der Fuß zaudert, den Agath, Lapis lazulis, Jaspis, Porphyr, Chalcedon u. s. w. zu berühren, aus denen der Boden, zu seltsamen Formen und Figuren durch die Kunst der Mosaik vereinigt, zusammen gesetzt ist. Die Wände sind überall mit Goldplatten belegt, von denen sich, in Silber und farbigem Golde, Schnitzmerke in allerlei Gestalten, Vögel, Menschen, ganze Landschaften, Blumen aller Art, größtentheils von bewundernswürdiger Zartheit und Kunst, in buntem Wechsel erheben. Die ganze Decke ist Mosaik aus Edelsteinen und dem köstlichsten Marmor. Mitten aus diesem Raume, in bedeutender Höhe, wölben sich fünf Kuppeln, die mittlere größer als alle übrigen, getragen von 36 Säulen aus orientalischem Marmor. Unter diesen Kuppeln stehen fünf Altäre, strahlend von Edelsteinen und Gold, in welchen die Gebeine von Heiligen verschlossen sind. Der in der Mitte, der größte und kostbarste,

[76] Ital. Consiglio dei Dieci; infolge des Adelsaufstandes vom 14./15. Juni am 10. Juli 1310 installiert, entwickelte er sich zu einem der wichtigsten Gremien im Justiz- und Herrschaftssystem der Republik Venedig. Gegründet als außerordentlicher Gerichtshof, wurde der Rat der Zehn bald eine ständige Einrichtung als höchstes Gericht und oberste Polizeibehörde, die für Ermittlungen politischer Natur zuständig war. Im Laufe des 15. Jhds. vermochte sich der Rat der Zehn immer mehr Kompetenzen anzueignen, so daß er sich zu einer Art Superministerium entwickelte, in dem sich die politische Macht der Republik konzentrierte. Ende des 16. Jahrhunderts begann der Große Rat damit, dem Gremium wieder Befugnisse zu entziehen, um es auf seine ursprüngl. Funktion als Gerichts- und Polizeibehörde einzuschränken.

[77] Der heutige Markusdom wurde in den Jahren 1063 bis 1094 erbaut.

[78] Der Begriff Sarazenen (von lat. sar[r]acenus; wahrscheinl. über die arab. Bezeichnung شرقيون, šarqīyūn, „Menschen des Ostens“ für die semitischen Bewohner Nordwest-Arabiens, von arab. شرقي, šarqī, „östlich“) bezeichnete ursprüngl. einen im Nordwesten der arab. Halbinsel siedelnden Volksstamm. Mit der islamischen Expansion wurde der Begriff in lat. Quellen und im christl. Europa zur Sammelbezeichnung für die islamisierten Völker verwendet, die ab etwa 700 n. Chr. in den Mittelmeerraum eindrangen.

bewahrt die Ueberreste des Evangelisten in einem Kasten von Gold, ausgelegt mit Rubinen, Sapphiren, Smaragden und andern Edelsteinen der kostbarsten Art. Ueber dem Altar erhebt sich, auf Säulen von Parischem Marmor, ein Thronhimmel von Ophir, auf welchem die Geschichte Jesu, nach dem Evangelium St. Marci, in Byzantinischem Geschmack und halb erhobener Arbeit, höchst kunstvoll dargestellt ist. Hinter diesem Altar stehen 4 Säulen aus ächtem orientalischen Alabaster, weiß wie Schnee und fast wie Glas so durchsichtig. Ausgegraben vor fast einem Jahrtausend in den Ruinen Jerusalems, schmückten sie einst, so erzählt der fromme Glaube, das Heiligste des Salomonischen Tempels.

Wir brechen ab. Wollten wir die Herrlichkeiten, welche dieses Haus für die Verehrung des Höchsten in sich schließt, alle beschreiben, so bedürfte es dazu eines ganzen Buches. Ohnehin haben wir der Beschreibung dieses Bildes mehr Raum gewidmet, als im Plan dieses Werkes liegt; der Reichthum des Stoffes möge uns bei dem Leser entschuldigen.



St. Markusplatz in Venedig




AUF DEM GROSSEN CANAL
in
VENEDIG

## II. Der grosse Canal (Canale Grande) in Venedig.

Venedig hat keine Straßen wie die unsrigen. Statt des kothigen Pflasters drängt sich der krystallene Spiegel des Meeres zwischen die Häuserreihen, und statt des betäubenden Gerassels der Wagen hört man nur das Plätschern der Ruder. Die Gondel ist dort für Geschäfte, wie für's Vergnügen, sobald sie außer dem Hause gesucht werden müssen, die unentbehrliche Vermittlerin. Von den Freuden der Städter auf dem festen Lande, von Ausfahren und Ausreiten, von Landpartieen machen, von Ergehen in Wald und Flur kann bei dem Venetianer keine Rede seyn; seine größte TERRA FIRMA ist der Sankt Markus-Platz; will er den nicht auf- und abschreiten, so muß er seine Zuflucht zur Gondel nehmen, und er fährt entweder in den Lagunen – oder, wenn er sich nicht weit vom Hause entfernen will, in den Straßen (auf den Canälen) spazieren. – Am liebsten besucht er den Canale grande (den großen Canal), der, zwei hundert Fuß breit, von einer unabsehbaren Reihe großer Palläste eingefaßt ist, welche die prächtigste Straße in der Welt bilden. Der Stahlstich vor uns ist nach einer an der pittoreskesten Stelle des Canals – neben dem herrlichen Balbipallaste (auf dem Bilde das erste Gebäude links) aufgenommenen Zeichnung. Dieses Gebäude, welches in Pracht der Ausführung, an Adel und Reinheit des Styls seines Gleichen sucht, ist ein Werk des größten Architekten Italiens – Palladio's[79]. Es gehört der Familie Balbi, einem in den Annalen Venedigs eine große Rolle spielenden Geschlechte an, welches der Republik mehrmals aus seiner Mitte das Haupt gab. An diesem Canale hatten die Familien des goldenen Buchs (die Nobili) ihre Wohnungen der Pracht. – Jetzt sind viele dieser Denkmäler eines unermeßlichen Reichthums und Luxus der Aufenthalt des Elends; die Familien ihrer Erbauer sind zum Theil ausgestorben, oder sie wanderten aus, oder verarmten; manche Palläste stehen leer, andere verfallen. Der verwüstende Einfluß der Zeit, der Wellen und der Verödung wirkt hier zusammen, die Zerstörung der stolzesten Menschenwerke um so schneller zu vollenden. –

[79] Der Renaissance-Architekt Andrea di Pietro della Gondola, genannt Palladio (1508–1580); dieser war jedoch am Bau des in den Jahren 1582 bis 1590 nach Plänen von Alessandro Vittoria (1525–1608) errichteten Palastes nicht beteiligt.

# XXXIII. Die Dogana[80] und Santa Maria della Salute[81] in Venedig.

Noch einmal führen wir den Leser zur verwittweten Königin der Tiefe – dem trauernden Venedig. Das Gebäude links aus unserm lieblichen Bilde, mit dem viereckigen Thurm, auf dessen Zinne vier unter der Last sich krümmende Colosse eine vergoldete Weltkugel tragen, über welche die wetterwendische Glücksgöttin, als Windfahne, sich dreht, ist La Dogana. – Aufgeführt aus Quadern von weißem Marmor, imponirt dieses Werk durch seine Festigkeit und Dauer, die für eine Ewigkeit berechnet scheint; doch würde es in dieser Stadt von Marmor, wo so viele Wunder der Baukunst dem Auge sich entgegendrängen, kaum Aufmerksamkeit erwecken können, wären seine Ansprüche auf diese nicht von höherer Art. In diesem Gebäude, in welchem seit neun Jahrhunderten die Register über alle seewärts einkommenden Waaren und Schiffe, und wo letztere anhalten und verzollen müssen, geführt werden, war einst der Zentralpunkt, von dem man die Bewegungen des Welthandels beobachtete, jenes mächtigen Genius, der alle Venedig schmückenden Wunder des Reichthums und der Prachtliebe aus den Fluchen hervorrief. In diesem Gebäude war es. in welchem jenes berühmte Admiralitätsgericht seine permanenten Sitzungen hielt, und, im Beiseyn von Delegaten aller Handelsvölker der Erde, die die Schifffahrt betreffenden Rechtsfälle und Streitigkeiten in einziger und letzter Instanz entschied. Aber nicht nur ist die Dogana derjenige Ort, in dem die Erinnerungen an Venedigs Ruhm und Herrlichkeit wie in einem Brennpunkte zusammenlaufen – er ist auch der, welcher seinen Verfall und seine Verödung am ergreifendsten veranschaulicht. Man denke sich diesen weiten, tiefausgegrabenen Meerarm zur Zeit, als Venedig jährlich 8000 Schiffe von hier aus nach allen Häfen und Buchten der bekannten Erde versegeln und eben so viel kommende hier anhalten sah; welch ein Gewimmel und Durcheinander von Flaggen, Menschen und Sprachen aller Nationen damals an dieser Stelle; – und jetzt? – die Marmorblöcke der Kayen sind mit Moos überzogen, Küstenhandel treibende Barken und Gondeln sind die einzige Staffage der öden, spiegelnden Fluth. Zwar ist, wohin das Auge sich wendet, überall noch Größe, Pracht, eine fast überirdische Herrlichkeit sichtbar; aber der Genius, der diesem Allen Leben gab, er ist entflohen und der Hauch des Todes und der Verwesung weht schon wie über Gräbern.

Die Kirche Santa Maria della Salute, in edlerm Style als die von San Marco, ganz aus parischem Marmor erbaut, und im Innern höchst kostbar ausgeziert, erhebt sich unmittelbar hinter der Dogana und gewährt einen wirklich wunderschönen Anblick. Sie enthält einen großen Schutz von den Meisterwerken der großen Maler aus der Venetianischen Schule, das, was der Pinsel von Titian[82], Tintoret[83], Paul Veronese[84] und Georgino[85] Herrlichstes schuf. Die prachtvollen Gebäude des mit der Basilika verbundenen Capitels stehen meistens leer. Selbst die Kirche leidet unter den Folgen der Vernachlässigung und sie eilt, der zerstörenden Kraft der Zeit und Elemente preisgegeben, ihrem Verfall entgegen.

---

[80] Das von 1678 bis 1682 nach Plänen von Giuseppe Benoni (1618–1684) erbaute Zollhaus.

[81] Am 22. Oktober 1630 gelobte der Doge Nicolò Contarini (1552–1631) der Heiligen Jungfrau Maria eine Kirche zu stiften, wenn sie die Stadt vor einer weiteren Ausbreitung der seit 1630 in der Stadt wütenden Pest bewahrte, die die Stadt letztlich rund ein Drittel ihrer Bevölkerung (ca. 46.000 Einwohner) gekostet hatte. Mit dem Bau der Kirche wurde der Venezianer Architekt Baldassare Longhena (ca. 1598–1682) beauftragt, die jedoch erst 1687 fertiggestellt und geweiht werden konnte.

[82] Tizian (eigentl. Tiziano Vecellio; zw. 1488 u. 1490–1576).

[83] Jacopo Tintoretto (eigentl. Jacopo Robusti; 1518–1594).

[84] Paolo Veronese (eigentl. Paolo Cagliari; 1528–1588).

[85] Giorgione (eigentl. Giorgio da Castelfranco; 1478–1510).




SANTA MARIA DELLA SALUTE
in Venedig.

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 47-51.

## CLVIII. Venedig: – Die Piazetta und der Dogenpallast.

Siehe, im Arme Neptun's, die bleiche, herrliche Meerbraut,
Die mit der Römer Gewalt paarte der Tyrier[86] Glück;
Siehe die Herrscherin einst auf allen Meeren und Küsten
Dreier Theile der Welt, die um ihr Gold sie berückt;
Siehe Venetia's Leu, der wider die Heere der Moslims
(Candia bezeugt's und Lepant'[87]!) unser Europa geschirmt.
Zwar ist gestorben der Leu, es horstet im Rachen der Adler;
Doch ist sie Königin noch, wenn auch als Sklavin sie dient.[88]

Die vorliegende Ansicht ist einzig in ihrer Art. Diese den Fluthen entsteigenden Palläste, diese Monumente sind das offene Buch von Venedig's ereignißvoller Geschichte. Sie machen Alles glaublich, was die Historiker des Mittelalters von seiner Pracht gesagt haben, was sie von seiner Macht, seinem Reichthume und der Größe seines Handels erzählen.

Jene lange, dem Meere zugekehrte Fronte, im arabischen Prachtstyl, ist der Pallast des Dogen, der ehemalige Sitz der ausübenden Gewalten der einst so mächtigen Republik. Von da gingen die Beschlüsse des Senats aus, welche im Mittelalter oft die Schicksale der Reiche lenkten. Neben an ist die Piazetta, gleichsam die Staatspforte Venedig's, auf deren breiten, in die Fluthen hinabführenden Marmorstufen die fremden Fürsten und Gesandten landeten, wenn sie kamen, die Freundschaft der Republik zu suchen. Hier hatte diese auch die Zeugnisse ihrer Herrlichkeit aufgestellt. Jene 2 Säulen am Eingang, 40 Fuß[89] hoch und 8 Fuß dick, jede aus einem Stück orientalischen Porphyrs, zierten einst die Einfahrt der Dardanellen[90], von wo sie die Venetianer weg und als Trophäen mitnahmen, als sie im 12ten Jahrhundert das griechische Reich gedemüthigt hatten, und Constantinopel[91] selbst ihnen als Eroberer gehuldigt. Auf der einen war die colossale Bronzbildsäule des heiligen Antonius, des ältesten Schutzpatrons Venedig's. Der geflügelte Löwe, Attribut des Evangelisten Markus, des neuen Schutzheiligen der Republik, schmückte die andere. Als die Franzosen, 1797, dem Staate ein Ende machten, nahmen sie den Löwen herab, und er wanderte als Siegeszeichen nach Paris. Die Verbündeten schickten ihn wieder heim, und seit 1816 überschaut er, wie vordem, das adriatische Meer. Aus dem fürstlichen Gefangenen in der Fremde aber ist nur ein demüthiger Diener in der Heimath geworden. Der Wechsel ist nicht zu beneiden. –

---

[86] Bewohner von Tyros (siehe hierzu S. 35, Anm. 102).

[87] Sieg der Heiligen Liga unter maßgeblicher Beteiligung Venedigs über die osman. Flotte am 7. Oktober 1571 bei Lepanto.

[88] Sehr eigenwillige Übersetzung Joseph Meyers aus George Gordon Byron's (siehe hierzu S. 25, Anm. 73) 1818 entstandenem Werk "Childe Harold's Pilgrimage, Canto the Forth": Stanze "XIV. In youth she was all glory, – a new Tyre, – \ Her very byword sprung from victory, \ The 'Planter of the Lion,' which through fire \ And blood she bore o'er subject earth and sea; \ Though making many slaves, herself still free \ And Europe's bulwark 'gainst the Ottomite: \ Witness Troy's rival, Candia! Vouch it, ye \ Immortal waves that saw Lepanto's fight! \ For ye are names no time nor tyranny can blight."

[89] Es ist nicht ersichtlich, ob er hier den pariser Fuß zu 32,48 cm, den rheinischen Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) oder gar den englischen zu 30,48 cm meint.

[90] Veraltet für die Dardanellen (siehe hierzu S. 180, Anm. 512).

[91] Veraltet für İstanbul/Istanbul (siehe hierzu S. 258, Anm. 765).

Venedig rühmt sich keines so hohen Alters, als die meisten der italischen Städte; aber der Volksname der Venetianer geht in die ältesten Zeiten zurück. Damals hießen sie Veneter. Sie stammten von Trojanischen Flüchtlingen her, welche Antenor[92] in diese Gegend führte.

Als Attila[93] im Jahre 452 das große Aquileja zerstörte, suchte, was von den unglücklichen Einwohnern dem Schwerte entronnen, in den Sümpfen, welche das Nordende des adriatischen Meers umgürten, ein Asyl. Viele Tausende kamen um durch Noth und Elend. Der Ueberrest baute sich auf den Inselchen an der Mündung des Po an. Dieß war die erste Gründung Venedig's. In den ersten Jahrhunderten trieben die Bewohner desselben die Fischerei als ausschließlichen Erwerb. Aus Fischern wurden allmählich Schiffer, die sich den benachbarten Orten des Festlandes als Frachtfahrer verdingten, – aus diesen Kaufleute. Der kleine Staat, von seiner Gründung an Republik, nahm zu an Macht und an Ansehen, je nachdem sich der Reichthum und die Volksmenge mehrten, welche beide der Handel herführte. Vom neunten Jahrhundert an tritt Venedig in der Weltgeschichte handelnd auf. Seine Geschwader bekämpften die Seeräuber, welche die Gestade Italiens verwüsteten; einzelne Städte und ganze Küstenstrecken begaben sich unter seinen Schutz; es schloß Bündniß mit Genua zum Kriege gegen die Sarazenen[94].

Als die Kreuzzüge anfingen, besorgten Genua und Venedig gemeinschaftlich die Verproviantirung und Ueberfahrt der christlichen Heere, und ihre Kriegsflotten gaben das Geleit. Mit Hülfe dieser wurden die syrischen Häfen erobert, und bei jeder Eroberung bedangen sie sich besondere Handelsvortheile aus, und eigneten sie sich die für ihre Zwecke passenden Gebäude zu. Mit den Erzeugnissen und den Bedürfnissen des Orients waren sie seit lange vertraut, und sie benutzten die günstigen Verhältnisse zur Ausbreitung ihrer Geschäfte durch ganz Asien und Afrika. Schon zu Ende des 12ten Jahrhunderts traf man venetianische Faktoreien in allen Städten des mittelländischen und schwarzen Meers an, am arabischen Meerbusen und im Golfe von Persien. Im Jahre 1202 führten sie ein Kreuzfahrerheer auf drei hundert Schiffen vor Constantinopel, und unter Anführung ihres Dogen Dandolo[95] griff ihre Kriegsflotte von 50 großen Galeeren, mit dem französischen Geschwader vereinigt, die Hauptstadt des griechischen Kaiserreichs an und eroberte sie. Klug überließen sie die glänzende, aber gefährliche und unsichere Beute ihren Verbündeten, erwarben sich aber Candia, und behielten von Küstenländern und griechischen Inseln Alles, was ihnen für ihre Zwecke am vortheilhaftesten schien.

Eifersüchtig auf Venedig's fortwachsende Handelsgröße hatte sich bald darauf Genua von dem geschlossenen Bunde gegen die Türken ausgeschieden und mit diesen einen Separatfrieden geschlossen, durch welchen sie sich den Alleinhandel mit den sarazenischen Staaten zu bewahren gedachten. So treulose Politik trug schlechte Frucht. Venedig verfolgte seine Handelsunternehmungen mit den Waffen in der Hand viel glücklicher, als Genua durch Traktate, welche es in der öffentlichen Meinung Europa's brandmarkten. Jenes machte sich zum Herrn der Küsten des schwarzen Meers, und venetianische Niederlassungen und Comtoire blüheten am kaspischen See, und wurden vorgeschoben bis in das Herz von Persien.

Die schlechtverhaltene Eifersucht der Genueser und Venetianer brach endlich in Krieg aus, in einen auf Leben und Tod, welchen zwar äußere Verhältnisse, oder Erschöpfung, von Zeit zu Zeit unterbrochen [sic!], der aber nicht eher endigte, als bis die veränderte Weltlage den Haderern gebieterisch Ruhe gebot. Venedig, kühn gemacht durch seine Erfolge im schwarzen Meere, gedachte seine Nebenbuhlerin aus ganz Syrien zu vertreiben. Der Streit um den Besitz von Ptolomais (ST. JEAN D'ACRE)[96] lieh den Vorwand. Venedig behielt das Feld, und um die Rivalin zu höhnen, hing es die Thore von Ptolomais an den Säulen des Markusplatzes in Ketten auf. Die Genueser hingegen vertrieben die Venetianer von der Küste des euxinischen Pontus[97], dessen Handel sie eine Zeitlang monopolisirten. Das

---

[92] Antenor (griech. Ἀντήνωρ, Antḗnōr) war nach der Überlieferung des Homer (siehe hierzu S. 183, Anm. 539) einer der weisesten unter den greisen Trojanern.

[93] Attila († 453), seit 434 „König" (rex) des Kriegerverbandes der Hunnen.

[94] Siehe hierzu S. 26, Anm. 78.

[95] Enrico Dandolo (ca. 1107–1205), seit 1192 41. Doge von Venedig.

[96] Griech. Πτολεμαΐς, Ptolemaís, heute Akkon (griech. Ἄκη, Ákē; hebr. עַכּוֹ, ʻAko; arab. عكّا, ʿAkkā).

[97] Griech. Πόντος Εὔξεινος, Póntos Eúxeinos, „das gastliche Meer"; Name des Schwarzen Meeres in der Antike.

mittelländische Meer wurde nun für die Flotten der eifersüchtigen Republiken häufig ein Schlachtfeld. Lange wechselte das Kriegsglück. Zuletzt aber triumphirten die Venetianer bei Chiozzo[98] über die Genueser in einem Haupttreffen, und von diesem Ereigniß an zogen sich letztere aus den griechischen und levantischen Gewässern zurück. Genua verlor seine Besitzungen am schwarzen Meere. – Um diese Zeit begann der Norden sich der Kultur und ihren Bedürfnissen und Genüssen zu öffnen. Er führte neue und unermeßliche Geschäfte herbei, als deren Vermittlerin sich die Hansa hergab. Nürnberg, Straßburg, Augsburg, Braunschweig, Lübeck, Brügge, Cöln, wurden zu Hauptstapelplätzen des venetianischen Handels, wo der Norden um seine Erzeugnisse die Produkte des Südens tauschte. Durch Verträge mit den Sultanen[99] von Aegypten[100] gelang es Venedig, sich in den Alleinbesitz des einzigen damals praktikabeln Handelswegs nach Indien zu setzen. Von der Spitze des adriatischen Meeres an leitete es eine Kette bewaffneter Niederlassungen bis in's schwarze Meer und von Suez aus dem arabischen Meerbusen entlang bis zum Indus. Venedig hatte den Gipfel seiner Größe erreicht. Der Doge Mocenigo[101] gab die venetianische Flotte im Jahre 1420 auf 3000 große Handelsschiffe an, die 30,000 Matrosen beschäftigten. Die Kriegsmacht zählte 30 Schiffe, mit 10,800 Seeleuten, und 45 große Galeeren, mit 12,000 Mann Besatzung. In den Arsenalen und auf den Werften arbeiteten 17,000 Schiffszimmerleute unausgesetzt am Neubau und an der Ausbesserung der Fahrzeuge. Damals war die Seemacht Venedig's für sich allein größer, als die aller andern Staaten Europa's zusammen genommen. Unglaublich wäre es, was gleichzeitige Schriftsteller über den Reichthum und den Luxus dieser Stadt, in welche der Handel Jahrhunderte lang die Schätze der Welt zusammenführte, berichten, stellte nicht das heutige Venedig durch seine Palläste und Denkmäler noch unwiderlegbare Zeugen dafür auf. Wohl konnte man hier mit dem Propheten wie über Tyrus[102] ausrufen: „Ihre Kaufleute sind Fürsten!“[103] Daß die Ausbeute des hiesigen Handels enorm gewesen seyn müsse, geht aus dem Umstande hervor, daß, ungeachtet des Zusammenflusses aller Reichthümer der Welt, dennoch der laufende Jahreszins bei Vorschüssen auf Handelsunternehmungen, nie unter 30 Prozent, oft über 50 war. Welcher Gewinn mußte also bei Spekulationen locken, für welche das Geld nicht wohlfeiler erlangt werden konnte!

Vom Gipfel des Glücks und der Größe war der nächste Schritt der erste zum Verderben. Als Genua schwach geworden und Venedig keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten hatte, folglich die Nothwendigkeit aufhörte, für die Erhaltung seiner Macht mit Anstrengung zu kämpfen, wendete sich die Ehr- und Herrschsucht der reichen Geschlechter nach innen, und die Regierung, mithin auch die Sorge und das Interesse für das Staatswohl, wurde zum ausschließlichen Monopol der ältesten und vermögendsten Familien. Diese traten, um sich den Besitz der Alleinherrschaft zu sichern, in einen enggeschlossenen Verein zusammen, und die demokratische Regierungsform ging in eine streng aristokratische über. Für Verstand und Einsicht war nur noch in so fern Belohnung vorhanden, als zugleich Geburtsrang damit verknüpft war. Spätere Ausartung stellte auch diesen letzten dem Golde zu Kauf. Kür 100,000 Dukaten konnte jeder Tropf sich den Rang eines Nobili erwerben, und seinen Namen in's goldene Buch eintragen lassen. Titel wurden, wie jede andere Waare, nach dem Preiscourant des Senats erworben, die Verbrecher erkauften sich die Freiheit nach dem Tarif, Alles war feil; das persönliche Verdienst, als bloßes Verdienst, war dagegen außer Cours. An seine Stelle trat die Würde, und Geburt, Titel und Amt gaben diese allein. Die Aufrechterhaltung alter Formen ist für solche Verwalter des Gemeinwesens am leichtesten zu begreifen und mit der wenigsten Mühe auszuführen; das Neue zu prüfen und das Gute davon zu behalten, paßt nie für solche Wesen; das Erhabene zu ergründen und zu erkennen, war niemals für die Anbeter des goldenen Kalbes. So war es möglich, daß, als ein armer, aber tiefdenkender Mann Pläne und Wahrheiten offenbarte, die Venedig mehr, als die ganze übrige Welt interessir-

[98] Chioggia (Rückeroberung am 24. Juni 1380).

[99] Siehe hierzu S. 260, Anm. 782.

[100] Die von 1250 bis 1517 bestehende Herrschaft der Mamluken (arab. sing. مملوك, mamlūk, „der Besitz“; pl. مماليك, mamālīk), ehem. islam. Militärsklaven.

[101] Tommaso Mocenigo (ca. 1343–1423), seit 1414 64. Doge von Venedig.

[102] Phöniz. 𐤑𐤓, Ṣūr, „der Felsen“; hebr. צוֹר, Tzór; griech. Τύρος, Týros; arab. صور, Ṣūr.

[103] Jes 23,8; Offb 18,23.

ten, man sie dort als Tollheiten verlachte. Man ahnete nicht, daß durch deren Erfolg die ganze Herrlichkeit Venedig's in den Staub sinken würde.

Jener Mann war Columbus; – dieser Erfolg die Entdeckung Amerika's. Die Umschiffung Afrika's durch Vasco di Gama, ein paar Jahre später, welche dem Handel mit Indien neue Wege wieß, vollendete, was jene Entdeckung der andern Erdhälfte für Venedig's Ruin vorbereitet hatte.

Die weitere Geschichte der Republik ist blos die ihres Verfalls. Aber drei Jahrhunderte gehörten dazu, ehe der von der Kraft dreier Welttheile vollgesogene Staatskörper sich so abzehrte, daß ihn der Stoß eines starken Arms niederwerfen konnte.

Venedig empfing die Nachrichten jener Entdeckungen, welche über seine Zukunft den Stab brachen, mit Schrecken und Entsetzen, um so mehr, da es nun zu spät war, etwas zu thun, um das Uebel abzuwenden. Möglich ist's, daß es, im Besitz der mächtigsten Flotte, auf dem Wege des Kriegs und der Eroberung das Rad des Schicksals noch gewendet hätte; aber neben der Ueppigkeit waren die Trägheit und die Liebe zur Ruhe großgewachsen, und statt die Wege offener Gewalt schlug man die Schlangenpfade einer ruhmlosen Politik ein, welche das Unglück nur beschleunigte. 24 Jahre nach der Reise des Vasco blühete schon der portugiesische Handel in unzähligen Häfen, in Afrika und Indien, vom Cap des grünen Vorgebirges an bis nach Canton, auf einer unermeßlichen Küste von 2500 geographischen Meilen[104]. Das eroberte Malacca war der große Stapel dieses Ungeheuern Handels. Da trafen die Produkte der ostwärts liegenden Reiche, Japan's, China's, der Molukken, Siam's[105], des indischen Archipels zusammen, mit denen aus dem Westen, aus Malabar, Ceylon[106], Coromandel[107] und Bengalen. In Bezug auf den indischen Handel wurde Lissabon binnen kurzen 30 Jahren das, was Venedig gewesen, welches mit dem indischen Verkehr die Nahrungsquelle seines Reichthums verlor. Vergeblich schloß es Bündnisse mit dem ägyptischen Sultan und verschwendete Schätze und Flotten, um diesen in der verabredeten Vertreibung der Portugiesen aus Indien zu unterstützen. Die Flotten wurden durch Sturm und portugiesische Tapferkeit vernichtet. Venedig, das sich noch vor Kurzem in seinem Uebermuth vermessen hatte, sich die Schiedsrichterin der Welt zu nennen, wurde verhöhnt. Vollkommen erniedrigte es sich, als es nach so großer Schmach Unterhändler nach Lissabon schickte, den Portugiesen anzubieten: ihnen alle indischen Produkte für einen gewissen Preis, der Portugal einen großen Gewinn übrig ließe, abzukaufen gegen Bewilligung des ausschließlichen Rechts des Wiederverkaufs an andere Völker! Schnöde, wie sie es verdienten, wurden die Venetianer abgewiesen, und die Welt lachte sie aus.

Alle spätern Versuche, unwiederbringlich Verlorenes wieder zu gewinnen, konnten um so weniger fruchten, da sie mit sinkender Kraft unternommen wurden. Denn an den Verlust des Welthandels knüpfte sich allmählich der der positiven Herrschaft über ein ausgedehntes Reich. Venedig büßte im langwierigen Kampfe gegen seine Erbfeinde, die Türken, – in einem Kampfe, an Großthaten reich und eines bessern Erfolges werth! – zuerst die Küste des schwarzen Meeres und der Levante ein, dann die griechischen Inseln, dann Albanien und Morea, und zuletzt auch Candia und Cypern. Als es 1797 durch Bonaparte den Todesstreich empfing, besaß es nichts mehr, als die dalmatische Küste, Verona und

[104] Die geographische Meile entspricht 7,4204 km.

[105] Das heutige Thailand (thail. ประเทศไทย, bprà-tāyt tai).

[106] Heute Sri Lanka (singhal. ශ්‍රී ලංකා, śrī laṃkā; Tamil இலங்கை, ilaṅkai).

[107] Maori Te Tara-o-te-ika-o-Māui (die europ. Bezeichnung geht auf das Handelsschiff „HMS Coromandel“ zurück, das hier am 13. Juni 1820 erstmals ankerte); eigentl. die Coromandel-Halbinsel auf Neuseeland; hier dürfte jedoch Neuseeland als solches gemeint sein.

das Gebiet des eigentlichen Herzogthums Venedig. Als Staat hatte es schon lange vorher das Sterbebett gehütet, und die in den Tagen der Macht so bedeutungsvolle Ceremonie am Himmelfahrtstage, die Vermählung der Republik mit dem Meere, war längst zur Posse herabgesunken.[*])[108]

[108] *) Nach einem uralten Gebrauche, der bis zum Ende der Republik dauerte, fuhr der Doge auf einem prächtigen Schiffe, welches der Bucentaurus hieß, begleitet von den Herren des Raths und den fremden Gesandten, auf das hohe Meer, welches mit zahllosen Gondeln bedeckt war. Er warf dort einen goldnen Ring in die Fluth, mit den Worten: *Desponsemus te mare in signum veri perpetuique dominii*. ([recte: Desponsamus te, mare, in signum veri perpetuique dominii] Ich verlobe mich mit dir, o Meer, zum Zeichen wahrer und ewiger Herrschaft.) Jetzt liegt der Bucentaur im Arsenal und verfault.




DER DOGENPALLAST
im Venedig

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 35f. u. 185.

## DXXV. Der Viadukt über die Lagunen nach Venedig.

Jede Zeit und jedes Alter im Volksdaseyn hat seinen eigenen Genius, unter dessen Einfluß das grünende Leben Blüthen und Früchte treibt und der sein Zeichen den Monumenten aufdrückt, welche der Gegenwart äußere Erscheinung in ferne Zeiten tragen. Im Mittelalter war der Glaube dieser Genius, und was das christliche Europa uns Großes aus jener Zeit überlieferte, ist vorzugsweise des Glaubens Werk. Des Glaubens magische Zauberkraft war es, welche aus der Erde Schooß jene Münster emporgetrieben, gegen deren Herrlichkeit Pracht und Symbolreichthum kleinlich, dürftig und kahl erscheint, was spätere Zeiten in gleicher Art geschaffen haben; der Glaube war's, der auch das Unbedeutende durch die Idee erhob und den Formen tiefe Gedanken gab; der Glaube war es, der sich damals in der Weltanschauung der Geister widerspiegelte; der Glaube war's, der die Phantasie ergriff und ihre Welt mit neuen, unerhörten Naturbildern und Vorstellungen erfüllte; der Glaube war es, der, als das bewaffnete Auge zum ersten Mal in den neu entdeckten Weltraum drang, auch im Himmel die Vorstellungen wiederfand, welche Jeder im Herzen trug. Kurz, der Glaube war in jenem Zeitalter die Axe des Lebens, so bei den Völkern, wie bei dem Einzelnen.

Unser Zeitalter steckt ein anderes Banner auf. Sein Genius ist das Nützliche. Die Größe des Wissens und Erkennens, ausgereift und getragen vom Gemeinsinn, auch ausgerüstet mit einem ernsten, kraftvollen Bildungstrieb, äußert sich in den Werken des öffentlichen Nutzens, welche hinter sich lassen Alles, was irgend ein Volk jemals Aehnliches hervorgebracht hat und der Nachwelt überlieferte. Straßburger Münster wachsen nicht mehr zum Himmel hinan, man baut auch keine Paläste mehr, wie sie ein Ludwig XIV.[109] bauen konnte, jene unermeßliche Wohnungen, welche Millionen zu Hunderten kosteten und aufgerichtet wurden von den Königen, um, mit der Liederlichkeit und Schlechtigkeit im Bunde, in wilden, phantastischen Festen und üppigem Schaugepränge den Wohlstand ganzer Völker zu verprassen; es ersteht kein Versailles mehr und auch kein Trianon: die großen Werke der Jetztzeit sind Eisenbahnen, Kanäle gräbt man, man führt Straßen aus, welche die Alpen ebnen, und Brücken und Viadukte, welche die Ufer der Ströme verbinden und zusammenknüpfen, was das Meer von Ewigkeit her geschieden hatte.

Von einem Bauwerk dieser Art, das die Verkörperung des kühnsten Gedankens ist, den je ein Architekt für ausführbar gehalten hat, liegt ein Bild vor uns. Es ist die Eisenbahn-Brücke über die Lagunen, welche Venedig, die Braut des Meeres, mit dem festen Lande, und durch die Fortsetzung des Schienenwegs, mit Mailand verbindet.

Dieser Viadukt ist 22,000 pariser Fuß[110] lang, also etwas mehr als eine deutsche Meile[111]. Der Architekt Noale[112] fertigte den Plan und leitete die Ausführung. Der Kostenanschlag war 5 Millionen Lire, der Zeitanschlag 5 Jahre. Dieser Bau, der 1841 begann, ward in kaum 54 Monaten (im Oktober 1846) vollendet. 1000 Arbeiter und 100 Schiffe und Barken zur Beischaffung des Baumaterials, zu denen 300 Kähne zum Transport der Arbeiter von einer Arbeitsstelle zur andern sich gesellten, waren während jener Zeit unausgesetzt in Thätigkeit, und einige tausend Hülfsarbeiter wurden außerdem noch bei dem ersten Angriff verwendet. Es wurden nicht weniger als eine Million Kubikfuß Mauerwerk ausgeführt und über 50,000 Stämme, meistens Eichenholz, zu den Pfahlrosten verbraucht, welche die 216

[109] Ludwig XIV. (frz. Louis XIV; 1638–1715), seit 1643 König von Frankreich.

[110] 32,48 cm.

[111] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[112] Andrea Noale (Lebensdaten nicht ermittelt), der in zeitgenössischen ital. und dt. Blättern in diesem Zusammenhang genannt wird; in Rom gibt es anscheinend eine Straße, die nach ihm benannt wurde: Via Andrea Noale.

massiven Pfeiler tragen. Die Brücke selbst besteht aus 222 Bogen, von je 30 pariser Fuß Spannung bei gleicher Breite. Auf der einen Seite schließen sich breite geplattete Trottoirs an die Bahngeleise, welche 5 Fuß 8 Zoll engl.[113] aus einander liegen. Die Brücke lehnt sich sowohl in Venedig als am festen Lande an 2 Brückenköpfe, die zur Vertheidigung geschickt sind. – Der architektonische Charakter des großen Werks ist, seiner Bestimmung angemessen, Einfachheit und Dauer. Sämmtliche Pfeiler sind aus festem istrischen Granit aufgeführt und mit römischer Pozzuolanerde gefügt.

Venedig ist jetzt durch das eiserne Band mit dem Kontinent Italiens vereinigt. Es hat seine frühere Eigenthümlichkeit, nicht ohne Ruder und Segel zu ihm gelangen zu können, verloren: denn seitdem die Lokomotive über die Lagunen braust, nimmt sich Niemand mehr die Mühe, die Gondel zu besteigen. Aber mit dem Roß der neuen Zeit hat auch ihr belebender Odem die Stadt berührt; es ist ein frisches Leben in Venedig aufgekommen, die alten Geschlechter verjüngen sich, sie betreten wieder die Bahn, welche die Ahnen groß gemacht hatte: sie sinnen auf Erwerb in Handel und Schifffahrt, wetteifern unter einander in Entdeckung und friedlicher Eroberung neuer Hülfsquellen und Stützpunkte für den Verkehr, und thun dieß mit solchem Erfolg, daß es die Eifersucht des begünstigteren Triests schon im hohen Grade erregt hat. Nun, da Venedig das Joch Oesterreichs entschlossen abgeschüttelt hat[114], wird es das Handelsemporium[115] des freien Italiens werden und sein knospendes Gedeihen schnell zur Blüthe sich öffnen. Eine größere, glücklichere Zukunft ist ihm sicher beschieden, wennschon es nie auf die Rückkehr der Zeiten hoffen darf, da seine Flotten unter dem Zeichen des Kreuzes und des Löwen von Sankt Mark das mittelländische Meer bedeckten, Bürger der Republik den Stolz von Fürsten im Busen trugen und die Republik selbst ihren Willen fremden Königen als Gesetze diktiren konnte.

[113] 1 foot = 12 inches = 30,48 cm.

[114] Die „Repubblica di San Marco“, die am 23. März 1848 im Zuge der revolutionären Umwälzungen in Europa ausgerufen wurde, bestand bis zur Rückeroberung Venedigs durch die Österreicher am 23. August 1849. Danach blieb Venedig bis 1866 unter österr. Herrschaft.

[115] Lat., Handelsplatz.




DER EISENBAHN - VIADUCT
über die Lagunen nach Venedig.

## DLXVI. Der Barbarigo-Palast[116] in Venedig.

Noch einmal einen Blick auf die Alte Meeresbraut, die, und kleidete sie sich in Lumpen, doch niemals die Hoheit und Macht, den Glanz und den Reichthum von ehedem verbergen würde! Die Gebieterin der Meere wird nie unkenntlich werden, so lange die Löwen des heiligen Markus den Dogenpalast hüten, die Wimpeln flattern von dem Campanile und die Fluthen des Canal Grande die Marmorhäuser der alten Geschlechter bespülen. Und ist es doch, als wenn es wieder jung werden wollte! Ist's doch, als ob die 14 Jahrhunderte lang gepflegte Bürgerfreiheit, welche die Lagunenstadt zur ersten Seemacht der Welt erhob, wieder aus dem Grabe erstanden wäre? Das *Eviva la Republica*! *Eviva la Liberta*! wälzt sich über die Wogen hin, und der Donner des Arsenal verkündigt dem festen Lande, daß die Wiederaufrichtung der Republik[117] in der Dogenstadt etwas mehr sey, als der bloße Traum einer Sommernacht. Ist's nur ein Nachblitzen der untergegangenen Sonne? oder ist's wirklich ein Sonnenaufgang, dem ein langer, heller Tag folgt? Wenn die Venetianer selbst an ihre Freiheit glauben, so werden sie solche behalten; ist sie aber eine platirte Lüge, so wird sie bei dem ersten rauhen Antasten von Außen wieder verschwinden. Dann mögen sie zwar die Herrschaft wechseln, aber die Knechtschaft wird. bleiben.

Der Palazzo Barbarigo, jenes Gebäude mit den zierlichen maurischen Bogenfenstern, hat die Weihe eines Genies empfangen. Es war Tizians Wohnung und noch schmücken mehre berühmte Bilder dieses großen Meisters die Hallen des Palastes.

[116] In den Jahren 1568 bis 1569 nach den Plänen von Bernardino Contin (1530–1596) erbaut.

[117] Siehe hierzu S. 40, Anm. 114.




PALAST BARBARIGO und PISANI

im Venedig.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Fünfzehnter Band. Dritte Folge, fünfter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 159 S. 8°. S. 91-96.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. [141]-147.

## Die Riva degli Schiavoni in Venedig.

Eines der liebsten Bilder meiner Erinnerung bringt mir dieses gelungene Blatt entgegen. Die Stadt der Ueberraschungen bietet kaum eine größere, als sie durch ihren ersten Empfang Jedem bereitet, der von der See her und namentlich beim Fort S. Nicolo in die Lagunen kommt: ihm zeigt Venedig sein Herrlichstes mit einem Blick, und das Imponirendste davon gibt unser Bildchen wieder.

Die vor uns sich ausdehnende Riva ist die breite Uferstraße, welche von der Piazetta, dem mit den beiden hohen Granitsäulen geschmückten Vorplatze des St. Marcusplatzes, sich bis in die Nähe der öffentlichen Gärten (*Giardini pubblici*) erstreckt. Wir befinden uns vor unserem Bilde mitten auf der Riva, die von den Slavoniern[118] ihren Namen hat, zur Linken breiten sich die Lagunen aus, welche hier den Hafen von Venedig bilden. Wir sehen im Hintergrunde links von der Dogena die Masten der Schiffe. Rechts von dem breiten Thurm der Dogena mit der großen vergoldeten Kugel erheben sich die Kuppeln der Kirche St. Maria della Salute und rechts von ihr beginnt der große Kanal (*Canale Grande*) seinen Schlangenlauf durch das ganze Venedig, das er in zwei Theile scheidet. Wir sehen auch die Kettenbrücke, die über den Kanal gespannt ist und zur Akademie der schönen Künste mit ihren vielbesuchten Kunstsammlungen führt. Näher grüßt uns der freundliche Gasthof der Luna, vor diesem deuten Baumreihen den königlichen Garten an, dieser stößt an das Münzgebäude, dessen Anblick uns durch den sogenannten königlichen Palast verdeckt wird. Dieser bildet die eine Seite der Piazetta, die andere bildet der Dogenpalast, der uns hier die den Lagunen zugewendete Fronte zeigt, .und neben ihm schwingt die „Stroh-Brücke“ (*Ponte della Paglia*) sich über einen Kanal, und wer auf derselben stehend, in den Kanal zwischen dem Dogenpalast und dem Gefängnißpalast, der unser Bildchen zur Rechten abschließt, hineinschaut, genießt den traurigen Anblick der weltberüchtigten „Seufzerbrücke“.

Aber noch Etwas zeigt uns das Bild: hoch über dem Dogenpalast ragt der Marcusthurm mit dem Engel auf der Spitze hervor, und dort hinauf, auf den Umgang dieses „Campanile“ (des 332 Fuß hohen Glockenthurms der St. Marcuskirche), begleiten uns unsere Leser, um mit uns auf Venedig und das Aussichtsgebiet des Thurms herabzublicken. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt und wie viel sie Häuser

[118] Einwohner der historischen Region im Osten Kroatiens, die sich über die Ebenen zwischen den großen Donau-Nebenflüssen Save (slowen. Sava) und Drau (slowen. Drava) erstreckt; im Osten reicht sie bis zur Donau und der serbischen Grenze. Slavonien gilt als Kornkammer Kroatiens und gehörte von 1699 bis 1918 als Königreich zum Habsburger Kaiserstaat.

und Menschen und Kanäle und Brücken hat, das lernen heutzutage schon die kleinen Kinder aus dem alten Engelmann[119] in der Schule; was da droben zu sehen und zu denken ist, steht nicht in dem Buche.

Die Besteigung des Thurms ist dem Wanderer sehr bequem gemacht, es ermüden uns nicht steile Treppen, sondern ein Estrichpfad geht die vier Seiten des Baues entlang allgemach aufwärts, so daß Napoleon bis zur Glockenhalle emporgeritten sein soll. Wir begeben uns noch, auf der Wendeltreppe zwischen den großen alten ehrwürdigen Glocken des St. Marcus, die so manches erschütternde oder glänzende Schicksal der Republik ein- und ausgeläutet haben, hinauf zum freien Umgang. Hier zeigen sich unserem ersten Blick zwei Herrlichkeiten der Erde, nach deren Anschauen sich Millionen Menschen ihr ganzes Leben lang vergeblich sehnen: die Alpen und das Meer. Ueberwältigend ist der Bilderreichthum, der von allen Seiten auf uns eindringt, das Auge kommt in tausend Verlegenheiten, wohin zuerst sich wenden, und man thut wohl daran, erst mehre Male den Gang um alle vier Seiten des Thurms zu machen, ehe man die Einzelmusterung dieses Riesenpanorama's vornimmt. Das Einzelne darf uns aber nur nicht verirren, es würde uns zur Aufstellung eines puren Namensregisters zwingen; uns muß das Hervorragendste genügen.

Wir schauen zuerst nach Sonnenaufgang. Zu unsern Füßen breiten die zwei vornehmsten Prachtbauten Venedigs sich aus: wir blicken auf die Kuppeln, Dächer, Thürmchen und Altane der Marcuskirche und in den Hof und auf die Riesentreppe des Dogenpalastes. Wer Zeit dazu hat und das richtige Wissen, um die Bilder der Vergangenheit dieser beiden Gebäude an sich vorübergehen zu lassen, der kann lange den Kopf auf die Hand stützen und wird schließlich nichts mehr sehen von all der Herrlichkeit um sich, denn in der That, was hier das Schicksal vollbracht und was der Menschen guter und böser Geist in Thaten geleistet, ist wohl fähig, uns Alpen und Meer vergessen zu machen. Dort saßen sie, die Männer des goldenen Buchs, in ihrer Herrenburg, im Rathe und zu Gericht, und beherrschten von Venedigs Festland bis nach Dalmatien und Morea[120] und Candia und Cypern die seekundigen Völker; die Schätze des Orients mußten an ihnen vorüber auf ihrem Wege zu den Völkern des Nordens und legten reichen Tribut vor den gestrengen Herrschern nieder; siegreiche Feldherren und Seehelden beugten sich vor den Gewaltigen in diesem Palaste, und die fürchterlichen Gefängnisse in der ewig dunkeln lagunengetränkten Tiefe, wie unter den Bleidächern erfüllten mit Furcht und Schrecken die üppigste Bevölkerung der Erde. Und drüben, in dem Gotteshaus, das sie mit den aus Kriegen und Handelsfahrten heimgebrachten Kunstwerken von allen Gestaden ihrer Züge schmückten, sangen die willigen Priester ihr Tedeum für jede That der Gewaltigen des Dogenpalastes, ob sie einen immergrünen Kranz an die Ehrensäule Venedigs hing, oder ob die ewige Stille der Lagunen sie bedeckt und die Humanität mit Thränen einen Kerbstrich mehr verzeichnet an der Schandsäule der Verbrechen. – Jenseits der großen und schönen Linien dieser beiden Häuser des Glaubens und der Herrschaft beginnt ein fast wildes Durcheinander von Bauwerk aller Art, Kirchen- und Befestigungsthürme ragen aus einer schwarzbraunen Masse von Dächern und Schlöten, die wie Spielzeug der Kinder launig durcheinander geworfen erscheinen, so wenig Straßenzüge können wir unterscheiden. Das Auge eilt darüber hin und sucht die ruhigeren Punkte. Wir betreten einen uns schon bekannten Boden, wenn wir, rechts über die Piazetta hin und unsere Riva degli Schiavoni entlang, an dem regsten Handel und Schifferleben und dem lebendigen Treiben des Kleinhandels vorbei, zu den sogenannten öffentlichen Gärten wandeln. Dort lacht uns fröhliches Grün hoher Bäume entgegen. Mitten zwischen den grünen Lagunen, deren kleine Wellen unaufhörlich mit der Sonne liebäugeln, und zwischen den Palästen und Straßenreihen und ferneren Städtchen, Marktflecken und Dörfern, die neben Schiffen, Booten und Gondeln auf der Fluth zu schwimmen scheinen, erfreuen wir uns eines festen Standpunkts, auf welchem Bäume, wirkliche festgewurzelte Bäume hervorgewachsen sind. Ja, sogar wirkliche lebendige Pferde sind da zu finden. Ehe im Jahre 1810 dieser große Park von der Riva aus in die Lagunen hineingeschoben wurde, besaß man in Venedig keine anderen, als die ehernen Pferde auf der Marcuskirche und einigen Denkmälern; jetzt können die vielen Venetianer, welche ihre Stadt ihr ganzes Leben nicht verlassen, trotzdem lebendige Pferde sehen. Es ist

[119] „D. Eugen Bernhard Engelmann's neueste Geographie von Europa und den übrigen vier Welttheilen. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht" (Erlangen: Bibelanstalt [19]1823). Das Werk erlebte allein bis 1835 23 Auflagen und war entsprechend weitverbreitet.

[120] Siehe hierzu S. 190, Anm. 565.

im Volksgarten eine Reitbahn angelegt, und zwar, wie unser Führer ausdrücklich betont, mit „Sattelpferden“. Der Ausblick von den Terrassen des Gartens ist nach allen Seiten immer schön, ob wir uns nach der Stadt hin wenden, oder hinaus nach den inselreichen Lagunen jenseits des nachbarlichen Kastells S. Pietro. Der äußersten Spitze des Volksgartens gegenüber liegt eine kleine Insel, deren Name und deren dermalige Bewohner zusammen eine geschichtliche Ironie aufführen: die Insel heißt St. Helena, und ihre Bewohner sind – die letzten Bourbonen im Exil. –

Lassen wir unsere Blicke von den Baumgruppen des Volksgartens am Rande der Häuserdächer und Lagunen hin nach links schweifen, so gelangen wir, am Kastell S. Pietro vorüber, zu dem weltberühmten Arsenal. Großartig breitet es seine Gebäudemassen aus, aus denen die Wasserflächen zwischen den Werften hervorschimmern, *tempi passati*! – Die Geschäfte der Kreuzzüge haben dieses Arsenal zur ersten Rüstzeugstätte jener Zeit erhoben, wo das Leben der ganzen Kulturwelt auf das mittelländische Meer sich beschränkt und wo auf diesem Meere keine Macht fester stand, als die von Venedig; da zogen aus dieser ihrer Wiege jene Flotten aus, mit welchen der greise Enrico Dandolo einst Konstantinopel[121] eroberte und zu den Fahnen der Republik auch die von Candia fügte; jene Flotten, mit welchen ein 130jähriger Krieg gegen Genua geführt wurde, dessen ächt nationale Thorheit an Großartigkeit selbst das Aehnliche in Deutschland übertraf; jene Flotten, welche in den Blüthentagen der Herrschermacht Venedigs, im 15. Jahrhundert, auch Cypern und Morea der Republik an den Lagunen der Adria unterwarfen. Das war die größte Zeit Venedigs, an sie erinnern noch heute die drei riesigen Flaggenmast« auf dem Marcusplatze vor der Marcuskirche, an welchen einst die Fahnen von Candia, Cypern und Morea, als den von der Republik beherrschten drei Königreichen, die Venetianer mit Stolz und mit Uebermuth erfüllten. Der Gipfel der Macht und des Ruhms war erreicht, das Schicksal gebot sein „Bis hieher und nicht weiter!“ und sandte, während der Rausch des höchsten Triumphs der Herrschergewalt die goldenen Herren im Dogenpalaste betäubte, jenes einsame Schiff aus, auf welchem Vasco de Gama jenseits der Säulen des Hercules dahinschwamm, um den neuen Weg nach Ostindien zu entdecken. Venedigs Alleinhandel mit den Schätzen jener geheimnißvollen Länder im fernen Morgenland fiel, und zugleich mit der Abnahme feines längst gewohnten Ueberflusses wuchs die Macht der Türken; es begann der zweite Theil vom großen Leben der Republik: die Vertheidigung des Errungenen. Auch sie ist reich an unsterblichen Großthaten; der verhältnißmäßig kleine Staat (er beherrschte in seiner blühendsten Periode nie über acht Millionen Seelen) nahm den Kampf gegen damalige Weltmächte auf. Aber abwärts ging die Bahn Venedigs, es siechte an äußeren Wunden und inneren Krankheiten dahin, bis der „Republikaner“ Bonaparte der tausendjährigen Republik den Todesstoß gab. Die Stadt Venedig war an der Aristokratie abgezehrt, vergeblich verbrannte der letzte Doge, Marini[122], am 4. Juni 1797 „das goldene Buch“ auf dem Marcusplatze und proklamirte die Demokratie; das Schicksal rief: „Zu spät!“ – und der Schleier der Ohnmacht sank nieder auf die herrliche Stadt, und im Arsenale faulten die Balken seiner Ruhmeswiege. – Am Thore zum Arsenal steht linker Hand hoch aufgerichtet der Sieges-Löwe von Marathon; er hatte Griechenlands Untergang gesehen, und zur Zeit ihrer grünsten Lorbeern trugen ihn die Venetianer von seiner alten Stätte fort, um mit ihm die Pforte[123] ihrer glorreichen Seeburg zu schmükken; dort hat der alte Löwe zum zweiten Male den Untergang eines triumphreichen Volks überdauert. Aber aufrecht steht er noch immer, und er ist ganz der rechte Löwe, der auch einem dritten Volkssieg zum würdigen Schmuck dienen kann.

Wohin sind wir gerathen? Hat uns doch die Geschichte erfaßt und vom großen Bilde vor uns abgezogen. Wir verlassen das Arsenal. Jenseits desselben spielt die grüne Lagunenfluth um reizende Inseln; da liegt Mazzorbo und gleich daneben Burano, die feste Stadt von 8000 Einwohnern, und Torcello mit seinem prächtigen Dom; näher zur Rechten Lacertosa, St. Andrea und das neue Lazareth St. Erasmo, dahinter die Tre Porti, von denen rechts das Littorale von Cavallino sich hinzieht, und weiter hin dehnen die Lagunen sich aus, welche Palude Maggiore (der große Sumpf) genannt werden, belebt von zahlreichen Fischerbarken, und ganz am Horizont glänzen die zackigen Häupter der Alpen, während

[121] Von 1453 bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 23, Anm. 59).

[122] Ludovico Manin (siehe hierzu S. 24, Anm. 71).

[123] Siehe hierzu S. 261, Anm. 794).

zur Rechten jenseits der langen Lido-Insel ein schmaler Streif des Meers herüberschimmert. Dort bewacht das Fort S. Nicolo die nördlichste Pforte zwischen Lagunen und Meer.

Der schimmernde Meeresstreif lockt mächtig, ihm sogleich nach Süden zu folgen; aber ein Blick links wirkt noch mächtiger, und so wenden wir uns forsche lustig dem Norden zu.

Dort fesselt uns zuerst die Ferne. Der steile Absturz der Alpen nach Süden verleiht der ganzen Gebirgswelt ein kühneres wilderes Bild, das in der klaren Luft uns täuschend nahe tritt, bald Häuser, bald Zacken, bald überhängende Stirnen, bald eisig schimmernd, bald auf dunkelem Grunde weiße Rinnsale zeigend, so reiht sich's am Horizont entlang, schroff abgeschlossen von dem darunter sich schmiegenden Lande. Jetzt ist's lichter Tag. Wenn aber erst der Abend sein Rosenlicht auf jene Wände und Spitzen wirft, da will das Auge nicht fort und schwärmt der Geist in den reizendsten Phantasien. – Rasch fliegen wir über das Festland Italiens heran zu den Lagunen. Dort prangt das volksreiche Murano, dessen Krystallkunstwerke weltberühmt sind; näher St. Michael, noch näher St. Christoph, und nun irren wir wieder rathlos über einem fürchterlichen Durcheinander von dunkelrothen und schwarzen Dächermassen, aus welchem Erker und Thürme, Kuppeln und Pavillons, Schornsteine mit ihrer Posaunensturzform und einzelne Brückenbogen zwischen Kanaldurchsichten hervortreten, – ein Bild, in welchem wir rastlos nach Ruhepunkten suchen und sie nirgends finden, als auf den Flächen des großen Kanals, die an einzelnen Stellen hervorleuchten. Sie führen uns auch zur Rialtobrücke mit dem kühnen Bogen und dem regen Treiben über ihm. – Dort, am Rio alto (*Rivus altus*), haben wir die Anfänge von Venedig zu suchen, dort war schon im Jahre 809 der Regierungssitz, dort steht die älteste, 421 erbaute Kirche Venedigs (St. Giacomo di Rialto), kurz, dort athmet man bereits im zweiten Jahrtausend venetianischer Geschichte. – Gehen wir endlich in nächste Nähe, so erhebt sich uns gegenüber, jenseits des Marcusplatzes, der Uhrthurm, denn das Besitzthum des h. Marcus ist genau vertheilt: seine Kirche hat keinen Thurm und sein Glockenthurm hat keine Uhr; sein Uhrthurm zieht eben die Neugierde jedes Fremden wenigstens so lange an, bis er einmal gesehen hat, wie die beiden ehernen Männlein zur Seite der großen Glocke auf der Zinne des Thurms mit ihren ehernen Hämmern die Stunden anschlagen. Unter uns breitet der Marcusplatz sich aus, und ihm zu Liebe wenden wir uns gleich hier gegen Westen.

Da liegt sie vor uns, die Piazza grande, das Herz des städtischen Lebens von Venedig. Wer die Geschichte dieses Platzes schriebe, hätte auch den wichtigsten Theil der Geschichte des Volkslebens von Venedig vor sich. Hier haben alle großen öffentlichen Akte der Republik sich abgespielt, alle Staats-, alle Volksfeste erfüllten diesen Raum mit ihrem Glanze, ihrer Lust, alle Pracht und Macht des Staats sah aus den Procuratien auf sie nieder, der Patriarchen- wie der Dogenpalast, die zu beiden Seiten der Marcuskirche liegen, gossen alle Herrlichkeit ihrer öffentlichen Feste dort aus, und noch heute versammelt diese Piazza Alles, was Venedig noch den Nachschimmer des alten Glanzes verleiht, am Tage und bei Nacht auf dem Granit- und Marmor-Getäfel ihres Bodens. Ihr köstlichster Schmuck bleibt aber die goldschimmernde Marcuskirche; sie fesselt jedes Auge zuerst, und der Nordländer, der diese geschichtliche Stätte betritt, fühlt es im Herzen wie eine Weihe heranziehen und staunt über die Alltagsgesichter, mit denen die Eingeborenen dort handeln und wandeln. Und wenn am Abend der dreifache Gaslichterstrahl aus jeder der 128 Arkaden des Bogengangs, der den 500 Fuß langen Platz von drei Seiten umgibt, seine Wirkung beginnt, dann verwandelt sich dieser Markt in den größten und prachtvollsten Festsaal der Erde, über welchen der dunkle Himmel mit seinen Millionen Sternen die ewige Decke wölbt. So mächtig ist diese Lichtwirkung, daß der Widerschein am Himmel für Jeden sichtbar ist, der sich Venedig bei Nacht nähert. Hier führen schier jeden Abend, zur kräftig schallenden Musik, bald der Militär-, bald der vielen Wanderbanden, Menschen vieler Länder die größte Polonaise auf, – denn ein Lustwandeltanz ist es, in den jeder Abendspaziergang der Menge, die hier durcheinander wogt, durch die Musik und das in der entzückenden Umgebung schwelgende Gefühl wie von selbst verwandelt wird. – Jetzt aber ist's Mittag und alle Tauben Venedigs flattern zum Mahle, denn auch für sie ist der Marcusplatz ein geweihter Ort. Eine Stiftung, glücklicher als die unsers Walthers von der Vogelweide, dessen Vermächtniß zu einer Schnabelweide für die Pfaffen vergeudet wurde, spendet noch heute jeden Mittag um ein Uhr den Tauben ein großes Mahl; und wie genau die klugen Thierchen diese Zeit wissen, wie sie, je näher der Zeiger jener Stunde rückt, desto dichter gedrängt die Dächer und Simse der Procuratien, des Uhrthurms, des Patriarchenpalastes und alle Zinnen und Zacken der Marcuskirche bedecken! Es gehört mit zu den schönsten Freuden der Piazza, diese Fütterung von unserem hohen Standpunkt zu

beobachten. Ist das Mahl vollendet, so erheben sich die Schaaren und eilen über alle Firsten und Schlöte ihren Heimstätten zu. Wir aber folgen denen, die sich gen Westen wenden, und bleiben mit dem Blick vor der Kirche S. Maria della Salute stehen, deren hohe weiße Kuppeln sich im großen Kanal spiegeln. Zur Linken hin scheidet der breiteste aller venetianischen Kanäle, die Giudecca, den südwestlichsten Theil der Stadt ab, und dahinter dehnen die dunklen Lagunen sich aus, in der Ferne vom Lido begrenzt. Kehren wir zum köstlichen Anblick der Maria della Salute zurück und folgen der Windung des großen Kanals und seiner Prachtpaläste, so gelangen wir, nachdem St. Chiara und St. Maria aus dem Häusergewirre an unsern Augen vorüber geflogen und wir selbst bis zur nordwestlichen Richtung vorwärts gedrungen sind, zu den Gebäudemassen des Bahnhofs. Darüber hin ziehen die Lagunen ihre blaue Fläche zwischen Stadt und Festland; aber eine Linie glänzt mitten durch sie hin, und dieser bescheidene Strich im Wasser ist das Prachtbauwerk der Lagunenbrücke. Ueber 222 Bogen saust das Dampfroß auf ihr dahin, am Fort Malghera und der Stadt Mestre vorüber mitten in die lombardisch-venetianische Ebene hinein, aus welcher in blauer Ferne die berühmten Euganeischen Hügel herüber winken.

Wir lassen uns jedoch auch von ihren Reizen nicht verlocken, sondern begeben uns auf die vierte Seite unsers Thurms, die uns den Blick nach Süden zeigt. Die großen dunkeln Häusermassen der Stadt liegen zur Linken und Rechten und hinter uns: vor uns öffnet sich das leuchtende Bild der inselreichsten Lagunen und hinterm Lido des ewig herrlichen Meers. Wir eilen im Geiste den Thurm hinab, über die Piazetta zur Riva und springen in die erste beste der vielen Gondeln, deren Führer hier zur Fahrt einladen.

Un die Gundelaschiffla,
Wie schö sen erst die!
Da fährt mer drauf, wie
Auf en Pfitschapfeil hie!

(„Koburger Quackbrunnle“)[124]

Der Abend naht. Wir fahren rasch über die breite Lagunenfläche, die unser Bild uns zeigt, lassen die Insel St. Giorgio links, die lange Insel- und Häuserreihe der Giudecca rechts liegen, und weiter geht’s; unter uns das vielgestaltige Leben in der grünen Fluth, wie das schwimmt und kriecht, schleicht und krappelt zwischen den ewig beweglichen zarten Gewächsen des Gewässers! Immer höher steigt der Boden, immer seichter wird die Lagune, oft zischt der Gondelboden auf den langhalmigen Gräsern dahin. Und da steigen um uns herum aus der klaren friedeseligen Fläche St. Maria della Grazia und St. Clemente, St. Spirito und Poveglia, St. Servolo und – halt! hier sind wir – San Lazzaro, das war’s, wohin wir strebten: Sei im Geiste noch einmal gegrüßt, ehrwürdige Stätte, wo ich „Tedesco“ und „sächsischer Ketzer“ in einem Kloster den Hut abzog vor einfachen Mönchen. Ja, in diesen Klosterräumen muß Jedem wohl im Herzen werden, der in der ernsten Arbeit für die Bildung der Jugend seines Volks etwas Erhabenes, Verehrungswürdiges anerkennt, und so drücken wir freudig dem Manne die Hand, der uns willkommen heißt auf der „Insel der Armenier.“ – Wir durchschreiten die Gebäude dieses armenischen Klosters[125]. Die Insel bietet wenig Raum mehr, als zum Kloster, seiner Kirche und seinem Garten nöthig ist. Aber dieser enge Raum genügt, um für Armeniens ferne Nation eine geistige Schatzkammer zu bergen, deren Wirksamkeit eine großartige genannt werden darf. Die erste uns aufgethane Thür führt

---

[124] „Fritz Hofmann’s Koburger Quackbrünnla – Volksdichtungen in nordfränkisch-koburger Mundart.“ (Hildburghausen: Kesselring 1857). Im KVK wird der Nürnberg-Bayreuther Pädagoge Friedrich Hofmann (1821–1889) als Autor angegeben. Das „Handbuch der bayerischen Geschichte“ (München: C. H. Beck $^{3}$2007), Bd. IV, 2, S. 571 schreibt hingegen Friedrich Hofmann (siehe hierzu S. 50, Anm. 129), Verfasser vorliegenden Artikels und waschechter Coburger, die Autorschaft des „Quackbrünnlas“ zu, was m. E. erheblich plausibler erscheint.

[125] Die vom armen. Priester Mechitar von Sebasteia (armen. Մխիթար Սեբաստացի, Mkhitar Sebastatsi; 1676–1749) ursprüngl. 1701 zur Verbesserung der theologischen Ausbildung des armen. Klerus in Konstantinopel (siehe hierzu S. 23, Anm. 59) gegründete Klostergemeinschaft verlor im Zuge der Türkenkriege mehrmals ihre Bleibe, und nach der Konversion des gesamten Konvents zum Katholizismus fand dieser schließlich 1717 in Venedig eine Heimat. Die nach ihrem Gründer benannten Mechitaristen (armen. Մխիթարեաններ, Mkhit'areanner) widmen sich bis heute der Herausgabe theologischer und pädagogischer Werke und feiern den Gottesdienst auch nach armen. Ritus.

uns in einen Bibliotheksaal, der auch mit Kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen ausgestattet ist. Aber nicht die in der That sehr schöne egyptische Mumie, nicht der ganz vortrefflich erhaltene uralte Papyrus zieht uns an, sondern daß unser erster Blick im ersten Bücherschranke auf Werke, wie „Ludens Geschichte der Teutschen", Goethe's[126], Schillers[127], Jean Pauls[128] und vieler anderer deutschen Geistesheroen Werke fällt. Wer hätte die auf dieser Laguneninsel gesucht? Wir forschen weiter und finden, daß diese Armenier-Bibliothek überhaupt die besten Werke der europäischen Nationen in den Originalsprachen enthält. Das würde indeß an sich keine so absonderliche Sache sein. Der eigentliche Werth dieser Bibliothek liegt erst in ihrer Verwerthung. Die fleißigen, gelehrten und aufopfernden Mönche dieses Klosters widmen sich nicht blos der Erziehung der Jugend ihrer Nation; sie sind auch unabläßig bemüht, von den Blumen und Früchten der abendländischen Literatur das ihrer Nation Heilsamste ihm in seiner Sprache zu geben, und dazu besitzt das Kloster einen zweiten Schatz: eine vortreffliche Drukkerei, welche mit aller occidentalischen und vieler orientalischen Sprachen Schriften versehen ist. So sind diese armenischen Mönche Lehrer, Schriftsteller, Schriftsetzer und Drucker, Alles in Allem, und Alles zum Heile ihrer viele hundert Meilen von ihnen entfernten armenischen Brüder. Für sie schließen sie sich ab von der Welt, nur das Beste derselben, ihre geistigen Schöpfungen, in ihren Mauern aufnehmend; für sie leben sie wie der Bienenschwarm, der den benachbarten Blumenfrüchten den Stoff entnimmt, aus welchem in der Stille des Stocks auf der kleinen Insel S. Lazzaro der nährende Honig bereitet wird. Auch das einfache Gotteshaus besuchten wir und den Garten des Klosters; aber nachdem das Herz erhoben und beglückt war vom Anschauen so edlen Geistes in der für unsere Anschauung längst veralteten Form, nahm das Auge Alles mit Entzücken entgegen. Mit einigen Erinnerungszeichen der typographischen Fertigkeit der Mönche versehen, schieden wir vom Kloster und eilten wieder der Gondel zu. Sie trug uns zum nahen Lido, dem schmalen langen Schutzwall der Lagunen und Venedigs, gegen die Tücken des Meeres. Zur Linken endet der Lido mit dem starken Fort St. Nicolo, welches die Einfahrt von Triest her beschützt. – An der Stelle, an welcher wir die Insel betreten, ist sie sehr schmal. Nur wenige Schritte stiegen wir die grüne Anhöhe hinan, – da hatten wir's schon erreicht und standen am muschelbesäeten flachen Sandufer des adriatischen Meers. Das Hervorrauschen der rührigen Wellen, das Ueberspülen der Uferfläche und das Rollen der Muscheln beim Fliehen der Wellen, das waren die einzigen Laute, die das großmächtige Meer vernehmen ließ. Mir war's nur um die Tausende von Muscheln leid! Ich dachte der Kinderschaaren meiner deutschen Heimat, die ich hieher versetzt wünschte. Welch ein Jubel sollte das Rauschen des Meeres übertönen!

Die Sonne kam dem Horizont eiliger nahe, als ich berechnet hatte. Ich beschleunigte die Rückfahrt, denn in den Lagunen wollt' ich heute, am letzten Abend in Venedig, die Sonne untergehen sehen. Wir erreichten die Giudecca und hier hielt die Gondel. Der Mann des Ruders verstand den bittenden Blick des Fremdlings und schwieg. Das Bild vor uns verdiente diese Andacht. Während Venedigs Paläste, Kuppeln und Thürme zur Rechten im Abendstrahl der Sonne mit unbeschreiblicher Herrlichkeit über der dunklen Fluth leuchteten und Hunderte von schimmernden Fenstern sich in ihr abspiegelten, lag die große Sonnenscheibe, wie schwimmend, am Horizont auf dem Wasser, das plötzlich wie im Schmuck seiner höchsten Feier erschien: ganz wie in gold- und himmelblaue Bänder zerschnitten, spielten die langen Wellenstreifen durcheinander, zu uns heranzuckend mit den vielfach zerschnittenen Strahlen des Widerscheins, die wie lange feurige Spitzen daher züngelten. Das Bild war zu schön, um lange zu währen. Die Sonne macht's kurz dort mit ihrem Untergang; sie scheidet nicht mit nordischem

[126] Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832).

[127] Friedrich von Schiller (1759–1805).

[128] Jean Paul (eigentl. Johann Paul Friedrich Richter; 1763–1825).

Schmerzenswohlbehagen: sie wendet sich rasch ab und geht. Und so wollen auch wir es heute machen. Scheiden wir doch auf dem Marcusthurme Venedigs von einander. Also: gute Nacht!

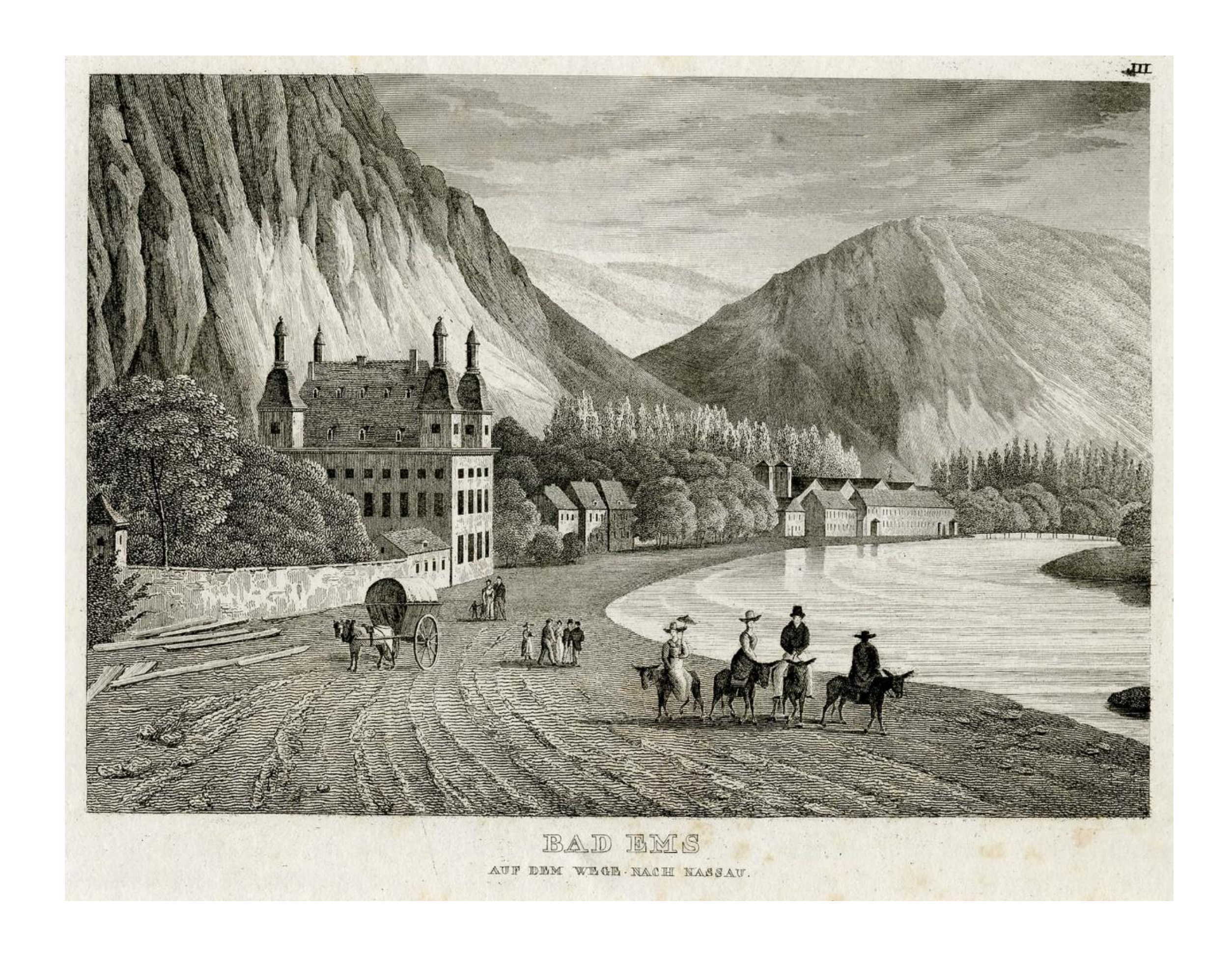
F. Hofmann.[129]

[129] Der Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (1813–1888), der vor allem für die „Gartenlaube“ schrieb, zählte auch zum engeren Bekanntenkreis von Friedrich Rückert (1788–1866). Als Chefredakteur der „Gartenlaube“, gehörte er gemeinsam mit seinem Verleger Ernst Keil (1816–1878) dem demokratisch-fortschrittlich gesinnten „Verbrechertisch“ in Leipzig an, der sich dem politischen Erbe des in Wien hingerichteten Robert Blum (1807–1848) verpflichtet fühlte.



RIVA dei SCHIAVONI
IN VENEDIG.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.




BAD EMS

AUF DEM WEGE NACH NASSAU.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 9f.

## III. Bad Ems.

In dem tiefen, romantischen Thale der Lahn, zwei Stunden[130] von Coblenz, liegt ein kleiner, schön gebauter Flecken. Hoch über ihn thürmen sich, zum Theil bewaldete, zum Theil kahle, Berg- und Felsenwände auf, und zwischen ihnen und dem rauschenden Strome sucht der menschliche Fleiß vergebens Raum für seine Thätigkeit. Es ist eine der engsten Stellen des Thals – und billig würde der Wanderer fragen, warum man gerade diese tiefe Schlucht zum Bauplatz erwählt habe, wüßte er nicht, daß es die Nymphe einer der berühmtesten Heilquellen der Erde sey, deren Laune ihn anwies. – Ems, der Badeort, besteht aus etwa achtzig, meistens geschmackvoll gebauten Häusern, die sich dem rechten Ufer der Lahn entlang, an steilen Gebirgswänden hin lagern. Sie bilden eine einfache, fast sichelförmige Reihe, oft durch Baumgruppen getrennt und vom Flusse nur durch einen gepflasterten Weg geschieden. Die schönste Ansicht giebt der Flecken an seinem westlichen Ende, vom Nassauer Wege, wo den Blick das von Thüngen'sche Schloß[131] (auf unserm Bilde das vierthürmige Gebäude links) mit seinen Gartenanlagen das Auge fesselt. Einen angenehmen und überraschenden Anblick machen mehre Weingärten, welche sich an den sonnigen Theilen der nächsten Berge weit hinanziehen, und einzelne Kornfelder, welche mehre ihrer Gipfel krönen; – denn sie zeugen von der Macht des menschlichen Fleißes, auch der unwirthbarsten Natur noch reiche Gaben zu entlocken. Den Blick das Lahnthal hinan begrenzt eine Schiffbrücke, welche in der Gegend des sogenannten Kurhauses beide Ufer mit einander verbindet. –

Der Ruf der Emser Heilquellen reicht bis ins graueste Alterthum. Römische Münzen und Gräber, Ueberreste römischer Mauern, hier aufgefunden, beweisen, daß die alten Welteroberer sie schon kannten und benutzten. Der Fels, welcher das Laboratorium zu verbergen scheint, in dem die Natur das Heilwasser bereitet, ist ein Thonschiefergebirge, welches eine silberhaltige Bleierz-Niederlage und Kupfererze enthält. Die Quellen, deren sechzehn gefaßt sind, von welchen aber noch eine große Menge mehr, selbst im Lahnbette hervorsprudeln, sind sämmtlich warm, jedoch verschiedener Temperatur, von 19–44° Reaumur[132]. Die stärksten Quellen sind die im ehemals hessendarmstädtischen Hause. Unter den Bädern, die alten und neuen, die landgräflichen, die Bubenquelle, das Rondel- und das Fürstenbad, ist das letztere höchst prachtvoll eingerichtet und im edelsten Styl ganz aus inländischem Marmor aufgeführt. Dies ist der Ort, der, während der Badezeit, oft einen großen Kreis von Monarchen und Fürstinnen[133] der Erde friedlich unter einem Dache versammelt.

Die Wasser gehören zu der Gattung der alkalisch-salinischen. Sie sind heilsam bei Lungenübeln, Krankheiten der Verdauungsorgane, gichtischen und rheumatischen Beschwerden, und den aus Entnervung entstehenden Leiden. Ihre Wirksamkeit gegen weibliche Krankheiten hat sie längst berühmt gemacht. Badezeit vom Juni bis August.

Die herrliche, bald wilde, bald liebliche Natur in der Gegend giebt den das Bad Besuchenden Gelegenheit zu den mannichfaltigsten Lustpartien, zu Fuß und zu Esel; Pferde sind wegen der Steilheit

---

130 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12703 Fuß (bayr.) = 3707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.

131 Die Karlsburg, 1696 vom kaiserl. Marschall Johann Karl von Thüngen (1648–1709) in Auftrag gegeben und von Johann Christoph Sebastiani (1640–1704) erbaut.

132 Temperaturmeßeinheit nach René Antoine Ferchault de Réaumur (1683-1757): °R x 1,25 = °C.

133 In Bad Ems kurten u. a. die russ. Zaren Nikolaus I. (siehe hierzu S. 301, Anm. 925) und Alexander II. (russ. Александр II Николаевич, Aleksándr II. Nikoláevič; 1818–1881; ermordet), der preuß. König und nachmalige dt. Kaiser Wilhelm I. (1797–1888), aber auch zahlreiche Komponisten und Schriftsteller wie Carl Maria von Weber (1786–1826), Richard Wagner (1813–1883) und Fjodor Michailowitsch Dostojewskij (russ. Фёдор Михайлович Достоевский, Fëdor Michajlvič Dostoevskij; 1821–1881).

der Gebirge nicht anwendbar. Die schönsten, am häufigsten besuchten Punkte sind: Draußenau, ½ Stunde entfernt, im Lahnthale aufwärts, mit Mineralquellen; ½ Stunde im Thale weiter hinauf Nassau, mit höchst reizender Umgebung und der alten Burg Hartenstein; – die Silberhütte (1 ½ Stunde fern) in wild-romantischer Lage, mit der Silberschmelze und den Pochwerken; – die Sporkenburg, eine verfallene Veste mit einem mehrstimmigen Echo; – die Markusburg, ein festes Schloß, noch als Staatsgefängniß benutzt, mit den barbarischen Einrichtungen des Alterthums: der Folterkammer etc. – Unter den Spaziergängen in der unmittelbaren Nähe des Bades sind der Henriettenweg, und der nach der Mooshütte die lohnendsten. Letzterer ist sehr steil – führt aus in die Felsenmassen gesprengten Treppen eine unerklimmbare Wand hinan, von der man, auf hohen Felsenabsätzen, schauerlich-schöne Blicke in’s tiefe Emsthal genießt. Jenseits der Lahn, am Spießberge, ist die sogenannte Hundsgrotte, deren Ausdünstung, ähnlich Neapel, jedes sie betretende Wesen betäubt.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 10-14.

## IV. Ansicht von Rom.

Die Gegend um Rom ist öde und einsam. Dem Wanderer scheint's, als habe die Natur dort Alles dem Menschen überlassen, und als habe der Mensch, nach Aufrichtung der Werke seines Ruhms, das Land geflohen. Es ist ihm, als müßten's Wesen höherer Art gewesen seyn, jene Menschen, sieht er den armen Bewohner der Campagna träge umherschleichen auf dem baumlosen Felde, von dem sich, wie riesige Gespenster, Säulen erheben, und Bautrümmer, Cyklopenwerken ähnlicher als Werken von schwachen Sterblichen. Beklommener Gefühle voll späht sein Auge am Horizont – da plötzlich ragt das Zeichen des Kreuzes über eine Wolke von Rauch und Dünsten! – Es ist das Kreuz der Peterskirche[134] auf dem Vatikansberge, und bald wölbt sich unter ihm ihr ungeheurer Dom. Der prächtigste Bau der neuen Roma, der Christenheit herrlichster und heiligster Tempel, steht entschleiert vor seinem Auge! Dort ist das Ziel der zahllosen Pilgerschaaren, die seit anderthalb Jahrtausenden sich hier aus allen Theilen der Erde versammeln, um Ruhe und Trost zu suchen im Gebet und in frommen Uebungen. Dort unter jenem prächtigen Gewölbe ist der geheiligte Boden, der das Blut der Apostel und jener standhaften Bekenner der Lehre des Weltheilandes trank, welche die Bosheit der Götzenpriester, und die Verblendung des Volks und der Fürsten als Märtyrer für die ewige Wahrheit schlachteten. – Das Kastell von Sankt Angelo (die Engelsburg), über dem prachtvollen Mausoleum des Kaisers Augustus[135] erbaut, wird zunächst sichtbar, und ruft jene ereignißvolle Zeit in's Gedächtniß, wo das Haupt der christlichen Kirche noch blutige Kriege führte mit fremden Völkern und Königen, und der römische Bischof mit seinen Priestern, in Stahl gekleidet, Schlachten zu schlagen und sich hinter Wällen und Schanzen in seiner Burg gegen innere und äußere Feinde zu wehren hatte. Hoch oben über der Burg schwebt der güldene Engel – das Erinnerungszeichen an die wunderbare Errettung des belagerten Gregor's des Großen[136] durch, wie uns die Legende erzählt, die Macht der Heerschaaren des Himmels. Bald steigen nun das Colosseum, dann die übrigen großartigen Bautrümmer des alten Roms, auf dessen Schutt das neue sich ausbreitet, dann die Paläste des letztern am Gesichtskreise herauf. Rom ist enthüllt und der Wanderer steht und staunt des vor ihm nun völlig entfalteten grandiosen Gemäldes.

Und schöner und immer schöner wird die Fernsicht. Das Auge irrt nicht mehr bahnlos und müde in der weiten, endlosen, öden Campagna, die mit ihrem dürren, hohen Gras einem großen Friedhof ähnelt, umher, vergebens einen Ruhepunkt suchend; es gleitet schnell über die Wüste hinüber auf die thurm- und domreiche Siebenhügelstadt, hinter der, glänzend und in malerischen Formen, die berühmten, vom Arno durchrauschten, Hügel und Wälder emporschwellen, in denen die Gebieter der Welt einst die Freuden des Landlebens und der Natur aufsuchten; jene Hügel, welche mit Marmorpalästen, Gärten und Parks bedeckt waren. Südlich erhebt sich der albanische Berg (jetzt Monte Cavo) so grün und schattig noch wie damals, als seine Haine den prachtvollen Tempel des Jupiter Latiaris[137] verbargen. Seitwärts erhebt sich der Hügel, an den sich die Gärten und Paläste Fraskati's lehnen, wo einst Tuskulum stand; und weiter östlich wölben sich terrassenförmig die Sabinischen Höhen, und hinter ihnen die blauen Berge der Apenninen, die den Gesichtskreis sichelförmig umfassen.

---

[134] Siehe hierzu S. 59ff.

[135] Augustus (eigentl. Gaius Octavius; 63 v. Chr.–14 n. Chr.), seit 13 n. Chr. der erste römische Kaiser.

[136] Gregor I. der Große (lat. Gregorius; ca. 540–604), seit 590 Papst.

[137] Lat., „zum Latinerbund gehörig", womit Jupiter als Schutzgott der Latiner bestimmt wird; die dortige Jupiter-Verehrung ist die älteste bekannte und wurde urspr. auf dem Mons Albanus (ital. Monte Cavo) zelebriert.


IV
RÓMA.
VUE DE ROME.
ROM

Wenn, gesättigt von der großen und lachenden Fernsicht, der Wanderer den Blick wieder in die Nähe zieht, dünkt ihn die Oede ringsum nur um so trauriger. Kein Weiler, kein Dorf, keine Flecken beleben die Campagna; keine Haine, oder blühende Gärten, oder lachende Felder erquicken das Auge. Die verwitterten hohen Denkmäler aus alter Römerzeit ragen wie Grabsteine über die Steppe, und verfallene Burgen oder Warten aus der Zeit des Faustrechts wechseln, je näher an Rom um so häufiger, mit eingestürzten Wohnungen, den schwachen Werken späterer Tage. Die einzelnen Hütten, die man hie und da antrifft, sie sind in einiger Entfernung gar nicht sichtbar; denn, meistens den Trümmern alter Tempel und Paläste (vom Volk Casali[138] genannt) eingebaut, und aus Bruchstücken von Säulen, Gesimsen und antikem Mauerwerk schlecht zusammengeflickt, sind sie selten durch ein Laubdach beschattet, das sie verrathen könnte, und die kleinen Maisfelder, welche sie umgeben, sieht man nicht vor dem hohen, riedigen Grase der Wüste. Bei den alten Römern war die Campagna das lachende Bild der Fülle, Pracht und Fruchtbarkeit. Nach Strabo's[139] und Plinius[140] Zeugnissen herrschte hier die gesundeste Luft. Saatfelder, Haine, Landhäuser, Denkmäler (von deren einstigem Daseyn eben die zahllosen Ruinen zeugen), wechselten mit einander ab, Dörfer und volkreiche Städte bedeckten sie, es war ein ununterbrochener Garten. Noch ist die Fruchtbarkeit des Bodens dieselbe; aber der menschliche Fleiß und die starke Willenskraft sind geflohen, und aus dem Eden der Römervorzeit ward unter der neurömischen Trägheit eine Pestaushauchende Wüste. Die Seen der Landschaft sind versumpft, und die Niederungen sind Moorgründe geworden. Die Millionen glücklicher Einwohner, die diese Gegend einst faßte, sind verschwunden, bis auf wenige Tausende in der Oede zerstreute unglückliche Wesen, welche im Sommer, wenn die Ausdünstungen der Sümpfe und stehenden Gewässer die Campagna, durch Erzeugung bösartiger Fieber[141], so gefährlich machen, nach Rom flüchten, wo sie unter den Säulenhallen der Kirchen und Paläste, oder unter den Ruinen der Baucolosse der Alten ein Nachtlager suchen, oder die Spitäler bevölkern. – Im Winter weiden Schafheerden in dieser Einöde, welche Rom umgiebt. Nur die Rinderheerden, die halb wild in der Campagna umherlaufen, verändern ihre Weiden nicht. Ihre Hirten, – meistens Leute aus dem Gebirge, welche hoher Lohn in die römische Ebene verlockt, werden gemeinlich ein Raub des Todes, oder sie kehren zurück zu den Ihrigen, siech für immer.

Rom enthält in etwa 38,000 Häusern gegenwärtig 143,000 Einwohner, von denen der fünfte Theil von 3–4000 in den Spitälern und Gefängnissen leben. Es hat 81 Hauptkirchen, über 120 prachtvolle Paläste, – zum Theil öde stehend – über 30 Klöster, 1500 Geistliche (unter denen 30 Bischöfe) und nahe an 4000 Nonnen und Mönche. – Rom war und ist noch immer der Lieblingsaufenthalt der Ruhe und Lebensgenuß suchenden Reichen und Großen Europa's. Alles spricht dort auf eine eigene Weise an. Das Klima – nur im Sommer unerträglich, und dann geflohen – ist 9 Monate des Jahres ein fortwährender Frühling; der Anblick der erhabenen Trümmer; die feierliche Größe und Pracht der Kirchen; das Riesige und Grandiose der Paläste; der feierliche Prunk der religiösen Gebräuche; die magische, fast schwermüthige Ruhe in den prächtigen Villen; der ewige Wechsel im Genuß der herrlichen Kunstschätze, der Malerei und Skulptur aller Zeiten; der Reichthum der Erinnerung, die bei jedem Schritt neu geweckt wird; – alles dies verseht die Seele in eine unbeschreibliche, über das Irdische erhabene Stimmung. Klärer, als sonst irgendwo, erkennt sie hier, wo die Vergänglichkeit thront, das Ewige und Unsterbliche, und gewinnt aus dieser Erkenntniß Frieden und Befestigung für das ganze Leben.

So viel für heute. Die ewige Roma werden wir noch oft besuchen und ihre Wunder der Baukunst, ihre berühmtesten Denkmäler der Skulptur und Malerei später einzeln betrachten.

---

138 Ital., Bauernhäuser.

139 Der griech. Geschichtsschreiber und Geograph Strabon (griech. Στράβων, Strábōn; ca. 63 v. Chr.–ca. 23 n. Chr.).

140 Der röm. Gelehrte Gaius Plinius Secundus Maior (23/24–79).

141 Die durch Stechmücken übertragene Malaria, auch Sumpffieber, Wechselfieber, Marschenfieber, Febris intermittens, Kaltes Fieber genannt.




BRIDGE AND CASTLE OF ANGELO ROME.

## V. Brücke und Castell von Sanct Angelo, der Vatikan und die Peterskirche[142] in Rom.

Das vorhergehende Bild zeigt Rom als Fernsicht. Dieses versetzt den Betrachtenden mitten in die Weltstadt auf die der Tiber trübe Gewässer in fünf Bogen überspannende Brücke von Sankt Angelo.

Sie ist ein Werk römischer Vorzeit. Kaiser Hadrian[143], dessen Namen sie auch führte, ließ sie erbauen. Vor vierhundert Jahren stürzte ein Theil derselben ein und begrub 170 Menschen unter den Trümmern. Pabst Nicolaus V.[144] erneuerte sie. Später verzierte sie Klemens IX.[145] mit einer Ballustrade und den beflügelten Engelstatüen [sic!], nach welchen sie ihre jetzige Benennung erhalten hat.

Von dieser Brücke aus hat man eine höchst malerische Ansicht einiger der schönsten und colossalsten Bauwerke Roms. Rechts, in geringer Entfernung, erhebt sich die Engelsburg, (CASTELLO DI SAN ANGELO,) einst Hadrian's berühmtes Mausoleum. Dieses Grabmal, das prachtvollste der Erde, hatte die Gestalt einer Rotunda. Seine Base ist ein, aus ungeheuern Granitblöcken zusammengesetzter, gleichseitiger Würfel, sechzig Fuß hoch und 280 Fuß lang an jeder Seite. Der runde noch vorhandene Haupttheil des Gebäudes mißt 640 Fuß im Umfang. Die Mauern waren von Innen und Außen mit orientalischem Marmor bekleidet und mit einem Kranze von majestätischen, vierzig Fuß hohen Säulen aus gleich köstlichem Gestein umgeben. Ueber diesen erhob sich wahrscheinlich ein zweites, später zertrümmertes Stockwerk ähnlicher Form, und auf demselben ruhete eine runde, treppenartige Pyramide, jede ihrer Terrassen umsäumt mit den herrlichsten Bildwerken griechischer und römischer Kunst. Von der Spitze ragte zu den Wolken das colossale Standbild des Kaisers, dessen Asche tief unter ihr ein prachtvoller Sarkophag einschloß. Alle diese Herrlichkeiten sind längst verschwunden; die Verwüstungen der Barbaren, der Zeit und der Flammen haben nichts übrig gelassen, als das Mauerwerk, das der Ewigkeit zu trotzen gebaut scheint. Die erste Zerstörung des Prachtbaus fällt in die Zeit der Belagerung Roms durch die Gothen im Jahre 537. Das Mausoleum machte seine Lage, seine Gestalt und seine Bauart zu einem der besten Vertheidigungspunkte im Innern Roms, und in den Schreckenstagen der Erstürmung der Hauptstadt der Welt durch die Barbaren war es, daß die Römer von den Zinnen und Terrassen des Kaisergrabmals die Bildsäulen auf ihre anstürmenden Würger schleudernd und die colossalen Säulen von ihren Fußgestellen auf sie herabstürzend, die letzte, verzweifelte Gegenwehr leisteten. Theodorich[146] [sic!], der siegenden Gothen-König, verwandelte das Mausoleum in seine Burg – und Jahrhunderte hindurch hieß es das Haus des Theodorich. Die Päbste benutzten es nach ihm stets als Veste, oft zur Vertheidigung gegen äußere Feinde, öfter noch gegen die aufrührischen römischen Bürger.

Alexander VI.[147] ließ die bombenfesten Gewölbe von dem Schutt und den Trümmern des Oberbaues säubern und errichtete auf ihnen die jetzt noch stehenden Backstein-Gebäude – Casernen, Magazine und Gefängnisse. Urban VII.[148] versah endlich die Engelsburg mit Bastionen und Wällen und gab ihr die jetzige Gestalt. So ward aus dem herrlichen Kaisergrab der alten Roma für das neue Zwingburg und Staatsgefängniß.

Tiefer im Hintergrunde des Bildes erhebt sich hoch über die Häusermasse, von einem Hügel ein ungeheuer großes, aber in der Totalansicht nicht schönes Gebäude; es ist der Vatikan, die Wohnung

---

[142] Ital. San Pietro in Vaticano. Der Grundstein für den Neubau war am 18. April 1506 von Papst Julius II. (eigentl. Giuliano della Rovere; 1443–1513; seit 21. Februar 1513 Papst) gelegt worden. Die Planung und Bauleitung oblag zunächst Donato Bramante (eigentl. Donato di Pascuccio d'Antonio; 1444–1514); nach dessen Tod wirkten u. a. Raffael (siehe hierzu S. 62, Anm. 172) und Michelangelo Buonarroti (siehe hierzu S. 60, Anm. 154) am Weiterbau der Basilika mit, die schließlich am 18. November 1626 von Papst Urban VIII. (siehe hierzu S. 62, Anm. 163) geweiht werden konnte.

[143] Publius Aelius Hadrianus (76–138), seit 117 römische Kaiser.

[144] Nikolaus V. (eigentl. Tommaso Parentucelli; 1397–1455), seit 6. März 1447 Papst.

[145] Clemens IX. (eigentl. Giulio Rospigliosi; 1600–1669), seit 20. Juni 1667 Papst.

[146] Theoderich der Große (lat. Flavius Theodericus Rex; 451/56–526), rex der Ostgoten aus dem Geschlecht der Amaler.

[147] Alexander VI. (eigentl. valenc. Roderic Llançol i de Borja; 1431–1503), seit 11. August 1492 Papst.

[148] Urban VII. (eigentl. Name Giambattista Castagna; 1521–1590), vom 15. bis zum 27. September 1590 Papst.

des christlichen Oberhirten. – Die ersten Anfänge dieses Riesenbaus verlieren sich in das graueste Alterthum; sie gehören wahrscheinlich den Zeiten Constantin's des Großen[149] an. Karl der Große[150] hatte hier einen Pallast, der dem Vatikan eingebaut wurde. Mehr als 60 Päbste erweiterten den Vatikan durch Fortbau und verschönerten ihn durch die herrlichsten Werke der bildenden Kunst. Die Unermeßlichkeit des Gebäudes wird den Leser in Erstaunen setzen, wenn er hört, daß DE LA LANDE[151] die Anzahl der in ihm enthaltenen Zimmer und Gemächer zu 11,246 angibt, BONNINI[152] sie sogar zu mehr als 13,000 anschlägt.

Der Vatikan ist seit Jahrhunderten die Schatzkammer der Kunst – und so groß ist ihr Reichthum, daß der aller Museen und Sammlungen der Erde ihn nicht aufwiegt. Wer hat nicht gehört von den Logen und Stanzen[153] Raphael's; von der Sixtinischen Capelle, deren Wände der Genius Michael Angelo's[154] heiligte; von den zahllosen Bildwerken in Marmor und Erz, welche, dem Schutt der alten Roma entgraben, als ewige Zeugen ihrer Herrlichkeit und des Kunstsinns ihrer Beherrscher und Bürger, des Vatikans unabsehbare Gallerten und Hallen füllen? Wir werden es später näher bettachten, dieses Allerheiligste der Künste. – Nicht fern vom Vatikan wölbt sich die Peterskirche, der prächtigste Christentempel der Erde, aus dem Häusergewühle hervor – gebaut auf den Grundvesten des Neronischen Circus über der heiligen Stelle, auf welcher Petrus, der Apostel, den Märtyrertod litt. Auch diesem hohen Gegenstande widmen wir später eine eigene Platte und besondere Darstellung.

---

[149] Flavius Valerius Constantinus, genannt Konstantin der Große (zw. 270 u. 288–337), als Konstantin I. von 306 bis 337 römischer Kaiser.

[150] Karl der Große (747 o. 748–814), seit 768 bis 814 König des Fränkischen Reichs, ab 800 Kaiser.

[151] Joseph Jérôme Lefrançais de Lalande (1732–1807) in seinem achtbändigen Werk « Voyage d'un François en Italie, fait dans les années 1765 & 1766 contenant l'historie & les anecdotes les plus singulieres de l'Italie, & sa description, les mœurs, les usages, le gouvernement, le commerce, la littérature, les arts, l'histoire naturelle & les antiquités, avec des jugemens sur les ouvrages de peinture, sculpture & architecture, & les plans de toutes les grandes villes d'Italie. » (Venedig: Desaint 1769).

[152] Vielleicht Filippo Maria Bonini (1612-1680).

[153] Von ital. la stanza (Sing.), le stanze (Pl.), das/die Zimmer.

[154] Michelangelo Buonarroti (eigentl. Michelangelo di Lodovico Buonarroti Simoni; 1475–1564).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut [6]1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 84-86.

## LXXX. Das Pantheon (*La Rotonda*) in Rom.

Unter den unzählichen Monumenten, welche unfern Tagen der alten Roma versunkene Herrlichkeit verkünden, ist das Pantheon[155] (auf der PIAZZA DE LA ROTONDA, in der Mitte des heutigen Roms) das besterhaltene. Die Sprache hat kein seiner würdiges Beiwort. Die Schönheit seiner Form, die Regelmäßigkeit und Harmonie seiner Verhältnisse, die Kühnheit und Festigkeit seiner Bauart, machen es zum Triumph der Baukunst, und gewannen ihm die Bewunderung der Welt durch alle Zeiten.

Die Inschrift auf der Tafel des Portikus nennt den Agrippa[156] (Schwiegersohn des August) als seinen Erbauer und bestimmt das Jahr 27 vor Christo als die Zeit seiner Vollendung. – Jener große Feldherr führte es auf, und widmete es allen Göttern, zum Zeichen des Dankes für den Sieg bei Actium[157], der über das Schicksal des Weltreichs entschied. Jupiter's goldne Statue, colossal und mit Edelgesteinen geschmückt, stand in einer Hauptnische, gegenüber dem Eingang, und umher reiheten sich die Bildsäulen der übrigen Götter von Silber und von vergoldetem Erz. Daher der Name Pantheon: Versammlung aller GÖTTER!

Fünf bronzene Stufen führten sonst zum 111 Fuß breiten Portikus. Ihn trugen und tragen noch sechzehn 40 Fuß hohe und 15 Fuß in der Runde spannende corinthische Säulen von GIALLO ANTICO (rothgelbem, afrikanischem Marmor), deren Knäufe von syrakusanischem Erz waren. Das Gebälk war mit bronzenen Tafeln belegt, diese mit Sculpturen bedeckt. Das Frontispiz, jetzt das kahle Mauerwerk zeigend, schmückte ebenfalls ein BASSO RELEVO von Erz. Dieß war ein Meisterstück der Kunst. Jupiter stellt es vor in einem Kriegswagen, wie er, mit Blitzen bewaffnet, die Titanen vom Himmel stürzt, – eine schmeichelhafte Anspielung auf den Triumph August's. In der That konnte die gewaltige Zurüstung des Antonius den himmelstürmender Giganten verglichen werden, und des letztern Persönlichkeit, sein Ehrgeiz, seine Tapferkeit und seine Prahlerei gaben ihm Ähnlichkeit mit jenen gewaltigen Kindern der Erde. – Auf dem Gipfel des Frontispiz und an dessen beiden Ecken standen Statuen von Bronze, Meisterwerke von der Hand des Atheniensischen Diogenes[158]. Ein ehernes, 30 Fuß hohes und 20 Fuß breites, vergoldetes, ciselirtes Flügelthor, dessen Angeln sich auf silbernen Säulen drehten, verschloß den Eingang. Architrav[159], Pfosten und Schwellen desselben sind von der edelsten Architektur. Die innern Wände und Decken des Portikus bekleideten Marmortafeln mit Bildwerken in Relief; leider meistens längst abgefallen, oder zerstört. – Nichts Majestätischeres aber kann gedacht werden, als des Tempels Inneres. Der vollkommen kreisförmige Raum hat 142 Fuß Durchmesser und ist eben so hoch; aus einer, 28 Fuß weiten Oeffnung in der Spitze der Kuppel fällt magisch das Licht. – Korinthische Säulen von Porphyr tragen das Gebälke der Kuppel. Zahlreiche Nischen, wo die Götterstatuen standen, sind aus der 20 Fuß dicken Mauer gehöhlt. Jene des Jupiter bildet jetzt den Hochaltar; – die der übrigen Olympier sind der Verehrung von eben so viel christlichen Heiligen geweiht. Sonst war auch der Kuppel

[155] Griech. πᾶνθεόν, pantheón; von griech. πᾶν, pān „alles" und θεός, theós „Gott": die Bezeichnung für ein allen Göttern geweihtes antikes Heiligtum.

[156] Der röm. Feldherr Marcus Vipsanius Agrippa (64 o. 63–12 v. Chr.).

[157] Am 2. September 31 v. Chr. siegte die Flotte Octavians (siehe hierzu S. 55, Anm. 135) bei Actium über Marcus Antonius (ca. 86–30 v. Chr.) und Kleopatra (griech. Κλεοπάτρα Θεά Φιλοπάτωρ, Kleopátra Theá Philopátōr, „Kleopatra, die vaterliebende Göttin"; 69–30 v. Chr.; Selbstmord). Damit war der Weg frei zur Errichtung des Augusteischen Prinzipats.

[158] Der griech. Bildhauer Diogenes von Athen (griech. Διογένης ὁ Ἀθηναῖος, Diogénēs ho Athēnaios), der zur Zeit von Kaiser Augustus wirkte.

[159] Ein in auf einer Stützenreihe ruhender Horizontalbalken, zumeist der den Oberbau tragende Hauptbalken.

innere Decke mit Bildertafeln von vergoldeter Bronze belegt. Sie sind nicht mehr. Aber die Wände und der Fußboden glänzen noch von buntfarbigem, köstlichem Gestein, mit dem sie ausgelegt sind.

Dieses Werk, das Meisterstück römischer Architektur, in welchem die höchste Pracht von der Kunst überwunden ward, ist, obschon als das besterhaltene berühmt, doch zu verschiedenen Zeiten vielfach beraubt, verstümmelt und entstellt worden. Die kostbaren Metallstatuen der Götter verschwanden in den ersten Verwüstungsschauern. Genserich[160], der Vandalenkönig, schleppte nach der Verheerung Roms des Pantheons Pforte als Trophäe mit fort. Constanz II.[161] nahm ihm die erzenen Stufen, Constantinopel[162] damit zu zieren; Pabst Urban VIII.[163] entkleidete die Säulen, die Decken, das Gebälke, das Frontispiz von ihrem erzenen Kunstschmucke, um die Kanonen der Engelsburg daraus zu gießen, und um ihn zu geschmacklosen Säulen und Verzierungen des Hochaltars der Peterskirche zu verwenden. Vier tausend fünf hundert Zentner wog das von ihm aus Agrippa's Tempel geraubte Metall, die Nägel allein über 100 Zentner. Dieser Pabst verunstaltete auch das Aeußere mit den 2 kleinen Glockenthürmen[164]! – Der Feuersbrünste Gluth, welche die Stadt so häufig verwüsteten, verdarben ebenfalls vieles; sie calcinirten[165] die Marmorbekleidung der Mauern, und selbst mehre Säulen fanden sich, als Kaiser Phocas[166] (609) den Tempel dem Pabste Bonifacius IV.[167] schenkte, der ihn zur Kirche weihete, so verkalkt, daß sie weggenommen und durch andere, fast gleiche, ersetzt werden mußten, die man in den Bädern des Nero[168] gefunden.

Seit der Verwandlung des Pantheons in einen christlichen Tempel hat man sein Inneres, an die Stelle des verschwundenen Schmucks der antiken Kunst, nach und nach mit Statuen der Heiligen und mit Gemälden ausgeziert. – Die meisten sind von unbedeutenden Meistern aus der Zeit des Verfalls der römischen Kunstschule: von Mazoli[169], Gobbo[170], Lorenzo Ottone[171] etc. Diese Kirche hätte Raphael schmücken sollen, Raphael[172], dessen sterbliche Hülle hier ruht neben der des Hannibal Carracci[173].

Vergleicht man dieses Denkmal der elastischen Baukunst, obschon seines Schmuckes beraubt, mit der weit größern, von Pracht strotzenden Peterskirche, so wird man zugeben müssen, daß diese – die gepriesene – doch dem Pantheon an Charakter wahrer Größe und Schönheit weit nachsteht. Der erste Eindruck, den das Innere der Peterskirche auf den Beschauer macht, ist durchaus nicht in Einklang mit den Erwartungen, die ihr Aeußeres anregt. Das Uebermaß von Pracht und Zierath hat etwas Niederdrükkendes. – Ein unnennbar großes Gefühl ergreift ihn hingegen, wenn er in des Pantheons Mitte steht, umfangen von dem Eindruck der hohen Einfalt, die von allen? Seiten auf das Auge, tief auf die Empfindung wirkt. Die lange Reihe der Jahrhunderte, welche seit der Gründung dieses Tempels entflohen sind, schwebt mit ihren in Staub gesunkenen Menschengeschlechtern, Völkern und Religionen vor ihm vorüber. – Die tiefsinnige Analogie aber, die er in dem Umstande findet, daß dieser allen Götzen der

---

160 Geiserich (ca. 389–477), seit 428 König Vandalen.

161 Constantius II. (griech. Κωνστάντιος Β', Kōnstátios II.; eigentl. Flavius Iulius Constantius; 317–361), seit 337 Kaiser im Osten des Römischen Reiches.

162 Siehe hierzu S. 23, Anm. 59.

163 Urban VIII. (eigentl. Maffeo Barberini; 1568–1644), seit 6. August 1623 Papst. Wegen seiner Eingriffe in die antike Bausubstanz Roms wurde über ihn das folgende lat. Aperçu geprägt: „Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini / Was die Barbaren nicht schafften, das schafften die Barberini".

164 Urban VIII. (s. o) ließ diese Glockentürme anstelle eines 1270 erbauten setzen; beide wurden 1883 abgerissen.

165 Hier lediglich im Sinne von Kalkbrennen, wozu in Rom der Marmor der antiken Gebäude genommen wurde.

166 Phokas (griech. Φωκάς, Phōkás; nach 547–610); seit 602 Kaiser des Oströmischen bzw. Byzantinischen Reiches.

167 Bonifatius IV. († 615), seit 608 Papst.

168 Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus (37–68; Selbstmord), seit 54 römischer Kaiser.

169 Der Maler Giuseppe Mazzoli († 1589).

170 Der Maler Pietro Paolo Bonzi, genannt il gobbo, „der Bucklige" (1570–1630).

171 Der Bildhauer Lorenzo Ottoni (1658–1736).

172 Raffaello Sanzio da Urbino (1483–1520).

173 Der Maler Annibale Carracci (1560–1609).

Römer gelobte Tempel jetzt allen Heiligen des einigen Gottes geweiht ist, erfüllt seine Seele mit religiösem Schauer.

Vor dem Pantheon, auf dem Piazza della Rotonda, steht eine prächtige Fontaine, in ihrer Mitte ein hoher Obelisk. Die Hieroglyphen an seinen Seiten verrathen seinen Ursprung[174]. Außer diesem Koloß zieren noch neun, weit größere die Plätze Roms. Sie wurden hergeführt, als die alte Königin der Städte in ihren Mauern die Kunstwerke aller Länder und Zeilen zu versammeln strebte, und mit Aegyptens mystischen Monolithen und mit den Blüthen altgriechischer Kunst zugleich sich schmückte.– Wunderbare Roma! Viele Jahrhunderte vor deiner Gründung arbeitete für dich der Steinmetz am Nil, und, ehe man außer des kleinen Latiums Grenzen deinen Namen nur kannte, die Praxitels[175] und Phidias[176], die Meister von Heliopolis[177] und Korinth, in Sycion[178] und Athen. Neben dem Weltherrscherthrone errichtetest du einen zweiten der Kunst; und als jener längst versunken war unter den Streichen der Barbaren; als die Allmacht des an seine Stelle erhobenen, dreigekrönten Sessels vor dem Lichte der Vernunft in wesenlosen Schatten zu vergehen anfing: da – aus der Asche, mit welcher dich Gothen, Wandalen und Deutsche bedeckt hatten, rang sich die Kunst nach langen Jahrhunderten, wie ein Phönix, wieder auf. Da thront sie fort, eine neue Weltherrscherin, berufen, die Menschheit zu veredeln und zu bilden, und weiter, als je die Siegesadler deiner Vorzeit ihn trugen, trägt sie, die Ewige! deinen Ruhm.

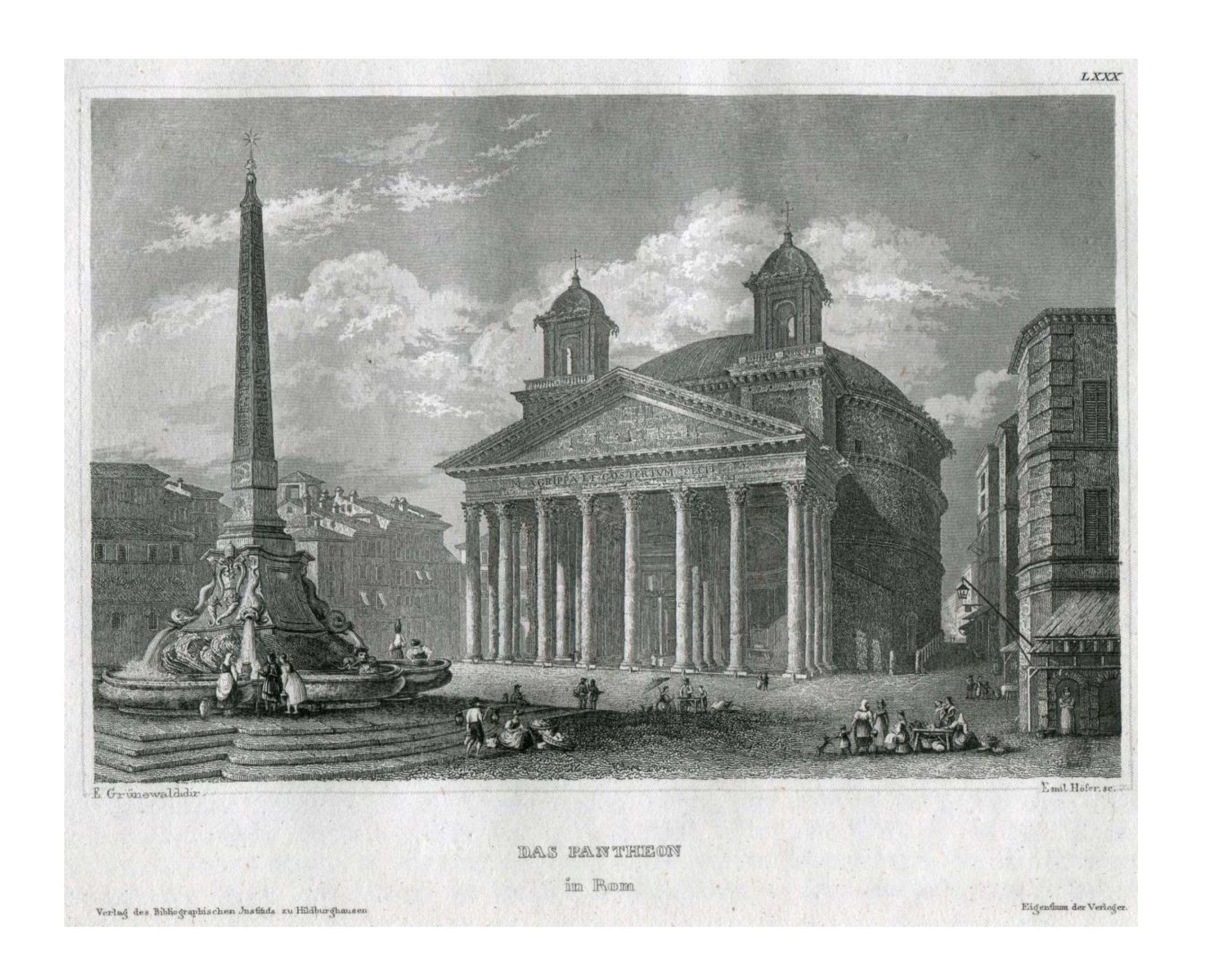
[174] Aus dem Heiligtum des Amun-Re (Jmn-Rʿ), „König der Götter“, in Heliopolis (siehe hierzu S. 63, Anm. 177).

[175] Der griech. Bildhauer Praxiteles (griech. Πραξιτέλης, Praxitélēs; ca. 390–320 v. Chr.).

[176] Der griech. Bildhauer Phidias (griech. Φειδίας, Pheidías; ca. 500/490–ca. 430/420 v. Chr.).

[177] Das ägypt. Heliopolis (ägypt. Ỉwnw, Iunu, „die Säulen“; griech. Ἡλιούπολις, Helioúpolis, „Sonnenstadt“; arab. عين شمس, ʿAyn Šams, „Auge der Sonne“); es ist heute Teil des zu Kairo (arab. القاهرة, al-Qāhira, „die Starke“ bzw. „die Eroberin“) gehörigen Stadtteils al-Maṭarīya (arab. المطرية; arab. مَطَرِيّة, maṭarīya bedeutet „regnerisch“ – aber auch „der Regenschirm“).

[178] Das peleponnes. Sykion (griech. Σικυών, Sikyṓn).




DAS PANTHEON
in Rom

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Dritter Band. –Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1836. 148 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 23f. u. 85-87.

## CI. Grabmal der Cäcilia Metella[179] in Rom.

Wer nicht mehr durch irgend ein Band im Leben gebunden ist, muß in Rom wohnen. Da wird der Boden seine Gesellschaft seyn, die stets Betrachtungen in ihm weckt, und er wird keinen Spaziergang machen können, ohne in seiner Umgebung die reichste Unterhaltung zu finden. Der Stein, den er mit Füßen tritt, redet zu ihm, und der Staub, welchen der Wind unter seinen Tritten fortweht, erzählt ihm von vergangener menschlicher Größe. Kam er ein Crösus[180] an betrogenen Hoffnungen hieher, oder als Einer, der voll Unmuth ist über die Länge der Zeit, welche das Schicksal braucht, den Ungeheuern Knoten zu schürzen, von dessen Auflösung die Annalen der Weltgeschichte vielleicht noch lange schweigen werden, kömmt nicht ein Luther[181] mit dem Schwerdte des Alexander[182]: – so höre er, damit die Seele das Gleichgewicht wieder gewinne, einen Franziskaner predigen in den Hallen des Colossei, oder Messe in Agrippa’s hohem Tempel; ist er aber unglücklich, hatte ihm das Schicksal die herbe Aufgabe zu lösen gegeben, die Aschenkrüge seiner Lieben um seine noch leere Urne zu versammeln, so wird er am Grabe der Scipionen oder bei’m Denkmale der Cäcilia Metella sich leichter als irgendwo dem süßen, tröstenden Wahne hingeben können, daß die Schatten seiner geschiedenen Geliebten gern da um ihn weilen, wo die Liebe so Herrliches hinterließ.

Die Menge der prachtvollen Todten-Monumente in den Umgebungen Roms ist wirklich erstaunenswürdig, und ihr Anblick füllt die Seele mit melancholischer Bewunderung. Bios auf der kurzen Strecke von Rom bis Albano, die kaum drei deutsche Meilen[183] beträgt, werden über zwei hundert gezahlt, von denen Konstruktion und Form noch mit Bestimmtheit anzugeben sind. – Gleich den altgriechischen Gefäßen waren sie von auffallender Mannichfaltigkeit und Originalität, und auch sie bestätigen die Beobachtung, daß sich von jeher und überall das Bestreben der Menschen, etwas Eigenthümliches hervorzubringen, oder die Sache anders anzugreifen, wie die Zeitgenossen und Vorfahren, in der Gestaltung und der Verzierung ihrer Todtendenkmale am schärfsten kund thut.

Obschon die römischen Mausoleen der Größe und Gestalt nach größtentheils noch kenntlich sind, so ist doch unter allen Grabmälern nur ein einziges vollständig erhalten. Es besteht dieß aus einem runden, stumpfen Thurm, welcher sich auf einer kleinen Anhöhe, neben dem Cirkus des Carakalla[184], umgeben von einem Cyklus anderer Trümmer, auf einem kolossalen, viereckigen Sockel erhebt.

Die heutigen Römer nennen diese herrliche Rotunde, nach den zierlich gearbeiteten, durch Blumengewinde verknüpften Ochsenschädeln am Gesimse, CAPO DI BOVE. Sie ist das Grabmal der Cäcilia Metella, Tochter des Quintus Cäcilius Metellus Creticus[185], Gemahlin des Crassus[186], also noch aus den Zeiten der Republik. Es trägt folgende Inschrift:

**CÆCILIA Q. CRETICI F. METELLÆ CRASSI.**

---

[179] Caecilia Metella Cretica (1. Hälfte des 1. Jhds. v. Chr.).

[180] Krösus (griech. Κροῖσος, Kroisos; ca. 590–ca. 541 v. Chr.), seit ca. 555 v. Chr. König von Lydien (lyd. 𐤳𐤱𐤠𐤭𐤣, Śfard; griech. Λυδία, Lydía).

[181] Der dt. Reformator Martin Luther (1483–1546).

[182] Alexander der Große (siehe hierzu S. 186, Anm. 555).

[183] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[184] Caracalla (eigentl. Lucius Septimius Bassianus; 188–217), seit 211 römischer Kaiser.

[185] Der röm. Politiker Quintus Caecilius Metellus Creticus († ca. 54 v. Chr.).

[186] Marcus Licinius Crassus (vor 85–49 v. Chr.).

Die Bauart des Gebäudes verspricht ihm ewige Dauer. Der ganze Durchmesser der Rotunda ist 84 Fuß; 32 Fuß dick sind die Mauern, 20 Fuß weit ist der innere hohle Raum. Hoch oben, in einer Nische eingemauert, stand der Sarkophag der Römerin, ein köstliches Werk griechischer Kunst. Pabst Paul der Dritte[187] ließ es nach seinem farnesischen Pallast tragen, von wo es nach Neapel gekommen ist.

Ursprünglich hatte das Grabmal nicht ganz die jetzige Gestalt. In dem den freistehenden, antiken Bauwerken so verderblichen Mittelalter, wo des Wandalismus Zerstörungs- und rohe Verunstaltungswuth keine Grenzen kannte, machte das Adelsgeschlecht Gaetani eine Cidatelle daraus und entstellte das schöne Verhältnis des edeln Gebäudes durch einen 26 Fuß hohen Aufsatz mit Zinnen und Schießscharten, welcher, da er auf so fester Basis ruhet, dem Zahne der Zeit seit 4 Jahrhunderten unversehrt Trotz bot.

Um die Schönheit dieses Denkmals ganz zu genießen, muß man es vom günstigen Standpunkt aus der Tiefe bei leuchtender Abendsonne betrachten, so daß das glänzende Blau des römischen Himmels den Hintergrund bildet. Es gibt nichts grandioseres und schöneres als dieses Gemälde, und die Cypressengruppen und Trümmer, welche das Mausoleum umgeben, sind ihm eine eben so reiche, als bedeutungsvolle Staffage.

[187] Paul III. (eigentl. Alessandro Farnese; 1468–1549), seit 13. Oktober 1534 Papst.


CI
GRABMAL DER CAECILIA METELLA
in Rom
Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger




DAS FORUM (Campo Vaccino) IN ROM

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger

# CXXII. Das Forum in Rom[188].

Mehrmals wanderten wir schon zwischen Ruinen von Rom's gesunkener Größe. Wir haben in Tivoli die Landsitze der ehemaligen Weltbeherrscher betrachtet, sahen an der appischen Straße ihre prachtvollen Mausoleen, und führten unsere Leser in Agrippas hohen Tempel: betreten wir jetzt den welthistorischen Boden, auf welchem die Fabier, die Sulla, die Scipionen, die Cäsaren einst als Triumphatoren dahin zogen!

Wir stehen auf dem Forum. Zwei lange Reihen herrlicher und ungeheuerer Trümmer bezeichnen diesen Ort, welcher dem alten Rom zu dem dreifachen Zwecke der Volksversammlungen, des öffentlichen Gerichts und der feierlichsten Staatshandlungen diente. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Entstehung der Stadt hielten die Bürger hier ihre Festspiele und Zusammenkünfte; und schon König Tarquinius Priscus[189] faßte das Forum mit Säulengängen ein, zum Schutze gegen die Witterung. Als Rom's Macht sich ausbreitete, zuerst über Italien, dann über den halben Erdkreis, wurde allmählich um diesen Platz Das versammelt, was von des Staates Größe und Hoheit den imponirendsten Begriff geben, Das, was unbeschränkte Macht, grenzenloser Reichthum und eine ans Fabelhafte gränzende Prachtlust nur Großes ersinnen konnten. Es reiheten sich um ihn her die Palläste der Consuln und Cäsaren und die Tempel der Götter; Triumphbögen schmückten seine Zugänge, im weiten Kreise umzogen ihn Thermen, Cirkus, Rennbahnen, Museen und öffentliche Bibliotheken: und was Griechenland, Sicilien, Ionien und Aegypten Bewundernswürdigstes an Werken der Kunst besaßen, wurde auf der weltherrschenden Roma Wink herbeigeschafft, ihr Forum zu schmücken. Weniger durch die Hand der Zeit, als durch die der Menschen und der Elemente, durch die verwüstenden Barbaren und die unzähligen Feuersbrünste, ist Dieß längst dahin, oder liegt in Schutt. Heerden blöken, wo Cicero[190] und die Gracchen[191] das Feuer ihrer Beredsamkeit über ein zahlloses Volk ausgossen; und wo die Kaiser wohnten, grünt der Weinstock: aber bis unzähligen Ruinen zeugen noch künftigen Jahrhunderten die hier gewesene Herrlichkeit.

Das Forum war südwestlich vom palatinischen, nördlich vom capitolinischen Berge begrenzt, und bildete ein längliches Viereck von etwa ½ Million Quadratfuß Flächenraum. Es führten dahin die prächtigsten Straßen, und die Triumphbögen des Constantin, des Septimius Severus[192] und des Titus[193]. Wendete man sich nach dem, mit den schönsten Werken der Baukunst prangenden Capitol, wohinan eine Marmortreppe leitete, so sah man links die Kaiserpalläste, welche den ganzen Mons Palatinus bedeckten, und rechts eine Reihe prachtvoller Tempel, von denen der des Friedens, des Antonin[194] und der Faustina[195], des Mars und des Saturnus noch köstliche Trümmer zurückgelassen haben. Rückwärts aber stieg das Amphitheater des Flavius[196] empor (nach einer vor demselben aufgestellt gewesenen Riesen-Statue des Sonnengotts, von 150 Fuß Höhe, das Colosseum genannt), und weckte durch das Ungeheuere seiner Masse und durch die einfache Pracht seiner Bauart das höchste Erstaunen. Von diesem Wunderwerke haben sich die nördliche Hälfte und die Substruktionen der südlichen ganz erhalten. Nach außen bildete es eine etwas eiförmige Rotunde, hundert und sechzig Fuß hoch und fast achtzehnhundert im Umkreis, welche ein dreifacher, über einander gethürmter Säulenkranz umlief. Säulen und Außenmauern bestanden ganz aus weißem, tiburtinischen Marmor. Die Arena im Mittelpunkte

---

[188] Diese Abbildung findet sich wieder in dem Werk „La terre-sainte et les lieux illustrés par les apôtres – Vues pittoresques, d'après Turner, Harding et autres célèbres artistes […] par MM. l'abbé Gr. et A. Égron" (Paris: Audot 1837).

[189] Lucius Tarquinius Priscus, der sagenhafte 5. römische König; er regierte von 616 v. Chr. bis 578 v. Chr.

[190] Marcus Tullius Cicero (106–43 v. Chr.; ermordet).

[191] Die Brüder Tiberius Sempronius Gracchus (162–133 v. Chr.; ermordet) und Gaius Sempronius Gracchus (153–121 v. Chr.; Selbstmord) hatten im 2. Jhd. v. Chr. vergeblich versucht, in Rom Land- und Sozialreformen durchzusetzen.

[192] Lucius Septimius Severus Pertinax (146–211), seit 193 römischer Kaiser.

[193] Titus (eigentl. Titus Flavius Sabinus Vespasianus; 39–81), seit 79 römischer Kaiser.

[194] Antoninus Pius (86–161), seit 138 römischer Kaiser.

[195] Annia Galeria Faustina (105–140), seit ca. 110 Ehefrau von Antonius Pius (s. o.).

[196] Vespasian (eigentl. Titus Flavius Vespasianus; 9–79 n. Chr.), seit 69 römischer Kaiser.

des innern Raums hatte sechshundert Fuß Umfang und konnte zehn tausend Kämpfer auf einmal fassen. Der ganze Zwischenraum, der die Arena von der äußern Mauer trennte, war mit steinernen, stufenweise sich übereinander erhebenden Bänken ausgefüllt, auf welchen über hundert und zehn tausend Zuschauer Platz hatten. Die untersten Reihen waren für die Vestalen[197] und Senatoren, über ihnen saßen die Ritter, über diesen die Bürger, auf den höchsten endlich die Matronen. Ganz oben standen zehntausend Sklaven, welche einen schirmenden Teppich, oft von der kostbarsten, mit Gold und Perlen gestickten Arbeit, oder mit den herrlichsten Gemälden geschmückt, über alle Sitze gespannt hielten. Die gewölbten Räume unter den Sitzen waren Behälter für die zum Kampf bestimmten reißenden Thiere, für die ihnen zu Schlachtopfern ersehenen Menschen, für die Gladiatoren, und für einen Theil der Leibwache des Kaisers, dessen Pallast durch einen Portikus mit dem Colosseum verbunden war.

Vespasian[198] baute dieses Theater mit einem Aufwande von 35 Millionen Gulden[199]. Er verwendete dabei 12,000 gefangene Juden, von denen die Hälfte über der harten Arbeit und durch Unglücksfälle starb. Titus weihete es ein, und sein Bruder und Nachfolger, Domitian[200], gab hier die größten Kämpfe, welche das blutgierige, in der Grausamkeit Wollust findende Rom je gesehen hatte. Tausende der ersten Christen starben hier, wilden Thieren hingeworfen, den Märtyrertod. Zuletzt hatte sich das entartete römische Volk so an die Lust des Blutvergießens gewöhnt, daß es diese Augenweide gar nicht mehr entbehren konnte, und Vornehme sich Sklaven hielten, bloß zu dem Zwecke, daß sie sich einander bei den Hausfesten und Gastmälern würgten. Ja, ergriffen von der Wuth der Blutgier stürzten sich oft Ritter und Senatoren in die Arena, und hauchten unter den Klauen der Bestien, oder den Schwertern der Gladiatoren freiwillig ihr Leben aus. Kaiser Commodus[201] spielte im Colosseum mehrmals die Rolle des öffentlichen Fechters. Trajan[202] gab hundert und zwanzig Tage hinter einander Schaukämpfe, und an jedem Tage erschienen zehntausend Streiter. So ging die Blüthe der unterjochten Nationen zu Grunde! So wurde die Welt ausgesogen und ganze Provinzen entvölkert, um das tägliche Geschrei nach Brod und Spiel (PANIS[203] ET CIRCENSES!) des zu einer arbeitsscheuen Hyänenrotte herabgesunkenen Römervolks zu sättigen!

In diesem schauervollen Raume, wo einst das Blut der beknechteten Nationen in Strömen dampfte, und das bestialische Freudengeschrei der Zuschauer hallte, wenn Christen von Löwen und Panthern zerrissen wurden, hört man jetzt nichts, als das Gebell des Hundes des alten Einsiedlers, der diese Trümmer hütet, oder an Festtagen das Glöckchen des messelesenden Kapuziners; denn rings im Innern der Arena sind Bußaltäre aufgerichtet, und über jedem hängt eine kleine Glocke, welche die Vorübergehenden, oder die das Colosseum Besuchenden zur Theilnahme am Gebete einladet. – Wie wunderbar knüpft sich hier die heidnische Vergangenheit mit der christlichen Gegenwart zusammen! Und welcher Stoff zu Betrachtungen!

Unser schönes Bild gibt die Aussicht vom Bogen des Titus, quer über das Forum hinüber nach den herrlichen Trümmern des Concordientempels, dessen Portikus mit sieben aufrecht stehenden Marmorsäulen eine der schönsten und pittoreskesten Bautrümmer Roms bildet. Die dreisäulige Ruine rechts gehörte mit ihren am Boden liegenden Fragmenten zu einem Tempel des donnernden Jupiters, den Augustus an der Stelle aufrichten ließ, auf der während eines Gewitters einer seiner Begleiter vom Blitz erschlagen wurde. Alle diese Trümmer bestehen ganz aus Marmor. Sie waren noch vor wenigen Jahren bis zur Hälfte ihrer Höhe in Schutt begraben. Jetzt sind sie bis zur Base von demselben

---

[197] Lat. virgo Vestalis, vestalische Jungfrau; eine Priesterin der röm. Göttin Vesta, der Hüterin von Heim und Herd. Die Priesterinnen wurden im Alter von sechs bis zehn Jahren für eine mindestens dreißigjährige Dienstzeit berufen, und ihre Hauptaufgabe war es, das Herdfeuer im Tempel der Vesta zu hüten, das niemals erlöschen durfte; hier im Sinne von aufmerksame Wächter gebraucht.

[198] Siehe hierzu S. 69, Anm 196.

[199] Lat. florenus, daher auch Floren oder Florin, Abk. fl.; süddt. Währungseinheit; 1 fl. = 60 Kreuzer = 240 Pfennige; entspricht heute in etwa dem Wert von ca. 8 bis 9 €.

[200] Domitian (eigentl. Titus Flavius Domitianus; 51–96), seit 81 römischer Kaiser.

[201] Commodus (161–192; ermordet), seit 180 römischer Kaiser.

[202] Marcus Ulpius Traianus (53–117), seit 98 römischer Kaiser.

[203] Recte: panem.

gereinigt, und auch der Marmorboden der Triumphatorenstraße, auf welchem 20 Fuß tiefer Staub einer fünfzehnhundertjährigen Zerstörung lag, ist gänzlich aufgedeckt worden.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 22-34.

## DXXIV. Der Vatikan in Rom.

Der Vatikan! – Nicht den gregorianische Blitze schleudernden wollen wir heute betrachten, sondern das Haus, wo Pius[204] wohnt, der Oberpriester, dem Gott den Schlüssel gab, die große Gegenwart zu erschließen, der Herold, welcher sie den Völkern zuerst verkündigte.

Ich möchte auf einer Alpenfirne stehen, dem Schauplatz der Begebenheiten entrückt, um die weit und tief bewegte Zeit ruhig überschauen zu können mit all ihren Gewittern, die auf des Sturmes Flügeln daher gezogen kommen, um sodann das Rundgemälde von dem, was ich gesehen, recht klar meinen Lesern darzustellen. So ist's dem Verfasser dieser Blätter früher oft vergönnt gewesen. Heute nicht so. Selbst und mit Leidenschaft mitten im Strome kämpfend, selbst preisgegeben den Wogen des Verhängnisses, selbst vom Beruf zur Stimmführerschaft der Zeit auf das Gewaltigste erregt, ist an einer ruhigen Ueberschau nicht zu denken, und ich muß mich vielmehr auf die Betrachtung weniger großen Züge und jener mächtigen Strömungen beschränken, welche, tausend Arme und Nebenflüsse in sich aufnehmend, jetzt wirksam sind, die Formen im europäischen Staatsleben zu verändern, zu entfernen, oder neu zu gestalten.

Daß Der kein Lügengeist gewesen ist, der sich durch Pius IX. verkündigen ließ, ist nun auch dem Allerblindesten klar geworden. Jener Jehovah[205], vor dem her. die Wetter dräuend gehen, hinter dem das Gericht erfüllt, was die voranschreitenden Boten gedroht, – jetzt ist Er Allen sichtbar über den Horizont heraufgestiegen. Jubelnd schütteln Völker die Ketten ab, hoffend und vertrauend recken anderere Arme ihm entgegen, – nur der Kleinmuth zagt und nur die Verwegenheit und Verzweiflung suchen noch mit Speer und Schwert das Bild des Schreckens abzutreiben. Thörichtes Bestreben! Dem Weltrichter kann Keiner trotzen, denn Keiner ist stärker als Er. Der Spruchtermin ist gekommen. Er sitzt zu Gericht und, sein Urtheil über die hochgehäufte Blutschuld trifft die Schuldigen Schlag auf Schlag. Wie die Throne in Staub zerbröckeln! wie die. Könige fliehen! wie Er die mächtigsten, unumschränktesten Gewalten in engen Gewahrsam schließt und sie so geschmeidig macht und willig! Ja! es ist Gott leibhaftig, der da richtet. Keinem Unrecht, sey es noch so fest gewurzelt in der Zeiten Schooß und noch so tief begründet, wird Bestand gelassen, keine Treulosigkeit bleibt ungerächt, keine Lüge findet Glauben

*Pius IX.*
*(siehe hierzu S. 72, Anm. 204).*

[204] Pius IX. (eigentl. Giovanni Maria Mastai-Ferretti; 1792–1878), seit 16. Juni 1846 Papst. Der unsignierte Stich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[205] Eine der möglichen Vokalisierungen des herbr. Tetragramms יהוה (JHWH), das aus Ehrfurcht anstelle des in Ex 3,14 überlieferten אֶהְיֶה אֲשֶׁר אֶהְיֶה (ehyeh ăšer ehyeh, „Ich bin, der Ich sein werde“) verwendet wurde; eine weitere Vokalisierung ist das heute geläufigere Jahwe.



DER VATICAN IN ROM

mehr, kein Hochmuth und keine Hoffarth, und säßen sie noch so hoch, bleiben ungedemüthigt; die ewigen Rechte der Völker aber, wären sie auch bis zur Unkenntlichkeit in den Staub getreten, sie werden von ihm emporgerichtet überall unter dem Jubel der Nationen. – „Hosiannah, der Herr ist mitten unter uns!“[206] hallt’s von einem Ende des Welttheils bis zum andern wider. –

In so herkulischer Zeit, wo die ganze sittliche und sociale Welt aus den Fugen geht, um sich neu zu formen, wo sie erregt ist bis in ihre unergründetsten Tiefen, wo die ganze Gesellschaft in großen Wellen schlägt und brandet: – da soll ein Jeder vor Allem nach dem Polarstern suchen, die Weltgegenden zu erkennen, sich zurecht zu finden und einen festen Stand zu gewinnen, damit er Sturmeszug und Wogenströmung richtig zu deuten wisse.

Wer so zu freier Uebersicht gelangt und mit klaren, scharfen Augen begabt ist, dem treten bei aller scheinbaren Verwirrung aus den Bewegungen unserer Zeit stets zwei Hauptgegensätze vor Augen. Ich wage es, sie Recht und Unrecht zu nennen. Ersteres ficht auf die ewigen Naturgesetze, letzteres auf Geschichte und Ueberlieferung; dieses ist mit der Vergangenheit, der Autorität und dem Erhaltungsstreben im Bunde; jenes stützt sich auf die Zukunft, auf den Trieb des Fortschreitens, des Neugestaltens, des Besserwerdens auf Erden; bei dem Einen ist Gehorsam und Unterordnung bedungen; bei dem Andern Freiheit und Gleichheit.

In ruhigen Zeiten, wo die Begebenheiten gewöhnlichen Verlauf haben, werden auch die Wechselwirkungen jener streitenden Potenzen nur mit mäßiger Stärke hervortreten und Aenderungen der gesellschaftlichen Formen, wo sie diese hervorbringen können, werden dann immer auf dem Wege allmähliger Umbildung geschehen. Aber in den Perioden des Sturms, wo der plötzliche Umsturz die Stelle der langsamen Entwickelung, die augenblickliche Vernichtung den Platz der successiven Entfernung einnimmt, da treten auch jene sich bekämpfenden Elemente in der ganzen Schärfe ihres Widerspruchs an den Tag hinaus, Parteiungen bilden sich und sie beginnen mit einander einen Kampf auf Leben und Tod. Diese Parteiungen haben Europa seit der ersten französischen Revolution in 2 Heerlager gespalten, welche die Stichnamen: Conservative und Revolutionaire, Liberale und Servile, Legitimisten und Radikale, Reformer und Stabile, Reaktionäre und Fortschrittsmänner, Aristokraten und Demokraten und noch viele andere auf ihren Bannern tragen. Unduldsam schon ihrer verneinenden Natur wegen, hat jede dieser Parteien ihre Ansichten und Grundsätze als die allein richtigen ausgegeben und die öffentliche Meinung, aus allen Weltgegenden angeblasen, und bald nach der einen, bald nach der andern Seite hinübergerissen, wußte in den ersten dreißig Jahren nicht, auf welcher Seite sie sich feststellen sollte. Erst seit den Julitagen von 1830 hat sich der Sieg nach langem Wechselkampfe für die Streiter der Menschen- und Volksrechte dauernd entschieden. Es war ein Sieg ganz, beständig, vollkommen; aber es war ein Sieg der Idee; ein Sieg im Reiche des Geistes. Gegen sie stemmte sich die positive Gewalt mit aller ihrer Macht. Das gesammte monarchische Europa trat in ein Bündniß zusammen, damit die Gefürchtete nicht in die Außenwelt streife und zum Besitz in derselben gelange. Vorzugsweise ward nun das Schwert der Hirtenstab der Fürsten, die stehenden Heere, die kostbaren Wächter der Throne und ihrer Beamten machten einen permanenten Kriegszustand mitten im Frieden zu einer Nothwendigkeit, und die in Fesseln geschmiedete Presse mußte der in den tiefsten Winkel der Seele verbannten Ueberzeugung jede Aeußerung versagen. So ist es gekommen, daß gerade seitdem der Sieg der Ideen der Freiheit und des Volksrechts entschieden war in der Meinung der europäischen Nationen, die Gewaltherrschaft schroffer als je in den meisten Staaten sich zeigte. Wie zu einem Rattenkönig[207] so fest und unzertrennlich hatten sich alle Inhaber der Gewalt in einander verschlungen, und in Congressen und in Conferenzen zusammen tretend, regelten sie überall die Einrichtungen zur Erhaltung ihrer Macht, nannten diese Einrichtungen staatliche Ordnung und Ruhe, befestigten sie durch Gesetze und ließen sie durch die Priesterkaste heilig sprechen, oder ihre Unverletzlichkeit verkündigen. Die siegenden Ideen aber – diese wurden in die tiefsten Schächte des Volksgeistes verwiesen, und über ihnen, gleichsam als Todtenmale, bauten die Völkerhirten Kunstwerke der Tyrannei und Capitole der Zwing-

---

[206] Die Äußerung nimmt wohl Bezug auf Mt 18,20: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“.

[207] Als Rattenkönig wird das Phänomen mehrerer an den Schwänzen verknoteten oder verklebten Ratten bezeichnet.

herrschaft, oder, – und was noch ärger war, als beide, – die Trödelbuden der Treulosigkeit und Arglist in Scheinverfassungen und constitutionellen Windbeuteleien. Zwanzig lange trübe Jahre gingen also über die europäische Erde hin und in vielen Ländern hüllte die Nacht der Despotie, nur zu oft im Bunde mit afterliberalem Volksbetrug, ihre Opfer und ihre Orgien in den schwarzen Mantel. Dichter und immer dichter, fester und immer fester wurde, durch Waffengewalt oder durch Gesetzgebung, durch bureaukratische Kunst oder durch staatliche Bevormundung, durch Vernichtung der bürgerlichen Selbstständigkeit oder durch systematische Fälschung des Volksunterrichts und durch tausend andere Listen und Behelfen der Regierungskunst die Kette um die Völker gezogen. Rettung dünkte Vielen unmöglich; zumal da, wo die Verdummung und Korruption der Massen Schritt zu halten schien mit dem treulosen Beginnen und das System von Jahr zu Jahr an Festigkeit und Bestand gewann. Doch war Alles nur Schein. Tief in der heimlichen Kammer des Volksgeistes wachte die Ueberzeugung von der Größe des wachsenden Unrechts und der Unausbleiblichkeit einer Umkehr, und tröstend stand am umwölkten Gesichtskreis die Verheißung von Weltgericht und Erlösung wie eine Säule des Zodiakallichts. Auch gab es jederzeit unter den Völkern noch Priester dieser Verheißung, welche, unverdrossen und unerschrocken, Wacht hielten auf der Warte der Volksfreiheit, der langen Nacht die Stunden abriefen und den Hoffnungsfunken anfachten, welcher die geknechteten Völker vor dem Versinken in Muthlosigkeit und Gleichgültigkeit bewahrte. –

Also war die Lage der Dinge in den meisten Ländern des kontinentalen Europas, als Etwas geschah, was kein Seher voraus verkündigte, – Etwas, das der Anstoß wurde, welcher den Völkern eine neue Bahn anwies. Es geschah in Rom, das schon zwei Mal die Welt erobert hatte; einmal mit dem Schwerte, das andere Mal mit dem Kreuze, und nun den dritten Weltzug beginnen sollte mit der Idee der Volksfreiheit und Selbstregierung. Sie wird – ich glaube es – die Erde umkreisen.

An einem Wintermorgen des Jahrs 1846 öffneten sich die Pforten des Vatikans, und die Herolde traten heraus, den Tod Papst Gregors XVI.[208] zu verkündigen. Gregor war alt, sein Hinscheiden lange vorhergesehen. Es wäre ein kleines Ereigniß gewesen in gewöhnlicher Zeit. Was demselben aber den Stempel einer Weltbegebenheit aufdrückte, das war die Lage des Welttheils, Italiens, des Kirchenstaats[209]. In diesem letzteren waren Unzufriedenheit und Verwirrung auf's Höchste gestiegen. Das alte Regierungssystem war ganz verbraucht. Es war Alles aus den Fugen getreten, die Getriebe an der alten Maschine waren ausgelaufen, kein Rad mehr in Umgang. Da zu helfen bedurfte es nicht sowohl eines Regenten, als eines Reformators. Eine einzige Persönlichkeit war im Kardinalskollegium, die dazu taugte. Es war Mastai Ferretti – und das wählende Konklave setzte ihm als Pius IX. die dreifache Krone auf.

Italien war damals ein Vulkan, dessen gespannte Dämpfe jeden Augenblick mit zerstörendem Ausbruch Rom war der Krater dieses Feuerbergs. Es war der Mittelpunkt des wiedererwachten Nationalgefühls, das die schlummernden Kräfte des italischen Volkes geweckt und in die heftigste Gährung gebracht hatte. Die Italiener, die Römer vor allen andern, waren zum Bewußtseyn ihrer unwürdigen Lage gekommen. Die Indignation darüber erfüllte alle Gemüther; der Drang nach einer Aenderung und Verbesserung riß alle Herzen fort. Von den Alpen bis nach Sicilien wühlte in den Geistern das Gefühl der Unterdrückung und der Sehnsucht, aus der Zerrissenheit in die Einheit zu gelangen. Was – rief man sich zu – was rettet das Staatsleben von dem Abgrunde der Gewalt, der Willkür und der faulen Auflösung? Was führt den Formen, welche nur noch die stützenden Bajonette und der Kitt, aus Bürgerblut geknetet, an dem Auseinanderfallen hindern, neues Leben zu? Was anders, als die Ideen von Freiheit, Bürgerthum und Verfassung? Sie, die man bei dem drohenden Schiffbruch als die einzigen Anker erkannte, welchen zu trauen wäre, hatten schon längst Umlauf unter allen Gebildeten und sie fingen jetzt an, in's Volk zu dringen. Dies gab sich kund in Neapel, in Sicilien, in Piemont, in Mailand, in Venedig, in Toskana, im Kirchenstaate; am entschiedensten in Rom. Hier züngelten schon in den ersten Tagen nach Gregors Tod unheimliche Flämmchen aus allen Spalten und Ritzen der dünnen Decke, welche das

[208] Gregor XVI. (eigentl. Bartolomeo Alberto Cappellari; 1765–1846), seit 2. Februar 1831 Papst.

[209] Lat. Status Ecclesiasticus; ital. Stato Pontificio; ein von 756 bis 1870 unabhängiges Staatengebilde innerhalb Italiens, dessen staatsrechtl. Nachfolger der Stato della Città del Vaticano (lat. Status Civitatis Vaticanæ) ist.

unterirdische Glutmeer verhüllte. – Bald fuhren Blitze auf. Sie umzuckten das Kapitol. Da, vom Geist des Herrn erfüllt, ergreift sie Pius, er schleudert sie, sie zünden, sie erleuchten die Welt. –

Pius IX. erstes Wort aus dem Vatikan ist das erste Wort des Epos der neuen Geschichte. Es ist das große Wort gewesen: „Das Evangelium ist eins mit der Freiheit.“ Sein erster Herrscherakt war desselben würdig; – er hieß Amnestie! Wie ein Blitzstrahl schlug diese Großthat in alle Völker und in alle Herzen. Keiner, der nicht fühlte, wie mit diesem Akt jener alten, schlechten Politik der bodenlosen Selbstsucht und Treulosigkeit der Stab gebrochen war; Niemand, dem nicht damals die Ahnung beikam, es tage eine neue, bessere Zeit. Von Nord und von Mittag, von Aufgang und von Niedergang richteten sich die Blicke der Nationen nach Rom – diesem Rom, das noch einen Augenblick vorher die Mitte gewesen war, von welcher ausging die politische Verderbniß! Alle Hoffnungen und Wünsche und alles Vertrauen der Völker begegneten sich in der Stadt der sieben Hügel, die, eine neue, welterobernde Roma in die Zeit getreten war. Der Mann im Vatikan hatte die Axt an den Baum gelegt, man hörte ihre Schläge, man sah seine Wipfel wanken; und die Eisenkrone, die um Europa geschmiedet war, sie war geborsten.

Von dem Anstoß, den Rom gegeben hatte, rollte das auf dem äußersten Gipfel stehende Rad des Weltgeschicks auf die andere Seite hinüber. Seine Bewegung war gleich von Anbeginn so heftig, daß sie in den Verhältnissen aller europäischen Staaten gefühlt wurde und, wo solche morsch waren, sie lockerte und erschütterte. Am mächtigsten war die Wirkung an ihrem Ausgangspunkte. Zustände und Volkscharakter wirkten hier zusammen, um zum Ungemessenen hinzuziehen und aus dem Extrem der absoluten Monarchie in das Extrem der Anarchie überzustürzen. In solcher Lage des Zügels Meister zu bleiben, dazu gehörte göttliche Kraft. Pius hatte sie. Er schrieb „Freiheit als Frucht der Entwikkelung“ auf sein Programm, und wir haben das Wunder gesehen, – er hat sein Programm gehalten.

Ueber Italiens Grenzen hinaus reichten Pius’ Reformpläne inzwischen nicht. Pius selbst hat so wenig daran gedacht, die sociale Revolution in Europa zu machen, als der Hauptmann, der in Guizots Hotel „Feuer“ auf das jubelnde Volk kommandirte, daran gedacht hat, die Monarchie in Frankreich zu stürzen und die Republik zu machen. Das hat ein Höherer gethan; Der hat’s gethan „dessen Zwecken die Gestirne dienstbar sind und alles Geschöpf auf Erden.“ – Pius warf den Stein. Die Wellenringe, die, vom Vatikan ausgehend, jetzt schon bis an die Gestade der Ostsee schlagen, sind Wirkungen nach ewigen Gesetzen, nicht nach dem Willen des Werfenden.

Wo kein Wasser ist, da sind auch keine Wellen, und wo kein Zündstoff sich gehäuft hat, da facht kein Funke eine Flamme an. – Auch in Deutschland hätten die Funken, die vom Scheiterhaufen des französischen Königsthrons über den Rhein herübergeflogen, keinen Brand gemacht, hätte der morsche Staatsbau nicht allwärts dürres Holz in Menge dargeboten. Die Revolution hätte sich nimmer in 14 kurzen Tagen, an allen Thronen wackelnd, und alle Fürsten zum Geständniß ihrer Schwäche und Wehrlosigkeit nöthigend, von der Saar bis zum Niemen, von den Alpen bis zur Eider fortwälzen können, hätte der Zerstörungsprozeß nicht schon früher unsere Staatseinrichtungen bis in die äußersten Wurzelfasern zerfressen gehabt, wäre nicht schon die Entfremdung des Volksgeistes von den Regierungen vollendet gewesen, hätten nicht die öffentlichen Zustände in Deutschland längst des Schwerpunkts und Halts entbehrt, hätte nicht seit Jahren schon die ganze Nation das bittere Gefühl von Dem, was sie nicht war, aber seyn sollte und seyn könnte, im Herzen getragen, und aus dem klaren Bewußtseyn ihrer Lage und deren Ursachen den Schluß gezogen, daß so es nimmermehr bleiben dürfe und kein Opfer zu groß zu achten sei, es zu ändern. – Vier und dreißig Friedensjahre hindurch hat Deutschland die Blüthe seiner Söhne der Dressur zu Menschenmaschinen hingegeben, die keinen Willen kennen, als den des Monarchen; achtmalhunderttausend Krieger haben im fünfunddreißigjährigen Frieden an den Thronen und ihren Institutionen Wache gestanden, der Nation hat es über 2000 Millionen Thaler gekostet, und nicht einen einzigen, auch das kleinste Fürstenstühlchen nicht, hat diese Wache vor den dringenden Forderungen des Volks irgendwo mit Erfolg geschützt. Das straft das Sprüchwort Lügen: „Nichts Neues unter der Sonne“; denn Gleiches hat die Weltgeschichte noch nicht aufgezeichnet. Machiavells Klugheit hat in Deutschland völlig Bankrott gemacht, an der Stelle der Staatsweisheit hat die Rathlosigkeit Platz genommen und die unfehlbarsten Rechnungen der Diplomaten find gänzlich fehlgeschlagen. Das Wunder ist vor unsern Augen geschehen; und doch, wenn wir es näher betrachten, so ist

nichts Wunderbares daran, als der Umstand, daß es nicht schon längst sich so begeben! – Frage man sich doch, ob in irgend einem gesitteten, gebildeten, intelligenten und großen Volke der Welt die Quellen der Unzufriedenheit und des Unmuths reichlicher geflossen, als in Deutschland? frage man doch, wo man beständiger und wirksamer darauf hingearbeitet hat, durch Censur und Gedankenfesseln diesen Unmuth von der Oberfläche weg in die innersten edelsten Organe des Volkslebens zu treiben, und sich in die dunklen Herzenskammern zu verbergen? Wurde nicht ein volles Menschenalter hindurch mit uns Hohn und Spuk getrieben, und hat die Nation es mit allen Opfern und allen Gegenbestrebungen irgend wo nur dahin bringen können, daß man entartete, altersschwache, krankhafte, in der Verwesung begriffene Regierungssysteme offen und ehrlich aufgegeben und mit andern vertauscht hätte, die auf der Höhe der Zeit gestanden? Was hat es denn geholfen, daß sich der Verstand der besten Köpfe abmühete, zu beweisen, daß die Last der stehenden Heere, die dem Frieden das Kreuz des Kriegs auf die Schulter laden, in der Stunde der Gefahr keine Sicherheit gewähre? daß eine Genossenschaft selbstständiger Souveränitäten, bei denen das Recht der Selbstständigkeit gesetzlich alle Pflichten gegen die Gemeinschaft überragt, den innern Halt entbehre und die Nation zur Null herabwürdige? Was hat es geholfen, daß man die Gefahr hinstellte, welche für die Sicherheit der Nation dadurch erwuchs, daß Preußen und Oesterreich die im 13ten Artikel der Bundesakte[210] gewährte Volksrepräsentation verweigerten, daß sie fortfuhren, dem absolutistischen System zu huldigen, und eben dadurch dem Geiste der Nation die Schwingen knebelten? Was hat der Ausschrei gegen ein Polizeisystem, welches den Bürger am Gängelbande nahm, und gegen eine Bureaukratie gefruchtet, welche ihn unter permanente Vormundschaft setzte und geflissentlich darauf ausging, männliche Gesinnung, Selbstgefühl und Gemeingeist im Volke auszutilgen und es dahin zu führen, sich, spießbürgerlich, nur an das Kleinste, Engste und Aermste zu heften? Was hat es geholfen, daß sich der Unwille aller Edlen gegen jene Tribunale wendete, wo Ankläger, Richter und Vollzieher der Urtheile in eigener Sache saßen und wo dieselben Personen die Vollmacht hatten, überall in Deutschland willkürliche Verhaftungen vorzunehmen, die Angeschuldigten ihren natürlichen Richtern zu entziehen und, wenn es an Thatsachen fehlte, auf verborgene und vermuthete Tendenz und Gesinnung zu inquiriren und zu fahnden? Die unverletzliche Gerechtigkeitspflege war Deutschlands letzte Ehre, und sie ward vom verpflichteten Ehrenhüter, dem deutschen Bundestage[211] selbst, ihm entwendet! Ja, wir Alle haben die Zeit durchlebt, wo das deutsche Vaterland, herabgewürdigt, zerrissen und zerfetzt wie ein Bettlermantel und getrennt durch tausend Schlagbäume und acht und dreißig Gesetzbücher, nicht viel mehr war, als eine diplomatische Fiktion, die nur dann noch angerufen wurde, wenn es galt, mißliebige Geister zu ächten, Handwerksburschen das Wandern in freie Länder verbieten, das Tragen der deutschen Farben zu verpönen, liberale Blätter zu unterdrücken und Metternich'sche[212] Diktate der Nation als Bundesbeschlüsse zu eröffnen! –

Das ist der rauhe Umriß der Lage Deutschlands, als in den letzten Februartagen der Sturz des Königthums in Frankreich wie eine Granate in das Volk einschlug und den gehäuften Brennstoff entzündete. 14 kurze Tage gehörten dazu, um ein System zu stürzen, für dessen Bestand die Nation ein ganzes Menschenalter lang ihren Wohlstand und ihre edelsten Güter wider Willen zu opfern gezwungen worden war. Wäre es anders gewesen, hätte sich die Nation nicht, wie es geschehen ist, entschlossen erhoben wie ein Mann zu dem einen, erkannten Ziele, wahrlich! sie würde eine verworfene seyn und völliges Verderben verdienen. Aber Nein! Angesichts Gottes und der Welt hat sie die Prüfung ruhmvoll bestanden. Mögen jetzt nach dem Geschehenen die Lockvögel, die Schauspieler und Sophisten, der Nation schmeichelnde Worte vorpredigen; mag man den über Nacht zum Mann erwachsenen Volksgeist mit Bannformeln und Zaubersprüchen beschwören; mögen dienstfertige Knechte des alten Regiments, nachdem sie aus ihrer Betäubung erwacht sind, aus ihren Winkeln mit Löscheimern herbei eilen

---

[210] Artikel XIII der Deutschen Bundesakte vom 8./10. Juni 1815 lautet: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung Statt finden."

[211] Der von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main in der Großen Eschenheimer Gasse tagende ständige Gesandtenkongreß des „Deutschen Bundes", der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses" vom 8. Juni 1815 konstituiert worden war.

[212] Des österr. Staatsmanns Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar von Metternich-Winneburg zu Beilstein (1773–1859), führender Kopf der Restaurationsepoche nach den napoleonischen Kriegen.

und auf jede Flamme der Begeisterung ihr Wasser ausgießen, damit wieder alles kahl, seelenlos und abgestanden werde wie sie selber: Nichts wird's ihnen helfen! Das Kind der Volksherrlichkeit ist einmal empfangen und hinaus an den Tag muß es, sollte es auch noch so schwere Wehen kosten. In allen Dingen ist das Aeußerste jedesmal der Wendepunkt zu seinem Gegensatze – und die Kraft und die Einsicht, die jetzt die Oberhand gewonnen haben, werden auch weiter treiben auf der neuen Bahn des Heils, die wir eingeschlagen. Wer wollte daran zweifeln, nachdem so viel Großes und Herrliches schon gewonnen ist? Ueberall ist ja der Fortschritt das Losungswort geworden, überall weichen die Fürsten dem Zwang, die Höflinge, die Charakterlosen, die Schmeichler, die Halben und Unfähigen aus ihrem Rache zu stoßen, sich mit den Tüchtigsten im Volke zu umgeben, und die meisten ergreifen die Idee – ihren eigenen Bestand an die Freiheit der Nation zu knüpfen. Gerade das aber zieht sie unaufhaltsam in den Strom der Bewegung.

Daß mehre unserer Fürsten, vor der cyklopischen Kraft sich entsetzend, welche das Volk offenbart hat in diesen Tagen, resignirt haben, ist kein übles Zeichen. Es beweist ihre Hoffnungslosigkeit auf die Rückkehr der alten Zeit. Es wird nicht bei diesen Resignationen bleiben. Andere werden voraussichtlich nachfolgen. Ebenso wird auch das von Preußens Könige gegebene Beispiel der kecken Betheuerung eines gänzlichen Umschlags in der bisher hartnäckig verfolgten Richtung nicht einzeln stehen bleiben. Die Nation aber wird sich über den Werth solcher Betheuerung nie mehr täuschen. Wenn auch die nächsten Zuschauer die bühnengewandte Ausführung beklatschten: für die innere Wahrheit der That zeugt sie nichts. Das Faktum aber der freien, darum verpflichtenden Zusage ist viel werth; denn damit hat der König die Brücke hinter sich abgeworfen, eine Rückkehr ist unmöglich gemacht. Der erste Rückschritt würde ihn bestimmt verderben; er wäre Selbstvernichtung. Indem er sich, abschwörend den alten Glauben, als „Spitze" der deutschen Volksfreiheit aufgeworfen hat, wird er von den Kräften, die er bemeistern will, unaufhaltsam vorwärts geschoben, und wie er früher durch sein beharrliches Festhalten an den mittelalterlichen, von der Zeit verlachten Begriffen des Herrscheramts die deutsche Revolution vorbereiten half, so kann seine jetzt angenommene Stellung nur dazu dienen, ihr zu nützen, sie zu fördern, sie zu befestigen. Der König hat sich (war es die Nemesis[213], die ihn getrieben?) in den Strom gestürzt, der noch raucht vom vergossenen Herzblut seiner Bürger, und die Wogen, die ihn erfaßt haben, wälzen ihn unaufhaltsam einem Ziele zu, das weit ab von dem liegen wird, welches er zu erreichen trachtet. Sein Einsatz – Preußen geht in Deutschland auf! – ist „VA BANQUE!" – und „VA BANQUE!" muß er fortspielen bis ans Ende. Er wäre gänzlich verloren, wenn seine Ausdauer in entschlossener Verfolgung der jetzt eingeschlagenen Richtung geringer wäre als seine Kühnheit. Er weiß es, er fühlt es, daß neben dem Kapitol der Tarpejische Fels[214] steht. Die Stellung, welche er mit einem ungeheuern Luftsprung einzunehmen trachtete, ist die größte und erhabenste, die je ein Fürst erstreben kann. Aber der Sprung allein thut's nicht. Auch nicht das „Ich bin's!" Der großen, freien, deutschen Nation allein steht es zu, ihre Ehrenchargen zu verleihen. Bevor aber in Deutschland nur der Gedanke aufkommen kann über die Führerwürdigkeit jenes Monarchen zu berathen, muß er durch eine Reihe von Thaten wirklicher Seelengröße und einer ächten, volksthümlichen, auf Gerechtigkeit gestützten Politik beweisen, daß es ihm Ernst ist, seine Präcedentien vergessen zu machen. Sein erster Akt sey die Sühne des größten Verbrechens, welches die preußische Geschichte besudelt: – der König proklamire die Wiederherstellung Polens und gebe Posen[215] an das Piastenreich zurück; dieses Posen, welches die deutsche Nation als ihren Antheil am Raube mit Abscheu von sich weist. Er führe seinen Heerbann sofort zur Befreiung des Brudervolks über die Weichsel, und die Welt wird sehen, wie sich in Deutschland die Tage der Kreuzzüge erneuern, und wenige Wochen hinreichen, um die Horden der russischen Henker von der polnischen Erde zu fegen. Wo anders als im polnischen Freiheitskampf könnte das deutsche Unions-Banner seine Weihe auf die würdigste Weise empfangen? – An Polens Befreiung wird sich die von Kurland, der

[213] Nemesis (griech. Νέμεσις, Némesis, „Zuteilung [des Gebührenden]"), in der griech. Mythologie die Göttin des gerechten Zorns, der ausgleichenden Gerechtigkeit, womit sie zur Rachegottheit prädestiniert war.

[214] Lat. saxum tarpeium bzw. rupes tarpeia; die südl. Spitze des Kapitolhügels in Rom, wo die Todesurteile durch Hinabstürzen des Delinquenten vollstreckt wurden.

[215] Poln. Poznań.

Esthen und Finnen reihen, das kaukasische Heldenvolk wird den Preis seiner unsterblichen Großthaten empfangen, der Abfall der asiatischen Völker wird die Schwäche Rußlands und die Vernichtung des russischen Einflusses auf den Orient vollenden, und das Tyrannenreich, auf seine natürlichen Grenzen zurückgewiesen, hört für immer auf, für Westeuropa etwas Bedrohliches zu haben oder auf den Kulturgang einen schädlichen Einfluß zu üben. Eine sofortige Herstellung Polens[216] ist folglich zugleich der erste unerläßliche Akt der deutschen Nationalpolitik; er tilgt die alte furchtbare Blutschuld, sühnt das Verhängniß, versöhnt das Brudervolk, knüpft es mit festen Banden an uns, macht es zum Wall gegen die Eroberungsgelüste der Moskowiter für alle Zeiten und drückt dem Wollen des deutschen Volksgeistes für immer und vor allen Nationen den Stempel der Größe auf. Ich wiederhole es: Wer sich an die Spitze unserer Nationalfreiheit stellen will, der bedarf einer ganz andern Bluttaufe, als Friedrich Wilhelm IV.[217] sie in den Straßen Berlins empfangen hat. Suche er sie im Geleite der Hunderttausende, welche sein Ruf „für Polens Befreiung!“ um ihn schaaren würde, in den sarmatischen Ebenen[218]! Das Tagewerk dort wird kurz seyn; denn Polens Befreiung ist Sturmes Arbeit: – schnell, gewaltig, unwiderstehlich wie das Brechen der Eichen im Forste. Und dann, wenn's geschehen ist, dann möge der König bekränzt zurückkehren, die Ehren des Triumphs empfangen, und – wenn er der große Mann seyn will, – sein Spiel mit der Rolle Washington's[219] als – Bürger beendigen.

Ein utopischer Traum! werden Viele sagen. Näher liegt denn freilich der Versuch, daß die meisten Fürsten trachten werden, den Augenblick zu erlauschen, wo sie sich wieder in den Vollgenuß ihrer Pracht, Macht und Herrlichkeit setzen können. Es müßten ja keine Menschen seyn, wenn ihnen nicht der Gedanke dazu beikäme. Aber daß der in Unmacht niedergeworfene Absolutismus sich Goliathsstärke wünscht, ist noch kein Beweis seiner Erkräftigung. Er kann in Deutschland nie wieder aufkommen, – so wenig, wie eine am Stamm abgebrochene Tanne wieder eine Krone treibt. Die Volkserhebung bedingt einen Wechsel des Systems; nicht bloß einen Wechsel des Kleids, der Formen, der Menschen, der Minister. – Es ist nicht wie 1830[220], wo man dem trunkenen, vom hambacher Feste heimkehrenden Michel ein Bein unterschlagen konnte. Kein Fürst kann jetzt den Strom dämmen oder ihm widerstehen; er muß sich hineinstürzen und fortreißen lassen; oder – resigniren. Der Heiligenschein ist fort für immer, der matte Aberglaube, der noch die Schwachköpfe umnebelt, schwindet, je höher die Sonne der Freiheit emporsteigt; die starke Gewohnheit des Gehorsams ist gebrochen, der Volkswille ist erwacht, er hat seine Kraft erprobt an den Kräften der fürstlichen Macht, und es ist nicht mehr daran zu denken, daß er sich je einer andern Ordnung wieder fügen werde, als der auf die Freiheit sich stützenden. Das deutsche Parlament, welches durch die freie Wahl der Nation zusammentreten wird, ist berufen, diese Ordnung zu regeln, und sie gegen alle möglichen Reaktionsversuche, die, wenn ihnen der mindeste Spielraum gelassen wird, nicht ausbleiben werden, sicher zu stellen. Das Parlament wird und muß den Fürsten die Mittel zur Macht, dem Volke Unrecht anzuthun, gänzlich und für ewig entziehen; sollten sie dann den Versuch dennoch wagen, so würde es ihren völligen Untergang herbeiführen. Reizt man das Volk, sich noch einmal gegen die Monarchie zu erheben, die durch ihren langen Mißbrauch der Macht den Anspruch auf Schonung sattsam verwirkt hat, dann werden bei seinem ersten Zucken die Throne und Fürstenstühle zusammenbrechen, wie ein morsches Haus bei einem Erdbeben, und ihre Splitter werden verwehen, wie Spreu vor dem Sturme. Nicht anders würde es geschehen und die Stätte der Dynastenherrschaft in Deutschland nicht mehr gefunden werden. Bei dieser neuen Bewegung könnte es jedoch auch kommen, daß alles

---

216 Polen war in den Jahren 1772, 1793 und 1795 unter der Nachbarn Rußland, Preußen und Österreich aufgeteilt worden und konnte sich erst wieder 1918 ein souveräner Staat konstituieren.

217 Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), vom 7. Juni 1840 bis 7. Oktober 1858 König von Preußen.

218 Das Gebiet zwischen den Flüssen Weichsel (poln. Wisła) im Westen und Wolga (russ. Волга, Volga) im Osten und zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, wovon ein Teil in Galizien den geogr. Namen „Sarmatische Tiefebene“ trägt.

219 George Washington (1732–1799), von 1789 bis 1797 der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

220 Recte: 1832: Vom 27. Mai bis 1. Juni 1832 war die Hambacher Schloßruine für sechs Tage Schauplatz gewesen für die als „Hambacher Fest“ in die dt. Geschichte eingegangene Zusammenkunft von ca. 30.000 Menschen liberal-demokratischer Gesinnung.

Bestehende im Staat nach Wesen, Form und Besitz mit Einemmale weggeschafft würde, die aufgelösten Elemente des Volks- und Staatslebens neue Krystallisationen eingehen müßten und dieses ein neues Eigenthumsystem hervorriefe: – ein Umsturz, durch den die Revolution sich in ein Chaos voll Bürgerkampf verwandeln würde, welches der Nation die Früchte ihrer Erhebung und ihrer Opfer auf lange, lange Zeit entziehen möchte. Diese Gefahr ist meiner Meinung nach viel größer, als jene, welche aus dem Fortbestand der Monarchie mit demokratischen Institutionen irgend erwachsen kann. Lasse man daher dem Prinzipe noch Geltung. Die Republik wird doch nicht ausbleiben; aber ein Friedenswerk soll sie seyn, als zeitige Frucht soll man sie pflücken, republikanische Volksreife, folglich auch republikanische Vorbildung müssen vorausgehen. Die Zeit, solche zu erlangen, gibt nur die von der Volkshoheit beschränkte Monarchie, und diese wird abfallen, wie das dürre Blatt vom Baume, ohne daß es eines Windhauchs bedarf, wenn der Herbst gekommen ist und die letzten Säfte vertrocknet sind, welche dem Blatt Leben zuführen. –

Vor einer andern Gefahr wird uns, ich zweifle nicht, der gesunde Sinn und die Mündigkeit der Nation bewahren; vor der Gefahr, meine ich, daß die Rivalität jener Fürsten, welche sich jetzt selbst zur Führerschaft der Nation aufwerfen, Spaltungen hervorbringen und Parteien und Faktionen hervorrufen, ehe noch für die Befestigung der neuen Zustände der erste Grundstein gelegt ist. In Wien und Berlin sehen wir schon gegnerische Bestrebungen zu dieser Führerschaft, und beiden tritt das süd- und westdeutsche Volksbewußtseyn mit seinem Votum für demokratische Monarchie, und mit der festen Erklärung, daß es eine Führerschaft nur als Produkt der freien Wahl und des Willens der Nation anerkennen will, diesen dreien aber die Republik entgegen, deren Partei, genährt und getragen von den großen Begebenheiten, stündlich an Zahl und intensiver Kraft zunimmt. Diese vier Meinungen haben sich bereits scharf gesondert. Sie haben den Kampf eröffnet. Sie reden schon gleichsam mit vier Zungen und vier Sprachen; sie äussern vierfache Richtung und Gesinnung; sie beginnen sogar sich zu verketzern; sie können aber, und das ist das Beste in der Erscheinung, doch nicht von einander lassen und achten das gemeinschaftliche Band – das Hochgefühl für Nationaleinheit – über alles andere. – Bleibt es so: – dann ist der Meinungskrieg für die Nation, vor deren Augen derselbe geführt wird, eine tüchtige Schule, und sie wird um so eher befähigt werden, ein richtiges Urtheil über ihre Angelegenheiten zu fällen. Wenn sich aber die Parteien von der heftigen Leidenschaft beherrschen lassen, die Intrike [sic!] Terrain gewinnt und despotische Gelüste zwischen diesen Streitern Raum finden, ehe die Zustände, welche der Lenzmond geschaffen hat, haltbare Form gewonnen haben, so könnte es das Einheitsstreben schwächen, und es wäre möglich, daß aus einem Volke mehre Völker würden. – Gegen diese Eventualität, die so leicht sich an lange und heftige Parteienkämpfe, wenn sie inmitten eines großen Volks sich frei entwickeln können, knüpfen, muß sich der Geist der Nation mit aller Entschiedenheit waffnen. Darum sey sie einig, keinerlei andere Führerschaft, als diejenige ist, welche aus der freiesten Wahl der Nation selbst hervorgeht, anzuerkennen; sie protestire durch ihre Stimmführer gegen alles fremde Präsentationsrecht und spreche gegen die Usurpation als ein gegen die Volkshoheit und ihre Rechte gerichtetes Attentat ohne Umschweife das Verdammungsurtheil. Jeder Meinung, jeder Kanditatur [sic!] steht die Arena zur freiesten Discussion offen; doch darüber hinaus hat Keiner ein Recht, geschweige ein Vorrecht zu erwarten. Die freie deutsche Presse thue in dieser Angelegenheit allenthalben ihre Pflicht. Nirgends soll sie, statt des neuen Ehrenkleids des deutschen Staatsbürgerthums, den alten Bedientenkittel forttragen und ihre wahre Herzensmeinung nur zwischen den Zeilen suchen lassen. Der Berliner Zeitungsschreiber, sobald sich sein König zur deutschen Führerschaft aufwirft, darf nicht mehr den Landesherrn in ihm beurtheilen, sondern eben nur den Kandidaten für den Ehrenplatz der ganzen Nation, und er muß den Grad seiner Würdigkeit eben so unbefangen prüfen, als hätte sich ein Fürst Reuß dazu gemeldet. Der Wahlspruch „PRO DOMO“[221] paßt unter der Ueberschrift „Das Vereinigte Deutschland“ nicht mehr. Feigheit hat zu allen Zeiten Sklaven gemacht, und wie sie Niemanden zieren kann, so schändet sie doch Den am allermeisten, dessen Amt es ist, mitzusprechen über die höchsten Angelegenheiten seines Volks. –

Ich lenke ein. Es hat mich unwillkürlich aus der Ferne in den Kreis der heimathlichen Begebenheiten gezogen, der jetzt Alle, vom Kleinsten bis zum Größten, so tief erregt. Noch ist’s lauter Gähren;

[221] Lat., „für das eigene Haus, für sich“.

an das Klären und Läutern ist nicht zu denken. Ohne größeres Getümmel kann der Streit, nach menschlicher Voraussicht, sich nicht beruhigen. Die in Bewegung gesetzten Massen sind zu kolossal und die Richtungen derselben schneiden, sich auf so vielen Punkten, daß Zusammenstoß geschehen muß. Das darf und soll uns jedoch keine Furcht einflößen und die Freude nicht verkümmern, die das Bewußtseyn gibt, in einer Zeit zu leben, wie sie nie vorher gewesen ist, – in einer Zeit, in welcher Gottes Finger vor unsern Augen die Weltgeschichte in den ungeheuersten Zügen schreibt.

Wie es sich auch feststellen werde, sey es, daß die Republik den Platz der Fürsten einnehme, sey es, daß man durch demokratische Institutionen die Monarchie zu stützen trachte, sey es, daß eine aus dem Schooße des Volksparlaments hervorgehende Unionsregierung die Zügel fasse und die landesherrliche an der Spitze der innern Verwaltung der Staaten bleibe? sey es, daß die fürstliche und Volksgewalt sich in zwei Kammern mit gemeinschaftlicher, periodischer Wahl eines Reichsoberhaupts gruppiren: – vergessen darf doch nie werden, daß Gott allen Menschen ein Maaß in's Gewissen eingeprägt hat, das Maaß des Rechts und der Billigkeit, und dieses von keinerlei Inhabern der Gewalt ungestraft überschritten wird. Jetzt sind die deutschen Völker die Ankläger und sie haben den Spruch auf ihrer Seite. Daß nicht der Weltrichter nach den Verklagten auch die Kläger verdammen müßte! – Ein ernster Geist ist's, der seinen Stuhl unter die Lebendigen gestellt hat. Die Kronenträger hat er gedemüthigt; die ungerechte Gewalt ist vor ihm zerronnen in Nichtigkeit: aber auch die Völker werden nicht vor ihm bestehen, wenn sie, nachdem er ihnen zu Recht verholfen, selbst Wahrheit, Pflicht und Billigkeit aus den Augen setzen. Am meisten mögen sie sich vor den schlauen Verführern hüten! Gott allein blickt leicht durch die Larven der großen hohlen Worte, mit welchen falscher Patriotismus, pharisäische Heuchelei, Zweizüngigkeit und andere niedrige Leidenschaften sich dem Volk gegenüber zu verhüllen wissen. Darum traue das Volk Keinem, bevor es seinen Gehalt nicht nach Thaten gewogen. Wen aber einmal die That verworfen hat, der bleibe verworfen. Redliche, feste, tüchtige, gesinnungstreue, entschiedene und uneigennützige Männer von klarem Urtheil, nur solche können und sollen gegenwärtig den Völkern rathen, und wie nur von reinen, unbefleckten Händen das Kleinod, die Freiheit, gehütet und gepflegt werden kann, so sind auch nur diese Hände im Stande, sie groß zu ziehen und zur guten Frucht zu bringen.

Ich zweifle nicht, daß bei weitem die Mehrzahl Derer, welche jetzt in Frankfurt zum großen Werke der Parlamentsverfassung[222] tagen – aus solchen Männern bestehen wird. Sie werden eingedenk seyn, daß auf ihren Häuptern alle Verantwortlichkeit der Zukunft ruhe; sie werden nicht vergessen, daß vor dem ewigen Richterstuhle nicht blos ihr Thun abgeurtheilt werden wird, sondern auch das Unterlassen der gebotenen That! – Wenn, gehoben und getragen von der Herrlichkeit ihrer Mission, aber auch im Vollgefühl ihrer unermeßlichen Verantwortlichkeit, sie leidenschaftslos, und entschiedenen, klaren, redlichen Sinns das Werk aufbauen, dann wird's ein Werk werden der ewigen Ehre für sie selber; die Nation aber wird es als eine Bürgschaft ihres Glücks und ihrer Größe mit Jubel empfangen und der Wille Dessen wird erfüllt werden, der den Sternen die Bahnen vorzeichnet, der die Menschheit zu immer höhern Zielen führt, und der den Nationen auf jedem Blatt der Geschichte zuruft:

**„Euer Glück sey die Gerechtigkeit und Euer Stab die Freiheit!"**

Der Vatikan aber? – der war vergessen ganz und gar. Das hat die Zeit gethan. Sie mag's entschuldigen. Das Große der Begebenheiten, unter deren unmittelbarem Eindruck ich diese Blätter schrieb, hat das warme Herz glühend gemacht, – und hinaus mußte das heiße Wort, daß es wieder erwärme. Die Mühe aber, Euch, meine Freunde! noch durch die 10,000 Säle, Zimmer und Gallerien des Vatikans zu geleiten, – durch die geweiheten Räume, in welchen, von Perugins'[223], Buonarotti's und Correggio's[224] Pinsel ausgeziert, die unsterblichen Meisterwerke der griechischen und römischen Plastik aufgestellt sind, – durch die Gallerien, in denen die Malerei vieler Zeiträume und Völker das Schönste versammelt hat, – durch die Rüstkammern des Genies und der Wissenschaft, jene Säle nämlich, in

[222] Die „Verfassung des Deutschen Reiches" konnte zwar am 28. März 1849 verkündet werden, sollte jedoch niemals in Kraft treten.

[223] Pietro Perugino (ca. 1445/1448–1523).

[224] Antonio da Correggio (eigentl. Antonio Allegri; 1489–1534).

welchen der kostbarste Bücher- und Manuscriptenschatz aufbewahrt ist, den die Welt besitzt, – durch die Loggien und Stanzen, deren Wände und Decken mit den Compositionen Raphaels geschmückt sind, – durch die Zimmer, in welchen die schlauen Vikare St. Peters so oft Weltgeschichte machten, – durch das Arbeitskabinet des großen Ganganelli[225] und des noch größern Pius: – – dieß wird man mir heute erlassen. Der Vatikan ist kein Palast: er ist eine Stadt von Palästen, und wer ein faßliches Bild davon entwerfen wollte, müßte ein Buch schreiben.

[225] Clemens XIV. (eigentl. Giovanni Vincenzo Antonio Ganganelli; 1705–1774), seit 19. Mai 1769 Papst.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierzehnter Band. – Hildburghausen und Amsterdam: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1850. 250 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 229f.

## DCLIX. Der Vesta-Tempel in Rom.

Auf dem „*pulchrum littus*" (dem „schönen Ufer") der [sic!] Tiber, unfern der Ponte rotto[226], stehen die wohlerhaltenen Ueberbleibsel eines runden Tempels aus der Zeit des August, Tempel der Vesta geheißen. Schon Virgil[227] und Horaz[228] thun seiner Erwähnung.

*Vidimus flavum Tiberim, retortis*
*Littore Etrusco violenter undis,*
*Ire dejectum monumentum regis*
*Templaque Vestae.*

*Hor.*[229]

Der zirkelrunde Tempel ist von den schönsten Verhältnissen und hat 170 Fuß im Umfang. Er ist von parischem Marmor erbaut, mit vorspringendem Dach, das ein Kolonnade von 20 kanellierten, 35 Fuß hohen Säulen korinthischer Ordnung trägt. Die Entablatur[230] und das antike Dach sind längst verschwunden. An ihre Stelle ist eine Ziegelbedeckung getreten, und auf der Spitze, die einst die Kollossalstatue der Vesta geziert hat, steht das Zeichen des christlichen Kultus. Das Gebäude selbst (die Cella) ist sein 14 Jahrhunderten eine Stätte der Madonnenverehrung geworden.

[226] Früher Pons Aemilius; die älteste bekannte Steinbrücke Roms aus dem Jahre 174 v. Chr., die über den Tiber führte. Heute ist von ihr nur noch ein Bogen erhalten, der ohne Verbindung zum Ufer steht.

[227] Der röm. Dichter Publius Vergilius Maro (70–19 v. Chr.).

[228] Der röm. Dichter Quintus Horatius Flaccus (65–8 v. Chr.).

[229] Oden, I, 2, 13-16: „Wir sahen, wie der gelbe Tiber vom etruskischen \ Ufer seine Wogen ungestüm zurückbog und \ daherkam, um das Monument des Königs herabzuwerfen \ und den Tempel der Vesta." (in der Übersetzung von Niklas Holzberg; * 1946).

[230] Eigentl. Gebälk; im Zusammenhang mit der griechischen und römischen Architektur der Antike wird unter Gebälk der obere Teil einer Säulenordnung verstanden, bestehend aus Architrav (Epistyl), Fries und dem Geison, dem obersten, das Bauwerk abschließenden Kranzgesims.




Der VESTA - TEMPEL in ROM

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 29-35.

## Die Ruinen des alten Rom.

Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste,
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?
Ja, es ist Alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma, nur mir schweiget noch Alles so still.[231]
Göthe.

Es geht mir nicht besser beim Anblick dieses Ruinenfeldes. Ich weiß, daß jeder der umherliegenden Steine seine eigene und denkwürdige Geschichte zu erzählen hat, daß eine klassische Geisterwelt diese Schutthaufen bewohnt, daß mein Blick zwischen den Gräbern von 3000jährigen Existenzen wandelt, aber es fehlt mir der Sinn, das Flüstern der Geisterstimmen zu vernehmen, die mich umwehen, es fehlt mir der Zauberstab, die entschwundenen Gestalten wieder in's Dasein zu rufen, mit denen auf dieser Stätte eine Zeitrechnung in der Geschichte unseres Geschlechts anhub und – Gott sei Dank – abschloß; es fehlen mir auch die Farben, um die Bilder einer Vergangenheit auszumalen, deren verblichene Ueberreste mich umgeben, es fehlt mir endlich der Geschmack, mich an Vorstellungen zu weiden, wie sie der Forscher aus vergilbten Pergamenten und verwitterten Inschriften sich bildet und der Dichter in glänzenden Gewändern über die Bühne gehen läßt. Göthe[232] und Byron[233] haben an dieser Stelle geweilt, gedacht, geträumt und gedichtet und Alles empfunden, was den Genius eines Menschen auf den Trümmern einer Welt mit erhabenen Gedanken erfüllen kann. Vor- und nachgefühlt haben es Unzählige, und der aufgezeichneten Betrachtungen über die ewige Stadt gibt es Legion. Sie haben es sich zur dankbaren Aufgabe gemacht, das Bild, das wir in der wüsten Anordnung, wie es die Natur uns gab, kopirten, zu ordnen, zu ergänzen und mit schimmernden Farben auszustaffiren; ihnen folge, wer sich in dieses Stückwerk nicht finden kann, das aussieht wie ein zerrissenes Buch. Wer das alte Rom, wie es war, vor Augen haben und das Forum von ehedem betreten will, allenfalls im Gefolge eines kaiserlichen Triumphzuges, die VIA SACRA entlang durch den hohen Bogen des *Septimus* SEVERUS[234] im Hintergrunde unseres Bildes, wer die umgestürzten Kaiserstatuen wieder auf ihre Piedestale erheben, die verschütteten Stufen zum Peristil des Concordiatempels wieder aufsteigen will, von dem aus sich Cicero's Beredsamkeit über die glänzenden Versammlungen auf diesem Platze ergoß, wen es nach den blutigen Gladiatorenspielen im Kolosseum lockt, dort links, wo der Torso jenes riesenhaften mit Bogengängen umgebenen Mauerwerks hervorragt, wer die umherlungernden Bettelmönche in brauner Kutte in edle mit der Toga bekleidete Römergestalten verwandelt sehen mag, und die weltbeherrschende Bevölkerung von vier Millionen wieder innerhalb der verödeten Mauern der Siebenhügelstadt versetzt sich denken will, der wende sich

[231] Zitat aus Johann Wolfgang von Goethes „Römische Elegien I.", „I." in „Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Erster Band. […]" (Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1828), S. 259.

[232] Goethe verbrachte bei seinen zwei Aufenthalten zwischen 1786 und 1788 insgesamt 15 Monate in Rom.

[233] Der engl. Dichter George Gordon Byron, 6th Baron Byron (1788–1824); er hatte im Jahre 1817 Rom einen Besuch abgestattet.

[234] Siehe hierzu S. 69, Anm. 192.

an die eigene bereitwillige Phantasie oder begleite unsere Dichter, wie Bunsen[235], Stahr[236], Willkomm[237], Pecht[238] und Andere auf ihren phantastischen Spaziergängen. Mein Bild will nichts an der nackten Natur verschönen, noch ergänzen, und meine prosaische Feder sträubt sich widerspenstig gegen den Flug zu den lichten Höhen des klassischen Alterthums. Ich sehe nicht das heitere Himmelsblau, das sich über diese Stätte wölbt, mir dringt nicht der Balsam der gepriesenen Atmosphäre durch die Poren, mein Auge ist verschleiert von den Luftgestalten der Zukunft, die sich hier zu verkörpern drohen, und mich fröstelt vor dem Odem der Nemesis, welcher mich anweht. Nichts sehe und fühle ich unter diesen ordnungslosen Trümmerhaufen als die unerbittlich sich erfüllende Wahrheit einer ewigen Ordnung. Solche Trümmerhaufen sind das unfehlbare Ziel, zu dem alle Verirrungen der Nationen führen, solche Trümmerhaufen sind die unausbleibliche Richtstätte, auf der die Versündigungen am Menschengeist ihre Sühne finden, solche Trümmerhaufen sind Gräber, die der Menschen Werke und Ruhm aufnehmen, wenn beiden die sittliche Weihe gebricht. Rom, so lange ihm eine sittliche Kraft innewohnte, überwand alle Gefahren, die ihm drohten, trotzte allen Schlägen, die nach seiner Weltherrschaft geführt wurden, überdauerte alle äußeren Wechselfälle des Glücks, erstand von allen Niederlagen, die Feindeshand, Empörung und widrige Elemente ihm beibrachten, in erneueter und erstarkter Größe; aber die Entartung seines Geschlechts senkte den Keim zum eigenen Verderben in den Kelch seiner Blüthe, als diese am herrlichsten entfaltet war, und geknickt fiel sie zur Erde, ein Opfer des beleidigten, gehöhnten, geschändeten, mit Füßen getretenen Genius der Menschheit. Jahrhunderte verwehten über der öden Stätte, da erschien ein Engel neuer Verheißung, der Geist des Christenthums, und pflanzte einen Palmzweig auf das Grab der Heidenstadt. Und wieder fluthete der Strom geistigen Lichtes und die Macht der Ideen nach der Siebenhügelstadt, und wieder ward Rom die Quelle einer höheren siegreich über die Erde sich ausbreitenden Kultur und der Sitz einer Weltherrschaft. Wer will es aber leugnen, daß unlautere Hände jene Quelle getrübt haben, daß der wahre Geist des Christenthums von dort geflohen, und wer will verkennen, daß der Geist strafender Vergeltung vor unseren Augen abermals seine Hand über Rom ausstreckt? – Denn es ist eine ewige Vergeltung, welche kein Glanz menschlicher Vollkommenheit blendet, keine Höhe menschlicher Macht erschreckt, welche, um den getretenen Wurm zu rächen, den Adler im Flug zur Sonne trifft; sie ist's, welche für jede Schuld im Buche der Geschichte Tilgung fordert: das unbestechliche Gewissen der Völker und Geschlechter, das jedem bösen Gedanken zürnt und jede böse That mit einem Fluche verfolgt; sie ist's, die Rachegöttin, welche über Throne und Altäre schreitet, welche den Pechkranz in die Kuppel von St. Peters [sic!] wie in die Dächer der Tuilerien schleudern wird; sie ist's, die dem Sklaven die Fessel löst und ihm den Mordstahl in die Hand drückt, sie, die das Kind im Mutterleib nicht schont, sie, die vielleicht jetzt schon unter Europa's Völker die dunkeln Loose wirft. Denn es ist ein Geist der Vergeltung, welcher ewig über den Genius der Menschheit wacht. – –

Ueber nichts fühlt sich der nach Rom kommende Reisende mehr enttäuscht, als über die weit unter seiner Erwartung bleibende Zahl von wenn auch nur einigermaßen erhaltenen Ueberresten und Denkmälern der alten Stadt. Diese ist in der That unglaublich gering, denn Byron hat Recht mit seinen Worten:

---

[235] Das von Ernst Platner (1773–1855), Carl Josias Bunsen (1791–1860), Eduard Gerhard (1795–1867) und Wilhelm Röstell (1799–1886) herausgegebene mehrbändige Werk: „Beschreibung der Stadt Rom. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann." (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta 1830-1842).

[236] Adolf Stahr (1805–1876), der neben eigenen Romanen, Biographien und Übersetzungen vor allem durch seine Reisebeschreibungen große Popularität errang. Friedrich Rückert (1788–1866) schätzte ihn und seine 2. Frau Fanny Lewald (1811–1889), die ebenfalls Schriftstellerin war, sehr. Hier wird Bezug genommen auf sein Werk „Ein Jahr in Italien. […]" (Oldenburg: Schulzesche Buchhandlung 1847).

[237] Ernst Willkomms (1810–1886) zweibändige „Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien." (Leipzig: F. Fleischer 1847).

[238] Friedrich Pechts (1814–1903) „Sechs Monate in Rom." (Leipzig: J. J. Weber 1859).

Gothen, Christen, Zeit und Krieg, Fluth und Feuer
War'n im Bund, die stolze Stadt zu beugen.[239]

Und durch welche Reihenfolge von Stürmen ist dies Rom während seines dreitausendjährigen Bestehens um und umgekehrt worden! Zuerst durch Feuer und Schwert, mit denen die Gallierhorden unter Brennus[240] das Rom der Königszeit dem Erdboden gleich machten. Von diesem ältesten Rom ist nichts als ein kleines Stück des tarquinischen Kloakenbaues erhalten, jenes Riesenwerks, das selbst die Baumeister der augusteischen Zeit für unerreichbar hielten. Dann fünfthalbhundert Jahre später der an demselben Unglückstage der gallischen Zerstörung ausgebrochene neuntägige neronische Brand[241], die größte Feuersbrunst, welche die Welt gesehen. Sie verzehrte von einer Stadt, welche damals die Größe und Einwohnerzahl von London hatte, über zwei Dritttheile und mit ihnen fast alle Erinnerungen an das republikanische und die gesammte Pracht des augusteischen Roms, so daß selbst Tacitus[242] in seiner Schilderung dieses größten aller Unglücksfälle, welche das alte Rom betroffen, auf eine zur Unmöglichkeit gewordene Aufzählung aller der vernichteten Tempel, Prachtbauten. Kunstschätze und Statuen verzichtet. Nichts ist übrig aus der Zeit der Republik, als ein Tempel der Fortuna und einige Unterbauten des Kapitols; aus der Zeit des Augustus das Pantheon, ein Stück des Marcellus[243]-Theaters, ein Portikus der Octavia[244], der Drususbogen[245] und ein paar Säulen und Mauerreste vom Forum. Alles, was sonst von Bauresten in Rom vorhanden ist, gehört dem nach-neronischen Zeitalter an.

Der neronische Brand veränderte die ganze Gestalt der Stadt, welche erst dann nach einem geregelten Plan mit breiten geraden Straßen und großen Plätzen aufgebaut wurde. Der wahnsinnige Tyrann that Unglaubliches, um sie in verschwenderischer Pracht wieder aus ihrem Schutt erstehen zu lassen, doch vollbrachte er es nur zu einem geringen Theil. Der größere blieb frei für die Schöpfungen der späteren Kaiser. Unter Vitellius[246] vernichtete ein neuer Brand das verschont gebliebene Kapitol mit allen seinen Heiligthümern und Schätzen. Dann folgten unter Titus und später Commodus abermals große Feuersbrünste, welche große Theile der neuerbauten Stadt wiederum in Asche legten.

Eine zweite Periode der Verwüstungen beginnt im vierten Jahrhundert mit der Herrschaft des Christenthums. Es war ein Vernichtungskampf des letzteren gegen die Bauwerke des Heidenthums, der sich bis in die letzten Jahrhunderte der Neuzeit fortgesetzt hat. Die alten Tempel waren allmählig herrenloses Gut geworden und lieferten nur Material und Schmuck zu den neuen christlichen Kirchen. Es ward die Legende von denen, die unseren Heiland an's Kreuz schlugen, seine Kleider theilten und um seinen Rock das Loos warfen, zum umgekehrten Gleichniß. Die herrlichen Portiken, ein Hauptschmuck Roms, wurden ihrer Säulen beraubt, um vor den Eingängen der Kirchen und Klöster zu stehen. Die Friese und Basreliefs wurden von den Tempeln genommen und christlichen Basiliken eingefügt, das Pantheon ward seines vergoldeten Daches entblößt, um die Kuppel der Peterskirche damit zu decken, die Trajans- und Antoniussäule wurden in Glockentürme verwandelt, zu Steinbrüchen wurden die Tempel, und die Marmorsäge amputirte ohne Aufhören an den prachtvollen edlen Gliedern antiker Plastik und Architektur. Gegen diesen Wandalismus des christlichen Roms erscheinen die Zerstörungen durch die verschrieenen Barbaren so gering, wie muthwilliges Kinderspiel. Nach der Plünderung des Gen-

---

[239] Zitat aus George Gordon Byron's (siehe hierzu S. 85, Anm. 233) 1818 entstandenem Werk "Childe Harold's Pilgrimage, Canto the Forth": Stanze "LXXX. The Goth, the Christian, Time, War, Flood, and Fire, \ Have dwelt upon the seven-hilled city's pride: \ […]".

[240] Brennus (gall. Brennos), ein Heerführer der keltischen Senonen, der im 4. Jhd. v. Chr. bis nach Rom vorgestoßen war und die Stadt geplündert hatte.

[241] Vom 19. bis 26. Juli 64 n. Chr. (zu Nero siehe S. 62, Anm. 168).

[242] Der röm. Historiker und Senator Publius Cornelius Tacitus (ca. 58–ca. 120).

[243] Marcus Claudius Marcellus (42–23 v. Chr.), Neffe und Schwiegersohn des römischen Kaisers Augustus.

[244] Octavia Minor (ca. 69–11 v. Chr.), eine ältere Schwester des römischen Kaisers Augustus und die 4. Ehefrau des römischen Feldherrn und Triumvirn Marcus Antonius († 30 v. Chr.).

[245] Der Drususbogen ist Teil des Aquädukts, das die Thermen des Caracalla (siehe hierzu S. 65, Anm. 184) mit Wasser versorgte und war im 3. Jhd. n. Chr. erbaut worden. Es besteht also keine Verbindung zu Drusus (38–9 v. Chr.), dem Stiefsohn von Kaiser Augustus.

[246] Aulus Vitellius (12 o. 15–69; ermordet), von April bis Dezember 69 römischer Kaiser.

serich noch schildert Theodorich's Geheimschreiber, Cassiodor[247], Rom und die kostbaren Säulen seiner Gebäude, die Menge bronzener Standbilder auf allen Straßen und Plätzen, die öffentlichen Bäder und Brunnen, den Circus maximus mit seinen Obelisken, vor Allem aber das Kapitol und das Forum Trajans als Wunderwerke, die alle menschliche Einbildungskraft überragten. Noch um die Mitte des siebenten Jahrhunderts bestand der kaiserliche Palast auf dem Palatin als Residenz des Exarchen, und so lange die griechische Oberherrschaft währte, bedurften die Päpste zur Zerstörung antiker Bauwerke wenigstens der Erlaubniß der Kaiser oder ihrer Statthalter. Karl der Große konnte noch das „goldene Rom" bewundern. Ueberschwemmungen, Blitze, Erdbeben halfen mit am Werke der Verwüstung, und als die Päpste erst von den Byzantinern befreit waren und ihre Kirchenbaulust durch wachsende eigene Macht und Geldmittel freieren Spielraum gewann, ward jede neue Kirche der Untergang eines oder mehrer alten Bauten und die Vernichtung der alten Stadt hielt mit der steigenden Blüthe des christlichen Roms gleichen Schritt. In den Ende des neunten Jahrhunderts beginnenden Fehden der mächtigen Barone unter sich und gegen die Geistlichkeit wurden die noch übrigen antiken Tempel, Theater, Circusse und Triumphbogen zu Festungen und Burgen umgeschaffen oder Behufs Anlegung solcher abgetragen. So hatten allein die mächtigen Frangipani das Kolosseum, den Titusbogen, den Circus maximus, den Janusbogen und den Tempel der Venus und Roma in eine gemeinsame Befestigung vereinigt. Diese Baronalfehden haben mehr zum Untergang des alten Roms beigetragen als alle Verwüstungen fremder Eroberer. Petrarca[248] klagte beim Anblick des Roms seiner Tage: „Nicht die Zeit, noch Barbaren, sondern die eigenen Bürger und Söhne Roms haben mit dem Mauerbrecher gethan, was der punische Held[249] nicht ausrichten konnte".[250] Aber noch hatte Vieles dem Werkzeug der Zerstörung widerstanden und gab Zeugniß von früherer Herrlichkeit; im Imperatorenpalast auf dem Palatinus hielten die Ottonen Hof auf ihren Römerzügen, und die deutschen Kaiserinnen gaben Feste in den Gemächern der Livia[251]. Da kam die Verheerung herangebraust mit Robert Guiscards[252] wilden Normannenschaaren, so furchtbar, wie Rom keine mehr vor- noch nachher gesehen. Sie vernichteten fast zwei Dritttheile der Stadt so gründlich, daß ihre Stätte, auf und um den Cölius und Aventinus, seitdem unbewohnt blieb. Nach dem kamen Zeiten, in welchen das verödete Rom kaum 30,000 Einwohner zählte. Was noch an alten Monumenten verschont geblieben, vernichtete der Senator Brancaleone[253], als er, um die Macht der Barone zu brechen, alle von diesen innegehabten Thermen,



*Papst Leo X.*
*(siehe hierzu S. 89, Anm. 258)*

[247] Cassiodor (eigentl. Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus Senator; ca. 485–ca. 580), ein spätantiker röm. Staatsmann, Gelehrter und Schriftsteller.

[248] Francesco Petrarca (1304–1374).

[249] Hannibal Barkas (phöniz. 𐤇𐤍𐤁𐤏𐤋 𐤁𐤓𐤒, ḥnbʿl, „Baal ist gnädig", brq, „der Blitz"; ca. 247–183 v. Chr.; Selbstmord).

[250] Francesco Petrarca (siehe hierzu S. 88, Anm. 248) an seinen Freund, den hohen röm. Beamten Paolo Annibaldi, aus der Zeit um 1337/41 (carm. II,12); Petrarca bat in diesem Brief seinen Freund, gegen die weitere mißbräuchliche Nutzung der röm. Ruinen einzuschreiten.

[251] Livia Drusilla (58 v. Chr.–29 n. Chr.), die langjährige 3. Ehefrau des römischen Kaisers Augustus.

[252] Robert Guiskard (frz. Robert Guiscard; ital. Roberto il Guiscardo; eigentl. Robert de Hauteville; ca. 1015–1085), Herzog von Apulien und Kalabrien.

[253] Brancaleone degli Andalò († 1258), ein stadtrömischer Volkstribun.

Tempel, Theater und andere antike Gebäude, hundertundfünfzig an der Zahl, schleifen ließ. Auch die Abtragung des Kolosseums hatte er beschlossen, starb aber vor der Ausführung. Was er übrig gelassen hatte, stürzte in dem furchtbaren Erdbeben, von welchem Rom ein Jahr nach der Bonazischen[254] Pest (1318) mit ganz Italien wiederholt heimgesucht wurde, zusammen. Die in Elend und Rohheit versunkenen Römer verkauften, wie Petrarca bejammert, nicht nur alte Kunstwerke aller Art, sondern selbst die Säulen und den Marmor der Tempel. Auch nach und während des Schisma's wurde von eben diesen Römern, deren Schriftsteller noch jetzt fortfahren, für das Werk ihrer eigenen gewinnsüchtigen Demolirung den Vandalismus der Barbaren anzuklagen, eines der herrlichsten und unzerstörbarsten Werke des Alterthums, das Mausoleum des Hadrian, bis auf seine letzte Spur zertrümmert, und ein Theil des Kolosseums, das allen Angriffen Trotz geboten hatte, zu Kalk verbrannt. Um diese Zeit glich die ganze Stadt einer Wüste. Nur in den Niederungen wohnten auf Vignen[255] und Feldern Bauern in elenden Hütten. Alle höhergelegenen Theile waren verödet, die Kirchen standen verlassen und verfielen, Forum und Kapitol waren mit Gemüsegärten bepflanzt, auf den unangebauten Strecken hausten Schweine und Büffel, die Obelisken waren bis auf einen zerbrochen und umgestürzt, und von den unzähligen Statuen fand Poggio[256], der um 1430 die Stadt besuchte, nur noch eine von Marmor und fünf von vergoldeter Bronze übrig.

Rührend sind die Klagen der Augenzeugen über den jammervollen Zustand der Reste des alten Roms zu Anfang und gegen Mitte des 15. Jahrhunderts, und dennoch war selbst um diese Zeit unendlich mehr von denselben vorhanden als jetzt. Was Aeneas Silvius (der spätere Pius II.) damals sang:

Welch' Entzücken gewährt mir, o Rom, deiner Trümmer Betrachtung;
Du, die gefallen, noch laut kündest den einstigen Glanz! –
Aber dein jetziges Volk! – von den alten Mauern den Marmor
Bricht es und brennt zu Kalk schmählig die glänzende Zier.
Ruchlose Brut! Noch drei Jahrhunderte Hause so fort, und
Keine Spur verbleibt einstiger Größe in Rom![257]

ist eine Wahrheit geworden, von der die noch bestehenden Reste nur spärliche Ausnahmen bilden. Schon Raphael sagt in seiner Denkschrift an Leo X.[258]: „Das ganze neue Rom, das wir sehen, ist mit Kalk von antikem Marmor gebaut".[259]

Bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts hatte das nach der Rückkehr der Päpste von Avignon wiedererstandene Rom noch einen vorwiegend mittelalterlichen Charakter, wie ihn die florentinischen Schloßburgen und in Rom der Palast Venezia aufweisen. Von da an beginnt mit Leo X. die Modernisirung der sich auf dem alten Marsfelde prächtig erhebenden Stadt. Der immer steigende Nepotismus[260] veranlaßte das Entstehen jener Unzahl von Palästen, zu denen die antiken Reste gleichfalls die Materia-

---

[254] Dieses Wort findet sich weder so noch in ähnlich Form in den mir zugänglichen Wörterbüchern und Lexika. Allerdings soll 1318 in Rom die Pest gewütet haben, der am 10. September 1319 ein Erdbeben folgte; siehe hierzu Beschreibung der Stadt Rom, wie S. 86, Anm. 235, S. 251.

[255] Frz., Weinberge, Weingärten.

[256] Der Humanist Gianfrancesco Poggio Bracciolini (1380–1459).

[257] Enea Silvio Piccolominis (1405–1464; ab 1458 Papst Pius II.) Epigramm XXXI „De Roma": „Oblectat me, Roma, tuas spectare ruinas, \ ex cuius lapsu Gloria prisca patet; \ sed tuus hic populus muris defossa vetustis \ calcis in obsequium marmora dura coquit. \ Impia tercentum si sic gens egeris annos, \ nullum hic iudicium nobilitatis erit."

[258] Leo X. (eigentl. Giovanni de' Medici; 1475–1521), seit 11. März 1513 Papst. Der wohl nach einer Vorlage von Ferdinand Jagemann (1780–1820) von Carl August Schwerdgeburth (1785–1878) ausgeführte Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Reformations-Almanach auf das Jahr 1819. Herausgegeben von Friedrich Keyser. – Zweiter Jahrgang" (Erfurt: G. A. Keyser [1819]).

[259] Aus Raffael Sanzios (siehe hierzu S. 62, Anm. 172) „Oratio ad Papam de antiqua Roma". Die Zuschreibung des Schreibens aus der Zeit um 1515 an Raffael ist umstritten.

[260] Als Nepotismus (von griech. ἀνεψιός, ánepsiós, „Geschwisterkind; Geschwistersohn, Neffe" bzw. lat. nepos, der Vetter) bezeichnet man eine übermäßige Vorteilsbeschaffung durch und für Familienangehörige oder andere Verwandte (oder enge Freunde); im Dt. auch als Vetternwirtschaft bezeichnet.

lien hergaben. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die bisher ihrer Entlegenheit halber verschont gebliebenen Grabmäler, Tempel und Villen vor den Thoren Roms ausgeraubt und zerstört. Die Ausgrabungen, welche von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts angestrengt betrieben wurden, förderten unglaubliche Schätze alter Kunst an’s Tageslicht, und alle heutigen Sammlungen Roms können, wie Niebuhr sagt, gegen den unschätzbaren Reichthum an Alterthümern aller Art, die sich damals in vielen hundert römischen Häusern zerstreut fanden, kaum als der hundertste Theil gelten.

Im Verlaufe dieser endlosen Verwüstungen hatte sich über Rom eine völlig neue Oberfläche gebildet. Auf den unermeßlichen Schutthaufen erwuchs eine üppige Vegetation; neue Hügel entstanden, wo sonst Fläche war, und der Boden der alten Stadt ward nach und nach mit einer 15 Fuß hohen Schicht überlagert. Das Forum, welches seit Ende des 14. Jahrhunderts als Schuttgrube diente, war sogar an manchen Stellen 20–30 Fuß hoch bedeckt. Erst Raphael’s unsterblicher Genius war es, der den Plan faßte, durch eine regelmäßige Aufgrabung aller erhaltenen Reste alter Baukunst wenigstens einen Schatten des alten Roms wieder zu erwecken. Elf Jahre lang hatte er an den vorhandenen alten Trümmern geforscht, und das selbst erlebte Schauspiel der fortgesetzten Zerstörung alter Tempel, Bogen, Pyramiden und Säulen empörte ihn. Sein Plan der Wiedererweckung des begrabenen alten Roms, welchen er kurz vor seinem Tode entwarf, blieb jedoch unausgeführt und die Zerstörungen dauerten fort. Napoleons Riesengeist nahm den Gedanken wieder auf, aber sein Stern erblich, ehe er ihn vollenden und ehe er, wie er gewollt, auf dem Gipfel des kapitolinischen Berges die Kaiserburg des neuen weltbeherrschenden Imperators, würdig des alten Namens und der neuen Herrschaft, inmitten des alten Roms errichten konnte.

Je moderner, nach Raphael’s Zeit, Rom ward, besonders durch Sixtus V.[261], der die oberen Stadttheile wieder anbaute und große Straßen durch Vignen und Ruinen hindurch führte, desto mehr Alterthümer verschwanden. Die französische Herrschaft hatte für Rom wenigstens das Gute, daß sie für dauernde Erhaltung der noch übrigen antiken Baureste kräftig Sorge trug, eine Sorge, die seitdem, wenn auch in geringerem Maße, fortgesetzt wurde. Der Geist der Bildung hat, was jetzt noch vorhanden ist. unter seinen Schutz genommen, und nur mit ihm können die letzten Reste untergehen, welche aus Kolosseum und Pantheon, von Triumphbogen und Tempeltrümmern, in einzeln stehenden riesigen Schriftzeichen, von der Größe der alten Weltstadt zu den spätern Geschlechtern der Menschen reden.

[261] Sixtus V. (eigentl. Felice Peretti di Montalto; 1521–1590), seit 24. April 1585 Papst.



Das FORUM in ROM

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn. Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. 57-64.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 49-58.

## Das Sant' Ufficio in Rom.

Während die ganze gebildete Welt, zumal durch Llorente's Werk[262], die Geschichte und die entsetzliche Wirksamkeit der spanischen Inquisition kennt und davor schaudert, weiß man wenig Näheres von der Inquisition in Italien. Und doch war diese die Mütter der spanischen, und durch sie wurden zuerst die geistigen Blüthen gebrochen, die hier zu einer herrlicheren und gewaltigeren Entfaltung Anlage zeigten als in Spanien. Den deutschen Reformatoren waren italienische längst vorangegangen; dritthalbhundert Jahre früher als Huß[263] starb der an Erleuchtung und Opfermuth ihm ebenbürtige Arnold von Brescia[264] den Flammentod, und gleichzeitig mit Luther erhob sich eine ganze Schaar gleich kühner, gleichtrefflicher, theilweise noch aufgeklärterer Geister auf der Alpenhalbinsel, im Lande des Papstthumes selbst, um die große Reformation an Haupt und Gliedern der Kirche zu Stande zu bringen. Allein nicht der gleichen Gunst der Verhältnisse sich erfreuend, wie die deutschen und schweizerischen Reformatoren, unterlagen sie. – Die Unterdrückung dieser großartigen geistigen Erhebung ward vorzugsweise vollbracht durch das Institut der Inquisition, jenes Institut, das Deutschland glücklicher Weise ferne von sich zu halten gewußt hatte*)[265], das dagegen in Italien noch in viel späterer Zeit den greisen Galilei[266] verdammt, das die Lehre von der Erdbewegung, wie jene vom Umlaufe des Blutes im menschlichen Körperdurch seine Machtsprüche austilgen zu können gewähnt hatte; – ein Bestreben, das, so machtlos es im Ganzen hinsichtlich seines Hauptzieles sicherwies, dennoch unsägliches Unheil über einzelne Länder und Völker, unsägliches Unheil zumal über Italien brachte, dessen geistige und materielle Entwickelung gleich sehr hemmend und verderbend.

Der Sturm, der jüngst über die Alpenhalbinsel hinbrauste, die Throne der dortigen Machthaber umstürzte und die Decke von den Spuren ihrer Gewalttaten lüftete, hat so schwere an der Menschheit verübte Verbrechen enthüllt, daß die civilisirte Welt von tiefstem Abscheu gegen ihre Urheber erfüllt ist; und doch lassen sich jene Greuel noch als eine Nothwehr des Despotismus gegen die sich empörende Menschenwürde, gegen ihn drohende Anschläge und Gesinnungen erklären; in einem noch viel gräßlicheren Lichte müssen uns die durch nachstehenden schlichten Bericht auf einen Augenblick erhellten Wege erscheinen, welche seine satanische Heiligkeit wandelt, nicht zur Sicherung ihrer weltlichen Macht und ihres fürstlichen Ranges – dazu bedienten ohnehin die italienischen Fürsten sich gleicher Mittel – sondern um sich der Gewissen zu bemächtigen, um jeden Funken geistiger Erleuchtung zu

[262] Juan Antonio Llorentes (1756–1823) zweibändiges Hauptwerk „Histoire critique de l'inquisition espagnole, […]" (Paris: Treuttel et Würtz 1817). Llorente war zunächst selbst Inquisitionsrichter gewesen und trennte sich später in Unfrieden von der Kirche.

[263] Der tschech. Reformator Jan Hus (ca. 1370–1415; hingerichtet).

[264] Der Prediger Arnold von Brescia (ital. Arnaldo da Brescia; ca. 1090–1155; hingerichtet).

[265] *) Der erste Inquisitor, der dieses Amt in Deutschland auszuüben versuchte, Konrad von Marburg [(† 1233)], büßte beim Antritt desselben seine Verwegenheit mit dem Tode.

[266] Galileo Galilei (1564–1642).

tödten, um jede Regung eines selbständigen Gedankens zu verfolgen, um die Gemüther in blindem Glauben gefangen zu halten; – dort die grausame Bestrafung des Willens und der That – hier die schwerste Versündigung an Geist und Leib zugleich. Das ist’s, was ein flüchtiger Blick in das Getriebe der Inquisition leider nur ahnen läßt; die nächste Zeit wird hoffentlich die ganze schreckliche Wahrheit zu Tage fördern, um sie als ein abgethanes Kapitel in das Buch der Geschichte einzutragen. –

Zu Rom, in der Nähe des Vatikansplatzes, zwischen der St. Peterskirche und der Engelsburg, dem erhabensten Tempel der Christenheit und einer unter der Priesterherrschaft in ein Gefängniß verwandelten Grabesstätte Hadrians, zieht ein Weg, der den erschreckenden Namen Inquisitionsweg führt. Hier hatte jenes furchtbare, im Jahre 1204 von Innocenz III.[267] zunächst zur Ausrottung der Albigenser gegründete Institut während der letzten Jahrhunderte seinen Sitz, und, wenn auch nicht im nämlichen Gebäude, doch nicht sehr entfernt, ist es wieder erstanden, seit die Waffen der weiland französischen Republik ihrer römischen Schwesterrepublik im Jahr 1849 ein Ende gemacht und das Papstthum wieder hergestellt haben, – um es seitdem nicht wieder – aus ihrer Gewalt zu lassen.

Der Inquisitionspalast zu Rom wurde größtentheils gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut. Es ist beinahe vollständig das Werkjenes blutdürstigen Papstes Ghisleri, der als Pius V.[268] die katholische Welt mit Ketzerrichtern heimsuchte, und zu dessen Charakterisirung die Hinweisung genügen dürfte, daß er der Urheber jener Bulle ist, durch welche den Aerzten verboten ward, irgend einen Kranken zum dritten Male zu besuchen, wenn dieser nicht ans freiem Antriebe gebeichtet habe, und seinen Beichtzettel vorweise. Der Baustyl des Hauses ist einfach und schwerfällig. Es geht die bezeichnende Sage, daß der Bau auf den Fundamenten des alten Circus des Nero errichtet sei, in welchem einst Christen von wilden Bestien zerrissen wurden.

Hier nun, in diesem Gebäude, befand sich das Centralbureau der ganzen Institution. Das Inquisitionsgericht zu Rom ist es nämlich, welches die oberste Gewalt über alle Inquisitionstribunale besitzt; nur die spanische und portugiesische Inquisition hatten sich einst Selbständigkeit angemaßt. Da die einzelnen Inquisitionsgerichte unter sich unabhängig waren, und, wo sie wieder erstanden, es anf’s Neue sind, so entscheidet die Inquisition zu Rom über alle Konflikte, welche unter jenen auswärtigen Tribunalen auftauchen. In dem Gebäude, von dem wir reden, fand sich nun beinahe Alles vereinigt, was sich auf die Thätigkeit der Centralgewalt der Inquisition bezieht, und insbesondere war es hier, wo für Rom selbst die Prozesse eingeleitet wurden und wo sich die Kerker der Unglücklichen befanden, nur die Urtheilsfällung selbst fand an einem anderen Orte statt. Die Leitung der Prozesse im weitesten Umfange ist bekanntlich den eigens hiemit betrauten Dominikanern übertragen. Nur ein Dominikaner kann „Inquisitor“, oder, je nach seinem Rang „Großinquisitor“ sein. Das heilige Officium selbst aber wird aus Kardinälen gebildet und vom Papste präsidirt. Vor dem Jahre 1848 versammelte es sich allwöchentlich einmal, und zwar in dem Konvente *Santa Maria sopra Minerva* um die vom Inquisitor, dem Dominikaner, vorbereiteten Urtheile endgültig zu fällen. Der Assessor des Inquisitors gehört zur hohen Prälatur. Die Angeber und Agenten, Priester, Mönche und Laien, führen den Namen von Assistenten.



*Kirchenstaat (Pontifikat Gregor XVI.), 1 Baiocco, 1831*
*(siehe hierzu S. 94, Anm. 271).*

Die Revolution von 1849 machte der ganzen Einrichtung wenigstens für einige Zeit ein Ende. Im Drange der großen politischen Ereignisse beschäftigte man sich begreiflicher Weise wenig mit Untersuchung der Dinge, welche im Inquisitionsgebäude aufbewahrt sind. Indessen lenkte ein Zufall dennoch die Aufmerksamkeit darauf hin. Ich theile Näheres und Zuverlässiges darüber mit, indem ich die Aufzeichnungen eines Augenzeugen aus dem Italienischen übersetze, und zwar eines Mannes von der unbedingtesten Glaubwürdigkeit. Die nachfolgenden Notizen wurden kurz nach dem Vorfalle, der zur Besichtigung des Gebäudes die Veranlassung gab, niedergeschrieben, und der Verfasser hat mich er-

[267] Innozenz III. (eigentl Lotario dei Conti di Segni; ca. 1160–1216), seit 8. Januar 1198 Papst.

[268] Pius V. (eigentl. Antonio Michele Ghislieri; 1504–1572), seit 7. Januar 1566 Papst.

mächtigt, zur Beurkundung seinen Namen, im Universum nennen zu dürfen: es ist Signor Filippo de Boni[269], im Jahr 1849 Gesandter der römischen Republik, abgeordnet an die schweizerische Eidgenossenschaft. Folgendes sind seine Aufzeichnungen:

„Im Monat März 1849 bedurfte man einer Erweiterung des Raumes für die Kanonengießerei zu Rom, welche sich hinter den Inquisitionsgebäuden befindet, und zwar bei dem zweiten Hofe dieser Gebäude. In dem Palaste wohnte noch der Pater Inquisitor, ein Dominikaner, der gegen das Eindringen in den Palast protestirte. Man ließ dies geschehen, kümmerte sich nicht weiter darum, krümmte indeß dem früher furchtbaren Manne nicht ein Haar.“[270]

„Es ward eine Oeffnung in die Mauer gebrochen. Hiebei war es, daß die Maurer ein unterirdisches Behältniß entdeckten. Neugierde und Haß gegen die Priesterherrschaft beschleunigten die Arbeit. Nachdem man den Schutt hinweggeräumt, konnte man in ein unterirdisches Gewölbe hinabsteigen. Es war ohne Licht und ohne Ausgang; der Boden bestand aus einer schwarzen, fetten und öligten Erde, an einen Leichenhof erinnernd. Fetzen von Kleidungsstücken lagen zerstreut umher, von älterem Schnitte; es waren, wie man sich später überzeugte, Kleider von Unglücklichen, die, von oben herabgestürzt, an ihren Verletzungen oder aus Hunger und Schrecken starben. Ihre Leichen oder Gebeine waren jedoch entfernt. Man fand auch einen Baiocco[271] (kleine Scheidemünze) mit dem Gepräge Pius’ VII.[272], andeutend, daß die Zeit nicht allzu entfernt ist, in der dieses furchtbare Gewölbe zuletzt vermauert ward.“

PIE VII.

*Siehe hierzu S. 94, Anm. 272.*

„Kaum hatte man die schlüpfrige Erdschicht entfernt, als man zerstreute menschliche Gebeine und Locken langer Haare fand, die ohne Zweifel einst Frauenhäuptern angehörten. Es zitterten Denen die Hände und das Herz, welche diese traurigen Reliquien zusammensuchten. Welche Schläfe mögen einst diese Locken geschmückt haben! Welche Verbrechen oderwelchen Haß hatten die Unglücklichen auf sich geladen, denen sie angehörten! Mehrere der Anwesenden nahmen von diesen Haaren mit, als Denkzeichen der frühern furchtbaren Zustände. Kein Zweifel, daß diese Tiefe jene Opfer aufzunehmen bestimmt war, deren Spur das heilige Officium für immer zu verlöschen suchte. Der Abgrund befand sich

---

[269] Filippo de Boni (1816–1870), der ursprünglich von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt war, verließ nach dessen Tod das Priesterseminar, um als Journalist zu wirken. Er gehörte zu den radikalen antiklerikalen Republikanern mazzinischer Prägung und war deshalb mehrmals gezwungen, ins Exil zu gehen.

[270] Dieses und die nachfolgenden Zitate sind so nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[271] Die päpstl.-ital. Silbermünze Pàolo entsprach 10 kupfernen Baiocchi.

[272] Pius VII. (eigentl. Luigi Barnaba Niccolò Maria Chiaramonti; 1742–1823), seit 14. März 1800 Papst. Sein Pontifikat war völlig absorbiert von den Auseinandersetzung mit Napoléon, der ihn sogar am 5./6. Juli 1809 gefangennehmen ließ und in Savona sowie auf Schloß Fontainebleau bis zum 25. März 1814 inhaftierte. Diese extremen Erfahrungen mit „aufgeklärten“ politischen Systemen erklärt vielleicht zumindest ein wenig seine unverzüglich nach der Rückkehr nach Rom (24. Mai 1814) erfolgte Anordnung, die Inquisition im Kirchenstaat wiederzubeleben, was jedoch sein sonst sehr segensreiches Wirken nur wenig zu beeinträchtigen vermag; zudem darf nicht vergessen werden, daß dieser „Bericht“ (siehe hierzu S. 94, Anm. 270) sehr bewußt wegen seiner eindeutig antikath. und radikal-antiklerikalen Tendenz hier präsentiert wurde. Die Lithographie von Charles Motte (1785–1836) wurde nach einem im Jahre 1825 von Jean-Baptiste Mauzaisse (1784–1844) gemalten Portrait ausgeführt.

unter dem Ende des kurzen Ganges, welcher vom Gerichtssaale nach der Zelle des sogenannten „zweiten Pater-Begleiters“ führt, von der wir unten noch einmal reden werden.“

„Eine weitere Untersuchung des Inquisitionsgebäudes führte zu den neuen Gefängnissen, welche an den letzten Hof angebaut sind. Jedes derselben besteht aus einer engen Zelle, die nur einen Menschen aufnehmen kann, sowohl im ersten als im zweiten Stockwerke. Ein weiter langer Gang zieht zwischen diesen Kerkern hin. Ueberall, in den an die Mauern gemalten Bildern und in den diesen beigefügten Inschriften, gibt sich die Schrecklichkeit des Instituts kund, das die „christliche Liebe“ in den fernen Himmel verbannt hat, diesseits hingegen dem Ketzer nur die Flammen des Scheiterhaufens in Aussicht stellt.“

„Da, wo einst die französische Regierung die Zuchtpolizeigefängnisse eingerichtet hatte, schloß die Inquisition seitdem namentlich Mönche ein. Einige Zellen waren mit Betten versehen. Ueberall Unreinlichkeit und Unordnung; hie und da Kissen, abgenutzte Decken, Stühle und Tischchen, dann auch zerstreut umherliegende Kleider, einst Solchen angehörend, welche durch den Tod aus dem Kerker befreit wurden. In einer Zelle entdeckte man Spuren schrecklicher Vorgänge, ein Stück von einem Frauen-Kopftuch mit daran haftenden Haarbüscheln, in einer andern in den Boden getretene Kleidungsstücke eines etwa zehnjährigen Mädchens; in einer ferneren Zelle fand man Sandalen und verschiedene Stricke und Theile von Mönchskutten, anderswo Kinderstrümpfe, die noch nicht zu Ende gestrickt waren, und an denen sich noch die Stricknadeln befanden; beinahe in allen diesen Gefängnissen traf man derartige Hinterlassenschaften der frühern Bewohner; Alles in tiefstes, undurchdringliches Geheimniß gehüllt. Die Volksphantasie setzte aus diesen düstern Spuren tragische Geschichten zusammen, und beklagte das Loos von Menschen, von denen man niemals auch nur hatte reden hören.“

„Die Wände aller Zellen finden sich mit Frömmigkeit athmenden Inschriften bedeckt; einige derselben sind von verzweifelndem Schmerz eingegeben, im Allgemeinen aber bezeichnen sie Ergebung, denn auch die eiserne Kraft des Manneswillens widersteht nicht einem solchen Aufenthaltsorte, solchen Leiden; die hier geübten Künste eines Systems ausgesuchter Qualen sind mächtig genug, den klarsten Verstand zu verdunkeln, und die anhaltenden Schrecken, deren Schauplatz diese Mauern waren, vermögen auch die kühnste Seele einzuschüchtern; – wessen Geist dürfte sich einer Stärke rühmen, die nicht endlich doch gebrochen werden könnte?“ –

„Unter den beiden Höfen befinden sich die unterirdischen Kerker. Aus ihnen gab es nur einen Ausgang: den zum Tode! Einige dieser Kerker waren in späterer Zeit als Keller benutzt worden. An ihren Wänden hingen noch die eisernen Ringe, welche ursprünglich dazu gedient, die „peinliche Frage“ zu stellen (also zur Tortur), während man sie in der Folge zum Aufhängen von Lebensmitteln benutzte.“

„In einer Zelle zu ebener Erde des zweiten Baues bemerkte man einen in das Pflaster eingesetzten viereckigten Marmorstein von sargähnlicher Gestalt. Man entfernte ihn; alles unter demselben war leer. Die Oeffnung führte aber hinab in ein *Vade in pace*![273] Dahinein drang nie ein Strahl des Lichtes, außer wenn jener marmorne Leichenstein gehoben wurde, um sich alsbald wieder über dem Haupte eines Verurtheilten zu schließen. Die Entziehung von Licht, Luft und Nahrung tödtete langsam den Unglücklichen in dieser, nur durch die Gebete und Seufzer der Sterbenden unterbrochenen, ewigen Stille.“

„Ein Theil der unterirdischen Gemächer war wohl zu Anfang des jetzigen oder höchstens zu Ende des vorigen Jahrhunderts zugemauert worden. Man erkannte dies bei näherer Untersuchung der Mauern, die man mit einer grauen, rauchartigen Farbe überstrichen fand, offenbar um an hohes Alter glauben zu machen. In einer Ecke dieser Gewölbe standen viele alte Bilder und verschiedene Kirchengeräthschaften für Feste, durcheinander aufgehäuft. Nachdem man diese Dinge bei Seite geschafft, entdeckte man eine steinerne Treppe von dreißig Stufen. Da hinab gelangte man in ein ganz kleines Gemach, angefüllt mit Erde und Schutt. Es diente als Vorplatz für andere ähnliche Zellen, die eigentlichen Gefängnisse Pius’ V. Längs der Mauern und in denselben sind nischenartige Vertiefungen, welche die Stellen der alten Kerker bezeichnen. In einigen derselben wurden die Unglücklichen lebendig begraben, eingescharrt in die mit Schutt vermischte Erde. Man erkannte dies aus der Stellung der Leichen, welche diese furchtbaren Wohnungen anfüllten. Zum Theil konnte man die konvulsivischen Anstrengungen der Unglücklichen

[273] Lat.: „Gehe hin in Frieden!“; Bezeichnung für finstere verborgene Kerker in Klöstern.

errathen, um sich von dem ihre Glieder immer fester zusammendrückenden Schutte zu befreien. Zum Theil waren die Gebeine der Leichen zusammengelegt, die größeren Knochen über einander geschichtet, wie man solches in italienischen Beinhäusern zuweilen findet, die Gebeine des einen Leichnams gesondert neben denen des andern, in geordneter Reihe. Vielfach fehlten indeß die Schädel, welche an einer besondern Wand, gleichfalls in einer Reihe aufgestellt, sich vorfanden.*)[274] Von allen diesen Opfern des Fanatismus wissen wir nichts Näheres.“ –

„Die übrigen Theile des Gebäudes boten in dieser Art wenig Bemerkenswerthes dar, wohl aber in anderer Hinsicht. Der Saal des furchtbaren Officiums, in welchem der Inquisitor sein Amt ausübte, befand sich im Innern des ersten Baues. Dieser Saal war höchst einfach, nur im Vordergrunde mit einem kolossalen Bilde Pius’ V. geziert; sodann befand sich über dem Stuhle des Pater Inquisitors ein Kruzifix, zu dessen Füßen die Kirche dargestellt ist, wie sie die Ketzerei straft, und daneben der furchtbare Dominikaner Guzman mit einem Flammen speienden Höllenhunde. Zu beiden Seiten des Inquisitorsitzes öffneten sich Thüren; die zur Rechten führte in die Zelle des ersten Pater-Begleiters, jene zur Linken in die des zweiten. Die gedachten beiden Angestellten hatten seit uralten Zeiten den Inquisitor, den obersten Prokurator der Inquisition, im Aufsuchen der Verbrecher und im Bekehren der Verurtheilten zu unterstützen. Diese letzte Aufgabe ward nicht selten in folgender Weise vollzogen: So oft es dem heiligen Tribunal darum zu thun war, sich, nach beendigtem Prozesse (denn Niemand ward verurtheilt ohne vorgängigen Prozeß; allein wie die Justiz, so der Prozeß!) eines Verurtheilten ohne Aufsehen zu entledigen, so ward derselbe nach der Urtheilsverkündigung zunächst „zum ersten Pater-Begleiter“ geführt. Dieser ermahnte ihn zur Reue und Buße, und zur Ergebung in die göttliche Gnade, die ihn auf Erden strafe, um ihn gereinigt im Himmel zu verherrlichen. Der Unglückliche ward dann ausgefragt, damit man sein Verbrechen ganz genau erfahre und die Spuren weiterer Schuldiger erforsche; endlich, wenn er reuig und zerknirscht war, gesegnet, jedenfalls aber zum „zweiten Pater-Begleiter“ gesendet. Die Diener, welche beim Ausgange auf den Armenwarteten, führten denselben nun nach der Thüre auf der andern Seite des Saales, öffneten dieselbe und schlossen sie unmittelbar hinter ihm. Ohne es zu ahnen in dem hier herrschenden ewigen Dunkel, stand der Unglückliche am Ende eines kurzen Brettes. Beim nächsten Tritte fehlte ihm der Boden unter den Füßen, – er stürzte in sein Grab hinab, in jenes Gewölbe, von dem wir oben geredet. Noch standen über jener Unglücksthüre die Worte: *Stanza del secondo patre compagno*[275].“

„Wir haben bisher die Wohnung der Qualen und der Verzweiflung betrachtet. Ein anderer Theil des Gebäudes bleibt uns noch zu untersuchen, von weniger schrecklichem Anblicke, aber von noch gewaltigerer Bedeutung: die Archive, welche das Martyrologium der Menschheit, und die Geheimnisse des barbarischen Verfahrens der Inquisition in sich schließen.“

„Diese Archive sind in drei große Sektionen getheilt.“

„Die erste derselben besteht aus der Bibliothek. Sie ist die einzige ihrer Art. Es findet sich hier Alles gesammelt, was in den verschiedenen Ländern im Sinne des Papismus geschrieben wurde; es finden sich hier aber auch die Hauptwerke jener italienischen Reformatoren, welche in der Verbannung, im Kerker oder in den Flammen starben, zum Theil Werke, welche den vorzüglichsten Bücherkundigen unserer Zeit niemals zu Gesicht kamen*)[276]. Auch eine Menge von Handschriften findet sich angesammelt, denn die Inquisition hatte, die Gewohnheit, kein Manuskript zurückzugeben, dessen Druck sie verhindern wollte, damit dasselbe nicht gegen ihren Willen dennoch verbreitet werde. Es bedurfte Jahrhunderte langer Kämpfe, um die Riegel, welche diese Thüren verschließen, für einen Augenblick zu-

---

[274] *) Die französische Gesandtschaft zu Rom gefiel sich darin, in einem Bericht an ihr Gouvernement die Regierung der römischen Republik zu beschuldigen, sie habe durch das öffentliche Vorbringen dieser Leichen aus dem Inquisitionsgebäude das Institut der Inquisition und die Priesterregierung überhaupt verhaßt zu machen und zu beschimpfen gesucht. Wir erwähnen dieses Gesandtschaftsberichtes nur darum, weil durch denselben das Auffinden jener Leichen ebenfalls konstatirt ist.

[275] Ital. „Zimmer des zweiten begleitenden Paters“.

[276] *) Bekanntlich blühte die Buchdruckerkunst bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts am allermeisten in Italien; von dieser Zeit an aber ward sie durch die Gewaltmaßregeln Pauls IV. [(1476–1559; seit 23. Mai 1555 Papst)], Pius’ V. [(siehe hierzu S. 93, Anm. 268)] und des Tridentiner Koncils [vom 13. Dezember 1545 bis zum 4. Dezember 1563] auf der Halbinsel gleichsam vernichtet.

rückzuschieben. Jetzt sind diese Sammlungen allen Uneingeweihten wieder unzugänglich, – doch sie werden es nicht mehr allzu lange bleiben, um endlich der erstaunten Christenwelt das ganze Schaudergemälde einer entarteten Priestertyrannei zu entrollen, deren Geisel sie, viel zu lange für ihre Ehre, noch immer erträgt – und ertragen muß, so lange dem Statthalter auf dem Stuhl des Apostels die Gewalt nicht nur über die Seelen, sondern auch über die Leiber seiner Gemeinden gelassen wird.“ –

„Die zweite Abtheilung umfaßt die Prozeßakten. Welche furchtbaren Geheimnisse mögen da noch aufbewahrt sein! Es sind nicht blos die Urkunden über Untersuchungen gegen Römer, sondern auch die von auswärts, aus den fernsten Ländern, gesendeten Akten in vielen wichtigen Prozessen. Sodann finden sich hier die Entscheidungen des heiligen Officiums über Gewissensfragen; endlich alle den Angeklagten abgenommenen Gegenstände, wie Briefe, Bücher, Manuskripte, selbst Amulete u. dgl., in einem seltsamen Gemisch.“

„Die dritte Sektion, aus der Kanzlei bestehend, und im untern Stockwerke befindlich, ist für unsere Zeit die praktisch wichtigste. Sie enthüllt die ungeheuere Ausdehnung der Inquisition, selbst in der Neuzeit, und zeigt, daß und in welchem Maße das Institut noch lebt. Zu den bedeutendsten Papieren dieser Abtheilung gehört das *sommario delle sollecitazione*[277]: – das Register der, besonders den Frauen entlockten Beichtgeheimnisse, zunächst im Kirchenstaate, dann aber auch, mit größerer Auswahl, anderwärts. Obgleich einige Fächer leer waren, so blieb doch noch genug vorhanden, um die jetzige geheime Organisation des Sant’ Ufficio begreifen zu lassen, und die Namen der damaligen Angestellten und Diener des Tribunals kennen zu lernen. Diese Namen der Agenten sind in ein Register eingetragen, und nach Provinzen eingetheilt. Korrespondenten und aktive Mitglieder des Sant’ Ufficio sind in der Regel, wie sich hieraus ergab, alle Prälaten in Mission, alle Provinciale und Generale des Regularklerus, alle Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle, nicht allein des Kirchenstaats, sondern der ganzen Christenheit; alle Sanfedisten[278] und exaltirten Gläubigen, welche durch Stellung und Ehrgeiz, oder durch Fähigkeit und Reichthum, oder durch Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Regierungen, hervorragen und sich auszeichnen. Die Korrespondenzrepositorien sind daher groß und zahlreich: da befinden sich deren blos für die Mittheilungen der Bischöfe, Prälaten und Kardinäle, zunächst im Kirchenstaate, durch welche die Inquisitoren sowohl über politische als überkirchliche Dinge unterrichtet werden! dort findet man andere, für den Verkehr sowohl mit der höhern als mit der niedern Geistlichkeit im übrigen Italien und in allen andern katholischen Ländern; wieder an einer andern Stelle wird die Korrespondenz mit den Nuntien aufbewahrt, lieber alle diese Dinge führt man mit geübter Hand Noten und Register, welche den *catalogus indicationum*[279] bilden. Es fanden sich darin insbesondere die Namen aller politischen und kirchlichen Ketzer bis 1847 verzeichnet, ihr moralisches Verhalten, ihre Schriften und Handlungen, die Verbindungen, denen sie angehörten, die Gesellschaften, mit denen sie umgingen, ihre Begünstiger und Freunde; gleichsam über jeden Schritt ist Buch und Rechnung geführt. Bei der Ungeheuern Ausbreitung der Fäden der Inquisition kann, vom Beichtstuhle der Dorfkirche bis zu den Schlössern der Großen und den Palästen der Fürsten, Alles beobachtet, Alles untersucht, Alles mitgetheilt werden. Nicht allein die Freiheit wird als Ketzerei behandelt, sondern auch die Vernunft; ja es scheint das gesammte menschliche Dasein dem Verdacht der Ketzerei ausgesetzt zu sein, weil die Inquisition die Verpflichtung hat, die Handlungen und die Gedanken aller Menschen in ihre geheime Jurisdiktion zu ziehen, Alles zu belauschen. Alles zu überwachen; für sie ist nichts heilig: weder der heimische Herd, noch der geleistete Eid, noch das Geheimniß des Beichtstuhls. – Insbesondere würden manche Regierungen und Fürsten, nicht blos Italiens, sondern namentlich auch Deutschlands, gewaltig erstaunen und erschrecken, wenn sie den Theil dieser Korrespondenz enthüllt sähen, der sie betrifft.“

So weit die Mittheilungen des Augenzeugen. Es ist sehr zu bedauern, daß die Regierung der römischen Republik, freilich durch andere, dringendere Aufgaben vollständig in Anspruch genommen, nicht eine genaue Untersuchung dieses Archives, und die Veröffentlichung einer Reihe von Dokumenten aus demselben anordnete. Was Einzelne zu sehen bekamen (unser Berichterstatter hielt sich wieder-

---

[277] Ital., frei übersetzt in etwa „Zusammenfassung des belastenden Materials“.

[278] Von ital. santa fede, „heiliger Glaube“; früher die Bezeichnung für die Mitglieder der Truppen gegen die frz. Besatzer des Kirchenstaates, im 19. Jhd. dann allgemein Bezeichnung für militante ital. Antirepublikaner.

[279] Lat., „Verzeichnis der Anzeigen“.

holt stundenlang in dem Gebäude auf, um sich mit dessen Inhalt näher bekannt zu machen), ist wenigstens ausreichend, um im Allgemeinen ein Bild der Organisation zu geben, den hier waltenden Geist des Bösen zu kennzeichnen und den Umfang seiner Schandthaten wenigstens ahnen zu lassen!

Die römische Republik hatte am 4. April 1849 dekretirt, daß die Gebäude des Sant' Ufficio zukünftig armen Leuten zur Wohnung dienen sollten. Nach der heldenmüthigen, der alten Römer würdigen Vertheidigung, fiel die Siebenhügelstadt, fiel die neu erstandene römische Republik. Es war am 3. Juli 1849. An jenem Tage zog das französische Heer unter Oudinot[280] zu Rom ein, und am 15. des nämlichen Monats erfolgte die förmliche Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft.

Eine der ersten und wichtigsten Maßregeln der von Pius aus Gaeta abgeordneten Kommissäre war die Wiedererrichtung der Inquisition. Anfangs, in einem Dekret vom 23. August, ward blos von einer „Inquisitionskommission" geredet, mit der Bestimmung: „die gegen die Religion und ihre Diener, die Majestät des Souveräns und die öffentliche und Privatsicherheit begangenen Verbrechen" zu untersuchen. Allein bald darauf sah man das Inquisitionsgericht, wie auch die übrigen „geistlichen Gerichte" ganz in der frühern Weise wieder hergestellt, schaltend und waltend wie in längst vergangenen Tagen. Das Inquisitionsgebäude, von dem wir erzählt, ist zwar seit der Vernichtung der Republik von französischen Truppen besetzt; es dient ihnen als Kaserne, geeignet hierzu durch seine Räumlichkeit und wichtig wegen seiner Lage in der Nähe der Engelsburg. Allein die Inquisition besteht nichts desto weniger auf's Neue. Sie ist vollständig zu *Santa Maria sopra Minerva*, untergebracht, und dort werden jetzt auch die oben kurz erwähnten Archive aufbewahrt.

Selten, daß ein Lichtstrahl das Wirken des furchtbaren Geheimgerichts beleuchtet. Vor Kurzem aber fiel ein solcher Lichtstrahl auf eine der Anordnungen eines der Inquisitionsgerichte in einer Provinzialstadt des unglücklichen Kirchenstaats. Ein Generaledikt des heiligen Officiums von Ancona gelangte zur Oeffentlichkeit; es ist datirt vom 8. August 1859, unterzeichnet vom Inquisitor Thomas Vincenz Airaldi[281] und beginnt mit einer Ermahnung an alle Mitglieder der katholischen Kirche, dem heiligen Amte der Inquisition alle Vergehen, welche in deren Kompetenz gehören, bei Strafe der Exkommunikation zu denunciren, besonders aber solche Personen anzugeben, welche Ketzer oder der Ketzerei verdächtig, oder Anhänger (frühere oder jetzige) des jüdischen Ritus, oder Juden, oder Mohammedaner sind; ferner alle Diejenigen, aus deren Handlungen, wie Zauberei. Magie u. dgl., man auf bestimmte oder stillschweigende Verträge mit dem Teufel schließen kann; dann alle Schwarzkünstler; Solche, die Priesterfunktionen ausüben, ohne dazu berechtigt zu sein; Solche, welche geheime Versammlungen, oder Versammlungen zur Verachtung oder Benachtheiligung des katholischen Glaubens halten; Solche, die Gott, die Jungfrau oder die Heiligen lästern; Solche, die, trotz eines religiösen Gelübdes eine Heirath abschließen; die Polygamisten; Diejenigen, welche der heil. Inquisition in Ausübung ihres Amtes Hindernisse bereiten; Verfasser von Schriften, welche Beleidigungen gegen Geistlichen enthalten; alle Die, welche ketzerische Schriften lesen, drucken, drucken lassen oder verbreiten; solche Personen, welche während der Fastenzeit Fleisch, Eier oder Milch gegessen oder zu essen gegeben haben; endlich Diejenigen, welche einen Katholiken von seiner Religion abwendig gemacht, oder einen Nichtchristen abgehalten haben, sich taufen zu lassen. Ein Nachsatz des Dekrets ermahnt Alle, welche sich eines Vergehens schuldig gemacht, nicht abzuwarten, bis sie von Andern denuncirt werden, sondern sich freiwillig anzugeben und zu beichten, in welchem Falle sie der kirchlichen Milde versichert sein können.

Wir brauchen zur Charakterisirung des Geistes, aus welchem solche Verordnungen fließen, wohl nichts hinzuzufügen.

[280] Der frz. General Nicolas Charles Victor Oudinot (1791–1863).

[281] Pater Tommaso Vincenzo Airaldi (Lebensdaten nicht ermittelt, wohl von ca. 1850 bis ca. 1860 Großinquisitor).




ROM



Das COLOSSEUM in ROM

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. [3]-12.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 91-98.

## Das Kolosseum in Rom.

Die Römer hatten zur Kaiserzeit ein Sprichwort: „Wenn das Kolosseum fällt, wird Rom fallen, wenn Rom fällt, wird die Welt fallen.“ Noch ragen die Umfassungsmauern des Riesengebäudes, hier mehr, dort weniger zerbröckelt, hier höher, dort niedriger in die Luft; das Ganze aber ist Ruine, die gewaltigste Ruine des trümmerreichen Roms. Ist es in dieser mächtigen, aber zertrümmerten Gestalt ein Symbol Italiens und vielleicht der ganzen europäischen Welt? Wird es einst bis zum letzten Stein verschwunden sein, und mit ihm das ganze moderne abendländische Staatensystem? Oder deutet die granitene Festigkeit der noch stehenden Mauern, die bisher nicht von der Zeit, sondern nur durch die Kraft menschlicher Hände und die Anwendung der gewaltigsten Sprengmittel aus ihren Fugen gelöst werden konnten, darauf hin, daß Rom ewig und im Wesentlichen unzerstörbar ist, wie die aus untrennbaren, wenigstens durch die Zeit untrennbaren Steinblöcken zusammengefügten Mauern des Kolosseums? Wieder, wie schon so oft im Laufe der Jahrhunderte, scheinen sich die Geschicke der Welt um Rom, diese wahre Hauptstadt Italiens, zu drehen, und viel leicht schon die nächste Zukunft wird uns Gewißheit darüber verschaffen, ob Italien aus sich selbst die Kraft haben wird, das klerikale Joch und die unwillkommene Einquartirung ausländischer Regimenter von sich abzuschütteln, sich zu Einem Reiche zusammenzuschließen und das alte Rom zu seiner Reichshauptstadt zu erheben. Dann wird und soll sich zeigen, ob die Glieder der italienischen Nation von so festem und innigem Gefüge sind, wie die Blöcke, aus denen das Kolosseum zusammengefügt ist; dann wird und soll sich zeigen, ob es nicht die Zeit mit ihrem allmälig zersetzenden Einfluß, sondern wie beim Kolosseum, nur äußere Gewalt war, welche dieses oder jenes Glied ablösen konnte. Ein Volk kann sich von innen her aus verjüngen, ein trümmerhaftes Gebäude nur geflickt werden. Darin, wünschen wir, möge der Unterschied – in der Macht und dem dauerhaften Gefüge der Grundmauern aber die Aehnlichkeit – zwischen dem Kolosseum und der römisch-italienischen Nation bestehen.

Welchem Zweck aber diente jenes grandiose, bei aller Massenhaftigkeit doch einen künstlerisch-harmonischen Eindruck hervorbringende, bei aller Trümmerhaftigkeit doch ein geschlossenes Ganze darstellende Gebäude aus der wahnsinnigen römischen Kaiserzeit? Es diente keinem gottesdienstlichen Zweck und keinem praktischen Staatszweck – es diente ausschließlich dem Vergnügen der Vornehmen wie des Volks, und zwar einem meist blutigen und entsetzlichen. Das römische Volk war zur Zeit, wo das Kolosseum erbaut wurde, sittlich und geistig so heruntergekommen und von Genüssen so erschöpft, daß nur Blutgeruch und Angstgeheul und der Anblick von Sterbenden seine erschlafften Nerven und Sinne noch reizen und in lebhaftere Bewegung setzen konnten. Im Gefühl seiner Abgelebtheit und Abgeschwächtheit suchte es sich nur noch durch das Einathmen von Blut dünsten zu betäuben. Was ihm von der alten Römergröße einzig und allein noch übrig geblieben, war der großartige Styl, in welchem

dies bis zum Wahnsinn erhitzende und berauschende Vergnügen betrieben wurde. Die Kaiser, meist eben so toll oder noch toller als der vornehme und geringe Pöbel, sannen auf nichts als wie sie diese Blutorgien und Massenschlächtereien recht effektvoll in Scene setzen konnten, um das Volk von dem Einblick in die unheilbare Verderbniß des Staats abzulenken und nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Ohnehin scheinen alle diese Cäsaren dem freilich erst von einem neueren Diplomaten erfundenen Grundsatz: „Nach uns die Sündfluth!“[282] praktisch nachgelebt zu haben; jeder von ihnen konnte mit ziemlicher Sicherheit voraus berechnen, daß seine Regierungszeit nur von kurzer Dauer und von einem greulichen Ende sein werde, und so suchte er diese kurze Spanne Zeit in den raffinirtesten Genüssen zu verschwelgen, und sich wie das Volk an jenen pikanten Blutgerüchen zu betäuben, die von der Arena zu den Sitzen der Zuschauer aufstiegen und den Trank und die Speise, die man im Circus selbst einnahm, erst recht zu würzen und schmackhaft zu machen schienen. Niemals stand das Menschenleben so niedrig im Preise, als zur Zeit der römischen Kaiser, um so höher aber stand der Lebensgenuß, und zwar der rein sinnliche, der raffinirteste, der berauschendste.

Wir erstaunen, wenn wir von den Menschenschlächtereien und Blutorgien lesen, deren Schauplatz die Arena des Kolosseums war. Denn hier wurden jene Thierkämpfe, jene Fechterspiele und Seetreffen geliefert, womit man das römische Volk zu unterhalten, zu belustigen und zu betäuben suchte. Titus, der „Gütige“ genannt, weihte diese Schaubühne des Entsetzens mit Spielen ein, welche 120 Tage dauerten und bei denen nicht weniger als 5000 Bestien und 10,000 Gladiatoren mit ihrem Blute den Boden tränkten. Bei den von Domitian angestellten Kampfspielen verbluteten 1000 Hirsche, eben so viele Strauße, eben so viele Eber und eben so viele Giraffen. Trajan, der, wie Titus, ebenfalls zu den besseren, nicht unmenschlichen Kaisern gezählt wird, schickte bei einem einzigen Feste nicht weniger als 10,000 Bestien und 10,000 Gladiatoren in Kampf und Tod. Zuletzt hatten die Fechterspiele die Wüstenthiere fast ausgerottet; die Menschen, welche zum Vergnügen des wahnsinnigen Volks einander morden oder mit den Bestien kämpfen mußten, waren wohlfeiler geworden als die wilden Thiere, und so sah man sich veranlaßt, ein Gesetz zu erlassen, welches verbot, einen Löwen in Afrika zu tödten. Begreiflicherweise wurden durch ein so unsinniges Treiben die finanziellen Kräfte des Reiches eben so gut erschöpft und zerrüttet wie die sittlichen. Das römische Volk spielte in Masse selbst den „Sterbenden Fechter“, ohne es zu bemerken. Es war in allen Gliedern faul und zum Untergange reif. Eine neue Weltordnung sollte beginnen; das unverdorbene kraftvolle Germanenthum und die Religion der Liebe und Nächstenliebe, das Christenthum mit seiner zugleich humanen und sittlich strengen Moral waren dazu ausersehen, diese neue Weltordnung herbeizuführen. Gerade auf dem blutdurchsickerten Boden des kaiserlichen Roms mußte und konnte das Christenthum am ergiebigsten gedeihen. Denn im Volke wie unter den Vornehmen befanden sich doch viele, welche, zum Theil an der reineren Moral der altgriechischen Philosophen gebildet oder der alten Römertugend eingedenk, sich von diesem entsetzlichen Sittenverfall, von dieser fortgesetzten Schwelgerei und unersättlichen Schaulust bei Tag und Nacht – und in der That wurden auch zur Nachtzeit Thiergefechte und Gladiatorenspiele beim Scheine von Fackeln gegeben und die Spiele zwei, drei, ja fünf Tage und Nächte hindurch fortgesetzt – von diesen wilden Orgien in Blut, Wein und Geschlechtsliebe angewidert fühlten und ihre Blicke von dem ekelhaften Diesseits auf ein höheres Jenseits richteten.

In der That wurde auch die Arena des Kolosseums von Strömen Christenbluts getränkt. Tausende und abertausende von christlichen Märtyrern sind hier den wilden Bestien vorgeworfen und von ihnen zerrissen worden. Wenn ein Verehrer des Einen wahren Gottes und Bekenner des Gekreuzigten den Götzen zu opfern sich weigerten, so erscholl auf dem Forum und in den Gerichtshallen der wilde Ruf: „*Ad bestias!*“ („zu den Thieren!“), und die Christen und Christinnen verbluteten muthig zur bestialistischen Lust des Volks, aber auch zur Ehre und Vermehrung ihres Glaubens; denn die Triumphfreude und die selige Verklärung, die sich auf den Gesichtern und in den Blicken dieser Märtyrer und Märtyrerinnen

---

[282] Ursprüngl. der Marquise de Pompadour (1721–1764; „Après nous le déluge! / Nach uns die Sintflut!“) zugeschrieben, wurde dieses Aperçu nachweislich erstmals von Abbé Gabriel Bonnot de Mably (1709–1785) im sechsten Brief (datiert: „À Marly, ce 18 août 1758 / Marly, den 18. August 1758“) der seines postum herausgegebenen Werkes „Droits et devoirs du citoyen / Rechte und Pflichten des Bürgers“ (O. O., o. Vlg. 1789), S. 176 formuliert: „l’avenir les inquiète peu: après eux le déluge. / Die Zukunft beunruhigt sie wenig: Nach ihnen die Sintflut.“

malten, wenn sie den wilden Thieren zum Fraß hingeworfen wurden, begeisterte wieder unzählige Andere dazu, sich zum Kreuz zu bekennen, um schließlich desselben Looses und desselben Triumphgefühls theilhaftig zu werden. Gegen den Tod war man durch den immer wiederkehrenden Anblick von Blut- und Sterbescenen ja ohnehin gleichgültig und stumpf geworden, und für Viele war es in dem entarteten Rom ein größerer Reiz zu sterben als zu leben. Wenn aber somit Rom der rechte Boden für das ursprüngliche Christenthum war, so war und blieb es auch der rechte Boden für seine späteren Entartungen. Denn die schlechten verdorbenen Elemente, die sich in Rom angesammelt hatten, waren auch nicht durch das Christenthum gänzlich zu vertilgen; sie wirkten vielmehr fort, ja bemächtigten sich zuletzt desselben selbst, und Römerabkömmlinge, auf die sich der herrschsüchtige, imperatorische und sinnliche Geist des kaiserlichen Roms vererbt hatte, mißbrauchten das Christenthum als Mittel zur Erreichung selbstischer hierarchischer Zwecke und errichteten ihr Gebäude, das in Bezug auf kunstvolle Architektonik an sich bewundernswerth ist, aber mit der einfachen Struktur des Urchristenthums so wenig als möglich gemein hat, vorzugsweise auf der Basis der altrömischen Neigung zu luxuriösem Schaugepränge und zu einem heidnischen Aberglauben, der niemals so sehr als in der römischen Kaiserzeit mit dem krassesten Unglauben und dem rohesten Materialismus Hand in Hand ging.

Nichts kann uns in die mannigfaltige Pracht wie in die Scheußlichkeiten der Schaugenüsse, deren Schauplatz das Kolosseum war, so unmittelbar versetzen als die höchst lebendige Schilderung, welche Professor Kayser[283] an der Hand historischer Ueberlieferungen in einer jüngst in Köln gehaltenen Vorlesung über das Kolosseum davon gegeben hat. Der Verfasser versetzt sich bei einem Besuche der Ruine mit seiner poetisch-archäologischen Phantasie mitten unter die altrömischen Zuschauer, wählt seinen Platz in der südlichen Cäsarenloge und erzählt: Ueber uns wallen, von sanfter Brise geschwellt, in spielendem Wellenschlag die purpurnen Teppiche, mit einem Heere von Goldsternen übersäet. An den gespannten Tauen hangen tollkühn die Matrosen, um die Flaschenzüge zu entwirren und die Schläuche für die wohlriechenden Wasser zu ordnen. Unter unsern Füßen brüllen Löwen, Panther, Bären in ihren überwölbten Behältern, so daß das ganze Theater erzittert. Das nördliche Kaiserthor öffnet sich, und vom Prätor und zahlreichem Gefolge umgeben, nimmt der Imperator uns gegenüber in der prächtig ausgeschlagenen Hofloge Platz. An ihn reihen sich die weißgekleideten Vestalinnen und ehrwürdigen Senatoren in goldverbrämten Mänteln; und im folgenden Augenblicke haben 107,000 Zuschauer sich der Steh- und Sitzplätze bemächtigt. Rechts und links vom Cäsar, so wie hinter demselben, die römischen Matronen mit ihren blühenden Töchtern, strahlend von Schönheit wie von Purpur und Diamanten – wahrhaftig ein Damenkranz, wie ihn nur Roms Schönen zu flechten vermochten.

Plötzlich wird's stille. Ein Priester des Jupiter tritt feierlich ernst durch das westliche Thor; eine Prätorianerschaar, das bekrönte Schlachtopfer führend, folgt ihm. An dem in der Mitte der Arena aufgepflanzten Tragaltare zuckt der *flamen dialis*[284] das blinkende Messer; das Opfer ist gefallen, Jupiter ist versöhnt, das grausige Spiel kann beginnen. *A jove principium!*[285] gilt für die Fechterspiele um so mehr, da sie zu Ehren Jupiters gefeiert werden. Schon hören wir schmetternde Fanfaren nahen. Unter demselben Thore, durch das der Opferpriester eintrat, erscheinen die *venatores*, Hetzer, in zwei Reihen geordnet; sie tragen Peitschen in ihren Händen, um die Schaaren der Unglücklichen, welche nackt in ihrer Mitte gehen, zum Kampfe anzutreiben, falls sie furchtsam zurückschauen sollten. Das sind die *bestiarii*, welche zum Theil mit Schwertern und Lanzen bewaffnet, gegen die wilden Bestien zu kämpfen haben, theils an Pfosten gebunden oder in Netze verstrickt, dem Zerreißen preisgegeben werden sollen. Unter den Verzweifelten sehen wir Männer und Jünglinge, die freudestrahlend mit verklärtem Antlitze die Arena betreten wie im Triumphzuge; es sind zum Tode verurtheilte Christen, welche die ewige Siegespalme zu erringen im Begriffe stehen. Ein Herold voran, ziehen sie unter dem Schalle der Musik rings um die Arena, vor dem Kaiser tief sich verbeugend rufen sie laut: „*Caesar, morituri te salutamus!* – Cäsar, wir grüßen dich, indem wir in den Tod gehen." Sie werden in verschiedene Haufen gesondert, um nach einander zur Beute der Thiere zu werden. Die Zuschauer harren ungeduldig des Anfangs; endlich erheben sich die sanften Vestalinnen und geben das Zeichen zum Beginne der Metzelei. Da öffnen

[283] Vielleicht der Heidelberger Altphilologe Karl Ludwig Kayser (1808-1872).

[284] Der Staatspriester des obersten Gottes Iuppiter Optimus Maximus und ranghöchster der Opferpriester.

[285] Lat.: „Der Anfang mit Jupiter".

sich die Fallthüren vor den Carceres und ausgehungerte Löwen, Tiger, Panther, Bären, Eber stürzen, zuvor durch Stacheln und glühende Eisen in Wuth gesetzt, mit funkelnden Augen und weit geöffnetem Rachen in wildem Sprunge auf ihre Opfer.

Die Armen! sie fallen schaarenweise unter den Tatzen und Zähnen der Raubthiere. Die lange Liste der Thierkämpfer ist endlich erschöpft. Die Schaulust des Volkes hat das Blut in Strömen fließen sehen; aber sie ist nicht gesättigt, sie ist, wie wenn sie erst davon verkostet, zu wilder Gier entflammt, sich darin ganz zu berauschen. Ehe aber ein neues Blutbad beginnt, ein kleines Intermezzo: Wie die gierigen Bestien über die Thierkämpfer, so stürzen jetzt ausgehungerte Menschen, die selten Wildpret verkosteten, über die erlegten Hirsche und Eber hin, um sich von den Thieren, die mit Menschenfleisch gesättigt, mit Menschenblut besudelt sind, einen Wildbraten für ihren ärmlichen Tisch zu erhaschen. An die erschlagenen Fechter aber macht sich eine Schaar *confectores*, Abdecker. Ihnen voran zwei als Götter verkleidete Führer; der eine, Merkur, untersucht die Leichen mit einem glühenden Stabe, der andere, Pluto, schlägt ihnen, wenn sie noch zuckend Lebenszeichen von sich geben, mit einem Hammer den Schädel ein; die Uebrigen schleifen mit Haken die Leichen in das *spoliarium*[286].

Auf die *confectores* folgen zahlreiche Sklaven in glanzvoller Livree, mit Hacken den aufgewühlten Zinoberkies zu ebnen und die Blutlachen zu beseitigen. Während dessen aber träufeln köstliche Rosenwasser von den Teppichen des Velariums herab und überduften den Blutqualm; Gesang aus hundert exquisiten Kehlen und die Musik von tausend Instrumenten ergötzt das Ohr, Reihen von Bajazzos amüsiren das Auge mit ihren tollen Sprüngen.

Doch horch! neues Trompetengeschmetter! Die Gladiatoren nahen. Sie trinken an dem Springbrunnen der *meta sudans* die letzte Erquickung. Auf buntbemalten Wagen fahren sie durch das Westthor rings um die Arena; nur eine kleine Abtheilung der großen Schaar ist zu Pferde. Sie sind mit leichtem Gewande bekleidet, das von bronzenem Gürtel um die Hüfte zusammengehalten wird. Auf den Köpfen blinken verschiedenartige Helme. Noch lauter als zuvor erschallt uns gegenüber der Ruf: *Caesar te salutamus morituri!* – Cäsar, selbst an der Schwelle des Todes unsern Gruß dir!

Das Kampfspiel eröffnen in mehr komischer Weise die *Andabatae* – Herumtapper, mit ihren drolligen Lufthieben und Fehlangriffen: denn sie streiten gegen einander mit dem Schwerte bei verbundenen Augen.

Es folgen die *retiarii* – Netzkämpfer. Sie tragen einen kleinen runden Schild – die *parma*, einen Dreizack – *tridens* und ein Netz, in das sie sich beim Kampfe zu verstricken suchen; der Glückliche, dem es gelingt, den Gegner in seinem Netze zu fangen, schleift ihn über die Arena, während der Umstrickte mit seinem Dreizack noch aus dem Netze den Sieger zu verwunden strebt.

Eine neue Abtheilung rückt vor zum blutigen Gemetzel. Es sind Gallier, Vorfahren der *grande nation*; sie führen einen großen runden Schild – den *clypeus* – und das gewaltige Sichelmesser, eine gallische Waffe, welche ihnen den unübersetzbaren Namen *Mirmillones* gab.

Nachdem diese furchtbare Todessichel viele klaffende Wunden geschnitten, Hunderte dahingemähet, kommen die *laquearii* – Schlingenkämpfer – an die Reihe. Ihre Schutzwaffe ist ein kupferner Schild; zum Angriffe dient ihnen blos eine Strickschlinge, die sie sich um den Hals werfen, um sich die Kehle zuzuschnüren.

Was sollen die zweirädrigen Streitwagen, welche, von Sklaven gezogen, am östlichen Eingange der Arena sich zeigen? Der Kampf der *Essedarii* – Wagenkämpfer – beginnt; so benannt von der *Esseda*, dem gallischen Kriegswagen.

Eine noch seltsamere Kampfart löst sie ab; die *Διμάχαιροι* treten auf; man gab ihnen einen griechischen Namen, denn die lateinische Sprache reichte nicht aus, alle die Specialitäten der Gladiatoren zu bezeichnen. Sie haben keine Schutz-, nur Angriffswaffen; als solche führen sie in jeder Hand ein kurzes Schwert und kämpfen mit beiden Händen ein seltsames Floret.

Endlich sehen wir die eigentlichen Gladiatoren. Sie kämpfen zu Fuß mit langen Degen und dekken sich mit großen oblongen Schilden. Die zu Pferde schwingen eine mächtige Lanze gegen einander zum blutigen Turnier.

---

286 Raum des Amphitheaters, der als Umkleideraum der Gladiatoren diente und in dem schwer verletzte Gladiatoren getötet wurden.

Die Zuschauermenge geräth in Wuth; die sanften Vestalinnen springen von ihren Sitzen auf; die Augen der Senatoren funkeln vor Zorn. Was ist geschehen? Ein nerviger Gladiator spaltet mit mächtigem Schwerte Schlag für Schlag einem andern Gegner den Kopf. Das ist der grausamen Schaulust ein zu rasches Ende; sie will sich weiden an langdauerndem Todeskampfe der unglücklichen Opfer. Von der andern Seite des Zuschauerraumes erschallt lauter Jubel. Dort entwickelt sich ein hartnäckiges Gefecht zwischen einem gewandten Gladiatorenpaare. Die Rappire kreuzen sich munter. *Hoc habet! hoc habet!* – der sitzt! der sitzt! tönt's rings mit diabolischer Freude. Der Getroffene sinkt zu Boden, erhebt sich aber bald wieder auf ein Knie und fleht mit zitternd erhobener Hand um Gnade. Der Sieger läßt stolz seinen Blick über die Sitz reihen hingleiten; die Hände der Zuschauer bleiben gesenkt und erheben sich nicht; die Menge will den Tod des Verwundeten. Der Unglückliche muß nun auf den Knieen liegend die Spitze des gegen ihn gezückten Degens mit eigener Hand ergreifen und sich auf die Kehle setzen, um sich so selbst den Tod zu geben. Schallender Jubel und Händeklatschen begleitet eine jede solche Exekution. Die Sieger aber verlassen mit jauchzendem Beifall durch die *porta sanavivaria*[287] den Kampfplatz.

Die Gladiatorenkämpfe sind beendet; zahllose Leichen bedecken die Arena; in das Freudengeschrei der elektrisirten Menge mischt sich das Röcheln des Todes. Doch was sehen wir? Gierig stürzen vornehme Patrizier und zerlumpte Bettler über die klaffenden Wunden der Leichen und schlürfen, wie vom Vampyrdurst gequält, das warm hervorquillende Blut. Grausiges Schauspiel! Es sind Epileptische, die in eitelm Wahne glauben, sich durch frisches Menschenblut von „der schweren Noth" heilen zu können; ein Wahn, dem selbst Aristoteles[288] und Plinius[289] huldigten, ein Wahn, der noch nicht ausgestorben, wie sich erst jüngst bei der Hinrichtung des Raubmörders Nolte zu Hanau[290] gezeigt; – so fest wurzelt Vorurtheil im Leben des Volkes!

Die Arena ist gesäubert; aber das Knarren der Maschinen und Knurren der Bestien unter derselben deutet auf Vorbereitungen zu neuer Ueberraschung hin. Als Zwischenspiel dient Mucius Scävola[291], der berühmte Römerheld, dessen Geschichte in Aller Gedächtniß fortlebt, dessen Gesinnung aber längst im Römervolke ausgestorben. Ein Sklave wird von Soldaten an eine glühende Kohlenpfanne geführt. Sein Widerstreben ist vergebens. Die auf die Brust gezückten Schwerter zwingen ihn, seine Hand lebendigen Leibes in der Gluth zu versengen. Sehet, er zittert – er wankt vor markerschütterndem Schmerz; er droht umzusinken. Da legt eine Fackel Brand an sein geschwefeltes Kleid – die *tunica incendialis*[292] –; der Aermste flammt auf in greulicher Lohe.

Indem wir noch erbeben vor diesem furchtbaren Autodafé[293], ändert sich plötzlich die Scene. Da es dunkel geworden, flackern wie auf einen Wink Tausende von Fackeln. Die Arena wandelt sich wie mit einem Ruck in Hügel und Wald. Die Fechter sehen sich nach allen Seiten von hundert Löwen-, Tiger- und Pantherrachen angefallen, welche durch das Geschrei der Menge, aber mehr noch durch die Pechkörbe, welche den Wald der Arena erleuchten, zu furchtbarster Raserei getrieben sind. Eine wilde, grausige Jagd beginnt – wie noch kein wilder Jäger je sie gejagt.

---

[287] „Die porta libitinensis (Tor des Todes) und die porta sanivivaria (Tor des Lebens) waren die beiden axial gelegenen Haupteingänge der Arena. Durch erstere wurden die getöteten Gladiatoren und Tiere hinausgetragen, durch letztere verließen die siegreichen Kämpfer den Ort des Geschehens."
(Quelle: http://amphi-theatrum.de/1906.html).

[288] Der griech. Gelehrte und Philosoph Aristoteles (griech. Ἀριστοτέλης, Aristotélēs; 384–322 v. Chr.).

[289] Siehe hierzu S. 57, Anm. 140.

[290] Johann Heinrich Nolte (* 1816), der in der Nacht vom 25. auf den 26. Juni 1859 Emilie Lotheisen aus Habgier getötet hatte und dafür verurteilt wurde, „mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gerichtet zu werden". Am 11. Januar 1861 wurde er auf der Lehrhöfer Heide in Wolfgang b. Hanau im Beisein von ca. 12.000 Schaulustigen geköpft. Dies war die letzte öffentl. Hinrichtung in Hanau.

[291] Gaius Mucius Scaevola. Die Legende besagt, daß Mucius die Stadt Rom gerettet habe, als sie im Jahre 508 v. Chr. von dem feindlichen Etruskerkönig Lars Porsenna belagert wurde.

[292] Eine geschwefelte und damit schnell entzündbare Tunika.

[293] Span./portug. auto de fé, von lat. actus fidei, „Urteil über den Glauben"; die meist öffentliche Urteilsverkündung der span. bzw. portug. Inquisition.

Doch kürzen wir ab. Alles ist todt; Menschen- und Thierleichen bedecken in wüstem Durcheinander den Kampfplatz. Nur die Fackeln leben noch und einige Alpenbären und wenige Löwen Numidiens und lauern auf frische Beute. Was will der Sklave, welcher, scheu umhersehend, mit ängstlichen Grimassen auf die Arena gedrängt wird? Er muß zur Belustigung des Volkes ein Ei auf seiner flachen Hand zwischen den lauernden Bestien dahintragen. Er erreicht springend und balancirend glücklich das andere Ende und rettet Haut und Leben unter dem schallenden Gelächter der Zuschauer. Doch ihre Blutgier ist noch nicht gesättigt. Der Ruf: *bestiarios!* Thierkämpfer! ertönt von allen Sitzen. Es sind keine mehr in Bereitschaft; desto lauter wird das fordernde Geschrei. Da tritt ein Bote zum Kaiser. Auf einen Wink verkündet der Herold, daß eben der Bischof Ignatius[294], der sich selbst Christophorus, Christusträger, nenne, von Antiochien her angelangt ist, um durch die Zähne und Klauen der Löwen die Strafe für sein Verleugnen der Götzen und Bekennen des Gekreuzigten zu erleiden. Ein ehrwürdiger Greis tritt mit verklärtem Antlitz auf die Arena; sein Auge strahlt von himmlischer Beseligung. Selbst den Löwen der Wüste flößt diese überirdische Erscheinung Ehrfurcht ein; sie schmiegen sich, freundlich mit dem Schweife wedelnd, zu seinen Füßen. Erst die Aufforderung des Heiligen, der mit der Ruhe eines höhern Wesens die Bestien lächelnd anschaut – erst die Aufforderung des Heiligen: „ihn wie Korn mit ihren Zähnen zu mahlen, damit er ein reines Brod Christi werde“, gibt denselben Gewalt über seinen Leib und über sein Leben. Ein Doppelsprung – und der Bischof hat ausgekämpft – die Martyrkrone ist sein! Die Geschäftigen, welche mit Schwämmen sein Blut sammeln und in goldene Phiolen ausdrücken und sorgsam die gröbern Knochen auflesen, welche die Löwenzähne verschonten, sind fromme Christen aus Antiochia, der asiatischen Metropole, welche den Heiligen nach Rom begleiteten, um Zeugen seines Heldentodes zu sein und sich seiner Reliquien mit Gefahr ihres eigenen Lebens zu bemächtigen.

Aber horch! Welch ein Plätschern der Wasser, welch ein Rauschen der Wogen schlägt an unser Ohr? Oeffnet vielleicht die Rache des Himmels wie bei der Sündfluth die Schleusen der Erde, um ein so verkommenes Geschlecht vom Erdboden zu vertilgen? Keineswegs. Der Kanal des Amphitheaters hat sich aufgethan und setzt die Arena unter Wasser. In den Fluthen wälzen sich 36 gewaltige Krokodile und doppelt so viele Nilpferde. Barken, mit Fechtern und Harpunirern bemannt, stoßen von allen Seiten ab, und nun gibt’s ein Kämpfen und Streiten, ein Zappeln und Platschen, ein Winden und Wogen auf der Wasserfläche im buntesten Durcheinander. Hier wird ein Ungeheuer getroffen und fährt unter lautem Gebrüll durch die Wellen, dort ein Kahn umgestürzt. –

Hier unterbricht sich Professor Kayser mitten in seiner Erzählung oder Reverie; denn er wird durch einen Schuß aufgeweckt, der ihn in die moderne Wirklichkeit zurückruft; er eilt aus den Trümmern dem westlichen Eingang zu und findet hier den französischen Posten, einen Elsässer, mit dem er noch kurz zuvor gemüthlich geplaudert, am Boden liegen, sich windend vor Schmerz, seine abgeschossene Muskete neben ihm. Das meuchlerische Stiletto eines Italianissimo hatte ihn, aber glücklicherweise nicht tödtlich, verwundet. So muß das Kolosseum auch jetzt noch seine Opfer haben.

Das Kolosseum (in verderbter Schreibart Koliseum), so genannt von dem Koloß des Nero, der am Eingange desselben nach dem Forum hin stand, früher das flaminische[295] Amphitheater, wurde unter Vespasian zu bauen begonnen; doch kam unter dessen Regierung nur das untere Geschoß zu Stande. Das zweite Stockwerk fügte sein Sohn und Nachfolger Titus hinzu und feierte das Einweihungsfest schon im Jahre 80. Das dritte und vierte Stockwerk, wohin ähnliche Treppenanlagen wie im Erdgeschoß leiteten, führte Domitian, der Nachfolger des Titus und Vespasians zweiter Sohn, aus, den Riesenbau endlich vollendend. Alles war zum Zwecke der furchtbar großartigen Schauspiele, deren blutige und oft scheußliche Einzelnheiten wir oben mit Professor Kaysers Worten geschildert haben, auf’s Sinnreichste und Kunstvollste eingerichtet. Zum Zweck der Seegefechte konnte die Arena unter Wasser gesetzt werden vermittelst eines Kanals, welcher mit einem mächtigen, aus dem Aquädukt des Claudius[296] gespeisten Wasserreservoir in Verbindung stand; unter der auf Mauern ruhenden und wahrscheinlich durch

[294] Ignatius von Antiochien, genannt Theophoros (griech. Θεοφόρος, Theophóros), „der Gottesträger“ (griech. Ἰγνάτιος Ἀντιοχείας, Ignátios Antiocheías; † 2. Jhd.; Martyrium).

[295] Recte: flavisches.

[296] Tiberius Claudius Caesar Augustus Germanicus (10 v. Chr.–54 n. Chr.; wohl ermordet), seit 41 n. Chr. römischer Kaiser.

einen Bretterboden gebildeten Arena waren die verschiedenartigsten Einrichtungen, wahre Wunder von Maschinerie, getroffen, um die wunderbarsten und überraschendsten Erscheinungen hervorzubringen, z. B. das plötzliche Hervortreten eines Waldes, den gleich falls mit heraufgeschnellte reißende Thiere in großer Anzahl brüllend und in wilden Sprüngen durcheilten. Auf der obersten Terrasse befanden sich die Matrosen der kaiserlichen Flotte, welche das Zeltdach zum Schutze gegen die brennenden Strahlen der Sonne auszuspannen hatten. Dieses gewöhnlich aus Wolle, zuweilen aber auch aus Seide bestehende Zeltdach wurde an erzbeschlagenen Masten befestigt, welche durch das Hauptgesims gesteckt wurden. Zwischen den steinernen Sitzen, die mit weichen Kissen und Polstern belegt wurden, ragten Metallröhrchen hervor, aus denen Parfümerien, vielleicht um feineren Nasen die aus der Arena heraufdampfenden Blutgerüche weniger empfindlich zu machen, wie seiner Thau herabrieselten. Mit diesen sinnreichen Einrichtungen und mit der ganzen Größe seiner Erscheinung verband das Gebäude, dessen Baumeister unbekannt geblieben ist, zugleich die reichste künstlerische Schönheit; so waren z. B. in den Eingängen des zweiten und dritten Stocks gewaltige Marmorstatuen aufgestellt, deren Piedestale noch in den Ruinen bemerkbar sind.

Im Mittelalter diente das Kolosseum den römischen Baronen als Festung, deren Besitz sie sich untereinander, z. B. die Frangipani und Annibaldi, gar oft streitig machten. Während des Exils der Päpste wurde der gewaltige Drei-Kaiserbau als Steinbruch benutzt, aus dem man das Material zum Bauen und Kalkbrennen schöpfte; Klemens XI.[297] ließ sogar die untern Bogengänge zumauern und zur Gewinnung von Salpeter[298] mit Dünger füllen. Erst Benedikt XIV.[299] that der weiteren Zertrümmerung des Gebäudes dadurch Einhalt, daß er es religiösen Zwecken weihte, rings um die Arena sogenannte Stationen errichtete und in der Mitte derselben ein mächtiges Kreuz aufpflanzen ließ. Die *via crucis* wird noch jetzt jeden Freitag abgehalten. Pius VII. und Leo XII.[300] haben mächtige Streben aufführen lassen, um die Umfassungsmauer zu stützen, und der jetzt regierende Papst, Pius IX., wies bedeutende Summen aus seiner Privatschatulle zum Zwecke von Restaurationen an.

So ist mithin in letzter Zeit das Mögliche geschehen, um die Riesentrümmer, die einen so blutgetränkten Raum einschließen, künftigen Geschlechtern zu erhalten. Auch noch in ihrer jetzigen Gestalt erwecken sie Bewunderung, Erstaunen und bei der Rückerinnerung an die entsetzlichen Schauspiele, die in ihrem Innern gefeiert wurden, auch ein geheimes Schaudern. Namentlich ist letzteres bei Fackellicht oder bei Vollmond schein der Fall, wo der Wechsel von Schatten und Licht noch greller kontrastirt als im vollen Tageslicht und eine rege Phantasie die dunkeln Winkel und Höhlen sich mit den geisterhaften Schatten. Derjenigen belebt denken kann, welche als Schlachtopfer grausamer Lust den Binnenraum mit ihrem Blute tränkten und deren Schmerzens- und Todesseufzen, vermischt mit dem Wuthgeheul würgender Thiere, an diesen Mauern emporschlugen, während jeder Schmerzensschrei von den Sitzplätzen her vom Volke mit tollem Jubel begrüßt und übertönt wurde.

H. Marggraff.[301]

[297] Clemens XI. (eigentl. Giovanni Francesco Albani; 1649–1721), seit 23. November 1700 Papst.

[298] Ein wichtiger Bestandteil für die Herstellung von Schießpulver (Kaliumnitrat, $KNO_3$).

[299] Benedikt XIV. (eigentl. Prospero Lorenzo Lambertini; 1675–1758), seit 17. August 1740 Papst.

[300] Leo XII. (eigentl. Annibale Francesco Clemente Melchiore Girolamo Nicola Sermattei della Genga; 1760–1829), seit 28. September 1823 Papst.

[301] Hermann Marggraff (1809–1864), ein vom Vormärz geprägter Journalist und ab 1853 Chefredakteur der „Blätter für literarische Unterhaltung“. Marggraff war ein aufrichtiger Verehrer Friedrich Rückerts (1788–1866).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 15f.

## VI. Marienbad[302].

Dieser berühmte Kurort, der unter den böhmischen Bädern den Rang neben Töplitz[303] und Karlsbad behauptet und namentlich in neuester Zeit immer häufiger besucht wird, liegt 6 Meilen[304] von Karlsbad, höchst malerisch in einer schönen, von steilen Felswänden und waldigen Hügeln umzogenen Waldgegend. Der rauschende Schneiderbach durchschneidet sie von Nordost nach Südwest, der Hamelika[305] von Ost nach West, und beide Waldbäche, hoch von den Bergen kommend, bilden schmale und tiefe Einschnitte, an deren Ufer die Wohnungen des sich eine halbe Stunde lang ausstreckenden Kurorts einen Halbkreis bilden. Andere stehen auf Terrassen und Anhöhen in malerischer Zerstreuung. Alle sind durch die anmuthigsten Spaziergänge, welche die überall zum herrlichsten Park umgeschaffene Gegend in allen Richtungen durchschneiden, mit einander verbunden. Der Heilquellen, welche in dem Bezirke Marienbads, ewige fast eine halbe Stunde von einander entfernt, entspringen, sind 4: der Kreuzbrunnen[306], der Karolinenbrunnen[307], der Ambrosiusbrunnen[308], der Ferdinandsbrunnen[309]. Alle diese Quellen sind zierlich gefaßt und mit Cupolas, theils griechischer, theils gothischer Form, überbaut.

Das erste, was die Aufmerksamkeit des Ankommenden fesselt, ist die Piazza des Kreuzbrunnens und der daranstoßende, im großartigsten Style vor Kurzem erbaute Kursaal. Die Piazza wird durch 72 Ionische Säulen, die ein niedriges Dach stützen, gebildet. Vom Kreuzbrunnen führt eine schattige Allee zum Karolinenbrunnen, dessen Kuppel von corinthischen Säulen getragen, aus einem lieblichen Bosket und zwischen Blumenterrassen hervorragt. Dieß ist der anmuthigste, und der Lieblings-Platz der Badegäste, der besonders an schönen Sommerabenden die glänzendste Gesellschaft versammelt. In der Nähe ist die Kapelle; in ihr, nach katholischem Ritus täglich Gottesverehrung. – Mehre Pfade, die den Park durchschlängeln, führen von da zur Ambrosiusquelle, bedacht durch einen kleinen gothischen Tempel. Dieses Heilwasser wird am wenigsten angewendet. Eine Viertelstunde weiter und man gelangt, am bequemsten auf von Erlen beschattetem Wiesenpfade, dem Hamelikabache entlang, zum Ferdinandsbrunnen, dessen Gebrauch die im schönsten Styl erbaute Colonnade, welche die Gäste vor den Unbilden der Witterung schützt, sehr begünstigt.

Interessante Parthien der Gegend, welche kein des Gehens fähiger Kurgast unbesucht läßt, sind: der Amalientempel[310], die Pfauenburg, Schloß und Park Königswart[311], die Abtei Tepl[312], das

---

[302] Tschech. Mariánské Lázně. Der Stich scheint allerdings eine Ansicht von Karlsbad/Karlovy Vary wiederzugeben.

[303] Tschech. Teplice.

[304] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[305] Tschech. Pstruží potok (Forellenbach); der Bach fließt durch den Kurpark.

[306] Tschech. Křížový pramen; die Quelle fand 1749 erstmals Erwähnung als „Sauerbrunnen".

[307] Tschech. Karolinin pramen; die 1809 entdeckte und seit 1817 nach Karoline Charlotte Auguste von Bayern (1792–1873) benannte Quelle; diese war am 10. November 1816 dem österr. Kaiser Franz I. (1768–1835) als dessen 4. Gattin angetraut worden.

[308] Tschech. Ambrožuv pramen; die Quelle wurde 1766 erstmals erwähnt.

[309] Tschech. Ferdinandův pramen; die Quelle ist bereits seit dem 16. Jhd. bekannt.

[310] Einige der damaligen Sehenswürdigkeiten scheinen nicht mehr zu existieren, andere, wie z. B. die Burgruine Pfauenberg, finden nur noch in zeitgenössischen Publikationen Erwähnung.

[311] Tschech. Lázně Kynžvart.

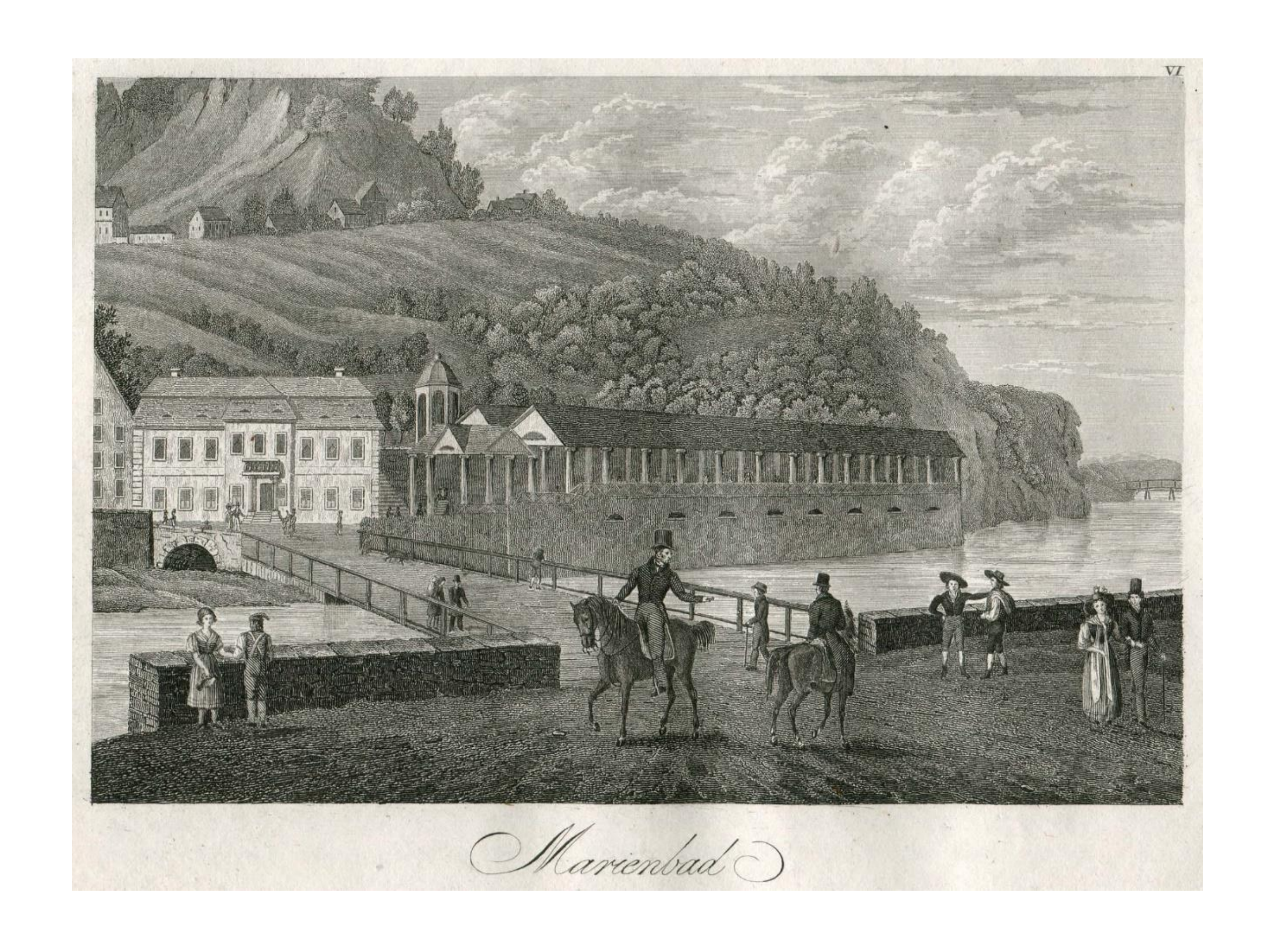
[312] Tschech. Teplá; heute wieder Prämonstratenser-Abtei.

Jägerhaus, der Hammerhof[313], die Schlackenhütte u. s. w. Ueberall hin führen höchst anmuthige, die Natur in ihren verschiedensten und anziehendsten Formen zeigende, gutgebahnte Wege, und die Entfernung der Meisten der genannten Punkte ist weniger als eine Stunde.

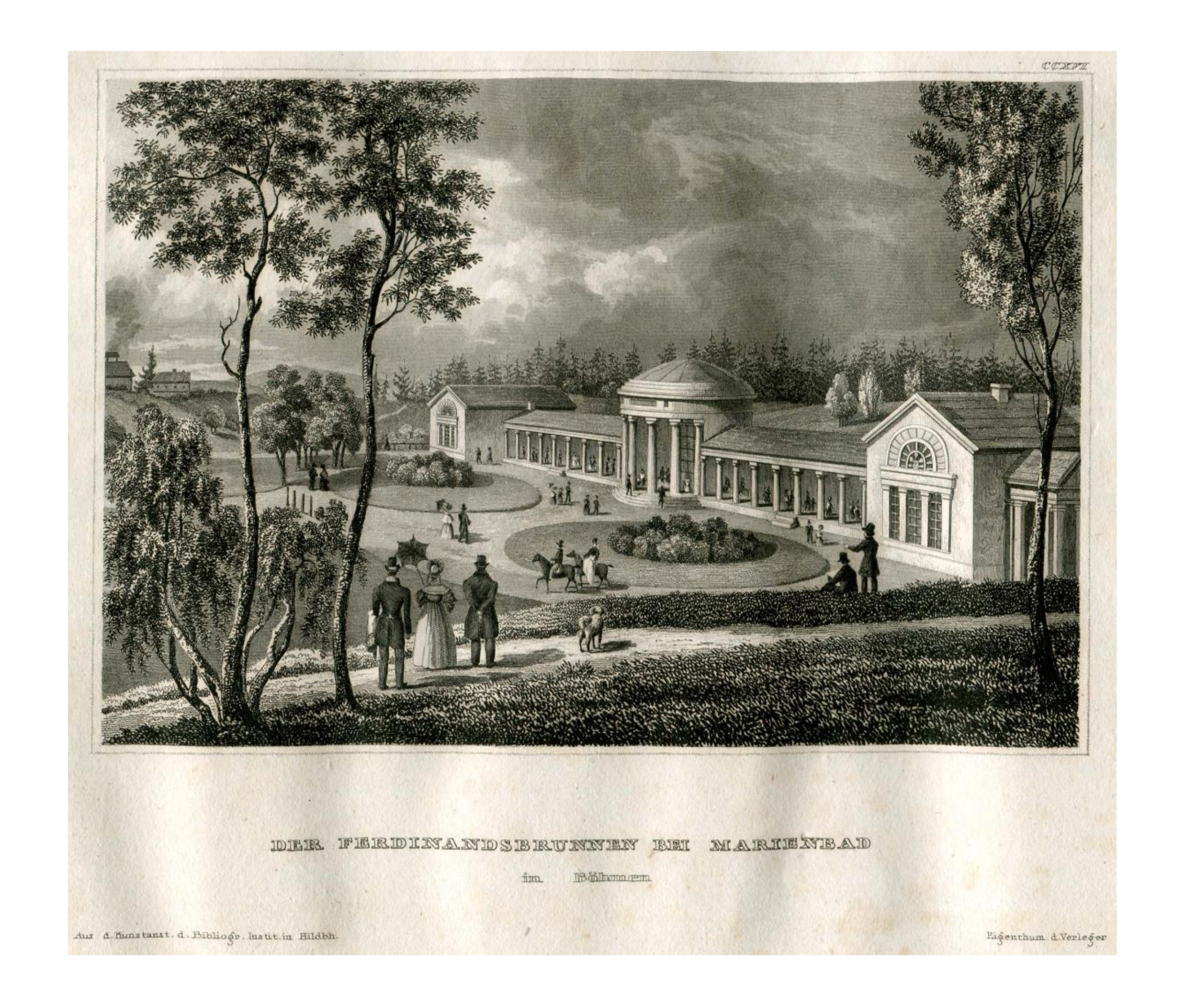
Die Bestandtheile der Marienbader Heilwasser nähern sich denen der Karlsbader und des Egerbrunnes[314]. Sie sind, wie diese, Säuerlinge; ihr Geschmack ist stechend, säuerlich, etwas eisenhaft. Man hat sie mit Recht kalte Karlsbader Sprudelwasser genannt. Wie das Karlsbader und das Eger Wasser, so äußern sie bei hypochondrischen und hysterischen Beschwerden, bei gichtischen und skrofulösen Leiden, bei Schwäche der Verdauungsorgane und deren Folgen, vorzüglich aber bei chronischen Nervenkrankheiten die ausgezeichnetsten Wirkungen. –

[313] Tschech. Hamrnický dvůr; der Weiler mit Schloß ist heute nur noch Ruine.

[314] Mit „Egerbrunnen“ könnte das davon unweit gelegene Franzensbad (siehe hierzu S. 114, Anm. 323) gemeint sein.




Marienbad




DER FERDINANDSBRUNNEN BEI MARIENBAD
im Böhmen

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 75-77.

## CCXVI. Der Ferdinandsbrunnen[315] bei Marienbad.

Die Lage dieses kleinen romantischen Orts in der Mitte jener berühmten Gegend, in welcher, auf dem kleinen Raume von 5 Quadratmeilen, mehr als siebenzig Heilquellen, die weltbekannten von Karlsbad und Eger[316] eingeschlossen, entspringen, ist einem Kurorte ganz angemessen. Noch vor wenigen Jahrzehnten war hier nichts zu sehen, als eine wilde, romantische Bergschlucht, umgeben von dicht bewaldeten Bergen und sumpfigen Gründen. Einige Quellen waren nothdürftig gefaßt, einige elende Gebäude dienten zur Aufnahme der Kranken. Der Ruf, den die Marienbader Wasser zu Ende des vorigen Jahrhunderts erlangten, die daraus hervorgehende größere Frequenz der Bäder und die Klagen der Gäste über mangelhafte Anstalten, zogen die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich, und seitdem hat jedes Jahr neue Anlagen und Verschönerungen entstehen sehen in solchem Maaße, daß die Gegend, im Vergleich zu sonst, unkenntlich geworden ist. Die wüste finstere Bergschlucht, in der dem einsamen Kurgast nicht selten Eber oder Füchse begegneten, ist in einen herrlichen Park verwandelt; Sümpfe wurden ausgetrocknet, große Gebäude in edlem Styl erhoben sich über und neben den Quellen, umgeben von anmuthigen Spaziergängen, und das Ganze bildet mit seinem Charakter der heitern Ländlichkeit einen Kurort, dessen Eindruck ganz geeignet ist, der Genesung der Hülfesuchenden die Hand zu bieten. Ohne gerade dem Freunde der Natur jene Mannichfaltigkeit interessanter Gestaltungen darzubieten, für welche Karlsbads Umgebungen mit Recht einen so großen Ruf genießen, waltet über Marienbads stillen Gründen jener eigenthümliche, behagliche Geist, der dem gemüthlichen Menschen so wohl thut, und jene sanften, milden Eindrücke hervorbringt, wie sie Kranke und Genesende immer bedürfen. Dazu kommt noch das frische, jugendliche Ansehen dieses neuesten aller böhmischen Kurorte, und der Reiz, den der Glanz des Netten, Reinlichen und Modernen verleiht.

Die Häuser sind theils im Thale, theils auf der Höhe, und ihre Zahl ist gegenwärtig zwischen 60 und 70. Alle sind stattlich, drei Stock hoch, und jedes enthält 20 bis 25 Zimmer. Aeußere Regelmäßigkeit, Schönheit und Festigkeit sind durchgängig mit Bequemlichkeit im Innern vereinigt. Fast alle haben niedlich angelegte Gärten. Treffliche Chausseen führen in drei verschiedenen Richtungen nach Eger, Karlsbad und Prag.

Obschon Marienbad bei immer steigender Frequenz gegenwärtig unter die Kurorte vom ersten Rang zu rechnen ist, und selbst zu den lebhaftern und geselligern gehört, so hat es sich bisher doch frei von jenen Formen gehalten, welche in andern stark besuchten Bädern dem Vergnügen oft lästige Fesseln auflegen und den geselligen Ton seiner Ungezwungenheit berauben.

Man bindet sich hier nicht an gewisse Gebräuche und Gewohnheiten, welche so oft in beengende Regeln ausarten, die niemand gern überschreitet, obschon er ihr Zweckwidriges fühlt. Jeder wählt nach seinem Geschmack Gesellschaft oder Einsamkeit, was dem wahrhaft Gebildeten nur angenehm seyn kann, und trotz der großen Menge von Personen aus den höchsten Ständen, welche Marienbad jährlich unter seinen Besuchern aufzählt, blieb es noch immer frei von Prunk und Etikette. Bälle und Reunions sind selten; noch seltener Konzerte. Das Theater wird in der Regel wenig besucht. So ist denn die Gesellschaft auf den Genuß der Natur hingewiesen, auf die Versammlungsplätze im Freien, und besonders auf die Colonnaden, welche, vorzüglich in den Abendstunden, alles, was Marienbad an Kurgästen umfaßt, zusammenführen. In wenigen Tagen hat da Jeder seine Wahlverwandtschaft ausgemittelt; aber bekannt werden bald Alle miteinander, und es schmilzt gewissermaßen die ganze Gesellschaft in eine große Familie zusammen, die sich zu Ende der Saison, je kleiner sie wird, um so enger an einander

[315] Siehe hierzu S. 108, Anm. 309.

[316] Tschech. Cheb.

schließt. Hier herrscht Anstand ohne Zwang. Versuchung zum Spiel und zu höfischen Exklusivitäten ist gar nicht da; denn die Gelegenheit fehlt, die Beschränkung des Lokals läßt sie nicht zu, und wo Allen die Kur als Hauptsache gilt, findet die Lust Einzelner an Cotterien[317] und ihrem Gefolge nie großen Anklang.

Die zahlreichen Heilquellen entspringen sämmtlich dem weiten Bergbusen, um den her der Ort gebaut ist. Die berühmtesten sind der Kreuzbrunnen und der Franzensbrunnen[318], welche beide wegen ihrer Heilkräfte schon in uralter Zeit, ehe die gebildete Welt von ihrem Daseyn Notiz nahm, in Ruf und Ansehen standen. Aus dem Kreuzbrunnen wurde sonst auch Glaubersalz gesotten, dessen Bereitungskunst in einer armen Familie seit ein paar Jahrhunderten fortgeerbt haben mochte. Eine elende Hütte war die Saline, ein paar kleine, eiserne Kessel der Apparat. Um die Quellen herum waren Sümpfe; Felsgeschiebe und eingelegte Bäume dienten als Stege den Kranken, welche sich in einem großen, hölzernen Troge, im Freien, badeten. Ueber und über war der Trog mit kleinen, hölzernen Tafeln benagelt, und eben so die Stämme der umstehenden Bäume, auf welchen, unter einem biblischen Denkspruch, die Namen Derjenigen zu lesen waren, welche dem Wasser ihre Heilung verdankten.

Nicht prunkvoller war die Einrichtung an der Ferdinandsquelle, der fernsten, und schon außerhalb Marienbad befindlich. Auch dort war ein viereckiger, hölzerner Kasten, von einer Buche beschattet, das gemeinschaftliche Badehaus. Man hieß ehedem die Quelle den Salzbrunnen, bis sie, nach der 1819 geschehenen schönen Fassung und Ueberbauung, zu Ehren des damaligen Kronprinzen, jetzt Kaisers von Oesterreich[319], ihren jetzigen Namen bekam. Anmuthig liegt sie am Saume eines gegen Morgen hinan steigenden Waldrückens, über den sich Spaziergänge mit Ruhesitzen schlängeln, von denen man einige schöne Blicke, besonders bei günstiger Abendbeleuchtung, genießt. Der Quell selbst springt unter einem von Säulen getragenen, offenen Tempel, von welchem 2 herrliche Colonnaden, deren Rückwände geschlossen sind, auslaufen, die in Pavillons endigen. In dem einen ist Restauration, im andern ist das Magazin für die Versendungen des Wassers in Krügen, das Comptoir und die Wohnung des Geschäftsführers. Vor den Gebäuden breiten sich freundliche Gartenanlagen im englischen Geschmacke aus.

Das Wasser des Ferdinandsbrunnen ist krystallhell und entwickelt, wenn es in ein Glas gegossen wird, eine ungewöhnliche Menge Gas. Es hat einen sehr angenehmen, anfangs säuerlichen und stechenden, dann schwachsalzigen Geschmack. Es ist durchaus geruchlos. Seine Wirksamkeit, (sehr groß und mächtig bei chronischen Krankheiten des Magens, der Gedärme, der Leber und der Milz und ihren Produkten, der Gicht, Skropheln[320] und Drüsengeschwülsten,) beruht hauptsächlich auf dem Reichthum an schwefelsaurem Natrum [sic!], Kohlensäure, Kalk und Bittererde auf der Eigenthümlichkeit in dem Mischungsverhältnisse dieser Substanzen.

[317] Frz. la coterie, das Cliquenwesen.

[318] Tschech. Františkuv pramen; in Marienbad ist eine solche Quelle nicht bekannt. Vermutlich ist hiermit die bereits seit 1683 bekannte Waldquelle (tschech. Lesní pramen) gemeint.

[319] Ferdinand I., der Gütige (ungar. Jóságos Ferdinánd, tschech. Ferdinand Dobrotivý; 1793–1875), von 1835 bis 1848 Kaiser von Österreich und König von Böhmen und als Ferdinand V. seit 1830 auch König von Ungarn und Kroatien. Wegen seiner geistigen Behinderung wurde er auch „Gütinand der Fertige“ genannt.

[320] Hauttuberkulose.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 13-15.

## Marienbad.

In dem alten Lande Böhmen,
Wo die klaren Quellen strömen,[321]

strömen jährlich auch Tausende von Menschen zusammen, um aus den klaren Quellen frische Lebenskraft zu schöpfen. Und doch ist, wie so mancher andere, auch dieser Reichthum des Landes verhältnißmäßig wenig benutzt worden, denn von den bekannten 153 Mineralquellen der großen felsumrandeten Badewanne Böhmen erfreuen nur acht sich einer vollständigen Ausbeutung; diese sind die zu Karlsbad, Teplitz[322], Franzensbrunn[323] bei Eger, Liebwerda[324], Bilin[325], Püllna[326], Saidschütz[327] und das im Bilde vor uns liegende Marienbad.

Diese acht Badeorte sind sämmtlich bevorzugte Pfleglinge der die höhere Gesellschaft beherrschenden Badekur-Mode; der ehemals gewaltige Nimbus der allein heilmachenden Kraft solcher Gesundbrunnen überhaupt ist jedoch gegenwärtig stark im Verschwinden begriffen, und schon darum werden die übrigen 145 Mineralquellen Böhmens wohl daran thun, ihr Gutes, wie bisher, nunmehr auch ferner ohne Aufsehen und für ihre nächsten Nachbarn zu wirken.

Vor Allem ist die Zeit vorbei, wo die hochgelahrten Perücken die Heilkräfte dieser Quellen hinter einen dunkeln Vorhang versteckten, der wunderreiche Geheimnisse zu verhüllen hatte. Denn anstatt der nach Belehrung und Hülfe begehrenden Menschheit einfach zu sagen, auf welche Weise Stoffe, die man sonst als Arzneimittel benutzt, mit dem Wasser der Quellen vermischt seien, stattete man, selbst noch nach dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts, diese Quellen mit allerlei unsichtbaren Stoffen, geheimnißvollen Kräften und wunderlichen Eigenschaften aus. So sollten z. B. die warmen Quellen eine ganz andere Art von Wärme besitzen, als die ist, welche der Mensch mittels des Feuers erzeugt. Sprach man doch, wie uns Abel in seiner „Natur" berichtet, noch im Jahre 1823 von einem besondern Brunnengeiste, der dem Wasser seine Wirksamkeit verleihe. So weit in die Gegenwart reichte die Zeit herein, wo man lieber ahnte, als forschte, wo man mit wahrer Affenliebe an den alten verworrenen Ansichten fest hielt und wo es noch Gelehrte genug gab, die sich mit Widerwillen von der Darstellung der Wirkung einfacher Naturgesetze abwandten, weil, nach Abels Worten: „etwas Mystik, geheimnißvolle, unbe-

---

321 Recte: „frischen Quellen". Lied auf Johann Gottlieb Seume (1763–1810) aus unbekannter Feder, das nach der Melodie „Prinz Eugen, der edle Ritter" von Carl Loewe (1796–1869) gesungen wurde.

322 Siehe hierzu S. 108, Anm. 303.

323 Franzensbad (tschech. Františkovy Lázně).

324 Bad Liebwerda (tschech. Lázně Libverda).

325 Tschech. Bílina.

326 Tschech. Bylany.

327 Saidschitz (tschech. Zaječice); die Ortschaft ist heute Teil der Gemeinde Bečov (Hochpetsch).

greifliche Vorgänge in dem Innern der Erde, an der Bereitungsstätte der Mineralquellen, ihnen willkommener waren."[328]

Der dicke Vorhang, hinter welchem der Brunnengeist paradirte, ist nun längst herabgerissen und der Geist verschwunden; die ganze wunderbare Erscheinung erklärt uns Abel auf folgende natürliche und einfache Weise. Er sagt ungefähr: die Stoffe, die in dem Mineralwasser enthalten sind, findet dasselbe ebenso, wie das gewöhnliche Quellwasser die ihm inwohnenden Stoffe annimmt, d. h. in den Gesteinschichten, die es durchwandert. Sind die Stoffe und die Mengenverhältnisse hier anders, wie dort, so kommt dies ganz einfach daher, daß einmal diese Quellen andere Gesteinsschichten durchlaufen und daß sie dann auch aus größerer Tiefe empor steigen und längere Zeit mit dem Gestein in Berührung bleiben, mithin auch mehr aus demselben aufzulösen vermögen. Finden wir doch stets, wenn Quellen mit gleichen Bestandtheilen an verschiedenen, weit von einander entfernten Orten vor kommen, daß auch das Gestein, in welchem sie entspringen, dasselbe ist. Dies zeigte schon der berühmte schwedische Chemiker Berzelius[329] bei seiner klassischen Untersuchung der Quellen von Karlsbad. Er hob hervor, daß die warmen natronhaltigen Quellen in Böhmen und Frankreich in einem ursächlichen Verhältniß ständen zu den in fernen Zeiten hier wirksam gewesenen und jetzt ruhenden Vulkanen, deren unverkennbare Beweise noch jetzt dort vorhanden sind.

Hatte somit die Wissenschaft bereits das Nöthige gethan, um den magischen Schleier von den Heilquellen und den Ursachen ihrer Wirksamkeit zu entfernen, so erstand sogar ein gefährlicher Gegner für die großen Ansprüche auf alleinheilbringende Kraft und den finanziellen Werth derselben durch eine neue wissenschaftliche Entdeckung: die der Herstellung künstlicher Mineralwasser. Am großartigsten betreibt sie, und zwar fabrikmäßig, Dr. Struve[330] in Dresden. Als Erfinder dieser Kunst gilt ein französischer Arzt und Chemiker, Venel[331] in Montpellier, der schon 1753 der französischen Akademie der Wissenschaften ein Verfahren zur Darstellung des Selterwassers einreichte; der schwedische Chemiker Bergmann[332] gab von 1774 bis 1778 einfache Vorschriften, die Wasser von Saidschütz, Spaa, Selters und Pyrmont nachzubilden. Schon von dieser Zeit an bereitete man solche Wasser künstlich, aber nur im Kleinen, in Apotheken und nach ärztlicher Vorschrift. Der Erste, der in Paris und Genf ein Geschäft in's Große daraus machte, war ein gewisser Paul; nach ihm gründeten ähnliche Anstalten Schweppe[333] in London, Ziegler[334] in Winterthur und (1803) Fries[335] in Regensburg. Struve eröffnete, nach dreizehnjährigen mühsamen und kostspieligen Versuchen, seine Trinkanstalt künstlich dargestellter Mineralwasser im Jahre 1821 in Dresden und rief ähnliche Einrichtungen in Leipzig, Berlin, Warschau, Moskau, Brighton etc. in's Leben.

Den erbittertsten Feind fanden sowohl jene Aufklärung, wie diese Entdeckung der Wissenschaft an der allberüchtigten Badekur-Charlatanerie, als welche der alte Brunnengeist noch heute zu spuken scheint. Er ruft nicht nur die komischen Journalkriege, wahrhafte Don-Quixote-Turniere, der verschiedenen Bade-Direktionen über die speziellen Vorzüge ihrer betreffenden Quellen hervor, die den hitzigen Kämpfen der verschiedenen Wallfahrtsorte über die ganz besonderen Vorzüge dieses oder jenes

---

[328] Zitat aus der von 1852 bis 1875 in Leipzig von Ambrose Abel (1820–1878) herausgegebenen populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften." Auszüge daraus wurden übrigens in die ab 1855 erscheinende und von Hermann Julius Meyer (1826–1909) herausgegebene „Meyer's Volksbibliothek für Länder-, Völker- und Naturkunde" übernommen.

[329] Jöns Jakob Berzelius' (1779–1848) „Untersuchung der Mineral-Wasser von Karlsbad, von Teplitz und Königswart […]." (Leipzig: Barth'sche Buchhandlung 1823).

[330] Friedrich Adolph August Struve (1781–1840), der 1821 in Dresden-Seevorstadt die erste Trinkkuranstalt mit künstlich hergestelltem Mineralwasser eröffnet hatte.

[331] Gabriel-François Venel (1723–1775).

[332] Torbern Olof Bergman (1735–1784).

[333] Jacob Schweppe (eigentl. Schweppeus; 1740–1821) hatte 1790 mit Nicolas Paul (1763–1806) und Henri-Albert Gosse (1753–1816) in Genf eine Fabrik zur Sodawasserherstellung gegründet.

[334] Johann Heinrich Ziegler (1738–1818).

[335] Friedrich Wilhelm Fries (Lebensdaten nicht ermittelt), „zu Prüfening bei Regensburg, Director der Curpfalzbaierischen und Curerzkanzlerischen künstl. Gesundbrunnen".

wunderthätigen Madonnenbildes äußerst ähnlich sind, – nein, er sorgt sogar für Analysen, die Jahr um Jahr durch alle einflußreichen Blätter laufen und Jahr um Jahr dieselben falschen Angaben verbreiten, um den stärkeren Strom der Badefahrer in die nächste Nähe gewisser Kassen zu locken. Wie solche Analysen sich später zur Gesundheit der Gäste verhalten, ist diesem habseligen Brunnengeiste einerlei.

Trotz alledem wird die sogenannte vornehme Welt sich der Diktatur der Mode nicht entziehen, und eben deshalb wird auch unser Marienbad ein besuchter Kurort bleiben und diese Bevorzugung um so mehr verdienen, als eine gesunde Lage und reizende Umgebungen des Bades der Wirksamkeit seiner Quellen zu Hülfe kommen. Bekanntlich liegt Marienbad im Kreis Eger, 6 Meilen von Eger und 5 Meilen von Karlsbad entfernt, bei dem Dorfe Auschowitz[336], nach welchem ehedem die zahlreichen hiesigen Quellen „Auschowitzer Salzquellen" genannt wurden. Doch hielt lange Zeit das ärztliche und arztbedürftige Publikum sich von ihnen fern und das Stift Tepl, zu dessen Besitzungen der Ort gehörte, erkannte den finanziellen Werth der verwahrlosten Gewässer nicht[337]. Erst Männer wie Nehr, Heidler, Reuß[338] u. A. wandten ihnen ihre ganze Aufmerksamkeit zu, und ihrem Eifer gelang es, Marienbad zu seinem Ruf zu erheben. Das erste Kurhaus stammt vom Jahr 1807, die erste Beschreibung von 1813; gegenwärtig prangt der kleine, aber stattliche Ort nicht nur mit einem eleganten Kurgebäude und einem Theater, sondern bietet in seinen wohlgepflegten Umgebungen viele lockende Ruhe und Erholungspunkte, wie die sogenannte Rotunde, die Amalienhöhe, das Belvedere, das Jägerhaus, Albertusruhe etc., die sämmtlich durch anmuthige Spaziergänge mit Marienbad verbunden sind. – Die Zahl der Einwohner des Orts beläuft sich auf nahe 800.

Für den Leidenden, der sich über die einzelnen Quellen und deren Wirksamkeit belehren will, ist ein Werkchen erschienen, „Marienbad, seine Heilquellen und Umgebungen, von Frankl[339], Prag 1837". Auf das medicinische Gebiet würde die Mehrzahl unserer Leser uns nur ungern folgen, und darum empfehlen wir den Kranken das genannte Buch und allen Gesunden hiermit uns.

Fr. Hofmann.[340]

---

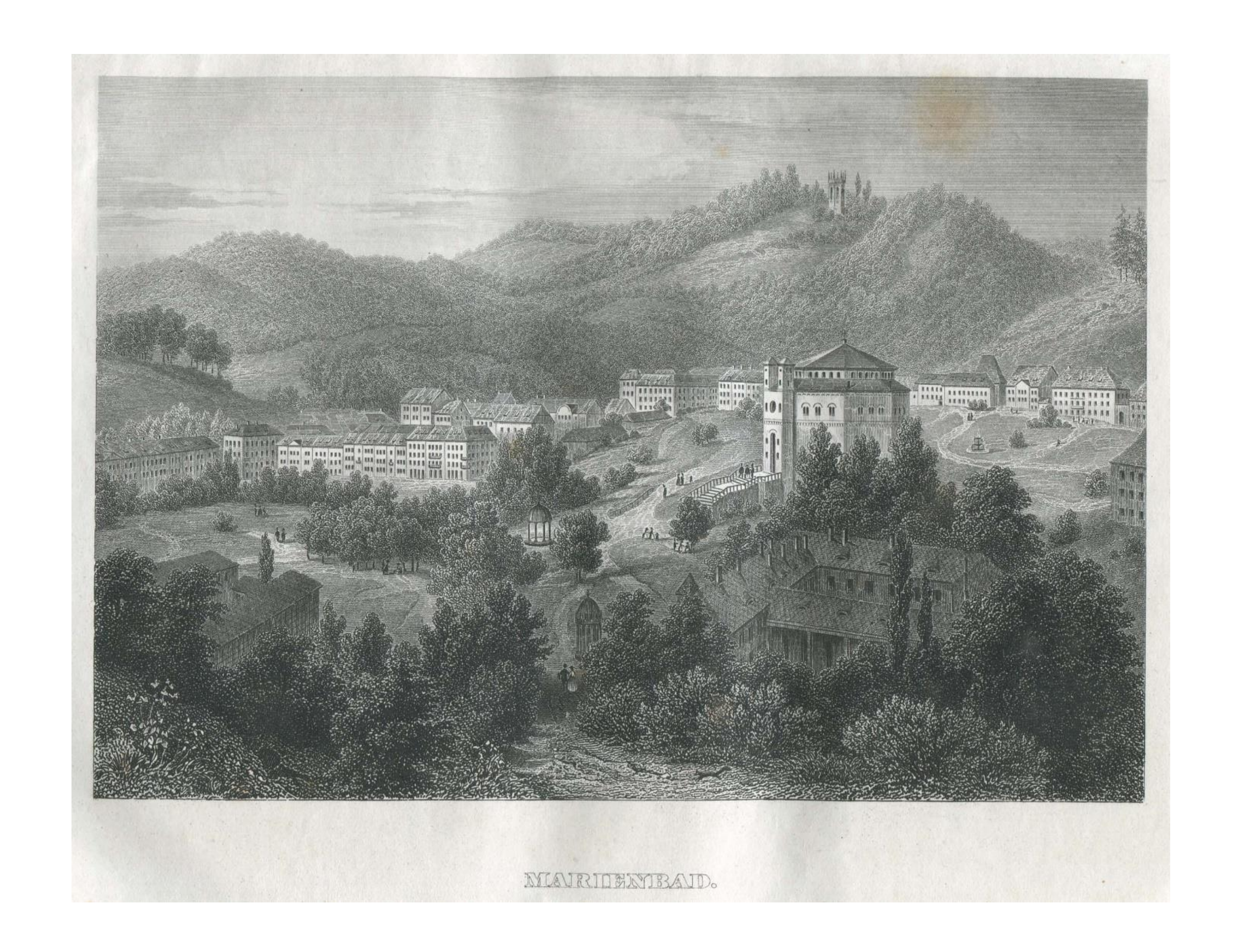
336 Tschech. Výškovice; das Dorf existiert seit der Vertreibung der Sudetendeutschen im Jahre 1945 nicht mehr.

337 Das stimmt so nicht! Die meisten Heilquellen waren bereits im 17. Jhd. von den Tepler (siehe hierzu S. 108, Anm. 312) Äbten verzeichnet und z. T. sogar gefaßt worden; zudem fanden die untengenannten Ärzte von Anfang an nachhaltigste Unterstützung in den Tepler Äbten Chrysostomus (eigentl. Laurentius Pfrogner; 1751–1812) und Karl (eigentl. Kaspar Prokop Reitenberger; 1779–1860).

338 Die Ärzte Johann Anton Nehr (1752–1820), Karl Joseph Heidler Edler von Heilborn (1792–1866) und Franz Ambrosius Reuß (1761–1830).

339 Der seit 1832 in Marienbad als Brunnenarzt wirkende jüd. Mediziner Joseph Adam Frankl (1803–1877).

340 Siehe hierzu S. 50, Anm. 129.



MARIENBAD.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 17f.




## VII. Andernach[341].

Die Ansichten der Rheinufer, auf der pittoreskesten Strecke des Stromlaufs von Bingen bis Bonn, gehören zu den schönsten der Erde. Sie sind durchaus nicht das, was man sich gewöhnlich unter den Uferansichten großer Flüsse denkt; sie haben in Wahrheit nichts mit ihnen gemein, als das rollende Brausen und die schaukelnde Strömung der Gewässer. Der Gedanke, daß man auf einer Flußfahrt begriffen sei, schwindet bei dem Rheinreisenden fast; – er glaubt eine Kette von Seen zu durchschiffen. Jeder scheint ihm von undurchdringlichen Bergwänden eingeschlossen, jeder zeigt eine neue Ansicht, ein eigenthümliches Bild. Aber doch wird er, bei aller Mannichfaltigkeit und dem wunderbarsten, oft plötzlichsten Wechsel der Gemälde bald inne, daß einzelne Züge Allen gemein sind, welche ihre Verwandtschaft verrathen, gleichsam wie sich in einer Gallerie von Familienbildern dem Beschauer gewisse Züge deut-

[341] Lat. Antunnacum.

lich machen, denen er, alle Generationen hindurch, in jedem Gesichte wieder begegnet. – Auch die Eindrücke auf das Gemüth haben auf der ganzen Reise, trotz dem Wechsel der Gegenstände, nur einen Typus. Jede Neuansicht stimmt, wie die verschwundene, mehr zur ernsten Betrachtung und zur Schwermuth als zum leichten Frohsinn. Die auf den Zinnen der Felsen und auf den Berghöhen immer und immer wieder dem Auge begegnenden Ruinen von Raubadel-Burgen und Kapellen rufen ernste Erinnerungen wach; düster und grau sehen die uralten Städte und Klöster von dem Ufer in die Fluthen; der tiefe Schatten der Berge und schwarzen Felswände färbt die Wellen dunkler, die Stille und die Einsamkeit der Ufer, nur durch das Geschrei und die Peitsche der Treiber schiffziehender Pferde, oder durch gleiche Arbeit verrichtende Gespanne armer Uferbewohner unterbrochen, alles das stimmt mehr zum Ernst, als zum Frohsinn. Kaum hat man das blühende Eden des Rheingaus (von Mainz bis Bingen) verlassen, so drängen sich die Bergufer enge zusammen, dann weichen sie plötzlich zurück und dieser Wechsel, in unaufhörlicher Wiederholung, bildet eben die Seenkette, in welche der Strom verwandelt scheint. Immer erfüllt er nun das ganze Thal, und läßt zwischen sich und den Felsen auf seinem linken Ufer eben nur Raum genug für den Fahrweg. Die Städte und Dörfer liegen in dichten Häuserreihen knapp an den Felswänden, eingekeilt zwischen diesen und den Fluthen; nur zuweilen drängt der Mangel an Raum die Häuser die steilen Abhänge hinan, und erhöht dadurch das Pittoreske der Ansicht. Bei jeder Krümmung des Stroms, fast mit jedem Ruderschlage, öffnet sich eine neue Gegend. Es ist dem Reisenden, als durchblättere er eine Mappe der herrlichsten Landschaften. Aber hastig und sonder Rast ist er – namentlich der Dampfbootreisende – genöthigt fortzublättern und das Ende von Dem, dessen Anfang überschwenglicher Genuß war, ist für ihn nur zu oft Ermüdung. Die Meisten, die das Rheinthal auf dem Dampfboot durchfliegen, fühlen bei ihrer Ankunft in Cöln Uebersättigung und klagen über Täuschung. Haben sie Recht? Soll man in Augenblicken genießen wollen, was nur in Tagen genossen zu werden bestimmt ist? „Ein ganzer Sommer gehört zur Rheinreise," bemerkt ein geistreicher Britte „wer soviel Zeit nicht dazu verwenden kann, der darf nicht sagen, daß er die Wunder dieses Paradieses und seine Freuden ganz erschaut und ganz genossen hat."[342] –

Wir werden die herrlichsten Ansichten jener gefeierten Gegenden unsern Freunden, nicht in ermüdender Aufeinanderfolge, sondern im Wechsel mit andern, vor Augen führen. Wir beginnen mit der neben uns liegenden Ansicht, einer der schönsten, welche dem eben im Allgemeinen charakterisirten pittoreskeren Theil des Rheinthals, nach dessen kurzen Erweiterung in die lachende, entzückende Gegend von Koblenz, angehört. Es ist die der uralten Stadt Andernach, vom Flusse aus aufgenommen, gegenüber ihrem hohen, riesigen Thurm, ein Werk der Römer.

Das Städtchen selbst (4 Stunden von Coblenz am linken Stromufer) bietet wenig Merkwürdiges dar. Es ist winklich gebaut, und hat in seinen 460 Häusern etwa 3500 Einwohner, die sich theils von dem hier befindlichen Gymnasium, hauptsächlich aber von den nahen Eisengruben und Lavabrüchen und sehr beträchtlichen Gerbereien nähren. In der Nähe befinden sich die Trümmer des alten Pallastes der fränkischen Könige. Der Rheinlauf muß sich seit dessen Erbauung in dieser Gegend sehr verändert haben, denn die Trümmer liegen eine gute Strecke vom jetzigen Stromufer, obschon die alten Chronisten erzählen, der Pallast habe so dicht am Strome gestanden, daß man aus dessen Fenstern im Rhein habe angeln können. Der zunächst merkwürdige Punkt ist die Ruine der Burg Hammerstein, auf einem hohen Felsen dicht am Ufer sich aufthürmend, deren langer, schwarzer Schatten vor der untergehenden Sonne, wie ein Geist, die Wogen, bis auf's jenseitige Ufer hinüber langend, beschreitet. Ein anmuthiger, an den schönsten Aussichten reicher Pfad führt zur Burg Schweppenburg, – ein ziemlich erhaltenes Bergschloß am Ausfluß der tobenden Brohl. In der Nähe sind eine Menge Höhlen; und zerrissene Felsen, und ungeheure Lavabetten, jetzt als Steinbrüche ausgebeutet, zeugen von der Thätigkeit eines vor Jahrtausenden erloschenen Vulkans, dessen eingestürzter Kegel sich 2 Stunden tiefer im Lande aus einer Hügelkette 700 Fuß über den Rheinspiegel emporhebt. Sein Krater, ein Kessel an 1300 Morgen[343] groß, ist jetzt ein tiefer See. Auf dem Rande desselben entspringen mehr als 100 Quellen und eine Höhle in der Nähe haucht immer noch erstickende Dämpfe manchmal in solcher Menge aus, daß die sie betretenden

[342] Dieser Ausspruch findet sich – teilweise auf die erste Aussage eingekürzt – häufig in der zeitgenössischen Reiseliteratur und wird dort zumeist allg. einem („berühmten") Reisenden zugeschrieben.

[343] Der Umfang lag meist bei einem Fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

Thiere davon sterben. Der See, obschon auf einem Berggipfel, friert niemals zu. Rund um sind die Gruben von verhärteter vulkanischer Asche (Traß[344]), mit der Holland seit Jahrhunderten seine Schleußen baut. Lavablöcke werden hier zu den vortrefflichsten Mühlsteinen verarbeitet und weithin versendet. – Die Ansicht von Coblenz und Ehrenbreitstein, eine trefflich ausgeführte Platte, wird das nächste Heft zieren.

[344] Traß ist die Bezeichnung für ein natürliches Puzzolan (Gestein aus Siliciumdioxid, Tonerde, Kalkstein, Eisenoxid und alkalischen Stoffen), das bestimmten Zementen als Zusatzstoff beigemischt wird. Traß als Zuschlagstoff verleiht dem Mörtel weitestgehende Wasserdichtigkeit. Deshalb verwendet man ihn z. B. zur Auskleidung von Wasserbecken, zum Verlegen und zum Vermörteln von Natursteinen und -platten sowie als Mörtel und Fugmörtel bei Stein-Restaurierungsarbeiten.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 52f.

## DCCLXIX. Das Grabmal der heiligen Genoveva
### in der Frauenkirche bei Andernach.

Wie frisch gepflückte Blumen duften noch die Kunstgebilde aus dem Wiegenalter der Poesie unseres Volkes und erfreuen noch heut zu Tage mit ihrem Liebreiz und ihrer Innigkeit jedes unverdorbene Gemüth. Es war die kindliche Einfalt und unschuldvolle Naivetät, der gläubige Sinn und die Lauterkeit jugendlicher Phantasie, welche die himmlischen Muttergestalten auf die Leinwand zauberte, in einfachen edlen Weisen zarte Mienen in die Frauenherzen goß und eine fromme Moral in ihre lieblichen Sagen wob. Dazwischen fuhr wohl auch der derbe Humor und beißende Witz umher, wie ein wilder ungeberdiger Knabe und die Schwänke, Spott- und Schalkenstreiche, welche aus jener heiteren Zeit entsprangen, ergötzen in ihrer ewigen Wahrheit und Frische noch uns und unsere Kinder. Wer kennt nicht aus seiner Jugend die Streiche des „Eulenspiegel“ und die Geschichte vom „Gehörnten Siegfried?“ Keine der Gestalten deutscher Sagendichtung aber hat sich so tief, in das Andenken des Volkes eingeprägt und wird mit solcher Liebe gepflegt, als, – wie es auf dem Titel des alten Volksbuchs sieht, – die „schöne, anmuthige und lesenswürdige Historie von der unschuldig bedrängten heiligen Pfalzgräfin Genoveva[345], wie es ihr in Abwesenheit ihres herzlieben Ehegemahls ergangen“[346]. In rührend unschuldigem Ton und wahrhaft kindlicher Naturinnigkeit wird uns ein Bild weiblicher Treue gezeichnet, welche die schwersten Versuchungen und härtesten Prüfungen heroisch besteht, Verleumdung, Verfolgung und alle Drangsale in frommer Ergebenheit trägt, vom Genius der Tugend beschützt, endlich wieder zu Ehren gebracht wird und über die bösen Geister ihres Geschicks einen glänzenden Sieg feiert.

Der geschichtliche Faden der Legende beginnt mit der Heirath der Genoveva von Brabant an den Pfalzgrafen Siegfried von Meyenfeld, und führt uns nach seinem Residenzschloß Hohenzimmern, an der Mosel. Bald darauf sandte ihn Karl Martell[347] aus, um gegen die Saracenen[348] zu kämpfen, und die junge Gemahlin, welche unbewußt ein Pfand ihrer treuen Liebe unter dem Herzen barg, ward dem Schutz seines Haushofmeisters Golo anvertraut. Der Bock war aber zum Gärtner bestellt und als alle Versuchungskünste des pflichtvergessenen Dieners an der Ehrbarkeit und Treue der schönen Genoveva gescheitert waren, beschloß er, sie zu verderben. Das Bubenstück gelang. Golo meldete seinem Herrn die während seiner Abwesenheit erfolgte Niederkunft von dessen Gemahlin und klagte sie fälschlich des Ehebruchs an, worauf Siegfried ihm den Befehl ertheilte, Mutter sammt Kind zu ersäufen. Ein mitleidiger Knappe, der mit Vollziehung des Urtheils beauftragt war, überließ jedoch die unschuldigen Opfer der Verleumdung und Eifersucht in der Wildniß ihrem Schicksal. Sechs Jahre lebte nun Genoveva in einer Höhle der Ardennen von Kräutern und wilden Früchten und ließ ihr Söhnlein von einer Hirschkuh nähren. Ein Zufall führte ihren Gemahl, der Reue über sein strenges Urtheil empfunden hatte, in ihre Nähe, und in der wieder erlangten Ueberzeugung von ihrer Unschuld führte er sie auf sein Schloß zurück. Golo aber ließ er durch vier wilde Stiere zerreißen.

---

[345] Genoveva von Brabant (angebl. ca. 730–750); ihr Gatte Siegfried von Meyenfeld bleibt hingegen völlig legendär.

[346] Titelei der von Karl Simrock (1802–1876) überlieferten Sage in dessen „Die deutschen Volksbücher Gesammelt [sic!] und ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt […]. – Erster Band“ (Frankfurt a. Main: H. L. Brönner 1845), S. [381].

[347] Der fränkische Hausmeier Karl Martell (ca. 690–741).

[348] Siehe hierzu S. 26, Anm. 78.




Das GRABMAHL der Heil. GENOVEVA
im der Frauenkirche bey Andernach

Die Manuskripte der Legende reichen bis zur Mitte des achten Jahrhunderts zurück. Die erste Ausgabe in Typen ist eine Inkunabel vom Jahre 1474; ein Beweis, wie fest sie in der Liebe und Verehrung der damaligen Zeit gewurzelt war, daß die erste Buchdruckerpresse sich ihrer annahm, gleichzeitig mit Bibel und Kalender. Die Stelle im Wald bei Andernach, wo der jagende Pfalzgraf Siegfried sein treues Weib und seinen Sohn Schmerzensreich wieder fand, ließ er mit einer Kapelle schmücken, später die Frauenkirche geheißen, in der die Gebeine der Heiligen beigesetzt sind. Nur wenige Pfeiler und Bogen haben den Verfall der schönen Kapelle überlebt und hüten noch die Grabstätte, auf die Regen wie Sonnenschein durch das offene Gewölbe niederfallen.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 19f.

## VIII. Stores[349], am Windermere See.

England hat an Westmoreland und Wales seine Schweiz; zwar leuchten dort nicht mit ewigem Schnee bedeckte Berghörner und keine in der Abendsonne flammende Gletscher, denn die Berge übersteigen kaum die Höhe von 4000 Fuß; aber das Wild-romantische, Grandiose und Herrliche der Schweizer-Natur findet sich, obwohl in etwas kleinerm Maaßstabe, wohl nirgends in Europa so treu wieder, wie eben dort. Was den Gebirgen an absoluter Höhe abgeht, wird durch das Großartige ihrer Formen ersetzt, durch den Reichthum grotesk-emporragender Spitzen und eine höchst malerische Gruppirung. Gleich den Gebirgen Helvetiens fehlen den englischen die majestätischen, geschlossenen Walder unsers Deutschlands; aber wie in den Alpen so mannichfaltig ist die Vegetation, und an Stromschnellen und Wasserfällen, an allen Wundern der Felsennatur, an allen Schönheiten und Wechseln der Thalbildung, an aller Anmuth und Schauer der Seelandschaft, sind sie nicht weniger reich. Nur der Maaßstab ist in der Schweiz größer; die Form ist dieselbe. Und wie in vielen Cantonen der Schweiz, so hat auch dort der Fleiß oder die Noth der Menschen durch Anbau die Linie gewissermaßen überschritten, über welche hinaus der wahre Freund der Natur in einer vollendet schönen Landschaft die Kultur nur ungern dringen sieht. Doch gibt es auch in der brittischen Schweiz noch weite Strecken, so wild und schroff als sie der Alpner sich nur denken kann; selbst der dort heimische Adler fehlt nicht, die Aehnlichkeit des Bildes zu vollenden.

Am nördlichen Abhange der Gebirge von Wales und Westmoreland haben sich in den tiefen Thälern jene Seen gelagert, deren romantische Ufer dem Britten die Schönheit der Bassins der Schweiz vergessen machen, welche die Einsenkungen am Fuße der Hochalpen füllen. Unter jenen ist der Windermere See, einige Stunden von Kendal, der gefeiertste. Der Britte nennt ihn stolz den König der Seen und setzt ihn dem Züricher zur Seite, mit dem er auch Aehnlichkeit in der Gestalt hat. Er füllt ein herrliches mit Anhöhen und Bergen der mannichfaltigsten Formen umzogenes Thal, von 12 engl. Meilen[350] Länge. Sein Wasserspiegel streckt sich zuweilen 3 Meilen breit aus, bald zieht er sich wieder enger zusammen, und aus ihm treten 10 Eilande hervor, die Reichthum und reger Sinn für Naturschönheiten mit prachtvollen Wohnsitzen und den anmuthigsten Gartenanlagen verschönerten. Die Uferformen zeigen die denkbar größte Mannigfaltigkeit. Bald schlüpfen üppige Graßgelände zum Wasserspiegel herab, bald wird derselbe von steilen Felsenmassen beschattet, bald steigen die Ufer zu hohen, weit in das Land hin gelagerten, bewaldeten Bergen und Hügelketten auf, oder sie bilden sanfte, wellenförmige Anhöhen, zwischen denen sich Dörfchen und Bauernhütten, Gärten und Anlagen im pittoresker Unregelmäßigkeit lagern. An vielen Stellen bildet das Ufer auf breiter Base sanft ansteigende Terrassen mit den herrlichsten Aussichten. Sie sind mit Parks und Landhäusern übersäet, den Sommerwohnungen der englischen Reichen. Jede Familie hat gemeinlich eine oder mehre Barken, und an heitern Abenden, in der schönen Jahrszeit, ist oft der See mit einer ganzen Flotte von erleuchteten Lust-Schiffchen bedeckt, und die Berge ertönen von dem vielfältigem Echo der zahllosen Musikchöre. –

Eine der herrlichsten Besitzungen in dieser paradiesischen Gegend ist Stores, das Schloß des Obersten Boulton[351], auf einer der Inseln. – Hier suchte der große Canning[352], in den Armen der

---

[349] Storrs; die Abbildung wurde erstmals 1832 in „Fisher's Drawing Room Scrap-Book" (London: Fisher, Son and Co. 1832) publiziert.

[350] 1 mile = 1.760 yd = 5.280 ft = 63.360 in = 1.609,344 m.

[351] Der Liverpooler Oberst und Sklavenhändler John Bolton (1756–1837).

[352] Der brit. Außen- und Premierminister (mit 119 Tagen die kürzeste Amtszeit, die je ein britischer Premierminister innehatte) George Canning (1770–1827).

Freundschaft und der herrlichsten Natur, Ruhe und Erholung, wenn er aus den Strudeln des öffentlichen Lebens, ermüdet, floh; hier sammelte er Kräfte zu neuer, angestrengter Thätigkeit, wenn er der ungeheuern Last der Arbeit und Sorge für das Wohl seines Volks, deren Opfer der große Mann vor der Zeit fiel, sich nicht mehr gewachsen fühlte. – Canning's Lieblingsplätzchen, auf einer weithin in die Fluthen sich streckenden Landzunge, bezeichnet ein einfacher Denkstein. –


VIII
STORES, AM WINDERMERE SEE,
ENGLAND.
Aus der Kunstanstalt des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen u. Neu. York.
Eigenthum der Verleger.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 21-23.

## IX. Fountains-Abtei[353] in Yorkshire.

An Bau-Denkmälern der Vorzeit, welche der Gegenwart einen Begriff von der Hoheit, Pracht und Ueppigkeit des Kloster-Lebens geben können, ist vielleicht kein Land in der Welt so reich, als England. Hier war der Pfaffen Paradies. Nirgends war die Kirche so begütert, nirgends so mächtig; nirgends auch haben sich so viele großartige Aeußerungen ihrer Prachtliebe in Kloster- und Tempelbauten, theils ganz, theils in Trümmern erhalten, als eben dort. Die alten Palläste und Schlösser der brittischen Könige und ihrer Vasallen sind, obschon für sich betrachtet, herrlich und groß, doch nur Hütten, verglichen mit den Riesenbauten einiger Abteien, deren Ruinen von ihrer einstigen Pracht und Unermeßlichkeit kommenden Geschlechtern noch zeugen werden.

Die schönsten dieser Ruinen, die schönsten in ganz England, sind die, deren trefflich ausgeführtes Bild das Auge des Lesers schon gefesselt hat. In der Nähe von Ginsborough (im Northriding von Yorkshire) breitet sich über Hügel und Thäler ein stundenlanger Park aus. Studley-Park ist sein Name, jetzt Eigenthum des letzten, bejahrten, weiblichen Sprößlings einer alt-brittischen Aristokratenfamilie. Unfern seines Eingangs gelangt der nach den berühmten Abteiruinen Wallende in einen majestätischen Wald tausendjähriger Eichen, aus dem der Pfad in ein enges, romantisches Thal führt. Schroffe Felswände, mit Immergrün und Epheu überschlungen, oder von hohen Tannen überschattet, berahmen es an der einen Seite, an der andern ein Waldgehäge; seinen Boden deckt das üppige Grün der Wiesen, durchschlängelt von einem rauschenden Bach, der über einige, das Thal durchziehende Felsdämme in Kaskaden herabstürzt. Allmählich erweitert sich das Thal, und plötzlich, bei einer Wendung links, treten in der ganzen 1600 Fuß messenden Breite des freundlichen Grundes dem Reisenden die unermeßlichen Abteiruinen vor’s Auge, das Ziel seiner Wanderung. Der Leser wird sich leicht einen Begriff von der riesigen Größe dieser Ruinen machen können, wenn er hört, daß vor 800 Jahren die Gebäude von Fountains-Abtei einen Raum von dreizehn Morgen[354] bedeckten; daß ihre der Gegenwart bewahrten Trümmer noch 5 Morgen einnehmen. Die Kirche allein war fast so groß, als die St. Pauls-Cathedrale in London und das vollendetste Muster der gothischen Baukunst. Noch steht der größere Theil des Schiffs, – 350 Fuß lang mit über 50 Fuß hohen Fenstern. Der Thurm, zu eingestürzt, ragt noch 150 Fuß hoch empor. Aus der Kirche führt ein Thor nach dem doppelten Säulengange des Klosters (vergl. das Bild), dessen wohlerhaltene Trümmer das Grandioseste sind, was man in dieser Art irgendwo sehen kann. Er ist über 300 Fuß lang, fast 50 Fuß breit und über 15 Ellen[355] hoch. Ein anderes Thor führt nach dem ehemaligen Klostergarten (jetzt wieder in einen Blumengarten umgeschaffen), rund umher von andern pittoresken Ruinen des unermeßlichen Gebäudes umgeben, – der ehemaligen Bibliothek mit 200 Fuß langen Hallen, des Justizgebäudes und des Capitalhauses. Das Gewölbe dieses letztern, 40 Fuß hoch und über 100 Fuß weit, wird, wie der große Saal in Marienburg, von einer einzigen Mittelsäule getragen. Der große Speise- und Bankettsaal der Mönche, gleichfalls bewundernswürdig kühn überwölbt, ist ein herrlicher Raum; 108 Fuß lang, die Hälfte so breit, und an 30 Fuß hoch. Hier praßten die Pfaffen in unglaublicher Schwelgerei und Sittenlosigkeit, wegen welcher die Abtei eben so berüchtigt war, als berühmt wegen ihres Reichthums, ihrer Schönheit und Pracht. In der Kirche sieht man noch den stei-

---

[353] Die Ruine des 1132 gegründete und 1539 aufgehobenen Zisterzienserklosters Fountains Abbey; die gesamte Anlage gehört seit 1986 zum UNESCO-Weltkulturerbe. Joseph Meyers Artikel liest sich übrigens wie die ‚artige‘ Version der diesbezüglichen Einlassungen von Hermann von Pückler-Muskau (1785–1871) in dessen Werk „Briefe eines Verstorbenen. – Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. – Vierter Theil“ (Stuttgart: Hallberger 1831), S. 211-215.

[354] Siehe hierzu S. 119, Anm. 343.

[355] Die Elle maß in Europa in der Regel um die 60 cm.

nernen Sarg, in dem Hotspur Percy[356] begraben lag; andere zahllose Grabmaler, – Bildsäulen streitbarer Aebte in voller Kettenrüstung und von Mönchen in Harnischen, – bedecken die inneren Mauern und Pfeiler der Kirche. Hoch oben am Thurm aber liest man mit gothischen Riesen-Buchstaben eine lateinische Inschrift, die dem Wanderer den hehren Spruch zuruft: Ehre und Preis dem einzigen Gott durch alle Jahrhunderte[357].

Die ganze Ruine ist mit Epheu und Schlingpflanzen wie mit Vorhängen bedeckt, und majestätische Bäume wehen hie und da daraus hervor. Der Waldbach, der in geringer Entfernung von ihr hinrauscht, treibt an ihrem Ende die uralte Klostermühle, welche immer noch im Gebrauch geblieben ist, gleichsam als ein Beleg für die große Wahrheit, daß, während die oft verbrecherische Pracht und Hoheit der Großen vergeht unter den Schlägen des rächenden Schicksals, das nützliche Gemeine sich erhält. – Ungefähr 200 Schritte weiter steht das alte Wohnhaus der Familie der Besitzerin, welches vor 300 Jahren aus Abteitrümmern aufgerichtet wurde, ein großes Gebäude in sonderbarem Styl und höchst malerischen Ansehens. Seine mit verwitterten, hohen Mauern umgebenen Gärten, die im Le Notre'schen[358] Geschmack angelegt und erhalten sind, bewahren noch die Ueberbleibsel ursprünglicher Gartenanlagen der Aebte. Tausendjährige Taxusbäume, die größten und schönsten in der Welt, mit Stämmen von 30 bis 40 Fuß Umfang, zollen da ihre jungen Jahrtriebe noch immer der Scheere des Gärtners, gleichsam zur Strafe ihres unverwandten, ihnen vom Schöpfer eingehauchten Strebens, sich aus jenen unnatürlichen, geschmacklosen Formen zu befreien, welche ihnen die tyrannische Laune längst vergangener Menschen und Zeiten anwieß. So verkrüppeln oft die herrlichsten Völker in den Einrichtungen einer barbarischen Zeit, und ihr fortgesetztes Streben nach Befreiung ist nur eine ewige Verblutung.

Die prachtvolle Fountains-Abtei dankt ihren Untergang, wie die meisten ehemaligen Abteien England's, der Einziehung der Klöster unter Heinrich VIII.[359] und dem gegen alles Kirchliche wüthenden Wandalismus der damaligen Zeit. Man versteigerte die prachtvollen kupfernen Dächer als altes Metall und zerbrach die herrlichsten Thürme und Mauern, um Quadern für einen Cloakenbau zu gewinnen! Die Nachkommen haben an den Ruinen wieder gutzumachen gesucht, was die Vorältern an Prachtbau verschuldet, und ihre Schaltung ist der jetzigen Besitzerin ein Gegenstand der größten Sorgfalt. Kein loses Steinchen begegnet dem Fuße des Wanderers in dem Trümmer-Labyrinthe, weder Distel noch Dornstrauch ritzt Hand oder Kleidung, und der Grasboden in den Höfen und Zwischenräumen der Mauern ist ein sorgfältig geschorener Teppich. Dieses allzu eifrige, überall sichtbare, die verständige Grenze weit überschreitende Erhaltungsstreben macht aber einen widrigen, beklemmenden Eindruck und schwächt der herrlichen Ruine schönsten Zauber auf das Gemüth.

---

356 Sir Henry Percy, genannt „Harry Hotspur" (1364 o. 1366–1403; gefallen), der zunächst Freund und Parteigänger von König Heinrich IV. (engl. Henry IV; 1366 o. 1367–1413) war, später jedoch gegen diesen rebellierte. In William Shakespeares (1564–1616) Drama „Heinrich IV." spielt er eine bedeutende Rolle. In Fountains Abbey liegt jedoch nicht Harry Hotspur (s. o.) begraben, sondern sein Vorfahr Henry Percy, 8th Baron de Percy and 1st Lord Percy of Alnwick (1309–1315).

357 Hiermit ist sicherlich das im Turm angebrachte Motto von Abt Marmaduke Huby (1439–1526; seit 1495 Abt) gemeint: „Soli Deo Honor et Gloria / Nur Gott allein Ehre und Ruhm".

358 Im Geschmack des frz. Gartenarchitekten André Le Nôtre (1613–1700), der für die Gartenanlagen von Versailles verantwortlich zeichnet.

359 Heinrich VIII. Tudor (engl. Henry VIII; 1491–1547), seit 1509 König von England, seit 1509 Herr und ab 1541 König von Irland; er hatte sich am 3. November 1534 qua Suprematsakte (Act of Supremacy) von der Katholischen Kirche losgesagt.




FOUNTAIN'S ABTEY
ENGLAND

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 23-25.

## X. Coblenz[360] und Ehrenbreitstein.

In der Gegend von Coblenz ist gewissermaßen Alles auf einem Punkte vereinigt, was auf dem Wege von Mainz dahin den Rheinreisenden entzückte; Fels und Thal, Wald und Reben, Gärten und freundliche Dörfer, eine große, lebensreiche Stadt, weitgetrennte Ufer verbindende Brücken, ehrwürdige Trümmer der Vorzeit und riesige Werke der neuesten Baukunst zur kriegerischen Abwehr liegen am Gestade des schönsten Stromes wie hingezaubert da, so daß man alle diese mannichfachen Gegenstände mit einem Blicke übersehen kann. Das Ende der Rheinreise ist zugleich das Paradies für die Reisenden.

Wenn, den Rhein hinabschiffend, man der Mündung der Lahn sich nähert, welche aus einem engen Felsenthale bei Nieder-Lahnstein, sich in den Rhein ergießt, wendet sich der Strom plötzlich nach Westen und mit einem Male fällt nun der Blick in das weite, herrliche Thal, in welchem Coblenz in einer fast rechtwinklichen, durch die Einmündung der Mosel gebildeten Landecke, malerisch-schön am Ufer sich lagert. Gegenüber am andern Gestade erheben sich auf einem hohen, schroffen Felsen die colossalen Werke der Festung Ehrenbreitstein[361], an dessen Fuß Thal-Ehrenbreitstein, einer kleinen Stadt ähnlich, sich ebenfalls dicht am Wasser hinzieht. Ueber Coblenz ragen, sanft gewölbt, die casemattirten[362], stark befestigten Höhen. Vom rechten Ufer aus reicht der vorwärts gerichtete Blick weit in das Moselthal, links schweift er über die lange Schiffbrücke, welche Thal-Ehrenbreitstein mit Coblenz verknüpft; das Rheinthal hinauf und Hügel und Berge der gefälligsten Formen, mit Trümmern zerstörter Klöster und Burgen gekrönt, dienen der wunderschönen Aussicht zum Rahmen.

In unserm trefflich ausgeführten Bilde ist sie mit aller der Treue und Genauigkeit versinnlicht, die auf so kleinem Raum von Griffel und Grabstichel zu erreichen war. Der Standpunkt des Zeichners war auf der rechten Rheinseite, dem Strome aufwärts zugekehrt, der Fuß des Ehrenbreitsteinfelsens, dicht unter den Kanonen der Festung. Es ist nöthig, sich dieß, bei Vergleichung mit obiger Beschreibung, zu vergegenwärtigen.

„Ich konnte mich" – so schreibt der gemüthvolle Künstler[363] – „bei der Skizzirung dieses Bildes eines seltsamen, unheimlichen Gefühls nicht erwehren; mir war's, als befände ich mich in einem Zauberkreise, unter dem Einfluß böser Dämonen. – Die Natur war um und um so herrlich und groß, so reich und so gütig – wohin ich das Auge wendete, überall Zeugniß der Vaterliebe des Allmächtigen gegen seine Menschen, die ganze Landschaft gleichsam Gottes Zuruf: Seyd glücklich, meine Kinder, und lebt froh und in Frieden! – Und der Menschen Antwort? ich lese sie, Jedermann verständlich, in den Wällen und Brustwehren, den Bastionen und Gräben auf allen Höhen und in allen Thälern ringsum, in den Mauern, die über Mauern sich thürmen, in den Zugbrücken über ausgegrabene Abgründe, in den überall glitternden Bajonettspitzen und in den tausend Feuerschlünden, die, Verderben und Tod in den ehernen Leibern bergend, grimme Blicke nach allen Seiten hin werfen, gleichsam als harrten und lauschten sie dem ihren Bann lösenden Worte. Statt froher Gesänge glücklich und friedlich genießender Kinder der paradiesischen Natur schreckte mich das brüllende „Abgelöst!" das drohende „Werda?" der Wachen jeden Augenblick, oder das Musketengeprassel exerzirender buntfarbiger Automaten, die ich im Mau-

---

[360] Lat. Confluentes.

[361] Die ursprüngl. kurtrierische Befestigungsanlage war nach dem Übergang an Preußen im Jahre 1815 nochmals stark ausgebaut worden und war damals neben den Festungen von Gibraltar und Paris sowie der von Köln mit 14 km Umfang eine der bedeutendsten Festungsanlagen Europas.

[362] Kasematte (frz. casematte, von mittelgriech. χάσμα, chásma, „Spalte, Erdschlund, Erdkluft" über ital. casamatta, „Wallgewölbe"), ein vor Artilleriebeschuß geschütztes Gewölbe im Festungsbau.

[363] Leider konnte das Geheimnis um den Namen des Künstlers bis heute nicht gelüftet werden.

ernlabyrinthe bald kommen und gehen, bald erscheinen und bald verschwinden sah. Auf den Vorsprüngen der Felsen, wo ich den flötenden Hirten suchte und die springende Ziege – begegnete meinem schüchternen Auge nur das Blinken eines behelmten Haupts, dessen mißtrauisch spähender Blick unmöglich mißverstanden werden konnte. Friede! ruft Gott von den herrlichen Höhen; von den finstern Menschenwerken, die sie krönen, antwortet Unfriede das Echo. – Der unheimlichsten Gefühle voll beschleunigte ich die Vollendung meiner Skizze und eilte fort, erst dann wieder frei athmend, als ich mich außer dem Kreise wußte, in dem der wilde Kriegsteufel selbst Hoflager zu halten scheint. Thal-Ehrenbreitstein besuchte ich nicht, zufrieden, zu erfahren, daß Metternich[364] da geboren sey. Auch nach Coblenz bin ich nicht gekommen. Unter dem Regimente der Kanonen könnt' ich auch im Paradiese nicht froh werden, und darum mied ich's. Doch sagte man mir, daß Coblenz ein recht lebensmunteres Völkchen bewohnt."

So idyllisch, als unser wackrer Zeichner, sind wohl nur die wenigsten unsrer Leser gestimmt, und darum dürfen wir's schon wagen, einen Augenblick länger in des „Kriegsteufels Zauberkreise" zu verweilen.

Coblenz, sonst Residenz des ehemaligen Kurfürsten von Trier[365], hernach Präfekturort des französischen Departements Rhein und Mosel, jetzt Hauptstadt der preußischen Provinz Niederrhein, ist eine bedeutende Stadt (sie zählt 16,000 Einwohner in 1100 Häusern), die aber vom Flusse aus noch viel größer erscheint, als sie wirklich ist, weil sie lang und schmal auf der Erdzunge sich hindehnt, an deren Spitze der Rhein und die Mosel zusammenströmen. Die Straßen von Coblenz sind größtentheils eng und haben hohe Häuser; doch gibt es einige mit Lindenbäumen besetzte recht freundliche Märkte, eingefaßt mit stattlichen Gebäuden. Die vorzüglichsten der Stadt sind: Die alte Castorkirche von sehr edler Bauart und das geschmackvoll aufgeführte sonstige kurfürstliche Residenzschloß am Ende der Stadt, aufwärts am Rhein, dicht an seinem Ufer. Sehr merkwürdig ist die 1000 Fuß lange Moselbrücke, ein Werk grauer Vorzeit. Ein weiter, dichter Kranz von Gärten, zu deren Anlagen die nahen, wunderschönen Umgebungen der Stadt hier mehr, als irgendwo, einladen, ist ein Zeichen, das auf Frohsinnigkeit einer Bevölkerung deutet; es trügt selten, auch hier nicht. Sie sind ein gar leichtes, lebenslustiges, heiteres, frohgenießendes Völkchen, die Coblenzer, auf deren Charaktergepräge die zwanzigjährige Herrschaft der Nachbarn nicht ohne Einfluß bleiben konnte. –

Dem Reisenden rathen wir, die Hügel um die Stadt, namentlich die mit den Citadellen Franz[366] und Alexander[367] überbauten Anhöhen nicht unbesucht zu lassen, da man von jeder derselben eigenthümliche wunderschöne Aussichten in der angenehmsten Abwechselung genießt. Zugleich mit Ehrenbreitstein und einer Kette verschanzter Höhen auf beiden Gestaden beider Ströme bilden jene Forts den stärksten Waffenplatz auf der Erde – groß genug, um ein Heer von 160,000 Mann unangreifbar zu schützen. Es ist das westliche Thor zur preußischen Monarchie; und ein gut verwahrtes ist's – wenigstens von Außen.

---

[364] Der österr. Staatsmann Clemens Wenceslaus Nepomuk Lothar von Metternich-Winneburg zu Beilstein (1773–1859), führender Kopf der Restaurationsepoche nach den napoleonischen Kriegen.

[365] Die Erzbischöfe von Trier.

[366] Die nach dem österr. Kaiser Franz I. (1768–1835) benannte Festung auf dem sogenannten Petersberg im heutigen Koblenzer Stadtteil Lützel war 1822 fertiggestellt worden. Gemäß Art. 180 des Friedensvertrags von Versailles vom 28. Juni 1919 (Inkrafttreten 20. Januar 1920) mußten jedoch große Teile der Koblenzer Festungsanlagen geschleift werden, was für diesen Teil der Anlage im Jahre 1922 zur Ausführung kam. Weitere Überreste des Festungswerks wurden 1959 gesprengt. Erhalten geblieben sind lediglich die beiden seitlichen Enden des halbkreisförmigen Reduits und der Kehlturm am Fuße des Petersbergs.

[367] Die Feste „Kaiser Alexander" stellte das Hauptwerk des gleichnamigen Festungssystems dar. Sie war 1822 im heutigen Koblenzer Stadtteil Karthause fertiggestellt worden. Ihren Namen verdankt sie dem russ. Zaren Alexander I. (russ. Александр I Павлович, Aleksándr I. Pavlovič; 1777–1825). Gemäß Art. 180 des Friedensvertrags von Versailles vom 28. Juni 1919 (Inkrafttreten 20. Januar 1920) mußten jedoch große Teile der Koblenzer Festungsanlagen geschleift werden, was für diesen Teil der Anlage im Jahre 1922 zur Ausführung kam. Die letzten großen Überreste des Festungswerks wurden 1964 gesprengt. Nur das Haupttor, das sogenannte Löwentor, Reste des Kehlreduits und Teile der mit Zinnen versehenen Mauer westl. des Tores sind erhalten geblieben.




COBLENZ UND MOSEL-MÜNDUNG
aus der Nähe von Ehrenbreitenstein gesehen.

Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen. Eigenthum der Verleger.

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 25-27.

## XI. Oxford.

Wenige Städte des städtereichen Britannien’s gewähren eine schönere Ansicht, als das uralte, weltberühmte, in einer schönen und fruchtbaren Gegend an dem reizenden Themse-Ufer gelegene Oxford. Die alterthümliche Pracht seiner Gebäude, seine Collegien, Kirchen, Hallen und Palläste. die sich, von welcher Seite man es auch betrachten möge, mit der glücklichsten Wirkung gruppiren, findet in der Welt nicht ihres Gleichen, wenigstens ist kein Ort auf der Erde, wo so viele wohlerhaltene und so großartige Baudenkmäler aus der Blüthenzeit des Sächsischen und Gothischen Geschmacks, von 500 bis 1000jährigem Alter, beisammen angetroffen werden. Es gibt Straßen in dieser Stadt, wo man sich ganz in das zwölfte oder dreizehnte Jahrhundert zurück versetzt glaubt, weil man durchaus nichts als Gebäude aus dieser Zeit, ohne irgend eine moderne Unterbrechung, um sich her versammelt sieht. Die meisten dieser Prachtgebände der Vorzeit für Unterricht und Gottesverehrung sind mit einem Aufwand errichtet, der alle Bestrebungen der Gegenwart, es jener in ihren Bauwerken nachzuthun, geradezu höhnt. –

In diesem hohen, alten Musensitze Albion’s[368], der 24 verschiedene Collegien (COLLEGES) zählt, in denen 6000 Studenten von 800 Professoren in allen Fächern des Wissens Belehrung erhalten, – Lehranstalten, von denen jede einzelne ihre besondere Kirche hat, ihre Bibliothek, Handschriftensammlung, Gemäldegallerie, Museen aller Art, anatomisches Theater etc. und oft mehr, weit mehr Schätze der Kunst und Literatur und Anstalten für deren Förderung ausweisen kann, als eine deutsche Universität, wollen wir jetzt das Merkwürdigste betrachten.

Das große Gebäude, welches, mit dem massiven, hohen Thurm an seinem Ende, in der Mitte unsers Bildes die Häusermassen überragt, ist Christchurch College[369], an Umfang das größte unter den Universitätsgebäuden. Es wurde von Christoph Wren[370], dem berühmtesten Architekten England’s, dem Erbauer der Londoner Paulskirche, im 17. Jahrhundert größtentheils neu aufgeführt. Nur ein Theil ist noch der uralte Bau, – und dieser das merkwürdigste Ueberbleibsel altsächsischer Bauart aus dem achten Jahrhundert. In diesem, in einer Capelle, ist der berühmte Schrein der heiligen Frisdawida[371], ein überaus prächtiges sächsisches Grabmal, jetzt über 1200 Jahr alt, befindlich. Die Bibliothek enthält 100,000 Bände. – Das kirchenähnliche Gebäude rechts ist Wolsey’s-Hall, im grandiosesten Styl, unter Cardinal Wolsey’s[372] Ministerium errichtet. Reich ist in diesem Collegium besonders das Museum. Hinter ihm erhebt sich der Thurm der im 13. Jahrhundert erbauten Cathedrale. Der kleinere rechts ist der von Merton College[373], gleichfalls ein Denkmal aus dem dreizehnten Jahrhundert. Der erste Thurm links von Christchurch College gehört der Marienkirche an; er ist im reichsten gothischen Styl erbaut und ganz überladen mit Ornamenten. Der nächste ist der Glockenthurm von Sanct Aldatus; dicht daran, der majestätische Dom dort, das Radcliff’sche Bibliothekgebäude, die bewunderungswürdige Schöpfung eines patriotischen Bürgers, dessen Namen sie trägt. Des Gebäudes Innere ist eine einfach, aber grandios verzierte Rotunda von 350 Fuß Umfang und 65 Fuß Höhe, abgetheilt in 3 Etagen,

---

[368] Klass. Bezeichnung für die brit. Inseln (griech. Ἀλβίων, Albíōn; lat. Albion; wohl zurückzuführen auf schott.-gäl. Alba, ir. Alba in, Manx Nalbin, walis. und corn. Alban).

[369] 1525 von Kardinal Thomas Wolsey (siehe hierzu S. 133, Anm. 372) gegründet.

[370] Christopher Wren (1632–1723).

[371] Die Äbtissin Frideswida (auch Friðuswiþ, Frevisse bzw. Fris; † 727).

[372] Der engl. Kanzler und Kardinal Thomas Wolsey (ca. 1475–1530), am 10. September 1515 zum Kardinal erhoben.

[373] Vom engl. Lordkanzler Walter of Merton (ca. 1205–1277) 1264 gegründet, besitzt es die älteste durchgehend benutzte Bibliothek der Welt.

mit einer nobelen Kuppel und zwei Reihen offener Gallerien über einander. Aus diesen laufen rund umher strahlenförmige Gänge nach den hohen Außenfenstern, und in diesen Gemächern sind die literarischen Schätze in Schränken aufgestellt. Die Bibliothek, vom Gründer, dem berühmten Arzte Radcliff[374], gesammelt und der Universität geschenkt, enthält über 100,000 Bände, alles blos medizinische Werke! – Der Thurm zur äußersten Linken ist der von ALL-SOULS[375] (Aller-Seelen)-College; es ist mit dem der Königin (QUEEN'S)[376] das schönste Gebäude der alten Musenstadt. Die eigentliche Universitätsbibliothek, die größte und kostbarste der Erde, enthält gegenwärtig über 650,000 Bände und mehr als 40,000 Handschriften. Sie ist in einem von Heinrich VIII.[377] gegründeten äußerst zweckmäßig eingerichteten prachtvollen Gebäude in bewunderungswürdiger Ordnung aufgestellt. Das Lokal sieht keinem andern dieser Art ähnlich und versetzt auch im Innern vollständig in eine längst verschwundene Zeit. Der kreuzgeformte Saal, die seltsam gestalteten, mit Schnitzwerk bedeckten himmelhohen Schränke, die ungeheuern Fenster, sechzig Fuß hoch und fast ein Drittheil so breit, alle von buntfarbigem, mit den kostbarsten Malereien bedeckten Glase, die prächtige Decke, in 1000 goldberahmte azurblaue Felder getheilt, in jedem derselben das Conterfei einer aufgeschlagenen Bibel, auf der 4 silberne Kronen liegen, – selbst die in den Gallerien umher wandelnden oder an den Tafeln sitzenden Universitätslehrer und Bibliothekare im Kostüme Luther's[378]: Alles wirkt bezaubernd auf den Schauenden und entrückt ihn unwillkürlich der Gegenwart. In der Mitte der hohen Schränke läuft eine Gallerie umher, um mit geringer Mühe und Gefahr zu den höher stehenden Büchern gelangen zu können. Queer durch den Saal zieht sich eine lange Gasse geschlossener, mit allen Bequemlichkeiten versehener Kabinets hin. Jeder, der es mag, kann sich mit den gewählten Büchern in ein solches zurückziehen, und hier ganz ungestört allein arbeiten; eine gewiß nachahmungswerthe Einrichtung.

Diese Bibliothek, in der Welt die am reichsten dotirte, erhält alljährlich durch Ankauf von Literaturschätzen in allen Ländern und durch patriotische Vermächtnisse großen Zuwachs. Neue Gebäude, welche jetzt aufgeführt werden, sollen bewahren, was das alte, trotz seiner ungeheuern Größe, nicht mehr fassen kann. Neben der Bibliothek befindet sich ein Museum für Antiken und eine Gemäldegallerie. Höchst merkwürdig ist noch die weltbekannte Universitäts-Buchdruckerei (CLARENDON PRESS[379]), die größte, vollständigste und besteingerichtete auf der Erde. Sie ist in einem, im reinsten griechischen Geschmack aufgeführten, tempelartigen Gebäude, und beschäftigt nahe an 500 Personen. Hier wird in mehr als 300 Sprachen gedruckt, für die Bibelgesellschaften allein sind gewöhnlich 50 Pressen im Gange. Die in dieser Anstalt gedruckten Werke aller Art füllen eine Bibliothek von circa 26,000 Bänden, welche in einem eigenen großen Saale aufgestellt sind. – Sehr sehenswerth sind auch der botanische Garten, das große naturhistorische Museum, die Sternwarte und eine Menge andere auf Wissenschaft und Kunst Bezug habende Anstalten, deren Einzelanführung aber weder Raum noch Zweck dieses Werkes gestatten.

---

[374] Der kgl. Leibarzt John Radcliffe (1650–1714).

[375] 1438 von König Heinrich VI. (engl. Henry VI; 1421–1471) und Henry Chichele (ca. 1364–1443), Erzbischof von Canterbury, zur Erinnerung an die im Hundertjährigen Krieg (1337–1453) gefallenen Engländer gegründet.

[376] 1341 vom Priester Robert de Eglesfield (ca.1295–1349) zu Ehren von Königin Philippa geb. d'Avesnes, Gräfin von Holland-Hennegau (engl. Philippa of Hainault; 1311–1369, seit dem 24. Januar 1328 mit dem späteren engl. König Eduard III. – engl. Edward III; 1312–1377 – verheiratet) gegründet.

[377] Heinrich VIII. Tudor (engl. Henry VIII; 1491–1547), seit 1509 König von England, seit 1509 Herr und ab 1541 König von Irland.

[378] Des dt. Reformators Martin Luther (1483–1546), also im Stil des 16. Jhds.

[379] Die „Clarendon Press“ ist lediglich ein Teilbetrieb der 1586 eingerichteten Oxford University Press; diese hatte übrigens 2014 allen ihren Autoren empfohlen, in Kinderbuchtexten auf das Erwähnen von Schweinen, Schweinefleisch, Würstchen, o. ä. zu verzichten, um Muslime nicht zu verletzen, was jedoch Politiker aller Parteien (darunter auch Moslems) als unsinnig ablehnten.


XI.
OXFORD
Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen
Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 27f u. 40-43.

## XII. Die Dreifaltigkeits-Brücke in Florenz[380].

Der Zauber, den Florenz auf jeden empfänglichen Menschen ausübt, ist nicht nur in den Eindrücken einer reichen und heitern Gegenwart, sondern auch in Erinnerungen einer glorreichen Vorzeit, deren Denkmale bei jedem Schritte aufstoßen, zu suchen. Mehr als das Andenken an seine kriegerische Größe, an seine Helden- und Staatsmänner in den Zeiten der Republik, beschäftigt den Geist der Gedanke, daß Wissenschaften und Künste hier vor allen andern Orten geblüht und die edelsten Früchte für die Bildung der europäischen Völker getragen haben. Die gefeiertsten Namen der italienischen Literatur, die gepriesensten der Künste sind florentinischen Ursprungs , und Florenz selbst ist gleichsam ein großes Museum, in welchem ihre unvergänglichen Werke bewahrt sind. Dieß gilt besonders in Beziehung auf seine Architekten. Sie machten Florenz zu einer Stadt von Pallästen, Domen, Kirchen und prachtvollen Bauwerken aller Art – in ihm das schönste in jedem Zweige ihrer Kunst gleichsam wie in einem Fokus zusammen drängend. Auch Michel Angelo[381], das größte Kunstgenie aller Zeiten, gleich groß als Architekt, wie als Maler und Bildner in Erz und Stein, wählte Florenz, in dessen Nähe er geboren, dem er seine Bildung verdankte, zur Stätte für die Aufrichtung vieler seiner vortrefflichsten Werke. Unter diese ist auch die Brücke zu zählen, welche unser schönes Bild dem Auge versinnlicht. Zwar ward sie erst einige Jahre nach seinem Tode (1669) vollendet; aber den Plan dazu entwarf er. – Unter allen ähnlichen Bauwerken Italien's, obschon mancher an Größe nachstehend, ist sie von Gestalt die schönste; an Adel, Reinheit und Zierlichkeit ihrer Verhältnisse wird sie von keiner der Erde übertroffen. –

Die Brücke SANTA TRINITA[382] führt über den Florenz in zwei ungleiche Hälften theilenden Arno. Im Innern aus Granit erbaut, besteht ihr Aeußeres ganz aus glänzendweißem Alabaster. Die Verhältnisse sind die schönsten, welche je ein Baukünstler erfunden. Der Adel derselben reißt jeden Beschauer, auch den rohesten, zur Bewunderung hin. Die kühne Spannung der Bogen, dabei ihre außerordentliche Leichtigkeit und Zierlichkeit im Gegensatz zu der kolossalen Stärke der Pfeiler und Widerlager, welche die Wasserkraft des wilden Arno zu brechen bestimmt sind, bringen eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Kurz nach ihrer Vollendung gab man zwar der Befürchtung Raum, das herrliche Werk könne, ohne Nachtheil für seine Dauer, die Erschütterung schwerer Fuhrwerke nicht aushalten, und fast 100 Jahre lang war sie bloß Fußgängern offen. Später aber wurde erwiesen, daß ihre Construktion auf den Grundsätzen der höchsten Dauer beruhe, und seitdem wird sie von den schwersten Lastwagen befahren. Sie hat sich auch so vortrefflich erhalten, daß man glauben sollte, sie wäre erst vor eben so viel Jahren erbaut, als sie Jahrhunderte nun den Wogen und Lasten trotzt.

Die Betrachtungen der merkwürdigsten sonstigen Bauwerke, welche Florenz den Beinamen „die Schöne“ erworben, die Erwähnung der unermeßlichen Kunstschätze, welche sie enthalten, versparen wir auf eine spätere Gelegenheit. Diese ist uns in einem guten Bilde von der Ansicht der Hauptstadt Toskana's bewahrt, welches eins der nächsten Hefte[383] dieses Buchs zu schmücken bestimmt ist.

---

[380] Lat. Florentia, ital. Firenze.

[381] Michelangelo Buonarroti; er hatte im toskanischen Caprese (heute Caprese Michelangelo) das Licht der Welt erblickt.

[382] Die Brücke war zwischen 1567 und 1571 nach Plänen von Bartolomeo Ammanati (1511–1592) erbaut worden, doch geht die Forschung davon aus, daß diesem hierfür wichtige Vorzeichnungen von der Hand Michelangelo Buonarrotis zur Verfügung standen. Sie wurde am 4. August 1944 von deutschen Truppen auf dem Rückzug zerstört und zwischen 1952 und 1958 im alten Stil wiederaufgebaut.

[383] Ein Band besteht in der Regel aus zwölf, oftmals in einem Zeitraum von mehreren Jahren gelieferten Heften à 4 Artikeln.




PONTE SANTA TRINITÀ,
FLORENZ.

Aus der Kunstanstalt des Bibliographischen Institut in Hildburghausen u. Neu York.

Eigenthum der Verleger.

## XIX. Florenz.

Die Campagna um Florenz hat nicht das finstere, schwermüthige Ansehen, das Oede und Unheimliche der mit Ruinen und Denkmalen vergangener Jahrtausende übersatten, menschenleeren Römischen. Milde, balsamische Lüfte, eine lachende, reizende Natur, thätige, lebensfrohe, schöngestaltete Menschen bewillkommnen dort den Reisenden und versetzen ihn in eine höhere, freudigere Stimmung.

So vorbereitet naht er der Hauptstadt Toskana's. Noch entzieht sie der letzte Hügel seinem Auge, bald ist dieser erstiegen und in einem reizenden Thale, zu beiden Seiten des Arno, zwischen Olivenhainen, Weinbergen und Orangengärten gebettet, liegt das an großen Erinnerungen so reiche Florenz in zauberischer Anmuth zu seinen Füßen.

Florenz (ITAL. FIRENZE), jetzt in 10,000 Häusern etwa 85,000 Einwohner enthaltend, war einst, nächst Rom, die volkreichste Stadt Italiens. In den Zeiten des Mittelalters, unter dem Bürger- und Gemeinsinn aufregenden, zu Anstrengung und Wagniß anspornenden Einfluß republikanischer Institutionen, schwang sich die Stadt zu einer großen politischen Macht empor, und zahllos sind die Heldenthaten, wozu die Freiheit ihre Bürger, die Gesammthett wie die Einzelnen, begeisterte, durch welche sich ihre Geschichte so sehr verherrlicht. An dem langen Kampfe der Guelphen und Ghibellinen[384], welcher die Freistaaten Italiens zerfleischte, nahm auch das kriegerische Florenz den lebhaftesten Antheil; ja oft waren seine Marktplätze und Straßen den streitenden, unversöhnlichen Parteien das blutgetränkte Schlachtfeld. Aber nicht innere noch äußere Kriege waren vermögend, es zu entkräften, und an der Hand der Freiheit schritt es Jahrhunderte lang unausgesetzt weiter auf der Bahn des Ruhms, des Reichthums und der politischen Größe. Der Unternehmungsgeist seiner Einwohner baute Häfen und Schiffswerfte am entlegenen Gestade, ihre Handelsgeschwader beschifften alle damals bekannten Küsten und Meere, und beuteten friedlich erworbene Schätze ans den fernsten Ländern. Die Kriegsflotte des kleinen Staats war gefürchtet; sie schlug häufige Schlachten, oft siegreich, gegen das neidische, zur See herrschende Pisa und gegen Venedig. Seine Kaufleute waren reicher als Fürsten und stolz wie Könige; Florenz beschickte mit seinen Gesandten alle europäischen Höfe, und auf die Beschlüsse der mächtigsten Herrscher blieb der Rath der kleinen Republik selten ohne Einfluß – nie ohne Gehör. – Zu Anfang des 15ten Jahrhunderts zählte Florenz achtzigtausend Bürger mit Wehr und Waffen, und die Gesammtzahl seiner Einwohner überstieg 400,000.

Dies war der Gipfel seiner Größe. Die Entdeckung von Amerika, die Auffindung des Weges um Afrika nach Ostindien, dieselben Ursachen, welche Venedig, Pisa, Genua die Quelle ihres Reichthums und ihrer Macht, – den Welthandel – entzogen, brachen auch die des stolzen Florenz. Die überreichen Kaufleute, welche bald keine Befriedigung ihrer Thätigkeit, keine Anwendung ihrer Kapitale mehr auf dem gewohnten Handelspfade fanden, suchten nun Sättigung ihres Ehrgeizes durch Erhebung über ihre Mitbürger, ihr Reichthum und ihre Schätze aber wendeten sich mit Prachtliebe und Geschmack der Kunst und der Wissenschaft zu. Die Massen der Bürger – sie wurden in eben dem Grade abhängiger, als die Quellen ihres Erwerbs im Auslande versiegten und sie wegen Arbeit und Verdienst nur auf reichere Mitbürger hingewiesen waren. Aus diesen, die Florentinische Bürgeroligarchie bildenden, sich einander oft in blutigen Kämpfen entgegenstehenden Geschlechtern, erhob sich endlich das Haus der Mediceer unter dem staatsklugen, durch seine Liebe für Wissenschaft und Kunst eben so, wie durch unermeßlichen Reichthum ausgezeichneten Cosmo[385] zur einflußreichsten, und durch den, seines großen Vaters würdigen Lorenzo[386], nach dem Sturze des rivalisirenden Hauses Pazzi, zur herrschenden Familie. Unter der Regierung seiner Nachfolger ging denn auch bald die Scheinfreiheit (für ein halbes

[384] Bei den Welfen (Guelfen) handelte es sich um Parteigänger des Papstes, bei den Waiblingern (Ghibellinen) um solche des staufischen Kaiserhauses.

[385] Der Staatsmann und Bankier Cosimo de' Medici, genannt „il Vecchio", der Alte (1389–1464).

[386] Lorenzo de' Medici, genannt „il Magnifico", der Prächtige (1449–1492).


XIX.
FLORENZ.
Aus der Kunstanstalt des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Eigenthum der Verleger.

Jahrhundert länger bestanden die republikanischen Formen) der Florentiner unter; und Pabst Clemens VII.[387] ernannte 1531 Allessandro von Medicis[388], seinen natürlichen Sohn, zum ersten Herzog von Florenz. Dessen zweiter Nachfolger, Lorenzo der Prächtige[389] – unter dessen Schirm Kunst und Wissen in Florenz zur höchsten Blüthe gelangten, war der erste Großherzog von Toskana.

Aus den eben geschilderten, in Bezug auf das öffentliche Leben so bewegungs- und wechselreichen Zeiten schreibt sich auch die heutige Gestalt der Stadt her, deren Gebäude großentheils zu Schutz und Trutz angelegt sind, wie es die damaligen Fehden und Kämpfe der Parteien nothwendig machten. Aber wenn der Architektur auch jene heitere Eleganz griechischer Formen abgeht, wie sie Palladio[390] in Venedig und andern italischen Städten hervor rief, so besitzt sie dafür alles Edle, Wahre und Gediegene des männlichen Etruskischen Styls. Von dieser Art sind der Pallast Pitti (jetzt vom Großherzoge bewohnt, wo die herrliche Antiken- und Gemälde-Gallerie), die Palläste Strozzi und Riccardi (ehemals Medici), der alte Rathspallast am großen Stadtplatze und Andere mehr. Unter den Kirchen sind manche unvollendet geblieben. Die merkwürdigsten sind der Dom, ein riesenhaftes Gebäude mit seiner herrlichen Kuppel (auf unserm Bilde die hervorragendste), von innen und außen ganz mit köstlichem weißen und schwarzen Marmor bekleidet. Der Thurm ihr zur Seite ist der Glockenthurm, ein nach Giotto's[391] Zeichnung aufgeführtes treffliches Werk. Die Kirche San Lorenzo, eine der prächtigsten Italiens, enthält die Gruft und die Monumente der ausgezeichnetsten Medici und die weltberühmten Statuen des Tages, der Nacht, der Dämmerung und der Morgenröthe[392] von Michel Angelo. In dem dazu gehörigen Kloster befindet sich die Laurentinische Bibliothek[393], an alten Handschriften der classischen Literatur den reichsten Schatz auf der Erde enthaltend. Die vaterländischen Mausoleen des Galilei, Alfieri[394], Michel Angelo und Machiavell, dieser Riesen unter den Geistern, der Stolz der Florentiner für alle Zeiten, schmücken die Kirche des heiligen Kreuzes. Alle diese Tempel – nicht weniger wie die von S. Marco, Annunciata, S. Maria Novella, S. Spiritu, S. Trinita und die der Carmeliter sind wahre Museen der Kunst, in denen sich Pinsel und Meisel der ersten Meister Italiens verewigt haben. Von den zahlreichen Schätzen, welche die bereits erwähnte Gallerie im großherzoglichen Pallaste enthält, führen wir hier nur die Madonna della Sedia[395] und das Bild der Bäckerin (Fornarina) von Raphael[396] und die Titianische Venus[397] unter den Gemälden, unter den antiken Statuen die Mediceische Venus[398], die

---

[387] Clemens VII. (eigentl. Giulio de' Medici; 1478–1534), seit 18. November 1523 Papst.

[388] Alessandro de' Medici, aufgrund seiner dunklen Hautfarbe genannt „il moro" (1510–1537), seit 1532 erster Herzog von Florenz (ital. Duca di Firenze); vermutlich war Clemens VII. (s. o.) sein leiblicher Vater.

[389] Recte: Cosimo I de' Medici (1519–1574), seit 1537 Herzog und ab 1559 erster Großherzog von Florenz (ital. Granduca di Firenze).

[390] Der Renaissance-Architekt Andrea di Pietro della Gondola, genannt Palladio (1508–1580).

[391] Der ital. Maler und Baumeister Giotto di Bondone (1267 o. 1276–1337).

[392] Die genannten Plastiken sind Teil der von Michelangelo Buonarroti zwischen 1524 und 1533 für die beiden Mediceer Lorenzo di Piero de' Medici (1492–1519; „Dämmerung" und „Morgenröte") und Giuliano di Lorenzo de' Medici (1479–1516; „Nacht" und „Tag") geschaffenen Grabmäler in der sog. Medici-Kapelle von San Lorenzo.

[393] Die 1571 in den von Michelangelo Buonarroti gestalteten Räumlichkeiten eröffnete „Biblioteca Medicea Laurenziana".

[394] Der ital. Architekt Benedetto Innocente Alfieri (1699–1767).

[395] Das von Raffael 1513/14 geschaffene Gemälde „Madonna della seggiola" bzw. „Madonna della sedia" im Palazzo Pitti.

[396] Raffaello Sanzio da Urbino (siehe hierzu S. 62, Anm. 172). Das von diesem 1518/19 geschaffene Bildnis einer jungen Frau (wohl seine um 1490 zu Siena geborene Geliebte Margherita Luti), genannt „la fornarina" (wohl abgeleitet von ital. il forno, der Ofen, „die kleine Bäckerin"), befindet sich allerdings nicht in Florenz, sondern in Rom im Palazzo Barberini (Galleria Nazionale d'Arte Antica).

[397] Das 1538 von Tizian geschaffene Gemälde „Venus von Urbino" in den Uffizien.

[398] Die Venus Medici, eine im 1. Jhd. v. Chr. entstandene Statue vom Typus der „Venus pudica", der verschämten Venus.

Gruppe der Niobe[399], die beiden Ringer[400], den Schleifer[401], Amor und Psyche[402] als ihre Hauptzierden an. Weltberühmt sind unter den hier blühenden wissenschaftlichen und Kunstanstalten die Akademie der schönen Künste[403], in deren Direktoren Benvenuti[404] und den kürzlich verstorbenen Raphael Morghen[405] wir die ersten Maler und Kupferstecher der Gegenwart würdigen. Das großherzogliche Museum für Naturgeschichte[406] in 40 Sälen, eines der reichsten der Erde, verdient Bewunderung. Die Theater, deren es mehre gibt, sind sämmtlich mit Pracht und Geschmack ausgestattet und bei dem allgemein verbreiteten Sinn für höhere Genüsse immer stark besucht. Wirklich haben Bildung, Kunstsinn und Geschmack, so früh genährt unter den Florentinern, hier so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie, obschon die Herrlichkeit des Mediceischen Zeitalters längst untergegangen ist, und jetzt und damals wie Schatten und Wirklichkeit sich verhalten, unauslöschliche Spuren unter allen Classen, die untersten nicht ausgenommen, zurückließen. Am auffallendsten wird dieß dem Fremden in der Unterhaltung. Selbst des gemeinen Mannes Sprache ist rein und zierlich, an feinen und witzigen Wendungen reich. Das Volk ist heiter, lebensfroh und gefällig, wie in Italien überall; aber vor allen andern Stämmen zeichnet es sich aus durch Fleiß und Liebe für Industrie und Gewerbe. Die Florentiner Manufakturen in Seide, Metall, Alabaster und Mosaik; die hiesigen Kutschen, Strohgeflechte und musikalischen Instrumente werden von keinen in der Welt übertroffen; überhaupt werden alle zu den feinen Genüssen des Lebens dienenden Gegenstände hier und in der Gegend von berühmter Vortrefflichkeit gemacht. Diesem industriellen Sinn und Streben dankt Florenz die Bewahrung vor dem Schicksal mancher ehedem nicht weniger prachtvollen Städte Italiens, die menschenleer und öde, ihrem Verfall zueilen.

Eine Meierei dicht an der Stadt, das Casino[407] genannt, von einem schönen Parke umgeben, ist der Lieblingsspaziergang der Florentiner. Von diesem Standpunkte aufgenommen hat sich der Leser die Ansicht zu denken, welche unsere Beschreibung begleitet. –

---

[399] Die Niobidengruppe in den Uffizien; die Skulpturen stellen den Mythos der Niobe (griech. Νιόβη, Nióbē) dar, deren sieben Kinder von Apollo (griech. Ἀπόλλων, Apóllōn) und Artemis (griech. Ἄρτεμις, Ártemis) aus Rache umgebracht, weil sich Niobe gegenüber deren Mutter Leto (griech. Λητώ, Lētṓ) ihrer vielen Kinder gebrüstet und diese damit tödlich beleidigt hatte. Es handelt sich um die röm. Kopien griech. Skulpturen, die 1583 entdeckt und anschließend nach Florenz verbracht wurden.

[400] Die röm. Marmorkopie eines griech. Bronzeoriginals besagter Figurengruppe aus dem 3.–2. Jhd. v. Chr. in den Uffizien.

[401] Die 1677 in die Uffizien verbrachte röm. Kopie einer griech. Skulptur eines Skythen aus der 2. Hälfte des 3. Jhds. v. Chr., der für die Häutung des Satyrs Marsyas (griech. Μαρσύας, Marsýas) das Messer schleift; dieser hatte es gewagt, Apollon (siehe hierzu S. 141, Anm. 399) zu einem Wettstreit herauszufordern statt ihm sein Flötenspiel demütig darzubieten.

[402] Die röm. Kopie einer griech. Figurengruppe aus dem 4. Jhd. v. Chr. in den Uffizien.

[403] Die 1563 gegründete „Accademia di Belle Arti Firenze".

[404] Der ital. Portrait- und Historienmaler Pietro Benvenuti (1769–1844), seit 1807 Direktor der Florentiner Kunstakademie (s. o.).

[405] Der Graveur Raffaello Morghen (1758–1833), seit 1794 Dozent für Holzschnitt (Xylographie) an der „Accademia di Belle Arti Firenze" (siehe hierzu S. 141, Anm. 403).

[406] Das von Großherzog Peter Leopold (1747–1792), ab 1790 als Leopold II. Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, 1771 eingerichtete Museum für Zoologie und Naturgeschichte in Florenz.

[407] Hiermit ist vielleicht der 1563 von Cosimo I de' Medici (siehe hierzu S 140, Anm. 389) eingerichtete „Parco delle Cascine" (ital. cascina, der Bauernhof, die Meierei) am Nordufer des Arno gemeint.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847[408]. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 133f.

## DLIV. Die Halle des Michel Angelo in Florenz.

Michel Angelo Buonarottj, Leonardo da Vinci[409] und Raphael von Urbino bilden die Trias, welche die größte Zeit der Malerei in Italien bezeichnet. Michel Angelo, der ältere, entfesselte die Kunst vom Herkömmlichen und Traditionellen, er gab dem Pinsel die Macht zurück, den Gedanken mit Freiheit auszudrücken und schuf den großen geschichtlichen Styl. Leonardo stellte die Wahrheit der Form her, welche unter dem Zwang des Konventionellen verloren gegangen war; seine Bilder zeigten zuerst das reine Ebenmaaß der Menschengestalt wieder; Raphael setzte der Kunst durch die Schönheit der Formen und das Edle, Einfache und Angemessene der Komposition die Krone auf.

Unter den Dreien hatte Michel Angelo den umfassendsten Geist. Er war ein Genie, dessen Kraft nach jeder Richtung zum Aeußersten drängte und keine Einschränkung duldete. Seine Einbildungskraft war ein Vulkan. Wie heraufbeschworene Geister steigen die Gedanken zu seinen Bildern in seiner Seele auf und spiegeln sich ab in der Netzhaut seines Auges, wie in einer Camera obscura Mit vollkommener Herrschaft über die Form schuf er die meisten seiner Werke ohne langen Vorbedacht; seine Ideen beseelten die Wände oder die Leinwand, sobald sie entstanden. Keiner vor oder nach ihm war fähig, so unermeßliche Werke so schnell zu schaffen.

Wenn er ihnen aber die feineren Züge einhauchen wollte, welche die betrachtende Seele dauernd fesseln und den Werken Raphael's und Leonardos den höchsten Reiz verliehen – dann scheiterte er. Je weiter er sich von der Skizze entfernte, je mehr verlieren seine Bilder, und bei denen, in welchen er eine Ausführung, wie sie dem Da Vinci und Raphael eigen waren, versucht hat, schwinden Fleisch und Haut seiner Menschengestalten, und es bleiben so zu sagen nur die Gerippe zurück.

Sein berühmtestes Werk ist das „jüngste Gericht", ein Fresko in der Sixtinischen Kapelle des Vatikan[410]. Es ist die Apotheose seines Genies. Es zeigt seine ganze Größe und seine Mängel. Welche Gedanken! welche Charaktere! welche Situationen!

Der Kampf aller Elemente hat die Erdrinde zerrissen. Die Leichenfelder auf dem Meergrund sind gehoben aus der Tiefe. Finsterniß umhüllt die geborstenen Grüfte. Der Himmel öffnet seine Pforten, glänzendes Licht strahlt durch den Weltraum, und der Schöpfer, umgeben von zahllosen Schaaren, steigt herab, um die gestorbene Menschheit, welche der Posaunenruf versammelt, zu richten. Tausend und aber Tausend stehen schon harrend da; Tausend und aber Tausend Andere sind im Begriff, aus den Gräbern zu steigen. Hier die Gerechten mit dem Ausdruck freudiger Zuversicht; dort die Schuldigen betend und händeringend; überall Geliebte, Aeltern, Kinder, Brüder, Freunde, die sich erkennen, auf einander zueilen und in der Wonne des Wiedersehens Gericht und Richter vergessen. Engel führen Gruppen der Seligen dem herabsteigenden Gott entgegen; väterlich streckt er ihnen die Rechte entgegen, Güte und Milde im hohen Antlitz; – aber drohend hebt sich die Linke gegen die Haufen, welche häßliche Teufelsgestalten zusammentreiben, die Kandidaten der Verdammniß. Schon schlagen die Flammen der Hölle aus dem Boden – es hebt sich die Decke – der schaurige Rachen thut sich auf, daß er Millionen verschlinge! „Ewige Qual für irdische Frevel" – der entsetzliche Spruch ist in den Zügen

[408] Die einzelnen Lieferungen müssen mindestens bis 1849 erfolgt sein, da sich der Artikel über den „Leipziger Markt" (S. 156-160) nicht nur eindeutig auf die revolutionären Märzereignisse dieses Jahres bezieht, sondern auch die Erschießung Robert Blums (1807–1848) im November 1848 behandelt, wozu ein Werk aus dem Jahre 1849 zitiert wird. Auch in vorliegendem Artikel werden vor allem Ereignisse des Jahres 1848 angesprochen.

[409] Leonardo da Vinci (eigentl. Leonardo di ser Piero; 1452–1519).

[410] Michelangelo arbeitete von 1536 bis 1541 an dem Fresko, das auf über 200 m² ca. 390 Figuren enthält, viele davon überlebensgroß.

von tausend und aber tausend Gestalten zu lesen. Ihr Anblick sträubt das Haar und macht das Blut gerinnen.

---

Michel Angelo war Maler, Baumeister und Bildhauer zugleich, und groß in allen diesen Künsten. Der Plan der Peterskirche war sein Entwurf, und er leitete den Bau viele Jahre.

Michel Angelo's Sohn[411] ließ nach dem Tode seines Vaters diesem zu Ehren eine prächtige Halle erbauen und von den besten Künstlern der damaligen Zeit das Leben und Wirken des berühmten Vaters in einer Reihe von Freskogemälden darstellen. Zu ihrer Erhaltung setzte er ein Kapital von 20,000 Scudi[412] aus – und sie gehört noch zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten in Florenz.

---

411 Das Gebäude in der Via Ghibellina, Ecke Via Buonarroti war in den Jahren 1546 bis 1553 im Auftrag von Michelangelos Neffen Lionardo Buonarroti (1519–1599) errichtet worden.

412 Ital. il scudo, der Schild. 1533 hatte in Florenz der Scudo d'oro mit einem Feingoldgewicht von 3,2 g den Fiorino d'oro, den dort seit 1253 geprägten Goldgulden (florenus) mit dem Gewicht von 3,54 g Feingold, abgelöst.




Die WOHNUNG des MICHEL ANGELO

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.        Eigenthum d. Verleger

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 29f. u. 55.

## XIII. Der Pavillon zu Brighton in England.

Noch bei Menschengedenken war Brighton. (an der Südküste von Sussex) ein elender Flecken. Brighthelmstone war sein Name und unbekannt war er der gebildeten Welt, wie die armen Fischer, seine Bewohner. Da führte vor etwa 20 Jahren die Glücksgöttin einen Tonangeber des Tages, einen Schriftsteller und Arzt[413], an sein Gestade, und, von schwerer Krankheit befallen, genaß er durch den Gebrauch des Seewassers und die Pflege der einfachen Leute. – Nach London zurückgekehrt, ergoß sich der dankbare Aeskulap durch Rede und Schrift in Lob und Preis über die belebenden Kräfte von Brighthelmstone's Lüften und Fluthen, über die Schönheit seiner kaum reizenden Ufer. Die vornehme Welt des neuen Babylons, voran der damalige Prinz-Regent[414], folgte dem Rufe und aus dem elenden, schmuzigen Fischerdorfe entstand schnell, wie unter der verwandelnden Ruthe eines Zauberers, das vornehmste und glänzendste Seebad Britanniens. Und wie ein Pinsel von Parvenü[415], der, der Niedern Herkunft sich schämend, auch den älterlichen Namen abstreift, hat es den seinigen mit dem glatt und sanft über die Lippen gleitenden Brighton (Breiht'n) vertauscht! Jetzt ist Brighton der Lieblingsaufenthalt der reichen Londoner in der schönen Jahreszeit, die jährlich in zahllosen Schaaren dahin auswandern. Es ist eine der schönsten Städte England's geworden, hat 55,000 Einwohner und versammelt in einem Sommer oft 30,000 Badegäste. Während der Kurzeit gehen von London alle 5 Minuten von zwölf verschiedenen Stationen sechs- und achtspännige Eilwagen ab, jeder 20 bis 30 Personen fassend, und eben so viele kommen. In diesen legt man den 52 englische[416] (über 10 deutsche[417]) Meilen messenden Weg in 5, ja oft in 4 Stunden zurück. Im vorigen Jahre sind Dampfkutschen[418] eingerichtet worden, welche die Strecke in der halben Zeit durchfliegen.

Brighton's glänzendste Zeit war, als der letztverstorbene, prachtliebende König Georg IV.[419] hier Hof hielt. Der wohlthätige Gebrauch der Seebäder, den er lange Jahre fortsetzte, hatte ihm den Ort Werth gemacht und ihn zu dem Entschluß geführt, sich hier einen Sommerpallast[420] im orientalischen Styl zu erbauen, – jetzt das prachtvollste Gebäude der Art in ganz Europa. Es ist einigermaßen dem Kreml in Moskau, der alten Czaarenresidenz, zu vergleichen; nicht ganz von so riesigem Umfange, aber geschmackvoller in den Formen und im Innern unendlich prachtvoller. Der König verschwendete viele Jahre lang fast die Hälfte seines Einkommens auf seine Erbauung und Ausschmückung, und das Parla-

---

[413] Der Arzt Richard Russell (1687–1759); er hatte dort 1753 ein Wohn- und Praxisgebäude errichtet.

[414] Der nachmalige Georg IV. August Friedrich (engl. George IV; 1762–1830), seit 1811 Regent und ab 1820 König des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland sowie in Personalunion König von Hannover. Der wohl nach unbekannter Vorlage von Johann Friedrich Bolt (1769–1836) geschaffene Stich wurde dem folgenden Werk entnommen: „Gothaischer genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1825 – Zwei und Sechzigster Jahrgang" (Gotha: J. Perthes [1824]).

[415] Frz., Emporkömmling.

[416] Siehe hierzu S. 124, Anm. 350.

[417] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint.

[418] Die sogenannten Omnibusse für die kommerzielle Personenbeförderung im Linienverkehr. In den 1830er Jahren kamen in Großbritannien die ersten, von Goldsworthy Gurney (1793–1875) entwickelten Dampfomnibusse auf; in London wurde der Betrieb dieses Verkehrsmittels am 22. April 1833 aufgenommen.

[419] Siehe hierzu S. 145, Anm. 414.

[420] Der in den Jahren 1815 bis 1822 nach Plänen von John Nash (1752–1835) errichtete Royal Pavillon.

ment schoß mehrmals bedeutende Summen dazu her; man berechnet, daß es mehr als 3 Millionen Pfund Sterling[421] (etwa 20 Millionen Thaler) gekostet.

Unsere Ansicht zeigt die nach dem Meere hin gerichtete südliche Façade des Pallastes. Sie besteht aus einem Mittelgebäude, der domartig überdachten, 52 Fuß im Durchmesser haltenden Thronsaal-Rotunda, welche durch zwei 65 Fuß lange Gallerien nach beiden Seiten hin mit den von Cupolen und Minarets[422] überragten Eckpavillons in Verbindung steht, in denen sich die königlichen Bankett- und Conzertsäle befinden. Der überaus prachtvolle Haupteingang ist auf der westlichen Façade. Er führt unmittelbar durch die berühmte Chinesische Gallerie, die in einem 162 Fuß langen Raume die kostbarste und vollständigste Sammlung von Leben und Kunst in China veranschaulichenden Gegenständen enthält. Namentlich sind die die Wände schmückenden Chinesischen Gemälde, die Erzeugnisse der berühmtesten Maler dieses fernen Landes, höchst merkwürdig; eine Sammlung, die in Europa einzig in ihrer Art ist. Auch die ganze übrige Ausschmückung und Ausmöblirung des weitläufigen Pallastes ist, bis auf die geringfügigsten Gegenstände der Toilette herab, chinesisch.



*Georg IV. von Großbritannien (siehe hierzu S. 145, Anm. 414).*

Der jetzige König[423] besucht Brighton fast nie; aber unangetastet steht noch Alles in dem Wunderhause, wie es sein voriger Besitzer verlassen. Eine alte Castellanin begleitet den Neugierigen durch das Labyrinth der Gemächer, mit denen er eine ihm völlig fremde Zauberwelt betreten zu haben scheint. Der Höflinge Schwarm ist verschwunden, – statt des frohen Getümmels des üppigen Hofes herrscht Todesstille, und nichts stört mehr des Schauenden Glauben an das Versetztseyn in eine fremde Welt, eine Täuschung, die der König, ihr Schöpfer, suchte, aber, eben weil er ein König, niemals finden konnte. –

[421] Das brit. ₤ entsprach das gesamte 19. Jhd. über einem Gegenwert von ca. 10 €; erst nach dem 2. Weltkrieg verlor es langsam, aber stetig an Wert. Bis 1971 entsprach 1 ₤ 20 Shilling (s); auf 1 Shilling gingen wiederum 12 Pence (d).

[422] Siehe hierzu S. 164, Anm. 465.

[423] Wilhelm IV. (engl. William IV; 1765–1837), seit 1830 bis 1837 König des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland sowie in Personalunion König von Hannover.


XIII
THE PAVILLON
Königlicher Palast in Brighton, England.
Verlag des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen.
Eigenthum der Verleger.




GRAND TERRACE, BRIGHTON, ENGLAND.

## XXII. Die große Terrasse in Brighton in England.

Diese prächtige Häuserreihe, dem regierenden Königsgeschlechte zu Ehren auch Braunschweiger Terrasse[424] (BRUNSWICK TERRACE) genannt, ist nächst dem schon früher beschriebenen Pavillon die größte Zierde Brighton's und ein merkwürdiges Beispiel der schönen Wirkung, welche durch das Zusammenbauen mäßig großer, für sich bestehender Privatwohnungen in Gruppen, welche dem Ganzen die Form eines prachtvollen Pallastes geben, erzielt werden kann. – Diese Erfindung gehört der neuern britischen Baukunst an und sie ist in neuester Zeit, namentlich in der Hauptstadt, mit dem imposantesten und glücklichsten Effekt angewendet worden, so daß dort ganze, mehre tausend Fuß lange Straßen jetzt, dem Aeußern nach, ein einziges Gebäude von so ungeheuern Verhältnissen bilden, daß die größten Königspalläste klein dagegen erscheinen. Das schöne Gebäude links auf unserm Bilde, welches ein einziges zu seyn scheint, besteht in der Wirklichkeit aus 21 getrennten Privathäusern, deren jedes seine besondere Scheidemauer, seinen eignen Hof, einen kleinen Garten und Hintergebäude hat. Es ist von gebrannten Steinen aufgeführt und mit Marmorstuck bekleidet. Ein Fronton, von zehn 30 Fuß hohen, korinthischen Säulen aus plattirtem Gußeisen getragen, gibt ihm ein höchst prächtiges Ansehen, um das es manche Fürstenwohnungen beneiden möchten. Die ganze Straße ward, unter der Leitung des Londoner Architekten Wilds[425], von einem Privatvereine im Jahre 1826 auf Subscription errichtet.

Ihre herrliche Lage, mit der Aussicht auf das Meer, macht sie zu einer Lieblingswohnung der reichen Londoner, welche Brighton in der Badezeit zu ihrem Sommeraufenthalt wählen. Zwischen dem Fahrwege und dem Ufer hin führt ein breiter Sandpfad, an welchem sich an schönen Abenden eine unzählige Menge von Spaziergängern sammelt, um den erhabenen Anblick der im Meere untergehenden Sonne zu genießen; so auch in den Tagen, wenn der Sturm den Ozean peitscht und thurmhohe Wellen das wohlverwahrte Ufer schrecklich, aber fruchtlos bestürmen.

[424] Joseph Meyer verwechselt hier offenbar die Kemp-Town-Wohnanlage von Brighton mit dem Brunswick-Town-Baukomplex im nahegelegenen Hove.

[425] Kemp Town war ab 1823 von Charles Busby (1786–1834) und Amon Henry Wilds (1784 o. 1790–1857) für den Immobilien-Unternehmer und Politiker Thomas Read Kemp (1782–1844) konzipiert und 1855 fertiggestellt worden; Charles Busby errichtete nach diesem Vorbild von 1824 bis 1826 Brunswick Town im benachbarten Hove (s. o.).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 31f.

## XIV. Bingen[426].

In des Rheingaus herrlichem Schmuck ist das Städtchen Bingen eine der köstlichsten Perlen. Es liegt (6 Stunden von Mainz entfernt) am linken Stromufer, dem Rhein und der Nahe, die hier zusammenfließen, malerisch schön in den Armen. Der Berg von Rüdesheim, dieses erstaunenswürdige Kunstwerk des ausdauernden, belohnten Menschenfleißes, steht wie ein gewaffneter Riese mit seinem breiten Gürtel der köstlichsten Weinreben und seinem stolzen Eichenkranze auf dem Haupte dem freundlichen Städtchen gegenüber.

Gleich hinter demselben schauen die Ruinen der Burg Klopp[427] von einer Bergwand, die steil emporsteigt, seitwärts in das Nahethal herein, und von den Höhen rechts und links ragen die Trümmer mehrer alten Vesten, Kapellen und Klöster.

Schön ist die Aussicht von der uralten Brücke, über Nahe und Rhein, gerade gegen die Felsmauer zugekehrt, welche die Burg Ehrenfels trägt. Sie ist in unserem Bilde auf das treueste versinnlicht. Aber schönere noch öffnen sich Dem, der die umliegenden Hügel besteigt; die herrlichste unter Allen aber hat man von der ebengenannten Ruine des Schlosses Klopp, dieselbe, die auf unserem Bilde von der Höhe rechts auf Bingen herunter schaut.

Fast bis zum Gipfel ist der Berg, auf dem sie liegt, mit Weingeländen umzogen. Der jetzige Besitzer hat überall zwischen den Reben anmuthige, mit Blumen und Sträuchern geschmückte Spaziergänge angelegt. Fast bei jedem Schritte kommt man in Versuchung stille zu stehen, gleichsam gefesselt von der immer neue Reize entfaltenden, herrlichen Landschaft. Die schönsten Aussichts-Punkte haben alle bequeme Ruheplätzchen, bald Rasensitze von dicklaubigen Bäumen überschattet, bald Kiosks und Veranda's in abwechselnder Mannichfaltigkeit. Ein kleiner Salon mit einem lieblichen Zimmer nimmt diejenige Stelle ein, von der aus die Aussicht am köstlichsten erscheint. Eine in der Nähe angebrachte Aeolsharfe[428] tönt gleichsam dem Ewigen, der so Herrliches geschaffen, Halleluja. –

Von diesem anmuthigen Plätzchen erkennt man erst recht Bingen's wunderschöne Lage. Rechts überblickt man die lachendste vom Rhein durchströmte Landschaft, grünende Inseln, die zahlreichen Ortschaften und Burg, und Klostertrümmer des Rheingaus, zunächst das stattliche Geisenheim mit den pallastähnlichen, blendenden Häusern und den endlosen, breiten Rebengeländen; weiter im Hintergrunde prangt das Schloß Johannisberg, und von da reicht das Auge bis zu den blau dämmernden Felsen bei Heidelberg und dem fernen Melibocus[429]. Zur linken Seite wirft der Rhein tief im Thale seine empörten Wogen schäumend über Klippen. Auf den beiden Ufern erheben sich Felsenmassen zu Bergen, als ewige Vormauern gegen den wüthenden Strom, und sehen ernst und still auf sein furchtbares Tosen herab. Hatto's Thurm[430], der Thurm der grauenvollen Sage, stets umtobt von der wilden Brandung, steht mitten in den Fluthen; ihm gegenüber sieht man die leichten Schiffchen wie im Tanze dem immer kreisenden Strudel des Bingerloches vorüberschweben und sich bald darauf im dunkeln Felsgeklüfte ver-

---

[426] Lat. Bingium.

[427] Zur Zeit Joseph Meyers tatsächlich noch eine Ruine, da die wohl in der ersten Hälfte des 13. Jhd.s erbaute Burg erst ab 1853 durch den Architekten und Bürgermeister Eberhard Soherr (1812–1887) ihre heutige Gestalt erhielt.

[428] Ein Saiteninstrument, dessen Saiten durch Einwirkung eines Luftstroms zur Resonanz und somit zum Klingen gebracht werden. Der Name geht auf Aiolos (griech. Αἴολος), den Beherrscher der Winde in der griech. Mythologie, zurück.

[429] Der Melibokus (bzw. Melibocus; auch Malschen oder Malchen und früher Spitzberg genannt), ein 517,4 m hoher Berg im Odenwald.

[430] Der Anfang des 14. Jhd.s erbaute Binger Mäuseturm, den der Legende nach der Mainzer Erzbischof Hatto II. († 970) hatte erbauen lassen.

lieren. Seitwärts strömt die nachenreiche Nahe aus ihrem romantischen Thale dem größeren Strome zu, überwölbt von der fünfbogigen Brücke. Bingen gerade gegenüber liegt Rüdesheim mit seiner alten Römerburgruine[431], lang hingestreckt, da hinter seine Rebenterrassen, vom Niederwald gekrönt, durch dessen dunkles Laub das weiße Gemäuer eines Kirchleins hervorschimmert, und weiter links, am Eingange des dunkeln Rheinthals, lugt wieder das pittoreske Rheinfels, gleichsam wie eine Schildwacht, herüber. – Rückwärts schauend, ragt, oben von der Höhe, die herrliche Burgruine Klopp selbst empor, von deren Zinne der wagende Wanderer dieselbe Aussicht, nur reizender noch, noch einmal genießt. Sie ist unbestritten eine der schönsten der Erde. –

Und wie glücklich, – so jauchzen Tausende an dieser Stelle, – müssen die Menschen seyn, die dieses paradiesische Land bewohnen! Voll so seligen Glaubens wandern viele aus dem Rheingau, ohne zu prüfen. Thäten sie's, bald würden sie sich hier enttäuschen. – Es ist hier nicht besser, als allenthalben; die Sterblichen haben sich ungleich in den Genuß und die Arbeit getheilt. Mehr als 22,000 Menschen nähren sich im Rheingau auf kaum 20,000 Morgen[432] bebauten Feldes; fast in keinem Lande der Erde fällt ein so kleines Stückchen ihrer Scholle dem Sterblichen zu Theil. Aber doch wären sie glücklich, – denn die Natur schüttet hier ihre Gaben in doppelter Fülle aus, – wäre der Boden, den sie bauten und mit ihrem Schweiße düngten, ihr Eigenthum. Dem ist jedoch nicht so. Bei weitem der größere Theil ist seit undenklichen Zeiten Eigenthum der Pfaffen gewesen, oder des Adels, oder beider Erben, der Fürsten; seit uralter Zeit haben List und Gewalt von diesem Paradiese so viel an sich gerissen, als sie immer zu ergreifen und zu behaupten im Stande waren. Und Jahrhunderte haben das von der List und der Stärke Errungene zum rechtmäßigen Besitze geheiligt; das Gesetz hat den schützenden Zaun um denselben gezogen und der Himmel, – er hat ja seinen Wächtern das Siegel der Unfehlbarkeit aufgedrückt! – Es ist hier wie überall, (überall auf unserer Erdhälfte wenigstens,) und es ist nie anders gewesen. Und wird es jemals anders werden? – – – „Viele für Wenige“ lautet, vollgültig der Spruch von den Säulen des Herkules bis nach Japan, und auch im Rheingau wird der Wein nicht von Dem, der ihn gepflanzt hat, getrunken!

[431] Die Brömserburg (auch Niederburg genannt) aus dem 4. Jhd. n. Chr.

[432] Siehe hierzu S. 127, Anm. 354.


XIV.
C. Stanfield del.
E. Grünewald Darmstadt sc.
Eigenthum der Verleger

BINGEN.




St RUPERTUS KLOSTER
bei Bingen.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwölfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1847. 186 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 61-63.

## DXXXIII. St. Rupertskloster bei Bingen.

Durch den Hader wird alles Leben geboren, und wenn nur die zusammenhaltende Liebe nicht fehlt, findet jeder Zwist seine Beruhigung wieder, ehe er in Zerstörung endigt. Indeß gibt es Dinge so dämonischer und verwerflicher Art, daß kein Vergleich mit ihnen zu schließen ist. Brechen muß man mit ihnen ganz und gar. Man muß mit ihnen streiten, um sie zu verderben.

Ein solches Ding ist das Mönch- und Pfaffenwesen in Deutschland. Mit ihm ist kein Vertrag mehr zu machen. Der Spruch ist gethan, der Stab ist gebrochen. Fort mit ihm auf die Armesünderbank und was noch übrig ist, ist Henkersarbeit! Will es um Gnade bitten: es soll ihm nichts helfen. Der Volksgeist, der richtende, hat es erkannt in seiner Verworfenheit, hat es verurtheilt, hat es verdammt, – er wird es vernichten.

Wohl hatte sie es weit gebracht, die hierarchische Hyder[433], im Laufe so vieler Jahrhunderte in der Herrschaft über das verdummte und verfinsterte Volk! Sie hatte sich ein Haus gebaut, dessen Grundfesten im Felsleib der Erde steckten, während seine Thürme die Wolken des Himmels umzogen. So fest war's, so innig gegliedert und tüchtig verbunden, daß, obschon der Grund selbst, der fromme Glaube, längst unterwühlt war, der Bau doch noch einige Jahrhunderte zusammen halten konnte, ehe er aus einander fiel. Erst seit fünfzig Jahren erscheint uns das Mönch- und Pfaffenthum wie das Klosterbild auf unserm Stahlstich – als Ruine. Dachlos seit längerer Zeit sind endlich eingestürzt die Gewölbe von dem Regen des Himmels, auf den Pfeilern strecken die Bogenarme sich in die Leere hinaus, Gras und Büsche wachsen in dem Heiligthum und die Vögel nisten in den Mauerspalten. Zu bessern ist da nichts mehr. – Restaurationsversuche, wie sie in unsern Tagen ein Bayern-König[434] machte, sind Thorheiten und fruchten – wie die Arznei dem Todten.

Auch der Räuber und Mörder findet seinen Advokaten und das Mönch- und Pfaffenthum hat noch eifrige Vertheidiger und Fürsprecher bis auf den heutigen Tag. Wenn aber gefragt wird: Thue uns kund, was du vollbracht hast und lege uns aus, was du gebildet und gebaut, damit wir erkennen, was dir gebührt, – ob du das Urtheil verdient hast, oder ob dir damit zu viel geschehen sey! und du, Pfaffenthum, nun aus einander breitest den Reichthum deiner Schlechtigkeit von Anbeginn an und die Armuth deiner Tugend: – wie ist es dann mit dir bestellt? Man wird dir sagen müssen: Sieh! du hast deine Thaten mit beredtem Mund erzählt und deine Herrlichkeit uns angepriesen: aber bei der Prüfung hat ihr Gehalt sich nicht bewährt. Was du als Gold vorgezeigt, ist Katzengold, und dein Juwelenschmuck war schlechtes Glas. All dein Verdienst löst sich in Nichtigkeit auf. Heuchelei ist deine Frömmigkeit, dein Glaube Unglaube, dein Wissen Unwissenheit, deine Enthaltsamkeit Unzucht, deine Tugend Laster, und unter deinem ruhigen Aeußern birgst du fressende Flammen; – zerstörend ist dein ganzes Wesen, Unfrieden säen deine Freude und Niederreißen deine Stärke.

Hattest du aus der Erbschaft so vieler Jahrhunderte nicht Reichthümer gehäuft und was hat der Welt die Dotation geholfen? Wie hast du Haus gehalten mit deinem Pfunde? Mit all dem unermeßlichen Besitz hast du nichts gethan, als deinen faulen Leib gemästet und Bettler gefüttert! Der Schatz der Wissenschaft stand dir offen von Anbeginn und, entrückt aller irdischen Last und Sorge, ward dir recht eigentlich das Amt, den Schatz zu mehren alle Tage; und was hast du vollbracht? Geist und Leben hast du der Wissenschaft genommen, du hast sie abgeschieden von ihrer Wurzel, und wie ein Gespenst, als

---

[433] Die Hydra (griech. Ὕδρα), in der griech. Mythologie ein vielköpfiges, schlangenähnliches Ungeheuer, dem, so man ihm einen der Köpfe abschlug, statt dessen zwei neue nachwuchsen; zudem war der Kopf in der Mitte unsterblich.

[434] Ludwig I. (1786–1868), vom 13. Oktober 1825 bis 20. März 1848 König von Bayern; er hatte zwischen 1826 und 1848 über 132 Klöster aus 23 Orden wiederherstellen oder neu begründen lassen.

wesenloser Schatten, mußte sie umgehen in deinem Kreise, unzugänglich für das Volk und dem Volke ungenießbar. Selbst den Glauben, als dessen berufenen Hüter du dich ausgibst, hast du verkehrt und verderbt durch und durch, deine Schlechtigkeit hat sein Reich verwüstet, deine Treulosigkeit ihm die Macht genommen, und indem du ihn in deinen Schmutz herabgezogen, hast du die Herzen von ihm abgewendet. Den reinen Strahl der Wahrheit hast du in allen Farben gebrochen und verfinstert, und was in Liebe sich vereinte, das hast du mit rastloser Arglist in unversöhnlichen Hader geschieden. Ja, die Kirche selbst, deinen Abgott, hast du ihrer überirdischen Abkunft entkleidet, in den gemeinen Dienst der Sinnenwelt gezogen und zu einem Schemen herabgewürdigt; den Priesterdienst aber zu einem groben Frohndienst gemacht, zu einem Wortgemenge des Unsinns, zu einer Schauspielerfertigkeit, die immer und immer wieder dasselbe Spiel wiederholt, zu einem Larventanz und Mummenschanz ohne Inhalt, Tiefe und geistige Bedeutung. Kurz: dein Thun ist die Lehre und Praxis des absoluten Nichts; deine Kunst eitel Buchstabenwerk, dein Wissen leerer Dunst, dein Streben mit der Zeit im Widerspruch, deine Seelsorge ist auf Verdummung der Geister und Despotismus gerichtet, deine Klugheit ist Lug und Trug, dein ganzes Treiben ein ehrloses Verhüllen und Vertuschen der Lügen, die du dem Volke vorpredigst, ein Bemänteln und Berücken, ein Hadern mit dem gesunden Menschenverstand ohne Kraft, ohne Macht und ohne Würde. Darum ist das ganze Pfaffenwesen nur ein einziger Widerspruch und keineswegs ein erhaltendes, sondern vielmehr ein chaotisches, auflösendes Element in der heutigen Gesellschaft, die den Stab über dasselbe gebrochen hat.

Aus dem Tode des Pfaffenthums, und nur aus seinem Tode, wird und kann das bessere, das neue religiöse Leben keimen. Nicht auf den ersten Wurf wird es erwachsen; nicht über Nacht wird sich aufbauen die neue Kirche: brausend, zischend, gährend werden die Kräfte noch lange Zeit durch einander fahren; sich noch in manchen mißlungenen oder halbgelungenen Schöpfungen versuchen; aber die Zukunft wird nicht umsonst nach dem großen Tempel fragen, der den gesitteten Theil der Menschheit zu einer religiösen Gemeinschaft vereinigt. Schießt nicht die Idee dieser Glaubens-Einigkeit und Verbrüderung schon hin und her in den hellsten Geistern wie die Strahlen des Lichts von Stern zu Stern? Ja, sie wird, sie muß sich verwirklichen; denn sie ist in Harmonie mit der Idee der Verbrüderung aller Völker unter dem Obdach der Freiheit, und der Missionsberuf des Christenthums – den es im Kampfe mit dem Heidenthum von Gott erhalten – erfüllt sich durch sie allein. Die Devise auf dem Heerschild des künftigen Völkerglücks wird seyn: „Religion und Freiheit“. –

---

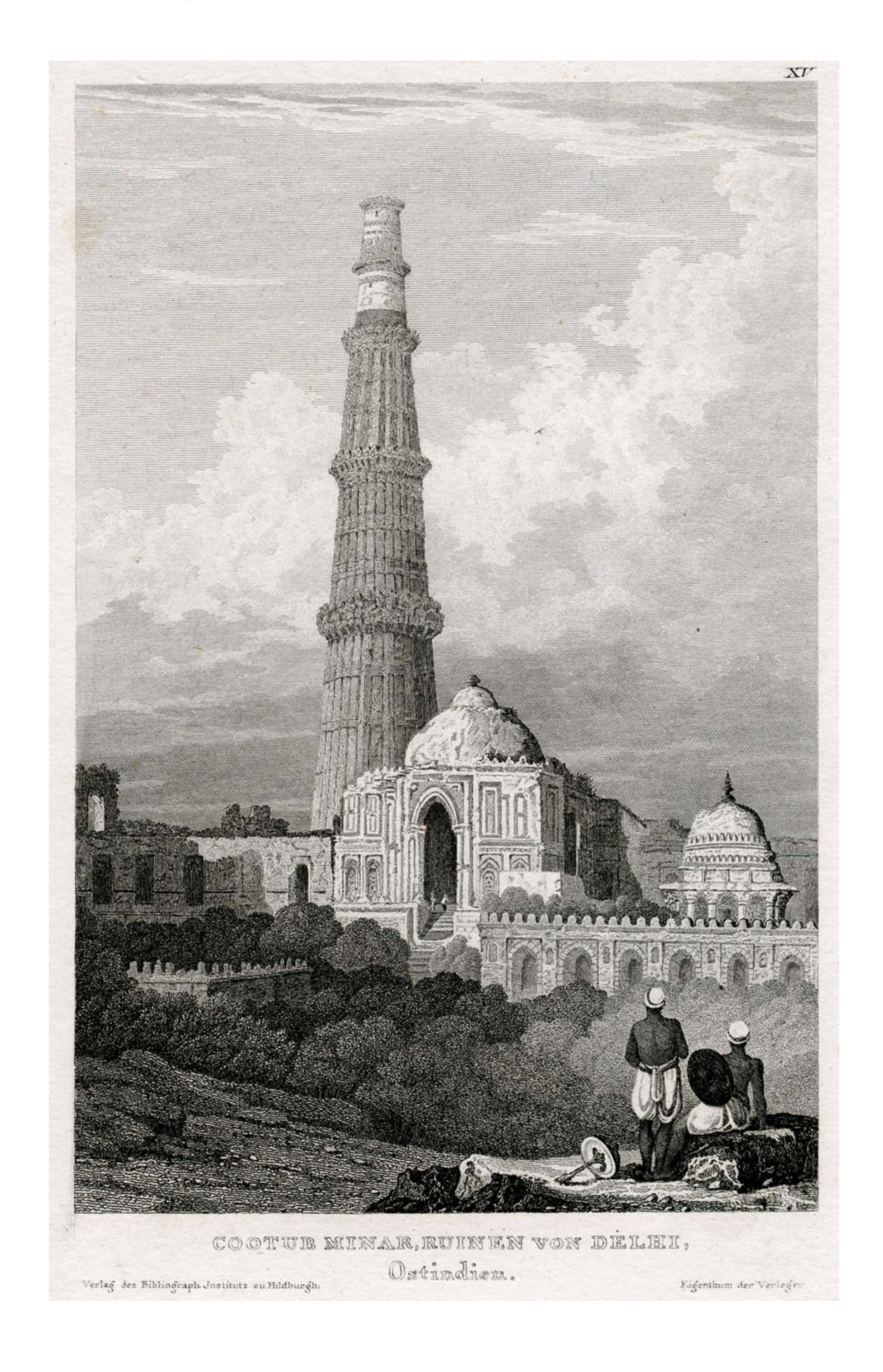
Die Klosterruine St. Rupert ist ein malerisches Plätzchen des Rheingaues unterhalb der Binger Brücke über die Nahe. Stifterin war, zur Zeit der Kreuzzüge, die heilige Hildegard[435], welche in so vielen Sagen und Legenden des Rheinvolks fortlebt und deren Wirken so hoch gepriesen wird. Im Bauernkriege[436] wurde die Abtei verbrannt; der Staat zog die Güter ein und ließ die Gebäude in Ruinen.

---

[435] Hildegard von Bingen (1098–1179).

[436] 1525; das Kloster Rupertsberg wurde jedoch erst im Jahre 1632 durch die Schweden zerstört.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 31f.



# XV. Cootub-Minar[437], Ruinen von Dehli[438].

Kaum gibt es irgend einen Ort auf der Erde, der von der schnellen Vergänglichkeit irdischer Größe und Hoheit ergreifendere Bilder liefert, als Delhi. Noch vor ein paar Menschenaltern die weltberühmte Residenz des Großmoguls[439], die Metropole des mächtigsten Reichs im Orient, die prachtvollste Stadt in ganz Asien, mit mehr als einer Million Einwohner ist sie jetzt eine Landstadt des brittischen Indiens und ihre Bevölkerung ist auf ein Zehntel herabgesunken. Die Marmorpalläste der Kaiser – Städten gleich an Größe, – die bewunderten Grabmäler, die zahllosen Tempel, die Prachtgebäude der Großen des untergegangenen Reichs, sie stehen öde, verfallen da; die einst so stolzen Geschlechter ihrer Bewohner fraß das Schwert der Eroberer, oder sie bargen sich in der niedern Hütte des Elends und der Armuth. – Die entthronte Kaiserfamilie[440] selbst, die Nachkommen der Beherrscher Indiens, denen zwanzig Könige Tribut zollten, sind demüthige Unterthanen von Faktoren Londoner Kaufleute geworden; und die Söhne Derer, die noch vor einigen Jahrzehnten über Leben und Vermögen von 60 Millionen ihrer Mitgeschöpfe despotisch schalteten, sie leben jetzt im ehemaligen, halbeingestürzten Residenzschlosse von einem Fahrgelde, das ihnen die Gnade ihrer Herren gewährt hat. Auch Europa ist reich an lebendigen Beispielen gefallener Menschengröße, und der Gekrönten ohne Kronen hat die schicksalschwere Zeit, in der wir leben, viele gemacht; aber der furchtbare Wechsel traf doch nur die Menschen. Dort zerschlug das Schicksal Herrscher und Thron und Reich und Volk zugleich. –

Delhi, (am Jumna[441] in der brittischen Präsidentschaft Calcutta[442]) deckte, als es vor hundert Jahren der furchtbare Verheerer des Orients, Nadir Schah[443], mit seinen 200,000 Persern und Mongolen erstürmte, einen Raum von 20 englischen Quadratmeilen; es zählte fast 100.000 Häuser und mehr als 1000 Palläste. Der Eroberer gab die Stadt der Plünderung seiner Horden hin, ließ über 200,000 der vornehmsten Einwohner niedermetzeln, und vor seinem Abzüge steckte er die Metropole an 100 Enden in Brand. Blos allein aus den kaiserlichen Schlössern nahm er an geraubten Schätzen für 425 Millionen Thaler mit fort; unermeßlich, aber nicht zu berechnen war die von seinem Heere weggeschleppte Beute. – Aus seinem Schutt erhob sich Delhi nie wieder zu voriger Größe und Herrlichkeit; und was die Perser verschont, ging großentheils während der Periode des gänzlichen Verfalles des Mogulreichs, in den Verwüstungen der Afghanen und Maratten[444] unter. Jetzt decken den Raum, den die Metropole sonst eingenommen, die neun Zehntel Ruinen. –

Eine der pittoreskesten Ansichten aus dieser Trümmerwelt gibt das nebige Bild. Cootub-Minar, die thurmähnliche, runde Pyramide, war ehemals Grabmal der Kaiser. Die Spitze ist eingestürzt; und doch ragt sie, ganz aus Marmorblöcken gebaut, noch an viertehalb hundert Fuß hoch zu den Wolken. Das verfallene Gebäude neben an war ein kaiserlicher Pallast; seit 1747, seit dem Raubzug der Afghanen, die ihn anzündeten, ist er ein Bild grauenvoller Zerstörung.

---

437 Urdu قطب مینار, Quṭb Mīnār; von Urdu قطب, quṭb, „der Mast“ und مینار, mīnār, „der Turm“, also frei übersetzt, „der masthohe Turm“.

438 Hindi दिल्ली, Dillī; Urdu دلی, Dehlī; Panjabi ਦਿੱਲੀ, Dillī.

439 Bezeichnung für die turko-mongolischen Herrscher des von 1526 bis 1858 in Indien bestehenden indo-islamischen Kaiserreiches (wohl von pers. مغول, moġūl, „der Mongole“).

440 Akbar Shah II. (Urdu اکبر شاہ ثانی, Ākbar Šah Sānī, „Akbar Schah II.“; 1760–1837), seit 1806 der 16. Mogulkaiser.

441 Heute Yamuna (Hindi u. Sanskr. fem. यमुना, Yamunā bzw. जमुना Jamunā), der wichtigste Nebenfluß des Ganges (Sanskr. fem. गंगा bzw. गङ्गा, Gaṅgā).

442 Heute Kolkota (bengal. কলকাতা, Kalkātā).

443 Nader Schah Afschar (pers. نادر شاه افشار, Nāder Šāh-e Āfšār; 1688–1747), der Begründer der von 1763 bis 1796 Persien beherrschenden Afschariden-Dynastie (pers. سلسله افشار, Selsele Āfšār); er hatte am 27. Februar 1739 in der Schlacht von Karnal (Hindi करनाल, Karnāl; Urdu کرنال, Karnāl) die Mogulherrscher besiegt und anschließend die Hauptstadt Delhi (siehe hierzu S. 157, Anm. 438) geplündert. Die Zahl der Opfer wird heute allerdings auf „nur“ 30.000 geschätzt.

444 Die Marathen (Marathi मराठे, Marāṭhē) gemeint sein, ein Kriegerverband aus dem zentralind. Reich Maratha (Marathi मराठा साम्राज्य, Marāṭhā Sāmrājya), das auf dem ind. Subkontinent von 1674 bis 1818 nahezu einen Großmachtstatus erreichte.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 34-36.

## XVI. Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Gleich dem Leben eines großen Menschen,– voller Unfug und Unbändigkeit in seiner Kindheit, jach[445] und kühn und zu allen Wagstücken fähig als Knabe, feurig und thatenschnell in seiner Jugend, durch bittere Erfahrungen und Nachdenken geläutert als Mann mit gesetztem Muthe einen festen Lebensplan verfolgend und sich ausbildend zur stillen Menschengröße, die Herrliches schafft und Segen streut ringsum, Undank und Vergessenheit erntend im Alter – so ist das Bild des Rheins, des schönsten Stromes im Vaterlande!

Die wilden Knabenstreiche des großen Mannes erfährt man nur in seiner Heimath; so die des Rheins in den Thälern und Ebenen von Bündten, Sargans und im Rheinthal. Da wissen alle Bewohner von seinem Unfug zu erzählen. Und schwiegen sie, so gäben Zeugniß davon die Gründe an seinen Gestaden. Vom jungen Strom zerrissen und aus Furcht vor seinen verheerenden Einbrüchen fast verlassen, sind sie wenig angebaut und meist bloß als Gemeinde-Weideplätze benutzt. Berge von Kies und Felsstücken thürmen sich oft mitten in seinem breiten Bette auf, seiner unstäten Fluthen muthwillige Arbeit. Jeder anhaltende Regen, jeder warme Frühling, der die Schneefelder seiner Geburtsstätte, der Hochalpen, schmilzt, erzürnt ihn, wie den Knaben das versagende Wort der Magd, und aufgeschwollen im Nu überbraust er oft urplötzlich die Ufer, und überschattet die Matten weit und breit mit unfruchtbarem Gerölle und Kies. Auf der felsigen, von Thal und Höhe durchschnittenen Bahn stößt er in seinem Laufe bei jedem Schritte vorwärts auf Hindernisse, die ihn bald stauen, bald, wenn überwältigt, seinen Lauf beschleunigen. Stets wechselt die Schnelligkeit seines Stroms und oft in ganz kurzer Strecke auf die überraschendste Weise. – Hier strömt er in Hast und gräbt bei'm geringsten Widerstand, der ihn empört, schreckliche Tiefen ein, reißt tief eingeschlagene Pfahlwände um, stürzt Schutzmauern nieder, unterwühlt die festesten Dämme und führt ganze Strecken angrenzenden Landes fort. Dort fließt er sanft und langsam; allein es ist nur scheinbare Sanftheit, denn ihm dient die Ruhe bloß dazu, die auf steilerer Strombahn fortgerissenen Steine und Erde in Sandbänke abzusetzen, welche bald sein Bette so erhöhen, daß er nicht mehr Raum in demselben findet; dann überströmt er es und gräbt sich in Triften und Feldern ein neues Rinnsal. Dort rauscht er in scharfen Winkeln dahin, und an solchen Stellen ist es, wo er am häufigsten Land wegführt, und die furchtbarsten Zerstörungen anrichtet. Die Anwohner auf der ganzen Uferstrecke vom Bündtner Thal bis nach Rheineck sind in ununterbrochenem Kampfe mit dem Strome begriffen und beständig beschäftigt, seiner wilden Kraft durch Dämme und Schutzmauern zu wehren, oder sie zu mäßigen.

Erst von Rheineck an gewinnt der Strom ein freundlicheres Ansehen. Die glücklichen Bewohner seiner lachenden Ufer von Constanz bis Schaffhausen wissen wohl von seiner ungleichen Höhe und etwa von Überschwemmungen zu erzählen, aber wenig von so zerstörender Wuth. Er hat sich in dem Bodensee gewaschen. Das schmuzige Grau seiner Gewässer ist verwandelt in das schönste, reinste Blau, und verdoppelt in Breite und Tiefe entfließt er dieser zweiten Geburtsstätte und schlängelt sich freudig durch eines der schönsten Thäler der Erde. Zwischen hohen Borden fließt er anfangs majestätisch und sanft dahin, fahrbar für so große Flußschiffe, als er zwischen Mainz und Cöln trägt, und benutzt vom Handels- und Gewerbfleiße auf tausenderlei Weise. Seine Gestade bieten hier einen steten Wechsel der lieblichsten Ansichten. Dörfer und Flecken ohne Zahl lagern sich, zum Theil in Fruchthainen versteckt, an seinen Ufern, und vor allen Häusern stehen Kähne oder Schiffe. Wo man hinblickt, ist Leben, Thätigkeit und Wohlstand; überall ist Segen des Rheins, wie früher überall Fluch und Zerstörung war.

[445] Veraltet für heftig, ungestüm, vehement.


XVI.
DER RHEINFALL BEY SCHAFFHAUSEN.
Aus der Kunstanstalt des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.
Eigenthum der Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 37f.

## XVII. Taj-Mahl[446] in Agra.

Agra[447], in einer paradiesischen Gegend am Jumna[448] (einem Nebenflusse des Ganges[449]), war einst Hauptstadt Hindostan's. Nicht ganz so groß, aber noch prachtvoller, als Delhi[450], umschlossen seine Mauern 60,000 Häuser, 1900 Palläste, Tempel und öffentliche Bäder. Eine halbe Million Einwohner belebten seine Straßen, und Reichthum und Luxus hatten hier eine Höhe erreicht, welche unglaublich erscheinen würde, gäben nicht davon die meilenweiten Trümmer der meistens von weißem Marmor oder kostbarem röthlichen Porphyr aufgeführten Prachtgebäude noch heutigen Tages die unwiderlegbaren Beweise. Was die indische Geschichte uns von der Kaiserstadt ehemaligem Glanze und ihrer Herrlichkeit, an's Fabelhafte grenzend, erzählt, findet in den Trümmern derselben volle Bestätigung.

Die Blüthenzeit Agra's fällt in das 16te Jahrhundert. Unter der Regierung Akbar's[451], eines Enkels Babur's[452], des Stifters des Großmogulreichs[453], wurde es die Residenz der Kaiser, welchen Vorzug es später mit Delhi theilte. Die Erpressungen von 60 Millionen arbeitsamer Unterthanen, die Ungeheuern Einkünfte von 10,000 Quadratmeilen Kornländereien, flössen hier zusammen und häuften, durch den verschwenderischen Kaiserhof eben so schnell, als sie einkamen, wieder vergeudet, binnen wenigen Jahrzehnten die größten Reichthümer unter den Einwohnern auf. – Agra's Glanz fing an zu erbleichen, als der grausame Usurpator Aureng-Zeyb[454] sich das prächtige, jetzt auch verödete, Aurungabad[455] als Residenz erbaute, als ihm, während seiner fünfzigjährigen Herrschaft, die meisten Großen dahin nachfolgten. Nach des Tyrannen Tod (1707) kamen Anarchie und Empörung an die Tagesordnung. Von 12 seiner Nachfolger wurden 9 ermordet, oder kamen im Kampfe gegen innere und äußere Feinde um. Agra wechselte in dieser Zeit mehrmals die Herrschaft. Brandschatzungen und Erpressungen aller Art nahmen kein Ende. Die Dschaten[456], ein rohes, indisches Bergvolk, die allgemei-

---

[446] Pers. تاج محل, tāğ maḥall; Hindi ताज महल, tāj mahal, „Krone des Palastes".

[447] Hindi आगरा, Āgrā; Urdu آگرہ, ʾAgra, von 1526 bis 1648 die Hauptstadt des Mogulreiches (siehe hierzu S. 160, Anm. 453). Die Abbildung wurde erstmals 1832 in „Fisher's Drawing Room Scrap-Book" (London: Fisher, Son and Co. 1832) publiziert

[448] Heute Yamuna (Hindi u. Sanskr. fem. यमुना, Yamunā bzw. जमुना Jamunā), der wichtigste Nebenfluß des Ganges (s. u.).

[449] Sanskr. f. गंगा bzw. गङ्गा, Gaṅgā.

[450] Hindi दिल्ली, Dillī; Urdu دلی, Dehlī; Panjabi ਦਿੱਲੀ, Dillī.

[451] Dschalāludin Mohammed Akbar, kurz Akbar (pers. جلال الدين محمد اكبر, Ğalāl ad-Dīn Muḥammad Akbar; 1542–1605), seit 1556 der 3. Mogulkaiser und einer der bedeutendsten Herrscher des Mogulreiches (siehe hierzu S. 160, Anm. 453).

[452] Zahir ad-Din Muhammad Babur (pers. ظهير الدين محمد بابر, Ẓahīr ad-Dīn Muḥammad Bābur; 1483–1530), seit 1526 der 1. Herrscher des Mogulreiches (s. u.).

[453] Bezeichnung für das von 1526 bis 1858 in Indien bestehende indo-islamische Kaiserreich, dessen turko-mongolische Herrscher Mogule bzw. Großmogule genannt wurden (wohl von pers. مغول, moġūl, „der Mongole").

[454] Muhammad Aurangzeb Alamgir (pers. اورنگزيب, Aurangzejb; 1618–1707), seit seiner Machtergreifung am 31. Juli 1658 der 6. Mogulkaiser.

[455] Heute Aurangabad (Marathi औरंगाबाद, Auraṅgābād); Muhammad Aurangzeb Alamgir (s. o.) ließ dort sogar eine Nachbildung des Taj Mahal (siehe hierzu S. 160, Anm. 446) errichten, das Bībī-Kā-Maqbara (Urdu بیبی کا مقبره, „Grab der Herrin bzw. der Dame").

[456] Die Marathen (Marathi मराठे, Marāṭhē), ein Kriegerverband aus dem zentralind. Reich Maratha (Marathi मराठा साम्राज्य, Marāṭhā Sāmrājya), das auf dem ind. Subkontinent von 1674 bis 1818 nahezu einen Großmachtstatus erreichte.

ne Verwirrung im Reiche benutzend, über fielen (in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) die Kaiserstadt, nahmen sie mit stürmender Hand ein, plünderten und verheerten sie. Der furchtbare Nadir Schah[457] mit seinen Persern, später die Afghanen und Maratten[458] vollendeten das Werk der Zerstörung. Mord, Raub und Brand herrschten, verwüsteten und verödeten damals das ganze herrliche Mogulreich, und Agra und Delhi theilten nur das allgemeine Verderben. –

Jetzt ist Agra eine Kreisstadt des brittischen Indiens, zur Präsidentschaft Calkutta[459] gehörend. Die Bevölkerung ist bis auf 50,000 zusammengeschmolzen. Sie nährt sich größtentheils von Seide- und Baumwollweberei. In neuester Zeit hat sich indeß der Wohlstand der Einwohner unter dem wohllhätigen Einfluß der brittischen Herrschaft und des Friedens wieder gehoben, und auch ihre Anzahl nimmt wieder zu. – Aber niemals kann der Ort wieder werden, was er gewesen; denn sein Glanz war das ungeheure Erzeugniß der unumschränktesten Gewaltherrschaft, – das Produkt von Verhältnissen zwischen Beherrscher und Beherrschten, welche sich, zum Glück für die Menschheit, da, wo Englands Civilisation einmal Wurzel geschlagen, nicht wieder erneuern können. –

Agra’s Trümmerwelt enthält die schönsten Denkmäler indischer Baukunst, deren Betrachtung eben so sehr durch Großartigkeit der Anlage, als durch Erhabenheit des Styls, Staunen einflößt. – Das berühmteste, allbewundertste ist das Mausoleum der Kaiserin Zemani[460], – Taj-Mahal. Ganz von blendend weißem, fast durch sichtigem Alabaster erbaut, ist es, trotz seiner riesigen Verhältnisse (sein Umfang mißt 1600 Fuß!) so kunstreich gearbeitet, daß in dieser Beziehung kein ähnliches Gebäude auf der Erde sich mit ihm vergleichen läßt. Alle Wände sind von außen und innen geschliffen und polirt, so vollkommen, daß man sich in ihnen wie in einem Spiegel besehen kann. Ein neuerer Reisebeschreiber, der es sah, bekennt, er habe, hingerissen von der wunderbaren Schönheit des Kunstwerks, geweint bei dem Gedanken, daß es schutzlos Preis gegeben sey der Zerstörung der Zeit und der Elemente.

Der Mann, der dieses Denkmal menschlicher Kunst, mehr noch aber fürstlicher Eitelkeit und nutzloser Verschwendung, für seine Gemahlin aufrichten ließ, ist ein belehrendes, warnendes Beispiel der Veränderlichkeit irdischen Glücks. Sein Erbauer, Kaiser Jehan[461], der Vater des schrecklichen Aureng-Zeyb, starb, entthront und von Henkers Hand im Kerker.

---

457 Nader Schah Afschar (pers. نادر شاه افشار, Nāder Šāh-e Āfšār; 1688–1747), der Begründer der von 1763 bis 1796 Persien beherrschenden Afschariden-Dynastie (pers. سلسله افشار, Selsele Āfšār); er hatte am 27. Februar 1739 in der Schlacht von Karnal (Hindi करनाल, Karnāl; Urdu کرنال, Karnāl) die Mogulherrscher besiegt.

458 Siehe hierzu S. 160, Anm. 456.

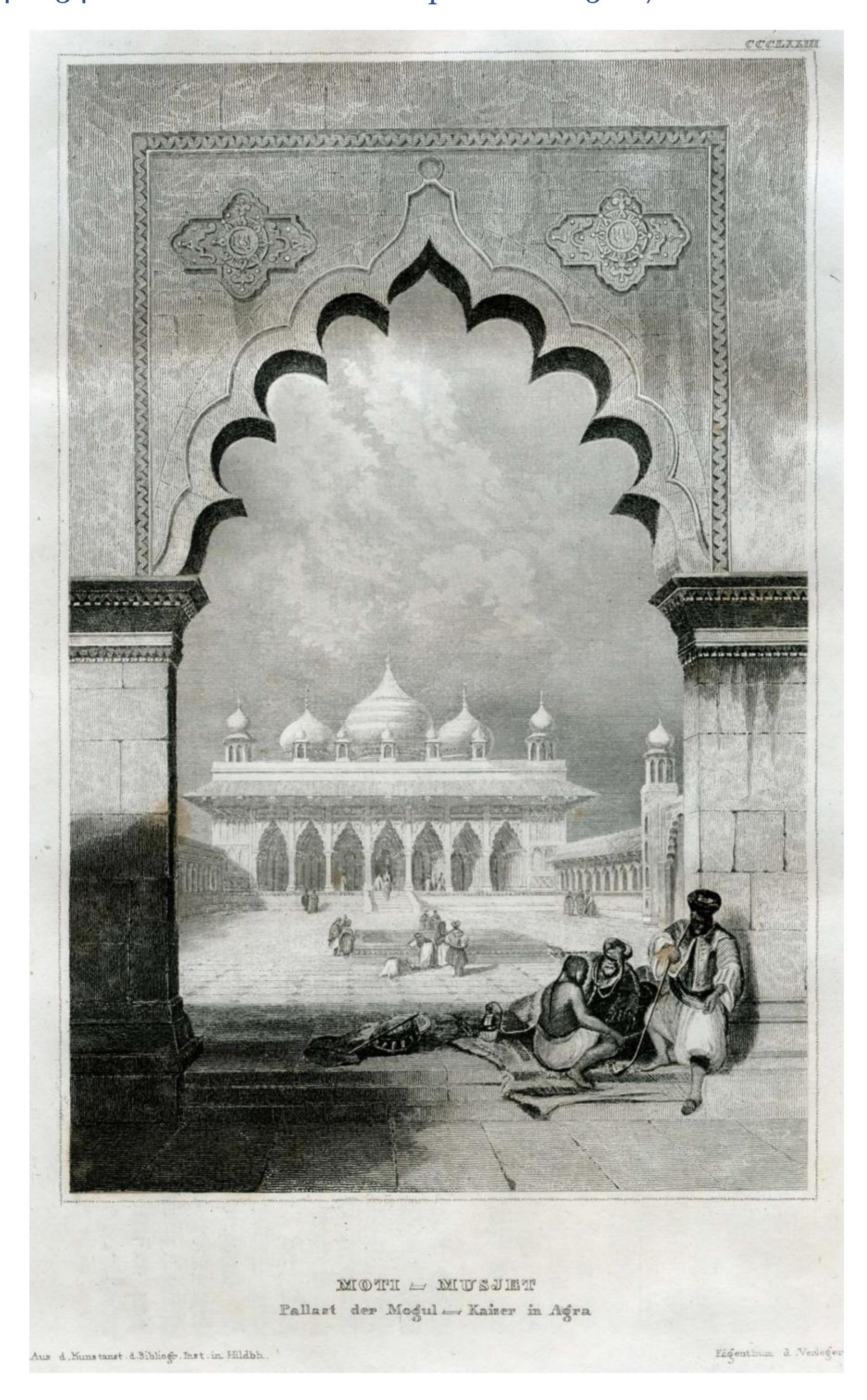
459 Heute Kolkota (bengal. কলকাতা, Kalkātā).

460 Arjuman Banu Begum (pers. ارجمان بانو بیگم, Ārğumān Bānū Bīgum; 1593–1631), genannt Mumtaz Mahal (Urdu ممتاز محل, Mumtāz Maḥal, „Exzellenz des Palastes“).

461 Shihabuddin Muhammad Shah Jahan (pers. شهاب الدین محمّد شاه جهان, Šihāb ud-Dīn Muḥammad Šāh-i Ğahān; 1592–1666), von 1627 bis zu seiner Entmachtung 1658 (siehe hierzu S. 160, Anm. 454) der 5. Mogulkaiser.


XVII.
TÂJ MAHAL, — AGRA,
Ostindien
Verlag der KUNSTANSTALT des Bibliogr. Instituts in Hildburghausen
Eigenthum der Verleger.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Achter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1841. 134 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 125-127.




## CCCLXXIII. Moti Musjed[462] in Agra.

„Es war im Jahre 610 nach unserer Zeitrechnung, als nach dem Rathschlusse Gottes ein Funke seines Geistes niederfuhr auf die arabische Wüste und die Seele eines Menschen erleuchtete. Mohammed[463] fühlte sich berufen zum Propheten des Höchsten, berufen, das Gesetz, welches Moses und Christus

[462] Moti Masjid (Urdu موتی مسجد, Motī Masǧid, „Perlmoschee“).

[463] Siehe hierzu S. 168, Anm. 475.

gegeben hatten, zu vollenden. Zuerst glaubten ihm die Seinen, dann sammelten sich Anhänger, dann verehrte ihn das Volk und folgte nach; die Widerwärtigen aber wurden vernichtet. Bald jauchzte ganz Arabien seinem Propheten entgegen. Mohammeds Feuer entbrannte die Nation der Wüste; jeder Gläubige fühlte sich berufen, Gläubige zu machen, und wie ein Wettersturm braußten Hunderttausende durch die Thore des Landes. Die erschrockenen andern Völker sanken dem Schwerte, oder empfingen den Koran, und kaum waren 100 Jahre vergangen, so herrschte der Islam in drei Welttheilen, von den Säulen des Herkules bis zum Ganges.“*)[464] –

Die neue Religion brachte eine neue Weise der Gottesverehrung, und in derem eigenthümlichen Geiste schuf die Kunst neue Gestalten, den Höchsten zu feiern und zu verkünden. Die Männer der Wüste aber, denen das Loos der Herrschaft über eine halbe Welt zugefallen war, waren roh und ohne eigne Kunstbildung. Sie mußten daher die Kunstformen, welche sich in andern Ländern zu jener Zeit vorzugsweise Gültigkeit erfreuten, adoptiren, wobei sie jedoch nicht verfehlten, dieselben eigenthümlich auszuprägen. Jene Kunstformen nun waren die der späten, der christlichen Römerzeit – und die Araber waren für diese um so empfänglicher, da Mohammeds Lehre sich der christlichen unter allen Religionen am meisten näherte, und Christus selbst dem großen Propheten als ein Prophet gegolten hatte. Mit der urchristlichen, der spätrömischen Kunst verband sich das arabische Element, und aus dieser Vermischung wuchsen nun jene Kunstbestrebungen des Islams hervor, welche, allmählich gepflegt, geläutert und veredelt, zu bedeutsamen Erscheinungen führten, obschon die Kraft, die sie geschaffen hat, in Fesseln lag. Der Islam duldet nämlich keine Bilder; er verdammt jedes Streben nach Hervorbringung des Bildlichen als ein sündiges, vermessenes Nachäffenwollen des Schöpfers aller Dinge. Daher kann die Kunst des Islams sich auch nie zu der höchsten Kunstregion erheben; der Gedanke, daß die Kunst es sey, welche das Leben verkläre, welche im Irdischen das Himmlische offenbare, bleibt dem mohammedanischen Künstler verschlossen, ein undurchdringliches Geheimniß. Sein Gebiet ist nur die Architektur und auch auf diesem kann er sich blos in allgemeinen Formen bewegen: denn die Möglichkeit, die Ideen zu verkörpern und seinen Werken dadurch die eigentliche monumentale Bedeutung zu geben, tritt ihm gar nicht nahe, – statt des sinnansprechenden Bildwerks bleibt ihm nichts als – die Schrift.

Entfaltet ist die Architektur des Islams am schönsten in den Moscheen. Weder der Islam noch seine Kunst haben sich verändert; Stabilität ist ihr Leben und ihr Halt; daher ist auch der Moscheenstyl conventionell. Entlehnt den ältesten christlichen Basiliken, schließt sich gemeinlich eine Fronte der Moschee an einen viereckigen mit Arkaden umgebenen Vorhof an, und sie selbst ist nur eine Halle, in welcher mehre Reihen von Bogengängen hintereinander die Gläubigen zum Gebete versammeln. Man könnte das Ganze als die architektonische Verzierung eines offenen, heiteren Platzes betrachten, den vom werktäglichen Treiben eine Außenmauer sondert. Niemals fehlt der erfrischende, kühlende Springbrunnen, so wenig als auf den Vorhöfen der alten christlichen Basiliken. Das Minaret[465], mehr einer schlanken Säule als einem Thürmchen gleich, von dem herab der Küster die Stunden des Gebetes abruft, steht zur Seite. Es ist meist ohne künstlerische Beziehung zum Hauptgebäude, und nur in den größten Moscheen, die mehre Minarets haben, sind sie in symmetrische Ordnung gestellt. Oft deckt eine große Kuppel den eigentlichen Tempel; kleinere Kuppeln gruppiren sich dann über die Seitenarkaden und über die Arkaden des Vorhofs. In der Kuppelform selbst herrscht nach dem Oertlichen Verschiedenheit. Während in Europa die einfachere, die christlich-byzantinische fast unverändert geblieben ist, wird in Asien der Einfluß des brahmanischen Pagodenstyls sichtbar und die nüchterne Kunst des Islam wird gleichsam ihrem Grundcharakter untreu, sie gefällt sich in üppigen, decorativen Formen. Oefters bemerkt man an den hindostanischen religiösen Bauwerken eine Eleganz, eine Zierlichkeit und eine Freiheit, die von keiner andern Architektur erreicht, geschweige übertroffen ist. Bei dem Anblick dieser Gebäude fühlt man, wie hier das ganze geistige Streben des Künstlers in der Ornamentik aufgegangen ist. Er hatte nichts weiter, als eben die Ornamentik und er machte aus ihr Alles.

---

464 *) Kugler, die Geschichte der Kunst [trotz Literaturangabe so nur in „Meyer’s Universum“ zu finden].

465 Das dt. Minarett geht auf das frz. minaret zurück, dem das osman. مناره, mināre zugrundeliegt; letzteres hat wiederum seinen Ursprung im arab., منارة, manāra, ursprüngl. „Leuchtturm“, wörtl. übersetzt „Ort des Lichts“ oder „Ort des Feuers“ von arab. نَار, nār, „Feuer“.

Am reizendsten und auch am großartigsten entfaltet sich diese Blüthe der moslemitischen Kunst in Indien und in Persien, wo das Feuer einer glühenden Phantasie gleichsam unbewußt und ungewollt dem Steine das Leben einhaucht. Besonders sind in den Ländern des ehemaligen Mogulstaats die Monumente zahlreich. Delhi, Agra, – die Residenzen der indischen Kaiser – sind damit angefüllt. Hier errichteten der prachtsüchtige Akbar[466] und sein Sohn Jehan[467] (von 1556 bis 1658), viele Moscheen und Paläste, – Werke, die nur bewundert, nie mehr nachgeahmt oder erreicht werden können.

Ein solches ist das im Bilde entzückende Moti Musjed, die Moschee des Kaisers Akbar in seinem Festungspalaste zu Agra, welchen die Britten jetzt als Citadelle benutzen. In dem Prachtsaale, wo der größte Monarch des mohammedanischen Orients seinen Hof um sich versammelte und gastmalte an goldenen Tafeln, da sind jetzt die Kisten mit britischen Armaturvorräthen aufgeschichtet, und gemeine Soldaten strecken ihre müden Glieder auf die Matratzen hin, wo einst die Sultaninnen auf seidenen Polstern ruheten. Vieles Herrliche des berühmten Herrscherhauses ist jetzt unwohnlich, vieles liegt in Trümmer.

Am wohlerhaltenen Moti Musjed, dessen Zierlichkeit seine Größe zu verhüllen strebt, ist kein Mörtel, kaum eine Fuge sichtbar. Alles daran, der Tempel, die Arkaden des Vorhofs, das Pflaster sogar, ist von geschliffenem, glänzenden Alabaster, der halb durchsichtig und so weiß ist, daß der gewöhnliche grau dagegen erscheint. In den Strahlen der Sonne glänzt das Gebäude in den schillernden Farben der Perlmutter, und wenn eine Tradition im Volke von faustgroßen Perlen erzählt, mit welchen dies Gebäude eingefaßt gewesen seyn soll, so mag man, bei dem Anblick der wirklichen Pracht, es ihr wohl zu gute halten.

Andere Luxusbauten ähnlicher Art – Mausoleen, Moscheen und Paläste – finden sich zu Allahabad[468], Jehanpore[469], Ahmadabad[470] etc. etc. Das Wunder der indischen Welt aber, Taj Mahal, auch in Agra, welches die Architektur des Islams in seiner höchsten Vollendung und Entwickelung zeigt, haben wir schon in einem früheren Bande dieses Werkes beschrieben. Der gesammte Charakter dieser Architektur entspricht dem majestätischen und überüppigen Glanze des orientalischen Herrscherdaseyns, und gibt das treue Spiegelbild eines Fürstenlebens, das im Abendlande, zum Heil der Völker, unmöglich geworden ist.

[466] Siehe hierzu S. 160, Anm. 451.

[467] Siehe hierzu S. 169, Anm. 482.

[468] Prayagraj (Hindi प्रयाग; Urdu پریاگ; Prayāg), offiziell bis Oktober 2018 Allahabad (Hindi इलाहाबाद, Urdu الہ آباد, Ilāhābād).

[469] Neu-Dehli (Hindi नई दिल्ली; Urdu نئی دلی, Naī Dillī).

[470] Ahmedabad (Gujarati અમદાવાદ, Amdāvād; von pers. احمدآباد, „Stadt des Ahmed“).




AKBAR'S MAUSOLEUM bei SECUNDRA

IN INDIEN.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Siebenzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1856. 206 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 133-136.

## DCCLXXXIX. Akbar's[471] Grabmal bei Secundra[472] (Hindostan).

Das Schwert des Eroberers ist in seiner Politik immer am konsequentesten. Die geforderte Macht begründet es am dauerhaftesten durch die Gewalt des eisernen Willens und den Gehorsam am festesten in den Formen der Subordination der Kriegsgenossen. Dem Begriff und dem Bedürfniß des Schutzes entspricht für den großen Haufen der Muth, die heroische Kraft und das Geschick des Feldherrn und darum gibt die Menge sich ihm willig hin zu blinder Unterwerfung. Im siegreichen fremden Herrscher sieht sie einen Schirmherrn, im Heere seiner Getreuen einen Panzer gegen die verhaßte Gewalt und Ungebühr, die sie unter dem allen Regimente bedrückten; sie findet eine Genugthuung in dem schadenfrohen Gedanken, daß Diejenigen, welchen sie sich früher unterthänig beugen mußte, nun, durch das fremde Schwert bezwungen, selbst zur Dienstbarkeit erniedrigt wurden. Aber für die Dauer Dessen, was der Eroberer schafft, ist selten Gewähr zu finden. Genöthigt, die wirksamsten Elemente der alten Staaten, die sein Schwert zerschlägt, in einer andern Zusammensetzung zu seinem Neubau zu verwenden, und tausend Bänder um ihn her zu schlagen, daß er nicht wieder ins Chaos auseinander falle, muß er, soll sein Bau bestehen und Beifall verdienen, auch als Organisator und Weltweiser sich nicht kleiner zeigen, denn als Held in den Schlachten. Seine Persönlichkeit muß eine Sonne der Geister seyn, eine Mitte des Alls, ein Quellpunkt alles Lebendigen – und unter der Decke des strengen Herrschers muß ein Meer warmer Liebe wogen, welche zusammenhält, was das Schwert vereinigt: – unter dem stahlharten Panzer darf das fühlende Herz nicht fehlen, von dem aus sich Lebenswärme pulsirend über alle Theile seiner Schöpfung verbreiten soll. Einen Plan für Staatsgröße und Volksglück unwandelbar verfolgend, wird seine Persönlichkeit zum Born aller Tätigkeiten werden, die er für die Ausbildung seines Reichs aufruft. Er wird noch eine Stufe höher steigen müssen, denn als Sieger und Eroberer; er wird die Völker geheimnißvoll an sein Daseyn knüpfen, indem er ihnen die Bürgschaften der Hoffnung auf eine bessere Zukunft gibt, er wird sich zur Ursache von Wirkungen erheben, welche die Völker als Segen empfangen; er wird die innerste Wurzel werden einer Kette von Überlieferungen, welche, auf die Nachwelt übergehend, ihm als Heros gleichsam die Götterbrücke in die Ewigkeit hinüber schlägt.

Aber nur Wenige aus der Raçe der Eroberer haben diesem Ideale zugestrebt, und noch wenigere haben es erreicht. Unsterblich stehen die meisten auf blutrothen Blättern der Geschichte, ewiger Fluch lastet auf ihnen im Gedächtniß der Völker, die sie unterjochten und niederstampften; andere haben nur blasse Nacherinnerungen hinterlassen und was sie schufen fiel hinter ihnen so schnell wieder ein, als sie es aufgebaut. Nicht lichtumflossene Himmelsgeister sind sie gewesen; finstere Dämonen, der Erde angehörend und aus der Nacht geboren, brach kein Strahl von oben durch ihr geschichtliches Wirken; es hatte keine Heiligung und für das Reich Gottes war es unfruchtbar – man müßte denn einen negativen Nutzen ihres Daseyns in der Möglichkeit suchen, daß sie Zuchtruthe und Geißel in der Hand des Allmächtigen gewesen.

Aus Hochasien, aus der Wiege der Menschheit, sind die Propheten und Eroberer, die Großgeister des Himmels und der Erde, die Engel und Titanen in die Welt gekommen und haben das empfangene Licht und die empfangene Macht hinausgetragen unter die Völker. So entstanden die Sternennächte, welche die Menschen erfreut haben, und in denen die Saaten neuer Hoffnungen sprießten; so die lodernden Feuerflammen, welche die Völker fraßen und die geängstigte Welt mit dem Untergang des Ge-

[471] Siehe hierzu S. 160, Anm. 451.

[472] Sikandra bzw. Sikandar Bagh (Hindi सिकन्दर बाग़, sikandara bāġ; Urdu سِکندر باغ; Sikandra bāġ, „Sikandara-Garten") bei Agra (siehe hierzu S. 160, Anm. 447).

schlechts und dem Ende aller Zeiten bedroheten. Namentlich ist das von dem asiatischen Alpengürtel eingeschlossene Plateau der Mongolei der geschichtliche Boden, welchem die Meteore entstiegen, die von Zeit zu Zeit verheerend die alte Welt durchtobten und mit Entsetzen erfüllt haben. Von dort zogen einst aus die zahllosen Reiterschaaren, das römische Reich zu verwüsten; von dort kam Tschingis-Khan[473], die Geißel Gottes, unter dessem Tritt die Kulturblüthen einer halben Welt verdorrten; dort stieg der gewaltige Timur[474], der Mann von Eisen, aus dem Kreise der Hirten zum Welteroberer hinan, – ein zweiter Mohammed[475], in der einen Hand die Brandfackel und das Schwert, in der andern den Koran, um die heidnische und christliche Menschheit zu bekehren oder auszurotten. So siegreich und glücklich als Alexander[476], unterwarf er Rußland, und machte das heilige Moskau zum Aschenhaufen; seine Horden überflutheten das Reich von Byzanz[477]; Syrien und Aegypten fühlten seine Geißel. Bagdad und ganz Mesopatamien bis zur Mündung des Euphrat machte er zur Wüste und aus den Köpfen von 90,000 Erschlagenen richtete der Furchtbare auf der Brandstätte des alten Khalifensitzes eine Pyramide auf; Indien bis zum Delta des Ganges wurde seine Beute; dazu Persien und der Pontus[478], und als er in der Ebene von Ancyra[479] (1402) wider den Sultan der Türken mit 800,000 Mann vollkommen gesiegt, letzteren gefangen und in einem ehernen Käsig eingesperrt hatte, zog er mit einer Million Krieger gegen China aus, um die Eroberung des Welttheils zu vollenden. Er starb auf diesen: Zuge und das ungeordnete Reich zerfiel nach seinem Tode in mehrere Staaten, unter denen nur einer eine große und dauernde Rolle gespielt hat– Hindostan. Timurs Enkel war der Schöpfer und Begründer des Reichs des Groß-Moguls, dessen Ordner und Erhalter. Geboren im Jahr 1542 faßte Akbar schon als Jüngling den Herrscherzügel mit eiserner Hand und Willenskraft, schlug die Empörung zu Boden, dehnte in langen, furchtbaren Kriegen mit den Nachbarn seines Reiches Grenzen über Indien und Caschemir[480] mit einer Bevölkerung von 80 Millionen aus, und als er sich innen und außen den Frieden errungen, machte er eine gute Organisation und gewissenhafte Verwaltung des Staats zur Aufgabe seines übrigen Lebens. Seinen Beamten war er ein Schrecken, wie er es früher dem Feinde war; seinem Volke war er ein Abgott. Unter seiner langen Regierung gedieh das Reich zu einer Blüthe, wie sie Indien niemals wieder gekannt hat. Die Staatseinkünfte stiegen auf 1000 Millionen Franken, und er konnte mit Leichtigkeit ein Heer von 600,000 Mann besolden , das die Grenzen bewachte und die Gelüste der räuberischen, stets zu Einfällen geneigten Nachbarn eben so im Zaum hielt, als die Unruhestifter im Innern. Er baute Agra als seine Residenz mit beispielloser Pracht und machte es zum Mittelpunkt des Staatslebens, wo sich die Coryphäen der Poesie, Wissenschaft und Kunst versammelten, und von wo aus sich ein freundliches Licht in allen Richtungen verbreitete. Sich selbst den Vorschriften des Korans als strenggläubiger Mohammedaner willig unterwerfend, übte er doch des großen Friedrichs Grundsatz: „in meinem Reiche soll jeder nach seiner Façon selig werden dürfen,“[481] und alle Kulten, heidnische, jüdische und christliche, genossen Duldung und Schutz. Akbar starb im Jahre 1606 und wurde bei Secundra, in einem goldenen

[473] Dschingis Khan (mongol. transliteriert Čìnggis Qaɣan; ca. 1155, 1162 o. 1167–1227), seit erster Großkhan der Mongolen.

[474] Der zentralasiatische Feldherr Temür (1336–1405), auch unter den Namen Timur Leng (pers. تیمور لنگ, Tīmūr Leng, „Timur der Lahme“) Timur Lenk oder Tamerlan bekannt.

[475] Der islam. Religionsgründer Mohammed (arab. أبو القاسم محمد بن عبد الله بن عبد المطلب بن هاشم بن عبد مناف القرشي, Abū l-Qāsim Muḥammad b. ʿAbdallāh b. ʿAbd al-Muṭṭalib b. Hāšim b. ʿAbd Manāf al-Qurašī; zw. 570 u. 573–632).

[476] Alexander der Große.

[477] Siehe hierzu S. 23, Anm. 59.

[478] Veraltet für das Schwarze Meer (siehe hierzu S. 271, Anm. 840).

[479] Veraltet für Ankara (griech. Ἄγκυρα, Ánkyra; lat., Ancyra; osman. آنكورى, Āngorı).

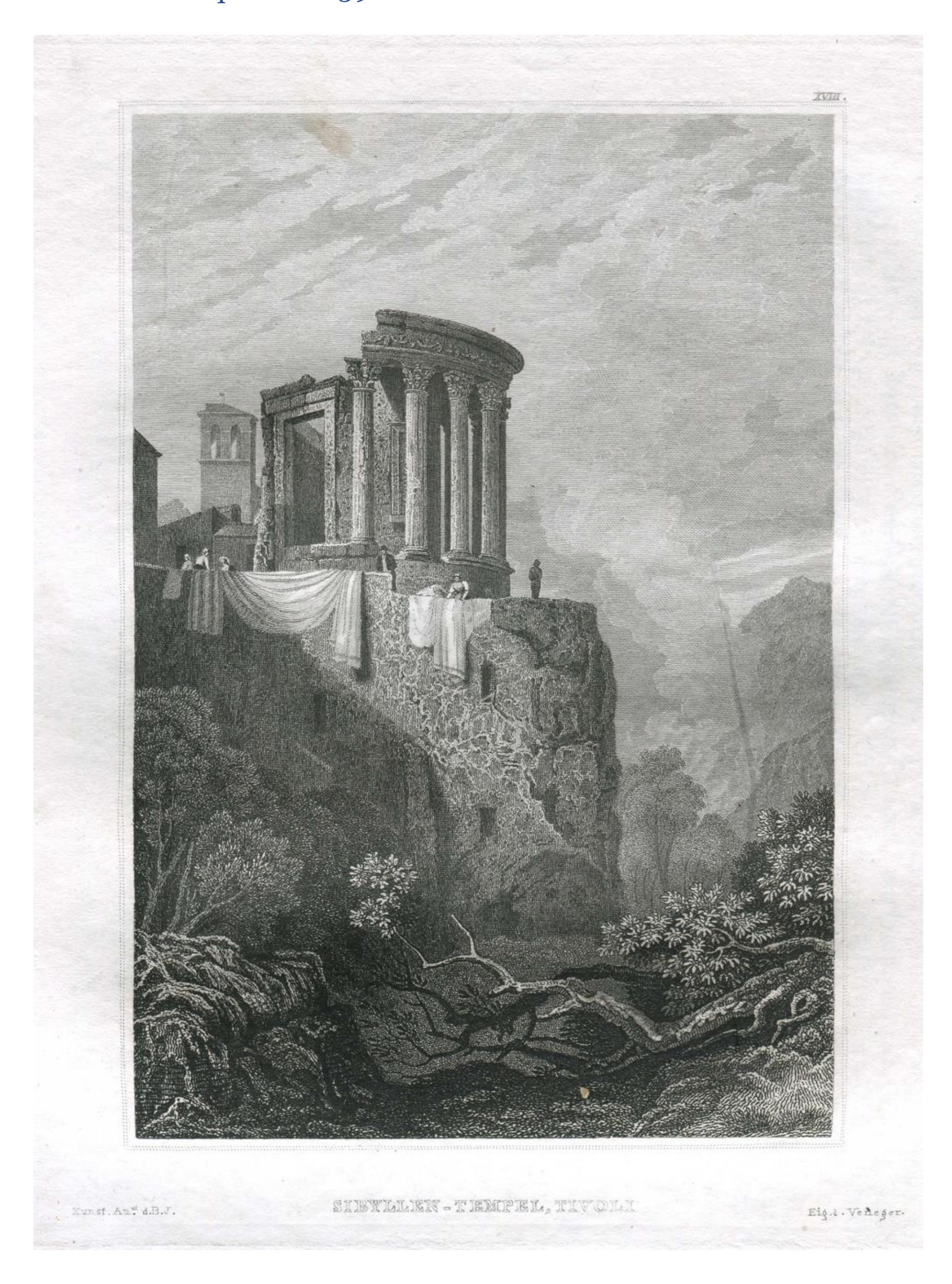
[480] Kaschmir (Hindi कश्मीर; Urdu کشمیر, Kaśmīr).

[481] Zitat nach Friedrich II. von Preußen (1712–1786): „Die Religionen Müsen alle Tolleriret werden und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach seiner Fasson Selich werden.“ (Rand-Verfügung des Königs zum Immediat-Bericht des Geistlichen Departements. Berlin, 22. Mai 1740).

Sarkophage begraben. – Dort erbaute ihm sein Nachfolger[482] jenes unermeßliche Mausoleum mit 100 Thoren, – gleichsam als sollte ein ganzes Volk einziehen können, um die Asche des Mannes zu verehren, den es im Leben als Vater gepriesen und angebetet hatte. Millionen pilgerten zu seinem Grabe und lange Jahre blieb es ein besuchter Wallfahrtsort. Aber mit dem Glanz der mohammedanischen Herrscher ist auch der Glanz des Mausoleums verblichen, und seit Timurs Descendenten herabgesunken sind zu britischen Pensionären, ist Alles, was an die mohammedanische Herrschaft erinnert, geflissentlich dem Verfall überlassen. Auch Akbar's Mausoleum theilt das allgemeine Geschick und ehe ein Jahrhundert vergeht, wird es Ruine seyn.

[482] Nur-ud-din Muhammad Salim (pers. نورالدین محمد سلیم, Nūr-du-dīn Muḥammad Sālīm), mit Kaisernamen Jahangir (pers. جهانگیر, Ǧahāngīr; 1569–1627), seit 1605 der 4. Mogulkaiser.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 39f.




## XVIII. Der Sibyllentempel in Tivoli.

Tivoli, auf einem Hügel am Teverone, Hauptort eines Distrikts in der Campagna, achtzehn Miglien[483] von Rom, ist merkwürdig durch seine herrliche Natur, seine gesunde Luft; weltberühmt aber durch seine klassischen Erinnerungen. — Hier sind die Trümmer des alten Tibur mit seinen Tempeln und Palästen, hier die Ruinen jener prachtvollen Villen, in welchen die Fürsten und Großen der weltbeherrschenden

483 1 Miglio entsprach im Kirchenstaat 1,4879 km.

Roma die Sorgen der Staatsgeschäfte vergaßen und Alles vereinigten, was den Genuß des Lebens erheitern, verschönern und erhöhen konnte. In dieser entzückenden Gegend hatte Mäcen[484] seine gepriesene Villa, in der er Roms größte Helden und Dichter der Augustäischen Zeit um sich versammelte; hier hatte Horaz[485] sein Landhaus und dichtete der erhabenen Natur, der Liebe und der Freundschaft ewige Lieder. Hier baute Kaiser Hadrian[486] sein weltberühmtes Landhaus, ein eine Area von einer halben Stunde Umfang deckender Palast, der Cirkus, Amphitheater, Naumachien, mehre Tempel und unzählige Säle, Grotten, Bäder in sich schloß, und in dem, was die Kunst Herrlichstes, Schönstes in Griechenland, Asien, Afrika und Italien hervorgebracht, wie in einem Brennpunkte von dem kunstliebenden Kaiser zusammengestellt wurde. – Hier endlich ist der Ort, wo seit Jahrhunderten und jetzt noch die schönsten Bildwerke des Alterthums gefunden werden, welche die Museen Europa's füllen, jene unter der Aegide der Civilisation nun für immer vor Verlust bewahrten Schätze, der neuern Kunst Lehrer und Vorbilder zugleich. –

*Karikatur auf Lord Bristol*
*(siehe hierzu S. 171, Anm. 487).*

Unter all den Ueberbleibseln des alten Tibur's, von denen kaum eines ist, an das sich nicht kultur-, literär-, kunst- oder weltgeschichtliche Erinnerungen knüpfen, ist eins, welches durch seine herrliche Lage – hoch oben auf der Spitze eines steilen Felsens, gegenüber den Cascaden des Anio (jetzt Teverone) und durch seine reifende, alle Verhältnisse in, schönsten Ebenmaaße zeigende Form Aller Augen anzieht und fesselt. Es ist der Gegenstand unseres Bildes, – ein kleiner, runder Tempel von weißem Marmor, der Sibylla, nach Andern, der Vesta geheiligt. Er ist unstreitig eines der schönsten Bauwerke der Augustäischen Zeit, an Reiz und Anmuth der Verhältnisse von keinem auf der Erde übertroffen. Noch im vorigen Jahrhunderte stand er unversehrt; es schien, als ob die Alles zerstörende Zeit das liebliche Werk geflissentlich geschont hätte. Da kam ein reicher Britte, Lord Bristol[487], auf den wunderlichen Gedanken, aus seinem Parke in England sich ein Tivoli zu schaf-

[484] Gaius Cilnius Maecenas (ca. 70–8 v. Chr.).

[485] Siehe hierzu S. 83, Anm. 228.

[486] Siehe hierzu S. 59, Anm. 143.

[487] Der anglik. Bischof, Kunstliebhaber und Exzentriker Frederick Augustus Hervey, 4th Earl of Bristol (1730–1803). Die Spolien des Sibyllentempels waren für sein Mausoleum, den 1785 bei Caslerock in Nordirland errichteten „Mussenden Temple", vorgesehen. Eine vielleicht treffende, auf jeden Fall aber reichlich boshafte Karikatur dieses anglikan. Klerikers von Johann Christian Reinhart (1761–1847) findet sich als Frontispiz in Johann Gottfried Seumes (1763–1810) „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802" ([Dresden: J. F. Hartknoch] 1803). Die Bildunterschrift aus dem Werk des röm. Dichters Publius Ovidius Naso (43 v. Chr.–17 n. Chr.) lautet übersetzt folgendermaßen: „Die Sorge entflieht; hinweg spült sie der reichliche Wein." (Ovid, ars amatoria 1,238).

fen, und, um die Täuschung, so zu sagen, selbst zu täuschen, die schönsten Bautrümmer des alten Tibur ihrem mütterlichen Boden zu entreißen und in sein Pseudo-Tibur zu versetzen. – Der Sibyllentempel sollte zuerst auswandern. Gedacht, gethan. Er erkaufte denselben von einem Tiburtiner Gastwirthe, auf dessen Boden er stand. Eine Schaar gedungener Steinmetzen fing an, den Tempel aus einander zu nehmen, – schon waren sechs der achtzehn korinthischen Säulen von ihren Fußgestellen entfernt, – schon das Dach und ein Dritttheil der Cella abgebrochen und fortgeschafft, als ein Bote aus Rom kam und die Fortsetzung des Zerstörungswerkes untersagte. Für die Wiederherstellung des herrlichen Denkmals geschah aber nichts. – Der langsam wirkenden Zeit bleibt zu vollenden überlassen, was die unverständige Kunstliebe des Britten begonnen hat.

Tibur's imposante Naturscenen, die weltberühmten Wasserstürze des Anio, überragt von den Trümmern der Mäcenischen Villa, werden wir, als Gegenstand eines besonderen Bildes, später beschreiben.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. [3]-6.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. –Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [90]-92.

## Ein Ausflug nach Tivoli.

Auf der alten Via Tiburtius, welche unweit der Thore Roms auf antiker Brücke den Anio überschreitet, rollte unser Vetturino[488] über ein Pflaster von großen unregelmäßigen Basaltquadern dahin. Der Morgen war herrlich, und die Campagna in ihrer melancholischen Größe und Stille von Morgenduft umschleiert, mit ihren flachen, selten bebuschten Hügeln, die sich vor den fernen blauen Bergen lagern, bot die anziehendsten Bilder dar. Einzeln stehende Osterien, eben so liederlich als malerisch, liegen an der Straße und wimmeln meistens von Ochsen- und Maulthiertreibern oder von Feldhütern, die, mit langen Flinten bewaffnet, auf kräftigen Rossen ganz ritterlich aussehen. Hin und wieder zeigt sich auf der braunen zerrissenen Fläche eine Meierei, nahe welcher Rinder- und Schafheerden in lockerer Umzäunung von Hirten mit spitzen zerlöcherten Hüten und rauhhaariger Beinbekleidung aus Ziegenfellen gehütet werden. Die prächtigen silbergrauen Stiere mit breiten Hörnern sind vorzugsweise der Campagna eigen. Auf Steinhaufen oder auf dem zerbröckelnden Thürbogen einer zerfallenen Villa sieht man wohl Jungen mit schwarz lockigem ungekämmten Haar und ebenfalls rauhhaariger Ziegenfellbekleidung sitzen, welche auf einer Art Klarinette unmelodische Lieder blasen. Daneben aus der verborgenen Tiefe einer Puzzolanhöhle schlägt Rauch und Flamme eines Feuers auf, an dessen prasselnder Gluth die Frau oder Tochter eines Hirten Pataten röstet oder irgend ein Geflügel am Spieße dreht. Ihr purpurrothes Kopftuch, das in Form eines Daches auf dem Scheitel ruht und zu beiden Seiten weich gebogen das Gesicht einfaßt, wird bisweilen vor der weißgrauen Rauchsäule sichtbar. Dabei hört man den improvisirten Gesang der Geschäftigen, die immer nach einer und derselben nichts weniger als schönen Melodie Alles besingt, was ihr gerade einfällt.

Als wir das Ufer des regungslos in Mitten des Weges liegenden Lago di Tartaro erreichten, erblickten wir jenseits die dunkelblauen Wände der Sabiner-Gebirge, im Hintergrunde geschlossenen zakkigen Gipfeln, die im Feuer der aufgehenden Morgensonne rosenroth brannten. Vor den zusammenhängenden, sich kühn und hoch aufgipfelnden Gebirgsmassen lagen die drei kegelartig geformten, mit weißglänzenden Städtchen gekrönten Berge S. Angelo, Colle Cesi und Monticelli, der letztere häuserreiche Ort von der Sonne mit blendend hellem Lichtschein übergossen. Diese ganz entzückend schöne Gegend tauchte mit einem Male aus der Tiefe des stillen See's, von wunderbar zarten und weichen Farbentönen umwoben, vor uns auf, und jeder kleinste Gegenstand, von den Trauerweiden, die ihr mattgrünes Haar auf der Oberfläche des See's treiben ließen, bis auf die inkrustirten Disteln, Gräser und Reisig-Aestchen, spiegelte sich in dem weit offenen Landschaftsauge.

In unmittelbarer Nähe der Brücke, die sich bei Tivoli über den durch Schilfrohr rollenden Anio wölbt, fesselte uns das Grabmal der Familie Plautia. Das große Rundgebäude ist, ähnlich dem Grabmal der Cäcilia Metella[489], im Mittelalter durch Aufmauern von Zinnen zu einem Kastellthurm geworden und nun dick mit Epheu bewachsen. Von hier gelangten wir zu der berühmten Villa des Hadrian. Diese größte und glänzendste Villa aller Zeiten bestand aus einer Menge von Gebäuden, Gallerien, Mu-

[488] Ital., Kutscher.

[489] Siehe hierzu S. 65, Anm. 179.

seen, Theatern, Kasernen, Tempeln und Bädern, deren Ruinen einen ansehnlichen Raum bedecken. Da gab es eine Akademie des Plato[490], ein Lyceum des Aristoteles, eine Halle der stoischen Schule, ein Prytaneum[491] wie in Athen, ein ägyptisches Serapeion, das nachgeahmte Tempelthal von Thessalien, eine Ringschule, und außerdem, eine Bibliothek, einen Fischteich, drei Theater, fünf Tempel nebst ungeheuern Kasernen für die Kaisergarde, und in der Mitte des Ganzen ein prächtiges Wohnhaus. Die Villa wird als Fundort von vielen der vollendetsten Kunstschätze bezeichnet, die man in den Museen Roms aufbewahrt. Die schönsten Cypressen, Pinien, Lorbeer-, Oel- und Feigenbäume beschatten jetzt die zerborstenen und eingestürzten Hallen; üppige Farrn und Schlingpflanzen wuchern in den Mauerritzen; Eidechsen und Schlangen haben Besitz genommen von den verwitternden Ruinen des kaiserlichen Prachtbaues, zu deren Besichtigung wir über zwei Stunden brauchten. Ein Feldhüter vertritt die Stelle eines Führers.

Auf steilem und ziemlich hohem Hügel, dicht mit Oliven bewachsen, steigen wir nun nach Tivoli hinan, einer kleinen Stadt von 5000 Einwohnern auf den Trümmern des alten Tibur. Enge schlecht gepflasterte Straßen, finster aussehende Häuser, zerlumpte Kinder, Krüppel und Bettler aller Art, dazwischen stolz blickende Frauen und Mädchen von namenloser Schönheit, lassen uns sogleich erkennen, daß wir uns noch im Bereich des Krummstabs und zwar in einem Orte jenes glücklichen Gebirgslandes befinden, das von jeher in dem Rufe stand, die reizendsten Frauen zu erzeugen. Die erquickende Luft der Berge und das krystallhelle Wasser mögen zusammengewirkt haben, um den Frauen von Tivoli und seiner Schwesterstädte diese elastisch geschmeidigen Glieder, diesen schlanken Wuchs, diesen junonischen Nacken, diese zarte Hautfarbe, dieses reiche rabenschwarze Haar und diese gebietenden Gluthaugen nebst all der Grazie zu verleihen, wodurch sie sich vor Andern ihres Geschlechts auszeichnen. Aber auch die Natur sucht hier ihres Gleichen; denn außer den Umgegenden Neapels und Sorrents verdient das Tibur der Alten durch pittoreske Felsenlage, durch Reichthum der üppigsten Vegetation, durch die Pracht seiner Katarakten und durchs historisch bedeutsame Erinnerungen unter allen italienischen Städten den ersten Preis. Von dem vormaligen kriegerischen Sinne dieser Gebirgssöhne zeugt, daß sie einst ihren größten Tempel dem Herkules weihten. Das Christenthum schuf ihn zur Kathedrale um. Außerdem verehrten die Tiburtaner die keusche Vesta und die geheimnißvolle Sibylle. Die heiteren Tempel beider Göttinnen liegen am Rande des Felsenschlundes, in dessen romantische Tiefen sich ein Arm des Anio hinabstürzt. Den Tempel der Sibylle, jetzt die Kirche San Giorgio, schmückt eine Halle von vier schlanken ionischen Säulen; den nahe am brausenden Abgrunde stehenden Vestatempel umgibt ein Kranz ausgekehlter Säulen, deren Häupter zierlich gearbeitete Lilien zeigen; das Gebälk zieren Ochsenschädel und Blumengewinde. Von hier übersieht man den größten Theil der Schlucht mit ihren schäumenden Silberbächen, eine der malerischen Partien der Stadt, und das Bergthal, ans welchem der Anio hervorbricht.

Aber nun hinab zu den Grotten in der Tiefe der Schlucht selbst; da ist Alles malerisch: Fels, Gesträuch, Pflanzenwuchs, die Wasserstrahlen, die an mehren Stellen ans dem Fels hervorstürzen, die Häuser und Kirchen der oben lagernden Stadt, die Säulen des alten Tempels und die von Silberdunst erfüllten, mit Versteinerungen und Tropfstein phantastisch dekorirten Höhlen. Die gegenüberliegenden Felswände sind von zartem blaugrünen Gras überzogen, welches ihnen das Ansehen des Malachits gibt. – Welche wunderbar ausgewaschenen Höhlungen dieser Neptunsgrotte; welch raketenähnliches Sprühen dieser zerstäubenden Wasserwoge, die als eine hohe flimmernde Staubsäule ans der Schlucht wieder emporsteigt und oft im Sonnenschein wie eine siebenfarbige Wolke über dem Thale schwebt! –

Nachdem wir auf der freien Terrasse hinter dem Tempel der Vesta ein frugales Mahl eingenommen, besuchten wir das Thal der Aquädukte. In großartiger Gebirgseinsamkeit liegt es etwa drei Viertelstunden hinter der Stadt und führt seinen Namen von den Trümmern zweier Wasserleitungen, die ihre Bogen theils über das Bett des Flusses, theils an den Berggeländen hinschwingen. Aus nahen und fernen Höhen schimmern vereinzelte Schlösser; Aecker mit Oelbäumen und Immergrüneichen bedecken die sanfteren Abhänge, und im Vordergrunde dicht am Flusse, der unter flüsterndem Schilfrohr dahinrollt, schließt ein gewaltiges Thorgemäuer mit halb eingestürzter Thurmwarte das Thal. Man berührt eine

[490] Platon (griech. Πλάτων, Plátōn; 428/427–348/347 v. Chr.).

[491] Siehe hierzu S. 185, Anm. 548.

Grotte mit schwach rieselnder Quelle. Es ist die Grotte des Catull[492]: ein wirklich beneidenswerther Dichterwinkel voll schattiger Kühle. Durch einen Wald uralter verkrüppelter Oelbäume gelangt man weiter zu den dichtbewachsenen umfangreichen Ruinen der Villa des Quinctilius Varus[493]. Von hier aus übersieht man sämmtliche Kaskaden. Sie überschäumen den Felsen in wohl 12 bis 14 Bächen, die gleich breiten Glanzbändern über das schwärzliche oder braungelbe Gestein herabflattern. Darüber thürmt sich die Stadt mit der imposanten Kathedrale, und zur äußersten Rechten ragen die gewaltigen Mauern der Villa des Mäcen, aus deren Fenster ebenfalls eine Kaskade ins Thal niederbraust und deren Räume jetzt eine Eisenfabrik beherbergen. Auch der Geschichtschreiber Sallust hatte hier einen Sommeraufenthalt, der mit Cicero's Tusculum[494] um den Vorrang der Lieblichkeit stritt. –

Rückkehrend zur Stadt, durchwanderten wir noch eine Allee uralter riesenhoher Cypressen und Lorbeerhecken zur Villa d'Este[495]. Welche Aussicht vom Altan dieser Villa auf Tivoli und seine ölbebauten rundlich geformten Hügel, auf den vulkanischen Kegel des Soracte und die weite Campagna mit dem fern dämmernden Rom, und dies Alles getaucht in Abendsonnengold! – Während der westliche Horizont röther und tiefer das Blau des Himmels wurde, fuhren wir heimwärts. Endlich sank die Nacht herab, und mit einer bei uns ungekannten Helligkeit erleuchtete der Abendstern das ihn umgebende Gewölk.

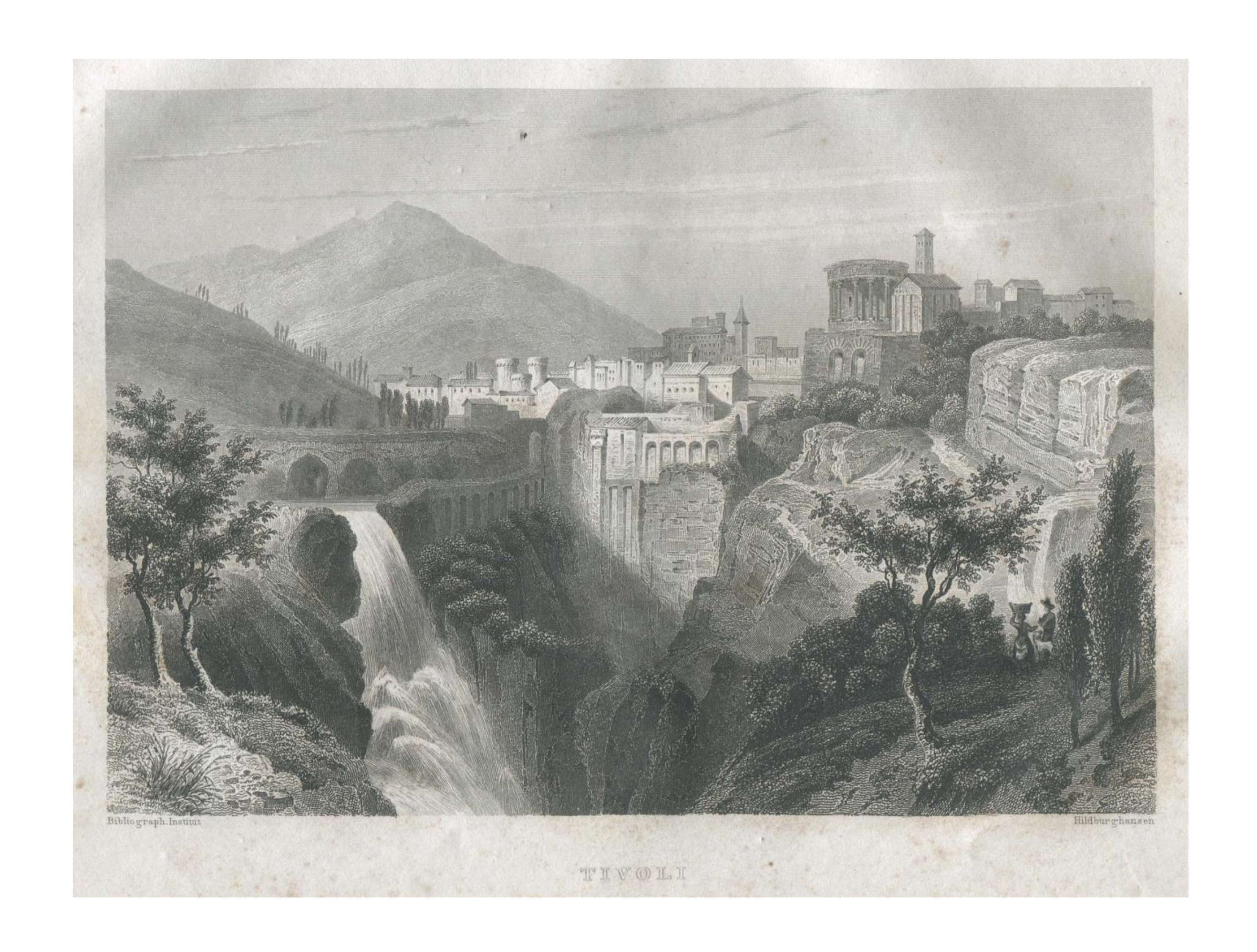
---

[492] Der röm. Dichter Gaius o. Quintus Valerius Catullus (1. Jhd. v. Chr.).

[493] Publius Quinctilius Varus (47/46 v. Chr.–9 n. Chr.), röm. Senator und Feldherr.

[494] Tusculum, eine Stadt in Latium, südöstl. von Rom in den Albaner Bergen, in der Nähe des heutigen Frascati, in deren Umgebung in der Antike reiche Römer – u. a. eben auch Cicero – ihren Sommersitz hatten. Der Name besagter Stadt wurde 19. Jhd. eine beliebte Bezeichnung für Villen, behagliche Wohnsitze oder Lieblingsaufenthalte.

[495] Die im Auftrag von Kardinal Ippolito II. d'Este (1509–1572) und Kardinal Alessandro d'Este (1568–1624) ab 1560 errichteten Schloß- und Gartenanlagen in Tivoli.




TIVOLI

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 43f.

## XX. Eaton Hall in Cheshire.

Den Luxus und die Pracht des brittischen Hochadels, dessen berühmteste Geschlechter unermeßliche Reichthumer und wahrhaft königliche Einkünfte besitzen, darf man nicht in ihren städtischen Wohnungen suchen. Erst in ihren Schlössern und Familiensitzen auf dem Lande, da, wo sie über eine Pächterbevölkerung gebieten. kann sich die feudalistische Herrlichkeit dieser stolzen Aristokraten entfalten. Die Menge der über ganz England zerstreuten, was Größe und Pracht betrifft, alles Aehnliche im übrigen Europa weit überbietenden Adelssitze gibt den imposantesten Begriff von der Macht des Standes, dem sie gehören, und lös't das Räthsel, wie es ihm möglich gewesen, so lange einen fast unumschränkten Einfluß in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten eines Landes zu behaupten, welches in seinen Institutionen alle Grundelemente der bürgerlichen Gleichheit seit Jahrhunderten besessen und bewahrt hat.

Dreiviertel deutsche Meilen[496] von Chester, der Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, liegt Eaton Hall, der Stammsitz der Grafenfamilie Grosvenor. – Inmitten eines herrlichen Parks von fast 6 Meilen im Umfang, mit breiten von einem Arme der Dee genährten Wasserflächen, natürlichem, von jeder Art Wild belebten Forste, voll malerischer Thalschluchten, Felsen, Ruinen, Gründen und Auen erhebt sich auf einem mit Blumenterrassen und Rasenplätzen eingefaßten Hügel das die weitesten Aussichten beherrschende Schloß, in alterthümlicher, pittoresker Bauart und von majestätischer Größe. Der jetzige Besitzer[497] errichtete es vor etwa zwanzig Jahren auf der Stelle der alten gräflichen Wohnung. Ein treffliches Muster gothischer Bauart, der York-Münster, diente als Vorbild und Eaton-Hall wird allgemein als das Gelungenste betrachtet, was die neueste Architektur in diesem Style hervor gebracht hat. Ihm entspricht das Innere des Gebäudes vollkommen. Alle Gemächer sind mit vielfarbiger Marmormosaik getäfelt, Gobelins bedecken die Wände, die Platfonds kostbares Schnitzwerk; im Geschmacke der Zeit, welche das Aeußere des Schlosses andeutet, sind alle Möbel, bis auf die geringfügigsten Gegenstände der Bequemlichkeit herab, geformt. Die Fenster sind von buntfarbigem Glase, und mit den schönsten Malereien, das Beste, was diese neu aufgefundene Kunst hervorgebracht hat, geschmückt. Auf die Größe des Gebäudes kann man aus der Angabe schließen, daß es, außer 40 Zimmern, drei große Säle, jeden von 50 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, mehre Bäder, Vivarium[498], Gemälde- und Antikengallerie und eine große Bibliothek, die, jetzt zum Theil in des Eigners Pallast in der Hauptstadt aufgestellt, über 60,000 Pfund Sterling[499] an Werth geschätzt wird, enthält. Die Gemäldesammlung der Grafen ist als eine der schönsten bekannt. Sie enthält herrliche Werke mehrer der ersten Meister. Gegenwärtig ist auch sie in London aufgestellt, und dort dem Besuche jedes Kunstfreundes offen.

---

[496] Hier ist sicherlich die preuß. Meile zu 7,5325 km gemeint.

[497] Robert Grosvenor, 2nd Earl Grosvenor, 1st Marquess of Westminster (1767–1845); 1803 hatte William Porden (ca. 1755–1822) die Bauarbeiten aufgenommen, die ab 1820 von Benjamin Gummow (1766–1840) fortgeführt wurden.

[498] Lat. vivarium, „Behälter für lebende Tiere"; veraltet für Tierpark.

[499] Siehe hierzu S. 146, Anm. 421.


XX.
EATON - HALL, CHESHIRE,
ENGLAND.
Aus der Kunstanstalt des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen.
Eigenthum der Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 45-54.

## XXI. Athen[500].

Wir betreten einen geweiheten Boden. Griechenland – Athen sind für jeden edlern Menschen heilige Namen! –

Zwei Völker strahlen am Firmamente der Geschichte der Menschheit als Sterne erster Größe. Es sind die Stifter und die Erhalter jener Kultur, deren Früchte die Gegenwart genießt und welche den Geschlechtern der fernsten Zukunft noch reiche Aerndten verheißt. Die Griechen und die Römer sind diese Völker. Das edle Gewächs der Civilisation, – die Letztern hatten es sich angeeignet, bewahrt, gepflegt, als Beherrscher der halben Welt über Europa verbreitet; aber in Hellas war es heimisch – da hatten jene es gefunden, da hatte es gekeimt, da war es groß geworden und zur schönsten Blüthe entfaltet.

Der Boden, auf dem die Pflanze gedieh, – allein gedeihen konnte, – er war die Freiheit! Kein Volk der Erde besaß je so viel Freiheit, als die Griechen, keins war ihrer so würdig, keins auch hat sie so zu schätzen gewußt. Es war nicht jene Freiheit, die bloß in der Verfassung besteht; – jene höhere, reinere, göttlichere war's, welche des Menschen, der sie erworben, ganze Denk- und Empfindungsweise durchdringt; welche, jeder vorgeschriebenen Entwickelung fremd, keine Kraft, weder der Seele noch des Körpers, unentwickelt läßt; welche jedem Bürger, jeder Gemeinde, jedem Volksstamm selbstständige Ausbildung sichert; welche, als Produkt des Gemisches der von ihr scharf und eigenthümlich ausgeprägten Charaktere, die schaffende, gewaltige Regsamkeit, die Vielseitigkeit und das stolze Selbstgefühl erweckt, das rastlose Streben Aller nach Veredlung und Vervollkommnung hervorbringt, – kurz, alle die Eigenschaften, welche wir im Volke des alten Hellas anstaunen und bewundern, aber, entmannt und gefangen im Labyrinthe der Vorurtheile und des Wahns, uns unmöglich aneignen können. –

Unter allen griechischen Freistaaten war Athen derjenige, in welchem das Licht ächt-menschlicher Geistesbildung am hellsten, am freundlichsten und am längsten leuchtete. Diese alte Metropole des Reichs, der Kunst und des Wissens führt ihre Entstehung in die Fabelzeit des Cekrops, eines Colonistenhäuptlings aus Aegypten (1500 Jahre vor Christo) zurück, der auf dem Felsen der heutigen Akropolis[501] sich eine Burg erbaute, welche, so wie die werdende Stadt an ihrem Fuße, den Namen Cekropia erhielt. Später verwandelte sich dieser, zu Ehren der Schutzgöttin des Orts, der Minerva, die bei den Hellenen Athenä hieß, in denjenigen, welchen sie noch trägt. Einige Jahrhunderte lang war die Stadt auf den Umfang des Felsens eingeschränkt, der die Ebene überragt; später überbaute man diese und von jener Zeit an unterschied man die Akro- und Katopolis als obere und untere Stadt. Als Athen an Einwohnerzahl, an Macht und Größe immer mehr zunahm, wurden (es liegt vier Stunden vom Meere) durch ungeheure Mauern die Häfen Piräus, Munychia[502] und Phalerus[503] mit ihm vereinigt.

Die Geschichte Athens zerfällt in drei Hauptperioden. Die erste reicht von den ältesten Zeiten bis zum Perserkriege. – 300 Jahre lang nach seiner Erbauung, unter des Cekrops[504] Nachfolgern, unumschränkten Königen gehorchend, erhielt es durch Theseus[505] die Grundlage seiner nachherigen republi-

[500] Altgriech. Ἀθῆναι, Athēnai; lat. Athenae, osman. اتينا, Ātīnā; griech. Αθήνα, Athéna.

[501] Griech. Ἀκρόπολις, Akrópolis, die Athener Stadtfestung.

[502] Munichia (griech. Μουνιχία, Mounichía), heute Kastella (neugriech. Καστέλλα, Kastélla).

[503] Paleo Faliro (griech. Φάληρον, Phálēron; neugriech. Παλαιό Φάληρο, Paleó Fáliro).

[504] Kekrops I. (griech. Κέκροψ, „der Geschwänzte"), eine Gestalt der griech. Mythologie, die als der zweite mythische König von Attika gilt.

[505] Theseus (griech. Θησεύς, Thēseús), einer der berühmtesten Helden der griech. Mythologie. In der Parischen Chronik wird der Beginn seiner mythischen Königsherrschaft in Athen für 1259/58 v. Chr. angegeben.

kanischen Verfassung. Gleichwohl hießen die Regenten des Staats noch eine Zeitlang Könige, bis nach des tugendhaften Codrus[506] Aufopferung (1070 vor Christo) die Königswürde, der nach ihm keiner sich Werth glaubte, abgeschafft und die Regierung dem Wahl-Rathe der Archonten[507] anvertraut wurde. Innere Zwistigkeiten, Ursache der Bedrückungen der Geldaristokraten brachten Athen an den Rand des Verderbens; neu geboren und kräftig erhob es aus dieser gefährlichen Lage sein Bürger Solon[508], dessen Name unter den Edelsten und Weisesten aller Zeiten glänzt. Er gab den Athenern die freieste Verfassung und Gesetze (um 590 v. Chr.) welche, die reinste Humanität athmend, das Glück seiner Mitbürger auf späte Zeiten begründeten und deren bildender Geist auch dann noch segnend fortwirkte, als der Einfluß der Zeit und die Stürme des Kriegs die Formen seiner Verfassung längst zerschlagen hatten. – Noch zu Solon's Lebzeiten warf sich zwar Pisistratus[509], der Häuptling einer der durch den Weisen versöhnten Bürgerparteien zum Alleinherrscher auf; aber klug achtete er die republikanischen Formen und Gesetze, und schon unter der Regierung seiner Söhne, von denen der eine erschlagen wurde, der andere, vertrieben, zum Perserkönige Darius[510] floh, gelangten die Athener wieder zum Genuß der vollen Freiheit. – Athen erhob sich zur ersten Stadt in Attika. Künste und Wissenschaften blüheten auf, der Handel bereicherte seine Einwohner und vermehrte seine Macht. Es baute Flotten und durch seine Colonieen und Faktoreien an den Küsten des mittelländischen Meeres, legte es die Keime der griechischen Kultur im ganzen Abendlande.

Aber jetzt erhob sich im Osten ein Kriegswetter, welches Athen, das Griechenvolk und seine Kultur zu vertilgen drohte. – Das größte damalige Reich der Erde, vom unumschränkten Willen eines Einzigen bewegt, stand in Waffen, um eine Schmach zu rächen, welche ihm republikanischer Uebermuth der Athener zugefügt halte. Diese hatten einen Aufstand der griechischen, persischer Botmäßigkeit unterworfenen Pflanzstädte in Kleinasien unterstützt, die Boten Persiens, welche Genugthuung forderten, beschimpft und verhöhnt; eine neue Gesandtschaft, welche dem Völklein als Buße Unterwerfung befahl und von ihm, als Zeichen derselben, Erde und Wasser forderte, in stolzem, gräßlichen Hohne, ersäufen und lebendig begraben lassen. Darius Hystaspes[511] entsendete seine Myriaden über den Hellespont[512], Vertilgung den Hochmüthigen und der ganzen Stammverwandtschaft schwörend. Der persische Krieg hatte begonnen.

Mit ihm hebt die zweite der drei Hauptepochen der athenischen Geschichte an. Sie reicht von 584 bis 450 v. Chr. – bis auf Perikles[513]. Es ist die Zeit der höchsten Gefahr, des höchsten Ruhms, der höchsten Glorie für Athen und ganz Hellas. – Es gibt gewiß überhaupt keinen erhebendern Anblick, als den eines kleinen Volkes, das mit Heldenmuth und Todesverachtung für sein köstlichstes Gut, gegen äußere Uebermacht kämpft; aber im ganzen Laufe der Weltgeschichte zeigt kein Kampf dieser Art ein

[506] Kodros (griech. Κόδρος, Kódros), der letzte mythische König von Attika.

[507] Archon (griech. ἄρχων, árchōn, „der Herrschende“), Amtsträger in der griech. Kulturwelt der Antike und des Mittelalters.

[508] Der griech. Staatsmann und Lyriker Solon (griech. Σόλων, Sólōn; ca. 640–ca. 560 v. Chr.).

[509] Peisistratos, (griech. Πεισίστρατος, Peisístratos; wohl ca. 600 v. Chr.–528/27 v. Chr.), Begründer der Peisistratiden-Tyrannis in Athen.

[510] Dareios I. (altpers. 𐎭𐎠𐎼𐎹𐎢𐏁, Dārayauš; hebr. דָּרְיָוֶשׁ, Darəyaveš; griech. Δαρεῖος; 549–486 v. Chr.), Großkönig des persischen Achämenidenreichs.

[511] Dareios I. (s. o.), der Sohn des Hystaspes (altpers. 𐎻𐏁𐎫𐎠𐎿𐎱, Vištāspa; griech. Ὑστάσπης, Hystáspēs; ca. 570–495 v. Chr.).

[512] Veraltet für die Dardanellen; griech. Ἑλλήσποντος, Hellḗspontos, „Meer der Helle“, von Helle (griech. Ἕλλη), einer Figur aus der griech. Mythologie, die über den Dardanellen von Schwindel ergriffen ins Meer stürzte und πόντος, póntos „das Meer“. Neugriech. Δαρδανέλλια, Dardanéllia, wohl von der antiken Stadt Dárdanos (griech. Δάρδανος) abgeleitet. Osman. آق دكز بوغازى, Āḳ Deñiz Boġāzı; aus osman. آق دكز, Āḳ Deñiz, „Mittelmeer“, wörtl. übersetzt „weißes Meer“, und بوغاز, boġāz, „Schlund“, also frei übersetzt „Schlund des Mittelmeers“ (siehe hierzu Redhouse, James W. [(1811–1892)], A Turkish and English Lexicon […], Constantinople 1890, S. 403). Nach der dortigen Festung und Provinzhauptstadt Çanāḳ-Ḳale (osman. چینک قلعه bzw. چناق قلعه; aus osman. چناق, çanāḳ, „die Schüssel“ und قلعه, ḳale, „die Burg, Festung“, also frei übersetzt „die Schüsselburg“) auch چناق قلعه سى, Çanāḳ-Ḳale-si genannt. Türk. Çanakkale Boğazı (s. o.).

[513] Der griech. Staatsmann Perikles (griech. Περικλῆς, Periklēs; ca. 490–429 v. Chr.).

so ungeheures Mißverhältniß zwischen den Kräften der Streitenden, eine so erhabene Begeisterung, solche Ausdauer und Beständigkeit von Seiten der Schwächern und in keinem war an seine Entscheidung eine so unermeßliche Folgenreihe geknüpft. Was wären wir, was Europa jetzt, hätten die Perser gesiegt, die Pflanze der griechischen Kultur bei ihrem ersten Knospentreiben mit dem Volke selbst ausgerottet, und die Abendländer mit ihren Heeren überzogen? „Alsdann," sagt unübertrefflich der größte Historiker unserer Zeit, „hätte kein Phidias[514] und kein Praxiteles[515] den Marmor beseelt, kein Pindar[516] hätte durch hohe Gesänge entzückt, kein Euripides[517] süße Thränen entlockt. Kein Herodot[518], kein Xenophon[519] hätte mit ferntönender Stimme große Thaten verkündet, kein Plato, kein Aristoteles[520] hätten Schätze der Weisheit gegraben, kein Sokrates[521], kein Epaminondas[522] durch hohe Tugend geglänzt. Die schönsten Vorbilder freier Verfassungen wären, bevor sie Früchte trugen, von der Erde verschwunden, und der damals noch rohe, wilde Römer – wäre er aufgekommen gegen die Persermacht – hätte keine Sänftigung durch der griechischen Muse Lied, keine Milde durch griechische Kunst und Wissenschaft und Sitte erhalten. Wohl hätte er dann die Erde erobern, aber nicht civilisiren mögen und – es wäre denn, daß ein freundliches Geschick auf einem ganz andern Wege, doch immer viel später, dieß Wunder gewirkt – selbst die neuere Kultur, die mit der alten, ungeachtet der zwischen Beiden gelegenen Nacht, durch so viele und so innige Bande zusammenhängt, wäre nicht entstanden. So Vieles lag daran, daß bei Marathon[523] und bei Salamis[524] und bei Platäa[525] die Freiheit siegte."[526]

Aber auch, wäre gar kein Krieg der Perser gewesen – so setzen wir mit ihm hinzu, – hätte die gemeinsame Gefahr die Griechen nicht zur Vereinigung gezwungen, die Flamme der höchsten Begeisterung und der heldenmüthigsten Resignation alles Irdischen, des unbeugsamsten Selbstgefühls bei ihnen entzündet und jede menschliche Kraft in höchster Potenz entfaltet, dann hätten sie das Größte nicht geleistet und wohl nur langsam, vielleicht niemals, die Bahn des Ruhmes erfüllt, deren Schranken sich jetzt für sie aufthaten. – Sichtbar lenkte eine solche Verkettung der Umstände für den höchsten Zweck der Menschheit der Arm der ewigen Weisheit! –

Dem Heere des Darius, zur Züchtigung und Unterjochung Griechenlands gesendet, gingen Schrecken und Entsetzen voraus. Die Völker Thraciens, Macedoniens, Thessaliens unterwarfen sich – siegesstolz betraten die Perser das kleine Attika. Widerstand mit Erfolg schien unmöglich; Furcht und

---

514 Siehe hierzu S. 63, Anm. 176.

515 Siehe hierzu S. 63, Anm. 175.

516 Der griech. Dichter Pindar (griech. Πίνδαρος, Píndaros; ca. 520– ca. 446 v. Chr.).

517 Der griech. Dramatiker Euripides (griech. Εὐριπίδης, Eúripídēs; 480 o. 485/84–406 v. Chr.).

518 Der griech. Geschichtsschreiber Herodot von Halikarnassos (griech. Ἡρόδοτος Ἁλικαρνασσεύς, Heródotos Halikarnasseús; 490/480–ca. 430/420 v. Chr.).

519 Der griech. Politiker und Schriftsteller Xenophon (griech. Ξενοφῶν, Xenophōn; zw. 430 u. 425–ca. 355 v. Chr.).

520 Der griech. Gelehrte und Philosoph Aristoteles (griech. Ἀριστοτέλης, Aristotélēs; 384–322 v. Chr.).

521 Sokrates (griech. Σωκράτης, Sōkrátēs; 469–399 v. Chr.).

522 Epaminondas (griech. Ἐπαμεινώνδας, Epameinṓndas; ca. 418–362 v. Chr); er gilt als der größte Staatsmann Thebens (siehe hierzu S. 186, Anm. 553).

523 Die Schlacht bei Marathon (griech. Μαραθών, Marathṓn) im Jahre 490 v. Chr., in der Miltiades (siehe hierzu S. 182, Anm. 527) die Perser unter Dareios I. (siehe hierzu S. 180, Anm. 510) besiegte.

524 Die Seeschlacht bei Salamis (griech. Σαλαμίς, Salamís) Ende September 480 v. Chr., in der Themistokles (siehe hierzu S. 182, Anm. 531) über die Perser unter Xerxes I. (siehe hierzu S. 182, Anm. 528) siegte.

525 In der Schlacht bei Plataiai (griech. Πλαταιαί, Plataiaí; lat. Plataeae) in Böotien besiegten die Griechen im Sommer 479 v. Chr. das persische Landheer unter dem Feldherrn Mardonios (siehe hierzu S. 182, Anm. 532). Nachdem die Griechen bereits im Vorjahr die Flotte des pers. Großkönigs bei Salamis (s. o.) vernichtend geschlagen hatten, bedeutete der Sieg bei Plataiai das Ende der pers. Versuche, Griechenland zu erobern.

526 Karl von Rotteck (1775–1840) in seiner „Allgemeinen Geschichte, vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten; für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet […]. Zweyter Band." (Freiburg u. Konstanz: Herdersche Universitäts-Buchhandlung 1813), S. 50f. Der nachfolgende Absatz paraphrasiert dann lediglich Rottecks weitere Einlassungen.

Mutlosigkeit ergriff die hülflos preisgegebenen Gemeinden an den Marken; manche bot, Verderben abzuwenden, schon freiwillig zum Joch sich dar. In diesem kritischen Momente erhob sich Athen. Höchster Begeisterung voll, wenn Sieg nicht möglich, doch frei zu sterben entschlossen, zogen alle seine Bürger, 9000 an der Zahl, aus, dem zwanzigmal stärkern Feinde, und, aller menschlichen Berechnung nach, dem sichern Tode entgegen. Das große Beispiel weckte in Platäa und andern Städten Attika's gleichen Heldenmuth. Bei Marathon traf der Griechen kleine Schaar auf des Darius zahlloses Heer. Miltiades[527], der athenische Feldherr, griff die erstaunten Perser an, und deren vollständige Niederlage bewies, daß die Gewalt hoher, feuriger Begeisterung zuweilen vermag, was der berechnende Verstand nie wagen darf, und die moralische Kraft undisciplinirter Haufen im Kriege gegen die physische Uebermacht wohldressirter Massen manchmal Wunder thun kann. – Der Sieg bei Marathon, der schönste, den jemals ein Volk errungen und dessen Ruhm den Athenern fast ausschließlich gebührte, war der strahlende Anfang jener Reihe von Großthaten, welche die Griechen in ihrem ewig denkwürdigen, langen Kampfe mit den Persern verherrlicht haben. Seine erste Frucht war eine kurze Waffenruhe; doch war vorauszusehen, daß die Perser, die Schmach der Niederlage furchtbar zu rächen, mit um so größerer Macht wiederkommen würden. Bald wälzten sich auch die ungezählten Schaaren des Xerxes[528], Darius Nachfolgers, dräuend heran. Sieben Tage und Nächte währte der Zug der Krieger, welchen das große Reich gegen das kleine Griechenland aussendete, über die Brücke, die der Perserkönig über den Hellespont geschlagen; einen Monat dauerte der Zug des Trosses und Heergeräths. Eine ungeheure Flotte, größer als sie je das Meer getragen, folgte den Bewegungen der Landmacht. Nie, zu keiner Zeit, weder früher noch später, hat man wieder von einem solchen Zuge gehört, der groß genug schien, die Welt zu erobern, aber zu klein war, ein Heldenvolk, das für seine Freiheit in den Tod zu gehen bereit ist, zu unterjochen. Langsam ergoß er sich in die Fluren Thessaliens; Verwüstung, Mord und Entsetzen, die Begleiter seiner Schritte. Am Oeta[529] führt ein enger Gebirgspaß von Thessalien nach Attika; – die Thermopylen. Ich schweige von des Leonidas[530] und seiner dreihundert Spartaner That, der für alle Zeiten gepriesenen, gethan an dieser Pforte des alten Hellas. Jeder weiß sie. O, ihre Wirkung war größer, als die des glorreichsten Siegs! Vergebens überschwemmten die Perser Hellas. Die Mauern seiner Städte mochten sie wohl brechen, aber nicht den Heldensinn des griechischen Volkes. Als großes Beispiel für alle in gleicher Lage, faßten die berathschlagenden Bürger Athens den Entschluß, ihre Häuser, Tempel, die Gräber ihrer Vorfahren zu verlassen, sich aus der unhaltbaren Stadt auf ihre Schiffe zurückzuziehen und dort, mit den andern hellenischen Geschwadern vereinigt, zu berathen, was zur Rettung des Vaterlandes zu thun sey. Greise, Weiber und Kinder, die zurückblieben, dem Tode geweiht, wurden von den Persern erwürgt; Athen selbst verwüstet und verbrannt. Herrlich lohnte sich diese heldenmüthige Aufopferung den Griechen, unter Themistokles[531] Leitung, durch den großen Seesieg bei Salamis, der den Perserkönig mit solchem Entsetzen erfüllte, daß er Griechenland mit dem größten Theil seiner Macht eiligst verließ, seinen Feldherrn Mardonius[532] mit 200,000 Mann im Lande, zu dessen Verwüstung beauftragt, zurücklassend. Die Vernichtungsschlacht bei Platäa befreiete bald darauf Athen und Griechenland auch von dieser Gefahr und gab ihnen die ganze Beute der Perser zurück, zugleich Schätze in Menge und unermeßliches Heergeräth.

[527] Miltiades (griech. Μιλτιάδης, Miltiádēs; ca. 550–ca. 489 v. Chr.), der Sieger in der Schlacht bei Marathon (siehe hierzu S. 181, Anm. 523).

[528] Xerxes I. (altpers. 𐎧𐏁𐎹𐎠𐎼𐏁𐎠, Xšayaṛša; griech. Ξέρξης, Xérxēs; ca. 519–465 v. Chr.) regierte ab 486 v. Chr. als achämenidischer Großkönig und ägyptischer Pharao.

[529] Griech. Οἴτη, Oítē; heute Οίτη, das Iti-Gebirge.

[530] Leonidas I. (griech. Λεωνίδας, Leōnídas; † 480 v. Chr.; gefallen), seit 490 v. Chr. König von Sparta; er fiel bei den Thermopylen (griech. Θερμοπύλαι, Thermopýlai; Pl. von ϑερμός, thermós „heiß" und πύλη, pýlē „Tor, Öffnung", frei übersetzt also in etwa „Heiße Quellen") im Kampf gegen die Perser.

[531] Der griech. Staatsmann und Feldherr Themistokles (griech. Θεμιστοκλῆς, Themistoklēs; ca. 524–ca. 459 v. Chr.).

[532] Der pers. Feldherr Mardonios (altpers. 𐎶𐎼𐎯𐎢𐎴𐎡𐎹, Marduniya; griech. Μαρδόνιος, Mardónios; † 479 v. Chr.).

Jetzt veränderte sich der Charakter des Krieges. Es war nicht länger ein Vertheidigungskrieg für die Griechen; er wurde nun ein Angriffs- und Rachekrieg. Auch in diesem war Athen die Seele und spielte es die Hauptrolle. Befreiung aller griechischen Colonien in Kleinasien von persischer Herrschaft, Vertreibung der Perser von allen Inseln des mittelländischen Meeres, gänzliche Vernichtung ihrer Seemacht, Unfähigmachen derselben für immer zu künftigen Angriffen auf Griechenland, war der Zweck des kleinen Freistaatenbundes, und er wurde unter der Anführung der Athener Aristides[533] und Cimon[534] glorreich errungen. Der Friede, den letztgenannter Feldherr mit Artaxerxes Longimanus[535], dem Sohne jenes Xerxes, welcher ganz Hellas Fesseln zugedacht, schloß, sicherte allen im Umfange seines großen Reichs gelegenen griechischen Colonien völlige Freiheit und Unabhängigkeit zu; kein persisches Kriegsschiff sollte mehr in den griechischen Gewässern erscheinen, kein persischer Heerhaufe sich auf drei Tagereisen den Jonischen Küsten nahen. So endete nach 50jähriger Dauer ein Krieg, für die Hellenen der gefahr- und ruhmvollste, der je zwischen Volk und Volk auf Erden gekämpft worden.

Den Athenern, als es Todesgefahren zu bestehen und Alles aufzuopfern galt, stets die Vordersten in diesem Kriege, wurde auch der reichste Antheil an seinen Früchten. Die unermeßliche Perserbeute machte sie reich, und bald stieg die Stadt der Minerva wieder weit schöner, größer, prächtiger aus ihrem Schutte hervor, als sie früher gewesen. Athens schönste Blüthenzeit hatte begonnen. Die reichen Bürger, mit der Kraft und dem Selbstgefühl der Helden, strebten jetzt nach höhern Dingen. Themistokles, der Sieger von Salamis, im Bürgerrathe der Erste, wie er es im Kriege gewesen, vereinigte den dritten Hafen Phalerus mit Athen und führte die von den Persern niedergestürzten Mauern, welche die Stadt mit jenen in Verbindung setzten, von so ungeheurer Stärke neu auf, daß die Trümmer noch nach Jahrtausenden als Cyklopenwerke erscheinen. Zwei Wagen konnten sich auf ihrem Scheitel ausweichen, so breit waren sie. Der Handel, die Seemacht Athens erreichten eine kaum glaubliche Größe. Mit jenem in gleichem Verhältniß wuchs die Stadt, die Zahl ihrer Einwohner. Alle Länder des mittelländischen und schwarzen Meeres, an deren Küste sie, oder ihre Verbündeten, die Herren spielten, ergossen die Schätze des Verkehrs in die Hauptstadt Attikas, jetzt, neben Tyrus[536] und Carthago[537], der größte Stapelplatz der damals bekannten Erde. Tempel, Amphitheater, Rennbahnen, die herrlichsten Gebäude für öffentlichen Unterricht, erhoben sich mit unübertroffenem Geschmack und gleich unübertroffener Pracht in allen Theilen der Stadt. Die Küste rings umher war mit Gebäuden bedeckt, deren Glanz mit denen der Stadt wetteiferte. Die Akropolis wurde unter dem Primat des Perikles eine Stadt von Tempeln, und selbst die sie umgebenden Werke kriegerischer Abwehr wurden, mit unerhörter Verschwendung von Blöcken des kostbarsten Marmors und mit den herrlichsten Werken der Bildhauerkunst geschmückt, aufgeführt. Sie schlossen das Erhabenste, Vortrefflichste ein, was die bildende Kunst unter irgend einem Volke und zu irgend einer Zeit hervorgebracht hat. Hier stand das Parthenon[538], oder der Tempel der Minerva, dieses Gebäude, welches noch in seinen Trümmern (die auf unserm Bilde, die Festungsmauern überragend, sichtbar werden) die Bewunderung der Welt ist; in ihm die Bildsäule der Minerva von Phidias, dem Homer[539] der Kunst, nebst seinem Jupiter, das erhabenste Werk der Bildhauerei aller Zeilen, von Elfenbein gebildet, 46 Fuß hoch, ganz mit gediegenem Golde, für mehr als eine Million Thaler an Werth, überzogen. – Das Parthenon hatte sich bis vor anderthalb Jahrhunderten fast unversehrt erhalten. Im Kriege der Türken mit den Venetianern diente es erstern zum Pulvermagazin; eine Bombe sprengte es in die Luft und hinterließ nichts als die herrlichen Trümmer.

---

[533] Der griech. Feldherr Aristeides (griech. Ἀριστείδης, Áristeídēs; ca. 550–ca. 467 v. Chr.).

[534] Der griech. Politiker und Feldherr Kimon (griech. Κίμων, Kímōn; ca. 510–449 v. Chr.).

[535] Artaxerxes I. (altpers. 𐎠𐎼𐎫𐎧𐏁𐏂, Artaxšaça; hebr. אַרְתַּחְשַׁשְׂתָּא, ʾArtaḥšásta; griech. Ἀρταξέρξης, Artaxérxēs; † 424 v. Chr.), seit 465 v. Chr. pers. Großkönig.

[536] Siehe hierzu S. 35, Anm. 102.

[537] Siehe hierzu S. 25, Anm. 72.

[538] Griech. παρθενών, parthenṓn, „das Jungfrauengemach“, der Tempel für die Athener Stadtgöttin Athene (ion. Ἀθήνη, Athḗnē; dor. Ἀθάνα, Athána).

[539] Homer (griech. Ὅμηρος, Hómēros; etwa in der 2. Hälfte des 8. Jhd.s o. in der 1. Hälfte des 7. Jhd.s v. Chr.).

Die Propyläen[540], majestätische Säulenhallen von Phrygischem Marmor, von denen noch 6 Colonnen, zum Theil vermauert, zum Theil außerhalb der Mauern (vergl. den Stahlstich) aus tiefem Schutte sich erheben, bildeten zum Parthenon den dem Hauptgebäude würdigen Eingang. Nördlich von diesem (die hintere, die Akropolismauem überragende Ruine auf unserm Bilde) stand das Erechtheum[541], – ein Doppeltempel, Jonischer Bauart, von Alabaster, – der eine der Minerva Polias, der andere dem Pandrosus geheiligt. Die südliche Fronte dieses bewunderten Gebäudes wurde durch weibliche Säulenstatuen (Caryatiden[542]) von 25 Fuß Höhe, jede aus einem Marmorblock gebildet, getragen, noch jetzt, obschon verstümmelt und durch den 2000 jährigen Einfluß der Zeit und der Elemente verwittert, die Bewunderung der Kunst. Auf der vordern Seite der Akropolis, an jedem Ende derselben, standen zwei Theater, das eine von Phrygischem bunten Marmor, das andere aus Alabaster errichtet. Letzteres (das Odeum) war den Singspielen, jenes dem eigentlichen Schauspiel gewidmet und dem Bacchus[543] geweiht. Von beiden ist jetzt keine Spur mehr vorhanden. Noch vor 300 Jahren waren die kolossalen Trümmer Gegenstände des Staunens für alle Reisenden; sie wurden von den Türken bei Aenderung der Festungswerke, welche die Einführung des Geschützes der neuern Kriegskunst nothwendig machte, abgebrochen und als Baumaterial benutzt. Die schönsten Basreliefs, Fragmente der kostbarsten Bildhauerarbeit, sind in den damals aufgerichteten Mauern überall noch sichtbar. In der untern Stadt zeichneten sich zur Zeit des Perikles eine Menge kaum weniger prachtvollen Gebäude aus, von denen aber meistens nur dürftige Anzeichen, – einzelne aus dem Schutte, oder aus neuern Gebäuden hervorragende Säulen, und hier und da Theile von Substruktionen, auf unsere Zeit gekommen sind. Am bemerkenswerthesten sind die Laterne des Demosthenes[544], ein wunderschöner Tempel, jetzt im Hofe des Kapuzinerklosters stehend und von den Mönchen als Heumagazin benutzt, – vor allen aber das Hauptthor der Minervenstadt, mit seinem herrlichen Portikus, vom Kaiser Hadrian[545] erneuert, das best-erhaltene Bauwerk der athenischen Vorzeit – nach 16 Jahrhunderten des Kriegs und der Zerstörung Staunen und Bewunderung jedes Beschauers erweckend. Das Thor ist aus Marmorfelsblöcken von so ungeheurer Größe gewölbt, die Wölbung selbst ist von solcher Kühnheit, die Arbeit so vortrefflich, daß man nicht begreift, wie Menschenhände solches Werk aufrichten konnten. Und wenn nach künftigen Jahrtausenden selbst die Wunderbauten der Akropolis bis zur letzten Spur verschwunden sind, dieses Thor wird noch der erstaunten Nachwelt sagen, wo Athen gestanden. –

Die Hügel außerhalb der Stadtmauern waren mit großartigen Werken der Baukunst, meistens öffentlichen Zwecken geweiht, gekrönt. Die alten Philosophen und akademischen Lehrer pflegten sich bekanntlich nicht in dumpfige Hörsäle einzuschließen, sondern hielten sich am liebsten im Freien auf. Sie lehrten unter freiem Himmel, auf mit Säulenhallen zum Schutz gegen üble Witterung umgebenen anmuthigen Hügeln. Ein solcher war die berühmte Akademie, wo Plato lehrte, das Lyceum, wo Aristoteles Weisheit vortrug, der Hügel des Cynosarges[546], des Stifters der Cynischen Schule und andere mehre. – Andere Partien der reizenden Umgebungen der Stadt dienten zu politischen Versammlungen und waren mit angemessenen Gebäuden im erhabensten Style geziert. Hierher gehören der Hügel

[540] Griech. Προπύλαια, Propýlaia, Pl. von προπύλαιον, propýlaion, „Vorhof, Vorhalle"; der monumentale Torbau zum heiligen Bezirk der Athener Akropolis (siehe hierzu S. 179, Anm. 501).

[541] Griech. Ἐρέχθειον, der zwischen 420 und 406 v. Chr. erbaute Tempel mit den berühmten Karyatiden (s. u.) auf der Athener Akropolis (siehe hierzu S. 179, Anm. 501).

[542] Eine Karyatide (griech. καρυάτιδα, karyátida, „Frau aus Karyai" [bei Sparta]) ist in der Architektur die Skulptur einer weiblichen Figur mit tragender Funktion.

[543] Griech. Βάκχος, Bákchos, ein Beiname des Dionysos (griech. Διόνυσος, Diónysos), des griech. Gottes des Weines und des Rausches; bei den Römern hieß dieser lediglich Bacchus.

[544] Der große griech. Redner Demosthenes (griech. Δημοσθένης, Dēmosthénēs; 384–322 v. Chr.).

[545] Siehe hierzu S. 59, Anm. 143.

[546] Kynosarges (griech. Κυνόσαργες) bezeichnet ein Gymnasion (griech. γυμνάσιον, von γυμνός, gymnós, „nackt"), also eine Sportübungsstätte, im Stadtteil (griech. δῆμος, dēmos) Diomeia (griech. Διόμεια) des antiken Athens. Als Begründer der kynischen Schule gilt hingegen der Philosoph Antisthenes (griech. Ἀντισθένης, Antisthénēs; ca. 445–ca. 365 v. Chr.).

des Areopagus[547], (jetzt der Begräbnißplatz der Türken) wo der oberste Rath der Richter seine Entscheidungen aussprach; das Haus des Senats, das Prytaneum[548], der Pnyx[549], eine Anhöhe, auf welcher das freie Volk von Athen seine Urversammlungen hielt und rathschlagte. Von allen diesen Gebäuden und Hallen sind nichts oder nur halbvergrabene, aus Gestrüpp und Dornen hervorragende, zerschlagene Säulen und Fragmente von den verschiedensten Bildhauerarbeiten, die zu ihrer Verzierung dienten, übrig; von vielen ist selbst der Ort, wo sie gestanden, ungewiß. Am besten erhalten ist der Pnyx, der Versammlungsort des Volks. Noch sieht man den in Fels gehauenen Rednerstuhl, die Sitze der Schreiber, und an den Enden die Sitze derjenigen Beamten, welche Stillschweigen geboten und über Anstand und Ordnung bei den Berathungen zu wachen hatten. Keins aller übrigen Denkmäler des Alterthums außerhalb der Stadtmauern fesselt aber so sehr das Auge und erregt Staunen und Bewunderung in solchem Grade, als die, einen Hügel, ½ Stunde von der Stadt, krönenden Trümmer des Tempels des olympischen Jupiters. Dieses weltberühmte Gebäude, der Stolz der Athener und das größte Meisterwerk der Architektur, übertraf alle übrigen, das Parthenon selbst nicht ausgenommen, an Pracht und an Schönheit. Unermeßliche Summen wurden fünf Jahrhunderte hindurch (erst zur Zeit Hadrian's wurde der Ausbau vollendet) auf seine Vergrößerung und Verschönerung verwendet. Es wurde getragen von 120 kannelitten Säulen aus parischem Marmor, jede 60 Fuß hoch und 6 Fuß im Durchmesser haltend. Den geheiligten Boden umzog eine Mauer aus Marmorblöcken, nach innen eine runde Säulenhalle von unendlicher Schönheit darstellend. Das ganze Gebäude hatte über eine halbe Stunde im Umfange. Auf seiner Zinne stand die berühmte Statue des olympischen Jupiter, 60 Fuß hoch, gleichfalls von Phidias aus Gold und Elfenbein gebildet. Das Innere des Tempels schmückten die schönsten Gemälde und Statuen der größten Meister Griechenlands. Von diesem Wunderwerke (dessen Ueberreste unser treffliches Bild auf das Treueste vergegenwärtigt) stehen jetzt noch 16 Säulen aufrecht; Trümmer anderer, Bruchstücke von Capitälern und Verzierungen liegen umher; einzelne Fußgestelle, mit Gras und rankigem Gestrüpp überwachsen, sind noch sichtbar; aber von den zahllosen Bildwerken, die ihn schmückten, ist keine Spur mehr vorhanden. – Besser erhalten ist der Tempel des Theseus[550], an dem in neuester Zeit die Baukunst in Wien und München sich in Nachbildungen versucht hat. – Vom herrlichen Pantheon[551], dem allen Göttern geheiligten großen Tempel, ist fast nichts mehr übrig; eine Copie desselben ist das Pantheon zu Rom.

Wir kehren zurück zu dem Versuche der gedrängtesten Darstellung der Lebensschicksale des Volks, das so Herrliches geschaffen; wenige Züge werden für unsern Zweck genügen.

Die Perserkriege hatten, wie wir gesehen, Athen auf den Gipfel der politischen Größe erhoben und zum Besitz unermeßlicher Reichthümer gebracht. Sein Einfluß gebot in ganz Attika, sein Glanz stellte die übrigen griechischen Freistaaten in Schatten; selbst der Spartaner Ruhm wurde durch den Athens überstrahlt. Alles dieß erregte den Neid der übrigen Stämme eines Volks auf, das mit dem erhöhten Gefühl der Kraft auch unbändigere Leidenschaften bekommen hatte. Collisionen der Interessen entstanden, und als allmählich unter dem Einfluß des durch den Reichthum geschaffenen Luxus die republikanischen Tugenden der Selbstverleugnung und reinen Vaterlandsliebe mehr und mehr verdrängt wurden, führte, in den Verhältnissen der Freistaaten zu einander, eine von der Selbstsucht geleitete gemeine Politik die Zügel. Intriguen entspannen sich, Spaltungen entstanden, die Furie der Zwietracht entzündete endlich die Fackel, welche in dem Lande der Solone, Miltiades, Leonidas und Aristides einer fast ununterbrochenen Reihe innerer Kriege leuchtete, in welchem das Herzblut der Griechen, das Mark ihrer Kräfte bis zur Erschöpfung dahin strömte, und die ihren Untergang vorbereiteten. Mit dem großen

[547] Griech. Ἄρειος πάγος, Áreios págos, der „Areshügel" zu Athen; hier tagte in der Antike der Athener Rat, der gleichfalls „Areopag" genannt wurde, und traf seine Entschlüsse.

[548] Griech. πρυτανεῖον, prytaneion; ein städt. Amtsgebäude (Rathaus) im antiken Griechenland.

[549] Griech. πνύξ, pnýx; Name des Athener Hügels, auf dem um 508 bis 330 v. Chr. die Volksversammlung (griech. ἐκκλησία, ekklēsía) abgehalten wurde.

[550] Siehe hierzu S. 190, Anm. 563.

[551] Siehe hierzu S. 61, Anm. 155.

Peloponnesischen Kriege[552], in welchem Athen und Sparta um das Primat Griechenlands stritten, beginnt die dritte und letzte Epoche der Geschichte Athens als Staat; sie wird durch die Eroberung und Zerstörung von Korinth durch die Römer (146 Jahre vor Chr.), von welcher Zeit an ganz Hellas bis zur Auflösung des Reichs durch die Barbaren als römische Provinz erscheint, geschlossen.

Jener Krieg demüthigte Athen, und erhob Sparta auf den Platz, den es eingenommen. Dagegen mußte sich bei des Kampfgeschickes Wechsel Sparta unter Thebens[553] große Männer beugen. Entkräftung war bereits in allen Freistaaten fühlbar geworden, als im Norden, in Macedonien, unter Philipp's[554] Zepter, sich ein erobernder Staat bildete, der seine Ausdehnung im schönen Hellas suchte. Die Schlacht von Chäronea (338 v. Chr.) gab ihm die Oberherrschaft über ganz Griechenland. Vergebens waren die Versuche der Hellenen, sich nach Philipp's Tode wieder frei zu machen. Sie scheiterten an der Klippe des innern Zwiespalts, und der mächtige Genius des jungen Alexander[555] schlug sie zu Boden. Thebens Zerstörung war dem unruhigen, immer unzufriedenen Griechenvolke ein Warnungsmal vor ähnlichen Versuchen, so lange Alexander lebte. Nach seinem Tode flackerte das Streben nach Freiheit abermals auf. Die meisten Städte Griechenlands vereinigten sich, im achäischen Bunde, zum Kriege gegen Macedonien, als dessen Beherrscher, der jüngere Philipp[556], im Kampfe mit Rom verwickelt war. Macedonien unterlag und wurde römische Provinz, der achäische Bund von den siegenden Römern anerkannt. Noch einmal genossen die Griechen der Freiheit; aber sie waren ihrer nicht langer würdig. Den Heldencharakter des Volks hatten Luxus, Verweichlichung, die Laster des Orients, die es auf seinen Kreuzzügen kennen gelernt und bis zur höchsten Verfeinerung gepflegt hatte, bis auf wenige Spuren verwischt. Verrätherei und Treulosigkeit gaben den mächtigen Römern bald herrschenden Einfluß in allen Angelegenheiten und Händeln der Griechischen Staaten unter sich und mit dem Auslande. Die Römer, dem Namen nach Bundesgenossen, spielten die Diktatoren. Zu spät erkannten jetzt die Hellenen den Abgrund, in den sie versunken. Zum letztenmale auf 2 Jahrtausende entflammte der alte Geist – das kleine Hellas erhob den Schild gegen das allmächtige Rom. Aber die alte Kraft, die solchem Kampfe eine Möglichkeit des Gelingens geben konnte, war längst dahin. Die Verbündeten, in Corinth eingeschlossen, erlagen der Uebermacht; sie fielen unter dem Schwerdte der Ueberwinder; das herrliche Corinth selbst ging in Flammen auf. Griechenland versank in römische Knechtschaft und sogar sein Name erlosch. Es wurde, unter dem Namen Achaja, eine römische Präfectur.

Hellas hatte politisch aufgehört zu seyn; aber griechische Kunst und griechisches Wissen eroberten jetzt auf den Fittigen des römischen Adlers die Welt. Das Volk der Griechen, das entartete, kroch vor seinen Ueberwindern demüthig im Staube; aber vor dem Throne der Hellenischen Wissenschaft und Kunst beugten die stolzen Sieger das Haupt. Sie verschmäheten es nicht, Schüler der Besiegten zu werden, und römische Imperatoren kamen und hörten in den Hörsälen der Philosophen zu Athen die Lehren des Plato und Aristoteles. Von den zahllosen Kunstschätzen wanderten viele, als Weihgeschenke, oder als Trophäen, nach Rom, und von da in die Provinzen des römischen Westens, überall lehrend, bildend, Nacheiferung erweckend. Die griechische Sprache wurde römische Hofsprache, ihre Kenntniß dadurch allen Gebildeten Bedürfniß, und eben dadurch Geschmack an griechischer Literatur überall geweckt und genährt. Athen war zur Hochschule des Wissens für das römische Weltreich geworden. Als solche erhob es sich noch einmal, unter Hadrian und den beiden Antoninen[557], in Herrlichkeit. – Aber diese verging schnell und nun für immer, als die Glorie des Römerreichs selbst zu erbleichen anfing, in deren Strahlen Athen allein noch glänzen konnte. Der gänzliche Verfall der Sitten

---

[552] Zwischen dem von Athen geführten Attischen Seebund und dem Peloponnesischen Bund unter der Führung von Sparta in den Jahren von 431 v. Chr. bis 404 v. Chr.; er endete mit dem Sieg der Spartaner. Der Krieg beendete das klassische Zeitalter Athens und der attischen Demokratie und erschütterte die griechische Staatenwelt nachhaltig.

[553] Das böotische Theben (griech. Θῆβαι, Thēbai).

[554] Philipp II. (griech. Φίλιππος B'; ca. 382–336 v. Chr.; ermordet), seit 359 v. Chr. König von Makedonien.

[555] Alexander der Große (griech. Ἀλέξανδρος ὁ Μέγας, Aléxandros ho Mégas; 356–323 v. Chr.).

[556] Philipp III. Arrhidaios (griech. Φίλιππος Γ' Αρριδαίος; 352 –317 v. Chr.; hingerichtet), 323 v. Chr. König von Makedonien.

[557] Siehe hierzu S. 69, Anm. 194.

und der Kunst in Italien, die sich von da an datirende Unfähigkeit, Höheres selbst hervorzubringen, veranlaßte Verschleppungen der herrlichsten athenischen Denkmäler im Großen, und die spätere Ausschmückung Constantinopels[558], (nachdem es Kaiserresidenz geworden), mit den Werken griechischer Kunst, half die Plünderung vollenden. Die bald darauf folgenden Einfälle der Barbaren, die Griechenland verheerend durchzogen; das Christenthum endlich, abhold dem heidnischen Wissen, und den heidnischen Kultus bis auf die äußern Zeichen seines Daseyns verfolgend, gaben der Stadt der Minerva den Todesstoß. Im fünften Jahrhundert wurden die Schulen der Philosophen in Athen geschlossen, die noch übrigen Tempel in Kirchen verwandelt. Unter wechselnder Herrschaft, bald den Byzantinern, bald den Venetianern, bald den Lateinern, bald Genua unterworfen, konnte sich Athen nie wieder erheben; als es endlich nebst ganz Attika 1456 in türkische Hände fiel, war sein Zustand kaum noch ein Schatten des frühern. Aber erst unter dem vierhundertjährigen Joch der Osmanen erfuhr die Stadt des Theseus, zum Leibgedinge des Harems[559] erniedrigt und der Verwaltung von Eunuchen[560] preisgegeben, die größte irdische Schmach. Kein Gesetz, keine Ordnung bestand mehr, weder für den Gewalthaber, noch für die Unterdrückten. Es gab in Athen keine Bürger mehr, nur noch Knechte der verworfensten Sklaven. Verschnittene, des Harems entmannte, fühllose Wächter, der Menschheit Auswurf, waren ihre Herrscher und deren Laune und Wille die Fäden, an denen der Athener Wohl und Wehe, Leben und Tod hingen. Elende Fristung des Lebens unter Verachtung, unter täglichem niederschlagenden Spott und Hohn, war unter diesem Joche ihr einziges, erreichbares Ziel. – Also stieg jenes Volk, das auf der Bildungsleiter der Menschheit der Staffeln höchste erreicht, anderthalb Jahrtausende lang abwärts, hinunter zum tiefsten Abgrund menschlicher Erniedrigung, Angesichts der rastlos mahnenden Erinnerungsmale seiner einstigen Größe. Die Mythe des Tantalus[561] hat es auf die grauenvollste Weise verwirklicht.

– Aber wunderbar! es hat durch alle Jahrhunderte der Schmach, aus dem tiefsten Schlamme der moralischen Verwilderung und Verdorbenheit den Funken gerettet, der unter bessern Verhältnissen wieder zur schönen Flamme werden kann. Es gibt keine Römer mehr, aber es gibt noch Griechen. Das Griechenvolk hat im letzten fünfjährigen Heldenkampfe gegen seine Unterdrücker[562], in einem Kampfe, dem der Ahnherren gegen die Perser ähnlich und an Großthaten wahrlich nicht ärmer! die Würdigkeit seines Namens besiegelt und gezeigt, daß – trotz der entsetzlichsten moralischen Ausartung – der Heroengeist nicht von ihm gewichen. – Hellas Volk steht wieder da, selbst eine Trümmer, fürwahr! aber – eine Trümmer, wie die des Jupitertempels auf dem olympischen Hügel, ehrfurchtgebietend und voll Hoheit. Wer, der in den Thaten, welcher dieses Volkes Verzweiflungskampf gegen die gesammte Macht der Osmanen verherrlichen, den Maaßstab der Kräfte sucht, die in ihm schlummern, wer

---

[558] Siehe hierzu S. 33, Anm. 91.

[559] Siehe hierzu S. 261, Anm. 795.

[560] Siehe hieru S. 262, Anm. 798.

[561] Nachdem der myth. König Tantalus (griech. Τάνταλος, Tántalos) die Götter bereits früher durch kleinere Vergehen verärgert, hatter er sich deren endgültigen Zorn dadurch zugezogen, indem er ihnen bei einem Gastmahl seinen von ihm selbst gemeuchelten jüngsten Sohn Pelops (griech. Πέλοψ, Pélops) zum Verspeisen hatte vorsetzen lassen. Daraufhin verstießen ihn die Götter in die unterste Hölle, den Tártaros (griech. Τάρταρος, Tártaros), wo er fortan von ewigen Qualen gepeinigt wurde, was u. a. Homer in seiner Odyssee (griech. Οδύσσεια, Odýsseia) folgendermaßen beschreibt: „καὶ μὴν Τάνταλον εἰσεῖδον χαλέπ᾽ ἄλγε᾽ ἔχοντα, \ ἑσταότ᾽ ἐν λίμνῃ· ἡ δὲ προσέπλαζε γενείῳ. \ στεῦτο δὲ διψάων, πιέειν δ᾽ οὐκ εἶχεν ἑλέσθαι·\ ὁσσάκι γὰρ κύψει᾽ ὁ γέρων πιέειν μενεαίνων, \ τοσσάχ᾽ ὕδωρ ἀπολέσκετ᾽ ἀναβροχέν, ἀμφὶ δὲ ποσσὶ \ γαῖα μέλαινα φάνεσκε, καταζήνασκε δὲ δαίμων. \ δένδρεα δ᾽ ὑψιπέτηλα κατὰ κρῆθεν χέε καρπόν, \ ὄγχναι καὶ ῥοιαὶ καὶ μηλέαι ἀγλαόκαρποι \ συκέαι τε γλυκεραὶ καὶ ἐλαῖαι τηλεθόωσαι·\ τῶν ὁπότ᾽ ἰθύσει᾽ ὁ γέρων ἐπὶ χερσὶ μάσασθαι, \ τὰς δ᾽ ἄνεμος ῥίπτασκε ποτὶ νέφεα σκιόεντα. / Auch den Tantalos sah ich, mit schweren Qualen belastet. \ Mitten im Teiche stand er, den Kinn von der Welle bespület, \ Lechzte hinab vor Durst, und konnte zum Trinken nicht kommen. \ Denn so oft sich der Greis hinbückte, die Zunge zu kühlen; \ Schwand das versiegende Wasser hinweg, und rings um die Füße \ Zeigte sich schwarzer Sand, getrocknet vom feindlichen Dämon. \ Fruchtbare Bäume neigten um seine Scheitel die Zweige, \ Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven, \ Oder voll süßer Feigen und rötlichgesprenkelter Äpfel. \ Aber sobald sich der Greis aufreckte, der Früchte zu pflücken; \ Wirbelte plötzlich der Sturm sie empor zu den schattigen Wolken." (Hom. Od. 11, 582-592 in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß; 1751–1826).

[562] In der Griechischen Revolution von 1821 bis 1829 gegen die Herrschaft der Osmanen, die im Frieden von Adrianopel (siehe hierzu S. 259, Anm. 778) am 14. September 1829 mit der Unabhängigkeit Griechenlands endete.

möchte vorbestimmen, welche Rolle ihm in der Bildungsgeschichte der Menschheit dereinst noch beschieden?

Athen ist jetzt nur noch ein Haufe meist verödeter Hütten unter Ruinen mit kaum 1000 armen Einwohnern. Es ist zur Metropole des neugriechischen Königreichs erklärt worden. – Manchem klingt's wie Scherz: Manchem wie eine Weissagung großer, glänzender Zukunft.




ATHEN,
von den Ruinen des JUPITER-TEMPELS aus.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut ⁶1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 82f.

## LXXIX. Der Theseus-Tempel[563] bei Athen.

Athen hat keine Aehnlichkeit mit den andern Königsstädten unsrer Tage. Die Pracht, den Glanz, das Geräusch und Leben der Residenzen suche man nicht in seinen Mauern. Schweigen, Einsamkeit und Verwüstung ist sein Gepräge, und was bisher von seinem Könige[564] geschah, um dieß Gepräge zu verwischen: das Ansiedeln der Beamten und Fremden, das Garnisoniren seiner baierischen Krieger, die Errichtung einiger Gebäude zu Regierungszwecken, ist im Ganzen zu unbedeutend und dient mehr dazu, durch den Kontrast jenes schärfer hervorzuheben. Noch liegen hunderte von Häusern in Schutt, noch sind ganze Straßen ungangbar ob der Verwüstung aus dem letzten Kriege. Ueber die Akropolis hinaus scheint das Menschengeschlecht fast aufzuhören. Keine Ackerleute, kein Heerdengebrüll, keine Dörfer. Nur wenige verfallene Pachthöfe zeigen sich auf den nackten Gefilden; zunächst der Stadt einige alte Hütten, einige Heuschuppen, Gärten und einsame Weinberge.

Mitten auf diesem verwilderten Boden erheben sich die Denkmäler der alten Athenae wie Schatten eines untergegangenen Heroengeschlechts. Ihres Schmucks beraubt, scheinen sie sich in ihrem Stolze ganz abgeschieden zu haben und gleich Königen, die vom Throne gefallen, ihr Unglück in der Einsamkeit bergen zu wollen. Die Seele des Betrachtenden wird überwältigt durch den Anblick dieser Ruinen der Minervenstadt, aus der Cultur und Civilisation hervorgingen, um über die Erde zu schreiten.

Der Tempel des Theseus, erbaut von Cimon, des Miltiades Sohn, hat unter allen Monumenten Athens und ganz Griechenlands den Kampf mit der Zeit am siegreichsten bestanden und von den plündernden Händen antiquarischer Räuber am wenigsten gelitten. Er steht auf einem wüsten Hügel am Westende der (neuern) Stadtmauer, zwischen den Thoren von Morea[565] und Thrako[566]. – Wie alle altgriechischen Tempel, ist er vom Fundament an bis zum Dache durchaus von Marmorquadern aufgerichtet, die auf's genaueste, als wären sie zusammengeschliffen, an einander gefügt sind: – ganz unähnlich den Bauwerken Roms, welche ihrer Marmorbekleidung beraubt, mit wenigen Ausnahmen, nur Massen von Ziegelwerk darstellen, die durch ihre Größe in Erstaunen setzen, aber selten das Auge erfreuen. – Der Theseus-Tempel ist das vollkommenste Muster des dorischen Styls; er zeigt die Schönheit und Anmuth desselben mit der größten Wirkung. Obschon die Ornamente im Innern und Aeußern längst verschwunden sind bis auf wenige verstümmelte, so ist doch der architektonische Theil des Gebäudes, bis auf das Dach der Cella und bis auf einen kleinen Theil des Portikus, noch ganz erhalten. Der Tempel hat 6 Säulen auf jeder Fronte und 13 auf der Seite, zusammen also 34. Sie haben jede 20 Fuß Höhe. Rund um den Tempel standen kolossale Götter- oder Heroenbilder; an der westlichen Seite erkennt man noch ihre Postamente. Das Innere des Portikus ist (jetzt fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt) mit

---

563 Eigentl. der Tempel des Hephaistos (griech. Ἡφαιστεῖον, Hephaisteion) im Zentrum Athens, der zu den besterhaltenen griech. Tempeln zählt; er ist auch unter den Namen Theseion (griech. Θησεῖον, Thēseion) bekannt, da man in byzantinischer Zeit glaubte, die Gebeine des legendären griechischen Helden Theseus (griech. Θησεύς, Thēseús) seien hier begraben. Die Abb. war bereits in mit leicht veränderter Bildunterschrift in dem vom Otto Ludwig Bernhard Wolff (1799–1851) herausgegebenen „Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Vierter Band. […]“ (Leipzig: Ch. E. Kollmann 1837) erschienen.

564 Der Wittelsbacherssproß Otto (griech. Ὄθων, Othon; 1815–1867) war von 1832 bis 1862 König von Griechenland. Der Stich stammt von Albert Henry Payne (1812–1902).

565 Morea (griech. Μωρέας bzw. Μωριάς, Mōréas bzw. Mōrías; osman. موره, More) ist seit dem Mittelalter die Bezeichnung für die Halbinsel Peloponnes; also das Südtor in Richtung Peleponnes.

566 Thrakien (griech. Θρᾴκη, Thrákē; bulg. Тракия, Trakija; osman. تراقيا, Trāḳyā), eine Landschaft auf der östlichen Balkanhalbinsel, die heute zu den Staaten Bulgarien, Griechenland und Türkei gehört; also das Nordtor in Richtung Thrakien.

Skulpturen geschmückt; Frieße, welche den Kampf der Centauren und Lapithen[567] vorstellen. Das Innere der Cella ist wüst und dient seit vielen Jahren als Begräbnißstätte der in Athen verstorbenen Fremden. Lord Byron[568], der für Griechenruhm begeisterte und gefallene Dichterheld, wünschte hier seine Ruhestätte zu haben; aber die Familie forderte seine Gebeine und schaffte sie nach England.

Der Theseustempel ist schon von Baumeistern des Alterthums oft kopirt worden; häufig auch in unsern Tagen, in München[569], Manchester[570], Wien[571], Philadelphia[572] und Petersburg[573]. – Alle diese neuern Nachbildungen aber geben Herrlichkeit des Atheniensischen Baues nur unvollkommene Begriffe.

---

567 Griech. Λαπίϑαι, Lapithai; ein sagenhaftes Volk Griechenlands, das gegen die Kentauren (griech. Κένταυροι, Kéntauroi) kämpfte.

568 Siehe hierzu S. 85, Anm. 233.

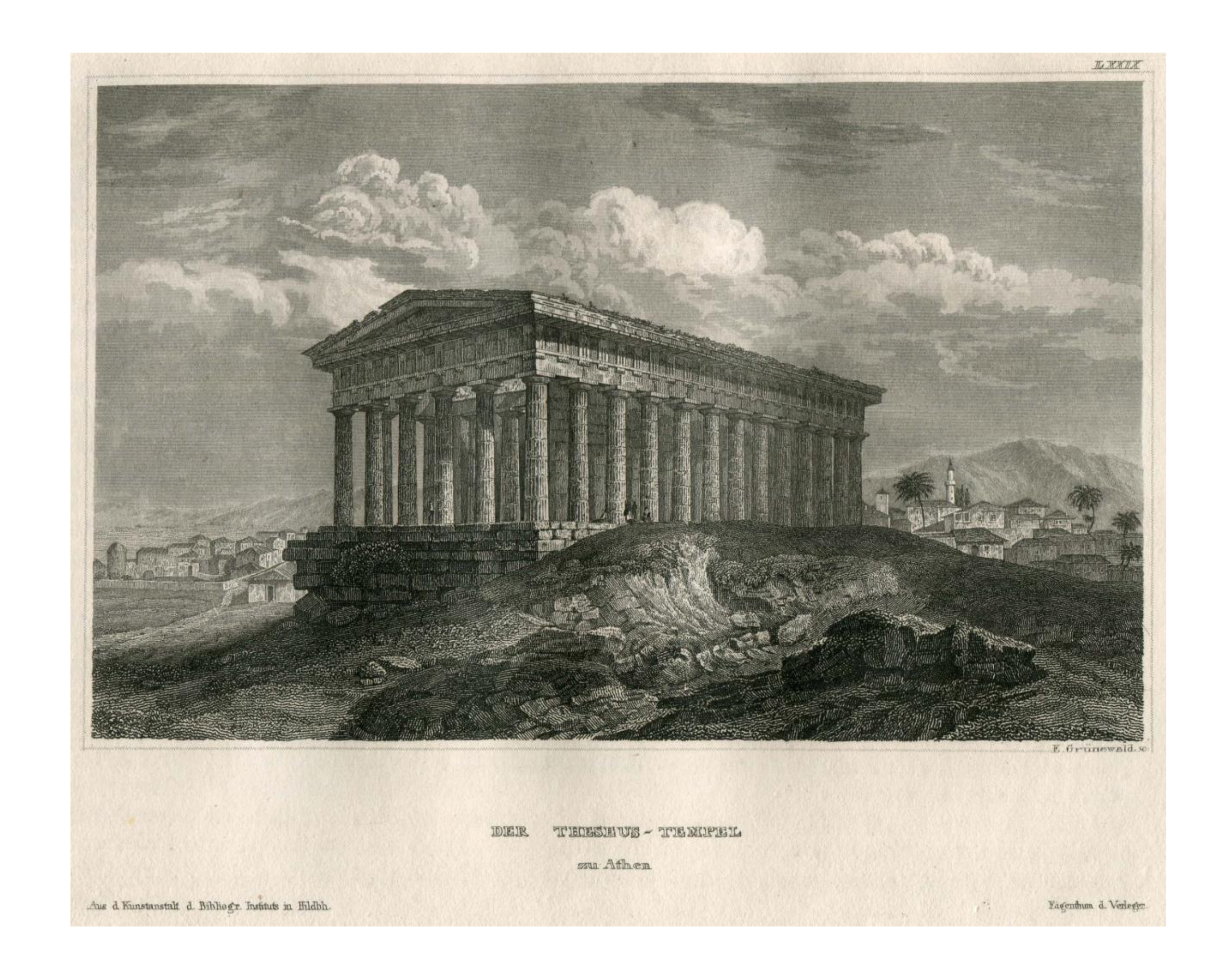
569 Hiermit ist sicherlich das 1845 nach Plänen von Georg Friedrich Ziebland (1800–1873) fertiggestellte Ausstellungsgebäude am Königsplatz (heute Staatl. Antikensammlung) gemeint.

570 Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um das zwischen 1825 und 1835 nach Plänen von Charles Barry (1795–1860) erbauten Gebäude der Royal Manchester Institution.

571 Im Wiener Volksgarten, von 1820 bis 1823 von Peter von Nobile (1774–1854) als Domizil für die Theseus-Skulpturengruppe von Antonio Canova (1757–1822) erbaut.

572 Hiermit sind sicherlich die ersten Bauten des von Frederick Graff (1775–1847) konzipierten und von 1812 bis 1872 errichteten Komplexes der Fairmount Water Works am Schuylkill River gemeint.

573 Hiermit dürfte der von 1805 bis 1806 von Luigi Rusca (1762–1822) erbaute Portikus (russ. портик Руска, Portik Ruska) am dortigen Newski-Prospekt (russ. Невский проспект, Névskij prospékt) gemeint sein.


LXXIX
E. Grünewald sc.
DER THESEUS-TEMPEL
zu Athen
Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.


ATHEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 257-264.

## Athen.

Es ist kein Name, der leuchtender durch die Jahrhunderte der Weltgeschichte strahlt, als der Name Athen. Es gibt keine Art des Ruhmes, deren reichste Kränze nicht diesen Namen schmücken. Fraget ihr, wo der Menschengeist sich zur höchsten Entwickelung des Gedankens emporschwang: die Geschichte antwortet euch mit dem Namen Athen; suchet ihr nach der Stätte, wo die Pflege der Wissenschaften ihre vollsten Blüthen trieb, die Kundigen weisen euch gen Athen; wollt ihr wissen, wo die Kunst, die Offenbarung der ewigen Schönheit in Wort und Bild, ihre höchste Vollendung erreichte, die Kunstgeschichte entrollt vor euch die Kunstwelt von Athen und erhabene Dichter und Bildner wandeln vor euch als Bürger Athens, umstrahlt von dem Glanze unsterblicher Werke. Wollt ihr ein freies Gemeinwesen in seiner höchsten Kraftentwickelung schauen, so blickt auf das Athen, welches die Weltmacht der Perser schlug; verlangt euch große Staatsmänner und Feldherren zu bewundern, Athen führt euch seine Solon und Pisistratus, seine Aristides und Perikles, seine Codrus und Miltiades, seine Themistokles und Cimon vor. Kurz, was das Menschenthum in irgend einer Richtung Großes und Edles hervorgebracht, es hat Athen zur Wiege des Größten und Edelsten erwählt.

Der Staat, der den glorreichen Namen führte, verfiel; die ganze hellenische Welt, deren geistiger Mittelpunkt Athen war, ging unter in der Sündfluth asiatischer Barbarei; die Stadt selbst mit ihren erhabenen Kunstwerken sank in Trümmer; die hohe Akropolis, dieses weithin leuchtende Wahrzeichen der im athenischen Wesen vollzogenen Vermählung des Göttlichen und Menschlichen, ward zum Sitz der abscheulichsten Zwingherrschaft und Entmenschung herabgewürdigt – aber kein Grauen und kein Greuel, kein Sturm und keine Finsterniß der Zeiten konnte den Glanz auslöschen, der wie ein Heiligenschein den Namen Athen umwob. Er schwebte fort und fort wie ein Sternbild über den Trümmern einer Herrlichkeit, die für die Spitzfindigkeit und Altklugheit der modernen Staats- und Weltweisen auf ewig versunken war.

Denn das hatte man ja mit tiefem Scharfsinn heraus philosophirt, daß der Untergang der gesummten hellenischen Welt aus innerster Nothwendigkeit hervorgegangen, daß er eine natürliche Folge innerer Zerstörung der Lebenskraft gewesen. Und noch heute ist die Ansicht landläufig: daß der sittliche Verfall des Hellenenthums die Ursache seines politischen Unterganges gewesen sei. Verwerflicher Aberglaube, den die Ereignisse unserer Zeit längst Lügen gestraft!

Der Untergang der althellenischen Welt ist aus keiner andern Quelle geflossen, als aus derjenigen, auf welche wir Deutschen den Untergang unseres eigenen Reiches zurückführen: aus der politischen Zerklüftung der Nation, welche sie zur Beute überlegener, durch Einheit mächtiger Feinde machte. Den Griechen war genau wie uns, durch die Zersplitterung in eine Menge Staaten und Stätchen ohne einheitliche Spitze, das Gefühl der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit allmälig verloren gegangen; Stammeseifersucht und Uneinigkeit griffen bei ihnen genau wie bei uns Deutschen Platz und machten sie machtlos gegen den Anprall selbstsüchtiger, durch einen einheitlichen Willen unwiderstehlicher Feinde. Die Zeit, wo Philipp von Makedonien Griechenland in Fesseln schlug, gleicht der Zeit, wo Napoleon Deutschland unterjochte, auf ein Haar.

Verloren wir Deutschen nun trotz der Schmach der Unterjochung und trotz dem Untergange unseres altehrwürdigen Reiches nicht den Anspruch und die Hoffnung auf Erlösung und einstige Wiederherstellung unserer nationalen Macht und Größe, so muß man den gleichen Anspruch und die gleiche Hoffnung auch den Griechen zugestehen, und eben so thöricht als ungerecht war und ist es, diese nur als enterbte Nachkommen ruhmvoller Väter, als Bettler zu betrachten, die von Königen stammen und nach höherm Rathschluß für alle Zeiten vom Reiche derselben ausgeschlossen sind.

Die Griechen selbst dachten würdiger von sich. Während die übrige gebildete Welt nur zu dem Stern aufblickte, der hoch über den Trümmern des alten Athen schwebte, und ihn nur gleichsam als den verklärten, an den Himmel versetzten Geist desselben mit ehrfurchtsvoller Bewunderung betrachtete, für die unten, zwischen den Trümmern, in ehernen Fesseln Schmachtenden aber nur Mitleid, wenn nicht gar Verachtung fühlten, trugen diese den Stern der alten Herrlichkeit ihres Vaterlandes in der Brust und er ward unter übermenschlichen Drangsalen der gemeinsame Leit- und Hoffnungsstern aller Griechen. In Schmach und Elend wurden sie sich ihrer Zusammengehörigkeit und der Ursache ihres Unglücks bewußt. Die Trümmer, unter denen sie wandelten und die als Trümmer noch von wunderbarer Schönheit waren, predigten ihnen täglich und stündlich die ernste Lehre, daß die höchste Kultur ein Volk nicht vor dem Untergang schützt, das nicht ein in sich fest geeinigtes, wohlgegliedertes Ganzes bildet. Und wenn sie zur erhabenen Akropolis den Blick erhoben, so that sich ihnen das Geheimniß der Erlösung, der Auferstehung zu neuer Herrlichkeit auf, denn die hohe Burg gemahnte an einen gemeinsamen Mittelpunkt der griechischen Welt, an die nationale Einigung aller Griechen unter Einem Willen.

Die Diplomaten Europa's verstanden die Sprache der Trümmer Athens und seiner Akropolis nicht, als die Griechen das Joch der Türkenherrschaft endlich abschüttelten und in einem beispiellosen Befreiungskampfe bewiesen, daß das Blut der Helden von Marathon und Salamis, von den Thermopylen und Mantinea[574] noch in ihren Adern rolle. Wie durch die Schlacht von Navarin[575] die Macht der Türken gebrochen war, hätte es in der Gewalt der Sieger gestanden, durch einen Federzug ein einiges und freies Griechenland zu schaffen. Die Pforte[576] hätte in jede Friedensbedingung willigen müssen. Es stand ganz bei den Siegern – Frankreich, England und Rußland – die Grenzen des neuen griechischen Staates über alles von Griechen bevölkerte Land der Türkei auszudehnen und so einem lebensfähigen Staate das Dasein zu geben. Statt dessen gefiel es ihnen, eine Existenz in's Leben zu rufen, welche eigentlich nur vegetiren, nicht aber wirklich leben konnte.

Was vor zwei Jahrtausenden durch Abstammung, Sprache und Kultur mit einander verbunden die griechische Nation ausmachte, das war zwar im Laufe der Jahrhunderte vielfach auseinander gerissen und theilweise in der Vermischung mit andern Nationalitäten untergegangen. Immerhin aber hatte sich ein nationaler Kern erhalten, welcher das gemeinsame Elend und die gemeinschaftliche Sehnsucht nach Erlösung auf's Innigste zusammenhielt und der alle natürlichen Bedingungen eines lebensfähigen Staatswesens in sich trug. Dieser Kern verbreitete sich als eine kompakte Volksmasse über die von dem Aegäischen Meere einerseits, dem Jonischen Meere und dem Kanal von Otranto andererseits eingeschlossene, im Norden noch den Berg Pindus in sich fassende Halbinsel und alle Inseln des Jonischen und Aegäischen Meeres. Von diesem zusammengehörigen Ganzen wurde aber nur der kleinere und ärmere Theil der türkischen Herrschaft entrissen und zu einem unabhängigen Staate gemacht. Im Süden

574 Die Polis Mantineía (griech. Μαντινεία), deren Einwohner sich zwar mutig, doch letztlich erfolglos sowohl gegen die Spartaner als auch gegen die Makedonier erhoben hatten.

575 In der Seeschlacht von Navarino (neugriech. Ναυαρίνο, Navaríno) vor der Südwestküste des Peloponnes hatten am 20. Oktober 1827 die verbündeten Briten, Franzosen und Russen über die Türken gesiegt. Durch diesen Sieg wurde es den Türken letztlich unmöglich, die griech. Revolte zu ersticken; zudem hatte er den Bruch der traditionell guten Beziehungen zwischen dem Vereinigten Königreich und dem Osmanischen Reich (s. u.) zur Folge.

576 Siehe hierzu S. 46, Anm. 123.

ließ man das herrliche Candia[577], im Osten die Sporaden[578], im Norden das fruchtbare Thessalien[579] sammt Macedonien[580] in der Gewalt der Barbaren, während im Westen die Jonischen Inseln[581] als Pseudorepubliken unter englischer Botmäßigkeit blieben. So war der neue Staat nur ein verstümmelter Körper, ein Torso, von dem man seine besten und nothwendigsten Gliedmaßen abgelöst hatte, denn unter diesen abgelösten Gliedern befanden sich Stämme, welche an dem großen Befreiungskampfe den allergrößten Antheil gehabt und sich dadurch das erste Anrecht auf den Mitgenuß der Freiheit erworben hatten. War doch der Stifter der Hetärie[582], aus welcher später die Flamme des Freiheitskrieges emporschlug, Rhigas[583], ein Thessalier, und gehörten doch die Sulioten[584], die zuerst das Schwert gegen die Unterdrücker zogen, demselben Griechenstamm an. Und wer ermißt die Ströme Blutes, welche die Candioten[585] dem höchsten aller Lebensgüter geopfert! –



*Flagge der Ionischen Inseln (siehe hierzu S. 196, Anm. 581)*

Die weise Diplomatie that noch ein Uebriges, um die Gebrechlichkeit ihrer neuen Schöpfung recht fühlbar zu machen. Sie drangen dem durch den langen, mit unsäglichen Opfern verbundenen Kampf erschöpften und von seinen besten Hilfsquellen abgeschnittenen Lande einen König aus einer fremden Fürstenfamilie auf, der kein Verständniß mitbrachte für die Gefühle und Bedürfnisse des Volkes, das er regieren sollte, wohl aber große Ansprüche an den Säckel desselben zur Führung eines kostspieligen Hofhaltes, und eine Menge Schranzen, welche sich von den Früchten eines Kampfes mästen wollten, dem sie aus sicherer Ferne müssig zugeschaut. –

Trauernd, ein Bild des tiefsten Elends, lag Athen am Ende dieses Kampfes zu den Füßen seiner Akropolis. Denn zu der Zerstörung, welche die Jahrhunderte mit ihren wechselvollen Geschicken über die Königin der Gesittung gebracht, hatte der Freiheitskrieg auch noch die Vernichtung des ärmlichen Städtchens gefügt, welches sich zwischen den Trümmern jener erhalten hatte. Aber Athen konnte nicht

[577] Veraltet für Kreta (siehe hierzu S. 23, Anm. 58).

[578] Griech. Σποράδες, Sporádes, „die Verstreuten“; osman./arab. ولايت جزاير بحر سفيد, Vilāyet-i Cezāyir-i Baḥr-i Sefīd, „Gouvernement der Inseln des Weißen Meeres [d. i. das Mittelmeer]“; von arab. الجزائر, al-Ǧazāʾir (Sing. لجزيرة, al-ǧazīra), „die Inseln“, البحر, al-baḥr, „das Meer“ und osman. سفيد, sefīd, „weiß“.

[579] Griech. Θεσσαλία, Thessalía; osman. ولايت سلانيك, Vilāyet-i Selānīk; Thessalien gelangte zum Großteil erst 1881 in den Besitz Griechenlands, das diesen Landesteil im 1. Balkankrieg 1912 zusätzlich arrondieren konnte.

[580] Griech. Μακεδονία, Makedonía; mazed. u. serb. Македонија, Makedonija; bulg. Македония, Makedonija; osman. ماقدونيا, Māḳadūnyā. Mazedonien war im Osmanischen Reich verwaltungsmäßig hauptsächlich aufgeteilt in das Vilāyet-i Manāstır (osman. ولايت مناستر) und das Vilāyet-i Yānya (osman. ولايت يانيه; siehe hierzu auch S. 196, Anm. 584). Diese Gebiete gelangten erst nach dem 2. Balkankrieg 1913 vollständig unter die Herrschaft Griechenlands.

[581] Unter brit. Protektorat waren 1815 die „Vereinigten Staaten der Ionischen Inseln“ (griech. Ἑπτάνησος Πολιτεία, Heptánesos Politeía, „Staaten der Sieben Inseln“, ital. Repubblica Settinsulare; osman. جزاييرى صباى موجتميا جومهورو, Cezayīr-i Sebā-i Müctemīa Cümhūrū, „Vereinigte Staaten der Westlichen Inseln“) gegründet worden. Dem bis 1864 bestehenden Protektorat gehörten die folgenden Inseln an: Andikythira (griech. Αντικύθηρα), Andipaxos (griech. Αντίπαξος), Korfu (griech. Κέρκυρα, Kérkyra), Kythira (griech. Κύθηρα, ital. Cerigo), Lefkada (griech. Λευκάδα, ital. Santa Maura), Ithaka (griech. Ιθάκη, Itháki), Kefalonia (griech. Κεφαλονιά), Paxos (griech. Παξός) und Zakynthos (griech. Ζάκυνθος, ital. Zante) an; der Name leitet sich von den sieben größten Inseln ab, die 1864 nach einer Abstimmung im Parlament dem Königreich Griechenland beitraten; diesem Staatsverband, der per Referendum vom 11. Juni 1975 die Monarchie endgültig abschafft hat, gehören sie seitdem an. Die unsignierte Graphik wurde entnommen: „Gothaischer genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1826 – Drei und Sechzigster Jahrgang“ (Gotha: J. Perthes [1825]).

[582] Griech. ἑταιρία, hetairía, „Freundschaftsverband, Vereinigung“.

[583] Der griech. Revolutionär Rigas Velestinlis (griech. Ρήγας Βελεστινλής; 1757–1798).

[584] Die Soulioten (griech. Σουλιώτες; alban. Suliotët) waren eine kriegerische Gemeinschaft, welche die Berge rund um Souli (griech. Σούλι) im Süden des Vilāyets von Ioannina/Yānya (siehe hierzu S. 196, Anm. 580), des alten Epirus (griech. Ἤπειρος, Ḗpeiros; alban. Epir), bewohnten.

[585] Die Bewohner Kretas (siehe hierzu S. 196, Anm. 577).

das Schicksal von Ninive[586] und dem hundertthorigen Theben[587] haben. Während die fremden Diplomaten dafür sorgten, ihnen ein machtloses Königthum und einen König zu geben, der ein willenloses Werkzeug in ihrer Hand war, richteten sich die Augen der Griechen aus das verwüstete Athen, als auf das Symbol ihrer nationalen Größe und erhoben sich daran über die Unwürdigkeit der Rolle, welche ihnen von den falschen Vormündern zugedacht war. Der neue König zog in Nauplia ein, sie wallfahrteten gen Athen und begannen es wieder anzubauen. Bald nöthigten sie den König, den Sitz der Regierung dahin zu verlegen. Der Name Athen sollte ihm eine Mahnung sein, daß das Griechenvolk nicht auf die Erbschaft seiner großen Vergangenheit verzichtet habe.

König Otto verstand die Mahnung nicht. Zwar war er vom besten Willen beseelt, sein Volk glücklich zu sehen; aber wie sich Athen – wenn schon nicht ohne sein Zuthun, so doch zumeist durch die Begeisterung der Griechen für den Glanzpunkt ihrer nationalen Herrlichkeit, unglaublich schnell aus dem Schutt der Zerstörung erhob, begriff er nicht, daß dieses rasche Aufblühen eines neuen Athen einen Volksgeist voraussetzte, welchem die engen Grenzen, in die man das verjüngte Griechenland gebannt, nicht genügen konnten, daß der Genius, welcher das neue Athen, mit seinen Palästen, seinen Bildungsstätten für Kunst und Wissenschaft, seinen Anstalten für das Wohlbefinden der Bewohner, hervorzauberte, sich nicht mit einer bloßen Scheinexistenz zufrieden gab, daß er zur vollen Wiedergeburt des alten Hellas, mit dem Bewußtsein ihrer nothwendigen Bedingungen, emporstrebte.

Es grenzt in der That an das Wunderbare, wie schnell das neue Athen emporblühte. Vor dem Beginn des Freiheitskampfes war es zu einem elenden Nest von 10,060 Einwohnern herabgesunken und am Ende des Krieges sank es, wie erwähnt, fast in vollständige Verödung. Als nach der Ankunft des Königs Otto im Jahre 1833 die Türken Attika räumten, hatten sich etwa 5000 Griechen wieder hier angesiedelt, und jetzt, nach dreißig Jahren, steht an der Stelle von einigen hundert schlechter Hütten eine prächtige Großstadt von 50,000 Einwohnern – das einzige Beispiel so riesigen Wachsthums auf dem ganzen europäischen Festland.



*Otto von Griecheland*
*(siehe hierzu S. 190, Anm. 564).*

Eine der ersten Sorgen des wiedergeborenen Griechenlands war die für Erneuerung des alten Ruhmes griechischer Bildung. Es wurden in Athen Bildungsanstalten aller Art in’s Leben gerufen und allen Söhnen des Landes zugänglich gemacht. Und wie sich in der neuangelegten Stadt flugs Haus an Haus, Straße an Straße reihte, so baute das Volk emsig und erfolgreich am Tempel des Geistes, und man kann wohl sagen, daß Neu-Athen an Intelligenz mit den gebildetsten Städten Europa’s wetteifert.

Beides, das äußere wie das innere Wachsthum Athens, zeugt für die Lebensfähigkeit der griechischen Nation, und es mußte ihrem Beherrscher, wie seinen großmächtigen Vormündern längst die Ueberzeugung beibringen, daß sie ein Riesenkind in eine Zwergkutte gesteckt, welche dasselbe über lang oder kurz sprengen werde. Sie alle verkannten die Natur ihres Schützlings. König Otto und sein

---

[586] Akkad. 𒌷𒉌𒉡𒀀, Ninua (Bedeutung nicht geklärt); aram. ܢܝܢܘܐ, Nīnwē; hebr. נִינְוֵה, ʾNīnəwē; griech. Νινευή, Nineuḗ; arab. نينوى, Nīnawā.

[587] Ägypt. wꜣs.t, Waset, „Stadt des Szepters“; griech. Θῆβαι, Thēbai; arab. الأقصر, al-Uqṣur. Homer hatte die Stadt in seiner Ilias (griech. Ἰλιάς) – u. a. auch zur Unterscheidung vom Theben in Boötien (griech. Βοιωτία, Boiōtía) – als „hunderttorig“ beschrieben: „οὐδ᾽ ὅσ᾽ ἐς Ὀρχομενὸν ποτινίσεται, οὐδ᾽ ὅσα Θήβας \ Αἰγυπτίας, ὅθι πλεῖστα δόμοις ἐν κτήματα κεῖται, \ αἵ θ᾽ ἑκατόμπυλοί εἰσι, […] / Böt’ er sogar die Güter Orchomenos, oder was Thebe \ Hegt, Aigyptos Stadt, wo reich sind die Häuser an Schätzen: \ Hundert hat sie der Tor’, […]“ (Hom. Il. 9, 381-383 in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß; 1751–1826).

Hof sahen in ihm einen verwahrlosten, aber noch bildungsfähigen Bengel, den man nach bayer'scher Schablone zu einem leidlich guten Unterthan *à la* Michel erziehen könne. So wie sie mit bayer'schen Korporalen eine griechische Armee nach bayer'schem Muster drillen wollten, so meinten sie das ganze griechische Volk zu braven Altbayern umbilden zu können, die sich kindlich mit dem Maße Glückseligkeit begnügen, das ihnen die landesväterliche Huld vergönnt. Die drei Vormünder sahen in dem Kinde einen etwas unbequemen Findling, dessen man sich aber einmal angenommen und für den man deshalb sorgen müsse, damit ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft aus ihm werde. Dabei deutete Jeder das „brauchbar“ auf seine Weise, nach seiner Laune oder feinem Vortheil. So wollte Rußland aus ihm ein Werkzeug seiner Absichten auf die Erbschaft des „kranken Mannes“ machen, Frankreich wollte an ihm ein Gegengewicht gegen die englische Macht im östlichen Mittelmeer gewinnen, und England wollte sich an ihm umgekehrt eine gute Stütze mehr für diese Macht bereiten. Jede von den drei Mächten suchte das Kind bei irgend einer seiner schwachen oder starken Seiten zu fassen: Rußland bei der griechischen Rechtgläubigkeit, Frankreich bei der Nationalität und England bei der Liebe zur Freiheit.

Von dem Zeitpunkt an, wo es die Residenz des Königs Otto wurde, war Athen die Bühne eines diplomatischen Intriguenspieles, wie es nur je an einem Fürstenhofe aufgeführt worden. Griechenland ward der Spielball der vier gegen einander arbeitenden Richtungen, die wir eben angedeutet haben. König Otto hätte ein erhabenerer Geist sein müssen, als er war, hätte er diesem Spiel gegenüber eine feste und unangreifbare Stellung einnehmen und zuletzt, mit Hülfe seines zu ihm stehenden Volkes, sämmtliche Spieler matt setzen sollen. So wie er war, mußte er der eigentliche Spielball werden.

Die äußere Geschichte Neugriechenlands ist wesentlich eine Geschichte der Intriguen der drei Schutzmächte gegeneinander am Hofe von Athen. Die Fäden der verschiedenen Revolten und Aufstände, welche seit der Thronbesteigung des Königs Otto, bald in der Hauptstadt, bald in den Provinzen ausbrachen, liefen immer je in einem der Gesandtschaftshôtels dieser Mächte zusammen. Stets aber – und hierin liegt ein schlagender Beweis für die Kurzsichtigkeit der diplomatischen Pfiffigkeit, welche die ganze griechische Nation in den Händen zu haben wähnte, – stets waren es nur einzelne Parteigänger mit ihrem Anhang, welche sich an jenen Revolten und Aufständen betheiligten, weshalb letztere auch in der Regel schnell und ohne erhebliche Folgen unterdrückt wurden; höchstens, daß sie einen Ministerwechsel nach der einen oder andern Seite nach sich zogen.

König Otto spielte dabei die allerkläglichste Rolle, die ein souveräner Fürst nur spielen kann. Statt den jungen Staat schnell und energisch auf volkstümlicher, freiheitlicher Grundlage zu organisiren, ließ er sich erst nach zehnjähriger Mißregierung durch eine Revolution der Athener (15. September 1843) und durch Einschreiten Englands und Frankreichs eine Konstitution abzwingen. Ein mit Kraft gepaartes, ächt konstitutionelles Regiment würde das Volk gewonnen und eine gute Finanzwirthschaft, durch Abzahlung der den Schutzmächten schuldigen Summe, die Regierung von der Vormundschaft derselben und ihrem verderblichen Einfluß auf die Parteien frei gemacht haben. Das zehnjährige Willkürregiment entfremdete dem König die Nation, zerrüttete die Finanzen, vermehrte die Abhängigkeit von den übermächtigen Gläubigern und gab dem Hader der Parteien fortwährend neue Nahrung. Als nachmals dem Volk nur ungern eine Verfassung gewährt wurde, war dieselbe theils nicht nach dem Sinne des erleuchtetsten und patriotischsten Volkstheiles, theils war die Verwirrung schon zu hoch gestiegen, als daß diese nun bald hätte ein Ende nehmen können.

Ja die Verwirrung wurde nach Einführung der Konstitution erst recht groß. Das erste konstitutionelle Ministerium Kolettis[588] mußte, auf Englands Betrieb, schon nach Monatsfrist einem Ministerium Maurocordatos[589] weichen, welches jedoch auf die heftigste Opposition der damals noch übermächtigen orthodoxen und sogenannten nationalen Parteien stieß, auf eine Opposition, die an vielen Orten in offenen Aufstand ausbrach und endlich den Sturz des Ministeriums Maurocordatos herbeiführte, um wieder ein von Rußland und Frankreich begünstigtes Ministerium Kolettis an seine Stelle zu setzen. Dieses behauptete sich unter den schwierigsten Verhältnissen drei Jahre bis zum Tode seines Führers; dann aber jagte, Dank dem ränkevollen Spiel der Gesandten der Schutzmächte, ein Ministerwechsel den an-

[588] Ioannis Kolettis (griech. Ιωάννης Κωλέττης; 1773 o. 1774–1847).

[589] Alexandros Mavrokordatos (griech. Ἀλέξανδρος Μαυροκορδάτος; 1791–1865).

dern, und die Aufstände wurden ein chronisches Uebel. Dadurch wurde die Finanzlage immer trostloser, das Nepoten- und Bestechungswesen demoralisirte die Verwaltung, daneben wucherte das Räuberthum, zumal zur See und an den türkischen Grenzen. Dazu kamen noch ernste Verwickelungen mit der Türkei und England, welche letztere sogar zu einer Blokade der griechischen Häfen führte und dem Handel und Verkehr des Landes die schwersten Wunden schlug.

Wenn man die fortlaufende Kette von Wirrsalen und Bedrängnissen, welche die neuere griechische Geschichte verzeichnet, in's Auge faßt, so muß das stetige und rasche Aufblühen Neu-Athens noch wunderbarer erscheinen, und ohne blind zu sein gegen die Fehler, welche es in dieser Frist gezeigt, wird man das griechische Volk doch um so mehr achten müssen, weil es unter den unglücklichsten äußeren Verhältnissen doch so Großes geschaffen, wie es in dem verjüngten Athen und in seinen gedeihlichen, reich dotirten Unterrichtsanstalten, sowie in dem großartigen Aufschwung seiner Marine uns entgegentritt. Letztere zählte nämlich beim Ausbruch des Freiheitskampfes nur etwa 400 Seeschiffe; 1845 aber schon 3500 mit 15,000 Matrosen und 1855 sogar 5000 mit ungefähr 30,000 Matrosen. Jetzt mag die Zahl aller Seefahrzeuge Griechenlands wohl an 6000 mit 36,000 Matrosen sein.

Allmälig nahm die Verwirrung in den griechischen Zuständen einen milderen Charakter an. Der Volksgeist reifte zu höherer politischer Erkenntniß und klarerem Selbstbewußtsein. Damit ward er unabhängiger von den Einflüssen der fremden Diplomatie, und ihre Intriguen verfingen immer weniger bei dem eigentlichen Volke. Das alte Parteiunwesen selbst verlor an Schärfe, die Parteien begannen sich einander zu nähern und mehr und mehr zu einer wahren Nationalpartei von freisinnigen Grundsätzen zu verschmelzen.

An dieser heilsamen innern Umwandlung hatte Athen einen ganz vorzüglichen Antheil, und es wurde durch seine überwiegende und täglich wachsende Bildung je länger je mehr die Tonangeberin des politischen Lebens in Griechenland. Je mehr nun dies Leben an Halt und Würde gewann, je mehr sich dasselbe den Einflüssen der Diplomatie entzog, desto mehr, ob auch fast unvermerkt, stellte es sich in Gegensatz zu dem Hofe. Die Athener, die im Jahre 1843 durch die siegreiche Septemberrevolution[590] eine Konstitution erzwungen hatten, riefen ganz still eine noch weit folgenreichere in's Leben: eine vollständige Emancipation des Nationalgeistes, die eine unbedingte Loslösung von einem Königthum zur Folge haben mußte, das den Forderungen dieses Geistes so wenig entsprach.

Weil diese Revolution sich im Geiste vollzog, ohne irgend ein äußeres Aufbäumen, ohne jegliche stürmische Kundgebung, so konnte der König und konnte dessen nächste Umgebung glauben, daß er neuerdings in den Besitz der vollen Zuneigung des Volkes gelangt sei, und die Hofzeitungen posaunten ganz rührende Geschichten von der herzlichen Anhängigkeit der Griechen an ihren König in die gläubige Welt hinaus zu einer Zeit, wo derselbe in den Herzen seiner Bürger bereits entthront war.

Es fand keine Verschwörung zum Umsturz des Thrones Statt; denn der Mordversuch des Studenten Dosios[591] und die Militärrevolte in Nauplia waren nur Ausbrüche der subjektiven Ungeduld, dort eines einzelnen Menschen, hier einer Körperschaft, über die Fortdauer eines Scheinkönigthums, dessen Wesen im Volksgemüth bereits todt und begraben war. Dieses bedurfte keiner Verschwörung, keiner gewaltsamen Unternehmung, um sich auch des Scheines zu entledigen, es bedurfte nur der günstigen Stunde, um den König in Frieden zu entlassen.

Diese Stunde kam. Am 13. Oktober 1862 verließ König Otto mit seiner Gemahlin[592] seine Hauptstadt, um auch andere von seinen geliebten Landeskindern, als die Athener, sich in den Strahlen seiner Huld sonnen zu lassen und schon am 22. Oktober ward er – durch schlimme Nachrichten zur Umkehr getrieben – durch eine in Athen unter seinen Augen gebildete provisorische Regierung für abgesetzt und sammt seiner Dynastie für ewige Zeiten des griechischen Thrones verlustig erklärt. Noch am nämlichen

[590] Vom 3. (jul.) bzw. 15. (greg.) September 1843.

[591] Das gescheiterte Attentat von Aristidis Dosios (griech. Αριστείδης Δόσιος; 1844–1881) auf Königin Amalie von Griechenland (s. u.) am 18. September 1861.

[592] Amalie Marie Friederike Herzogin von Oldenburg (neugriech. Αμαλία της Ελλάδας, Amalía tis Elládas; 1818–1875); sie hatte König Otto I. von Griechenland (siehe hierzu S. 190, Anm. 564) am 22. November 1836 geehelicht. Der unsignierte Stich wurde entnommen: „Gothaisches genealogisches Taschenbuch auf das Jahr 1838 – Fünf und Siebzigster Jahrgang" (Gotha: J. Perthes [1837]).

Tage lichtete das Schiff, das ihn dem 30 Jahre lang ruhmlos beherrschten Lande entführte, im Piräus die Anker, und die Beamten und das Heer leisteten der provisorischen Regierung, welche alsbald eine Nationalversammlung berief, den Eid des Gehorsams. Damit war die Revolution zu Ende.

Es war vornehmlich der entschlossenen und würdevollen Haltung der Bevölkerung von Athen zuzuschreiben, daß diese Umwälzung so friedlich von Statten ging. Als am 21. Oktober die ersten Nachrichten nach Athen kamen, daß in den Provinzen Elis, Messenien und Akarnanien eine kombinirte Bewegung ausgebrochen sei und die Insurgenten die Abdankung des Königs verlangten, daß das Militär sich dabei sehr zweideutig benehme, indem es zwar die Staatskassen schütze, aber auch keine Miene mache, sich für die Sache des Königs zu schlagen, berief der König die Minister, um mit ihnen Maßregeln zu Herstellung der Ruhe zu berathen. Während indeß die Minister darüber stritten, ob man mit aller Strenge oder mit Milde und Nachsicht den Sturm beschwören solle, erhob das Volk von Athen seine Stimme und rief, der König möge abdanken und mit Gott seiner Wege gehen. Keine Stimme im Volke erhob sich zu Gunsten des Königs; da nahm auch das aufgebotene Militär Gewehr beim Fuß und fraternisirte mit den Bürgern; gegen Mitternacht wurde es stille – und die Sache des Königs war verloren.

Der weitere Verlauf der Dinge in Griechenland entsprach bis jetzt ganz dem friedsamen Charakter des ersten Umschwunges. Die provisorische Regierung hielt die Zügel des Staates fest in der Hand und bekundete durch verschiedene weise Erlasse im Geiste der Humanität, daß sie ans der Höhe der Zeit stehe. Die Nationalversammlung trat zusammen, bestätigte die Ausschließung der bayerschen Dynastie vom Throne, hielt diesen selbst aber für eine vom gesammten Volke neu zu erwählende Dynastie aufrecht.

*Amalie, Königin von Griechenland (siehe hierzu S. 199, Anm. 592).*

Nichts spricht mehr für den gereiften politischen Sinn des griechischen Volkes, als seine, allen versuchten Gegenwirkungen zum Trotz, fast einstimmige Erwählung eines englischen Prinzen zum König[593]. Es verräth dies ein klares Verständniß seiner wahren Interessen. Es hat vor wenig Jahren schwere Bedrängniß durch England erlitten; es hat solche vergessen, weil es begriffen, daß es nur unter einem Fürsten, der die Achtung vor freien Institutionen mit der Muttermilch eingesogen, zu einer gesegneten Entwickelung seines innern Staatslebens gelangen kann und nur im innigen Bunde mit einer großen Seemacht nach außen geschützt ist, zugleich aber auch durch diese Verbindung auf eine friedliche Machterweiterung hoffen darf. Eine Athener Zeitung spricht den leitenden Gedanken dieser Wahl in folgenden Worten aus: „Damit Griechenland glücklich und zufrieden werde, genügt es nicht, daß es einen guten König hat; dieser König muß auch die Mittel besitzen, den gerechten Forderungen seines Volkes Genüge zu leisten; dieser König muß, nachdem er mit Leib und Seele ein Grieche geworden, auch den Muth haben, mit aller Ausdauer von den Großmächten Unterstützung zu verlangen, um die legitimen Wünsche der hellenischen Nation zu realisiren; denn Europa hätte entweder die Schöpfung eines griechischen Staates nicht gestatten sollen, oder denselben so groß machen, daß er auch existiren kann.“[594]

Wie die Würfel auch noch fallen mögen, ob es dem beharrlichen Begehren Athens und mit ihm des übrigen Griechenlands gelinge, den zuerst Erkorenen als König zu begrüßen, oder ob ein anderes Haupt für die erledigte Krone gesucht werden müsse, wir hoffen, es werde dies nur ein würdiges, dem

---

593 Recte: Prinz Christian Vilhelm Ferdinand Adolf Georg von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (1845–1913), der von 1862 bis zu seinem Tode unter dem Namen Georg I. König von Griechenland (griech. Γεώργιος Α′, Βασιλεύς των Ελλήνων, Geórgios A′, Vasiléfs ton Ellínon) war.

594 So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

Streben nach einer wahren nationalen Wiedergeburt förderliches sein. So erleben wir es vielleicht noch, daß Athen zu dem Glanze seines alten Namens noch einen andern gewinnt, der ihm im Alterthum nicht beschieden war, den Glanz der Metropole der ganzen griechischen Welt von Candia bis an den Nordfuß des Pindus, von den Jonischen Inseln bis an die Küsten Kleinasiens.

A. P.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 56f.




## XXIII. Das Thal des Clitumnus bei Spoleto[595].

Wenige Gegenden des schönen Italiens verläßt der Wanderer mit größerem Bedauern, als das stille, fruchtbare Thal des Clitumnus. Arkadien selbst könnte den Genien des Hirtenlebens keinen reizendern Aufenthalt bieten, möchten sie wiederkehren auf die von ihnen und der Unschuld verlassene Erde. In den Tagen einer schönern Vorzeit, als die Natur es hauptsächlich war, welche die Menschen zu Poesie und Gesang begeisterte, war das Thal des Clitumnus aller Dichter Preis, und Strom und Hain belebte

[595] Lat. Spoletium.

ihre entzückte Phantasie mit Wesen höherer Art. – Diana[596] und ihre Nymphen badeten sich in den krystallenen Wellen, Faunen flöteten auf den Höhen und Satyre schäkerten mit den Dienerinnen des Bacchus[597] in den Rebengeländen der sonnigen Hügel. Selbst die ernste Wissenschaft schien berückt von der Gegend Zauber, und der strenge Plinius[598] erklärt die blendend weiße Farbe der dortigen Rinderheerden aus der Kraft der klaren Fluthen des Clitumnus und der balsamischen Kräuter an seinen Gestaden.

Zwei Jahrtausende liegen zwischen jener Zeit und der Gegenwart. Sie warfen die Weltstadt[599] in Trümmer und legten die Palläste der Cäsaren in Staub; das Römervolk ist von der Erde verschwunden; die elende Mischlingsraçe von Barbaren und Sklaven, die den Namen noch trägt, macht selbst seinen Namen zum Spott! – aber im stillen, entlegenen Thal des Clitumnus glaubt der Reisende das Rad der Zeit rückwärts geschoben; Alles ist noch, wie die Dichter in den Tagen des Maro[600] es beschrieben. Noch immer murmelt der silberhelle Strom so traulich, noch immer grasen schneeweiße Rinder an seinem Saume, noch immer flötet der Hirte zum Tanze der muntern Ziege, noch immer dieselbe Fruchtbarkeit in Weinbergen, Olivenhainen und Gärten, derselbe Frohsinn, dieselbe Einfalt, dieselbe Zufriedenheit unter den glücklichen Hirten und Winzern, seinen Bewohnern. Und um die Täuschung vollkommen zu machen, ein schöner Tempel, (der Diana, nach Andern dem Bacchus, geheiligt) derselbe, dem die alten Dichter lobsingen, schaut noch glänzend und freundlich und so wohl erhalten von seinem sonnigen Hügel, als trennten Damals und Jetzt kaum so viel Jahre als Jahrhunderte. – Der Geist der alten Welt, längst den Städten entflohen, scheint sich in dieses entlegene Thal geflüchtet zu haben, und wie ein unglücklicher, großer, in einen Winkel der Erde gebannter Monarch noch Alles in seinem kleinen Kreise mit dem Zauber seiner Größe erfüllt und ihm Wichtigkeit und Interesse verleiht, so scheint sich auch dort, angeweht vom Genius der classischen Vorzeit, Alles zu veredeln und zu verschönern. Unwillkürlich neigt sich an dieser Stelle der Gedankenflug des Wanderers tief in den Abgrund der Vergangenheit, über welchen der Sturm der Weltgeschichte wie der Athem des Weltgeistes braust, näher gerückt fühlt er sich der Gottheit, sein Herz erhoben über die Wünsche und Leidenschaften, welche das tiefe Eintagsleben bewegen – und gestärkt, versöhnt auch mit der Gegenwart, weil er für ihre Stacheln weniger verletzbar geworden, tritt er in die prosaische Welt, in die Wirklichkeit zurück.

[596] Die röm. Göttin der Jagd, des Mondes und der Geburt, Beschützerin der Frauen und Mädchen; ihr entspricht die Artemis (griech. Ἄρτεμις, Ártemis) in der griechischen Mythologie.

[597] Siehe hierzu S. 184, Anm 543.

[598] Siehe hierzu S. 57, Anm. 140.

[599] Rom.

[600] Siehe hierzu S. 83, Anm. 227.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 57-60.

## XXIV. Washington – das Capitol.

Unser Bild führt uns aus dem alternden, kranken Europa in das jugendliche Land der Freiheit jenseits des Oceans, für Hunderttausende das Land der Verheißung und der Sehnsucht, der Hoffnung und des Trostes. – Die Hauptstadt des Nordamerikanischen Freistaatenbundes haben wir betreten, bestiegen ist der Capitolinische Hügel, und in Glorie erhebt sich vor unsern Blicken ein Pallast von Alabaster, in den schönsten Verhältnissen, eben so prachtvoll als groß. – Was kann es anders seyn, als das Haus eines Herrschers? Eines Herrschers ist's, eines Herrschers ohne Hof, ohne Heer und ohne Knechte; und doch ist er so unumschränkt und so hehr, als einer. In diesem Hause ist der Thron des freien Volks, des Landes einzigen Majestät. Das Gesetz in der Linken, den Schild der Freiheit in der Rechten, sieht dieser Herrscher, so weit sein Auge reicht (und wohin dränge es nicht?) reges Leben, frohes Gedeihen; Ordnung überall; aller Orten riesiges Fortschreiten in Gewerbe und Ackerbau und in allen Zweigen der Kunst und des Wissens; im freudigsten Ausblühen sein ganzes weites Reich! Wahrlich! einen glücklicheren Monarchen kennt die Erde nicht!

Was immer man auch über Amerika sagen mag, Das ist nicht zu leugnen: die Union, jetzt 24 verschiedene Staaten und einige noch nicht zu Staaten gebildete Gebiete umfassend, offenbart, als Reich, im Innern wie nach Außen, eine Lebenskraft und ein Gedeihen, wie es die Geschichte bisher in keinem Staate, weder des Alterthums noch der neuern Zeit, noch in keinem Maaße erblickt hat. Unter dem Schutze einer freien und glücklichen, auf das ewige Menschen- und Vernunftrecht gegründeten Verfassung[601] sind vor unsern Augen Handel, Wohlstand, Bevölkerung, Anbau des Landes, Gewerbfleiß und geistige Bildung beispiellos, ja wunderbar schnell gestiegen, und diese mit europäischen Begriffen und Verhältnissen so wenig vereinbare Verfassung hat sich während eines nun vollen halben Jahrhunderts als das segensreichste Werk menschlicher Weisheit bewährt, welches, nächst der Reformation, das Jahrtausend aufzuweisen hat. Unter ihrem Schirme hat sich die Bevölkerung der Freistaaten, von 1783 bis jetzt, von kaum 3 auf 14 Millionen vermehrt, also in nicht viel mehr als einem Menschenalter verfünffacht. Die durch die Anstrengungen des achtjährigen Freiheitskampfes mit dem kolossalen England[602] gewirkte Staatsschuld von 120 Millionen Dollars ist in derselben Zeit, nicht durch neue oder vergrößerte Auflagen (die überhaupt dort wenig bedeuten), sondern durch kluge Wirthschaft und Ersparniß bis auf wenige Millionen getilgt, und mehr als der kleine Betrag des Schuldrestes befand sich am Anfange dieses Jahres baar im Schatze. Zwei und vierzig tausend Meilen Kunststraßen, drittehalb tausend Meilen Kanäle und achtzehnhundert Meilen Eisenbahnen, alle in demselben kurzen Zeitraum gebaut, spannen sich wie ein Netz über das große Reich aus und aus ihren, die undurchdringlichsten Urwälder und unabsehbaren Grasebenen durchschneidenden Bahnen dringt die europäische Kultur unaufhaltsam in die entlegensten, noch vor wenigen Jahren völlig unbekannten Theile der Union vor; ja, sie hat bereits die Quellen des Missouri erreicht, die Schneegefilde des Felsengebirges überstiegen und sich an den Ufern des Columbiaflusses und an des stillen Oceans Küste Wohnsitze gebaut. 1400 Dampfschiffe befahren gegenwärtig die natürlichen und künstlichen Wasserstraßen des unermeßlichen Gebiets, mehr als hundert Dampfwägen überfliegen schon die Eisenbahnen, kürzen die Entfernungen in allen Richtungen und verwandeln sonstige Tagereisen in Fahrten von Stunden. Nordamerika's Industrie hat sich, befreit von allen sie anderwärts erdrückenden oder hemmenden Fes-

[601] Die am 17. September 1787 verabschiedete Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika war am 4. März 1789 in Kraft getreten.

[602] Vom 19. April 1775 (Scharmützel um Lexington und Concord) bis zum Friedensschluß von Paris am 3. September 1783.

seln, und mit Auflagen unbeschwert, seit fünfzig Jahren mehr als verzwanzigfacht; sie hat durch Vervollkommnung und Vereinfachung des Arbeitsprozesses in allen Handthierungen und durch die Anwendung der wirksamsten Werkzeuge, der vollkommensten Maschinen, die Englische bereits eingeholt, und die Hindernisse, die der dorten, so hohe Werth der Menschenhände ihr bringen, beseitigt. Wenige Jahrzehnte noch, und das bisher bestandene Verhältnis, daß nämlich die nordamerikanischen Freistaaten einen Theil ihres Bedarfs an Fabrikanten aus Europa erhalten, wird sich umgekehrt haben. Der Anfang dazu ist bereits gemacht. Schon jetzt werden mehre Manufakturerzeugnisse, die früher aus Europa dorthin geführt wurden, diesem Erdtheile aus Amerika schöner und wohlfeiler geliefert, als er sie selbst hervorzubringen im Stande ist.

Aber nicht für das materielle und geistige Wohl der Bewohner der Union allein hat die Freiheit in so kurzem Zeitraume die köstlichsten Früchte getragen, auch die eigentlichen Staatskräfte dieses großen, durch das gemeinschaftliche Glück der weisesten Verfassung zusammengehaltenen Bürgervereins haben sich während dieser Zeit in's Ungeheuere potenzirt. Diese haben Nordamerika nicht nur in eine Stellung versetzt, in welcher es allen nur denkbaren Stürmen von Außen trotzen kann; sie haben bereits jede Möglichkeit eines mit der Hoffnung des Erfolgs verknüpften Angriffs aufgehoben. Zwar gibt es dort, wie schon erwähnt, zum Schutze der Verfassung, des Volksthrones, der Achtung vor dem Gesetze und seinen Vollstreckern, des Lebens und Eigenthums der Bürger, der Ehre und Sicherheit des Reichs, kein stehendes Heer; die ganze Union, ein Staat doch größer als Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Spanien, Italien, Großbritannien, Dänemark, Schweden und die Türkei zusammen genommen, hält kaum 6000 Mann Soldaten, und diese dienen nur zur Bewachung der Marine-Depots und Forts an den Küsten und zur Besatzung der Militair-Stationen an den Grenzen der Indianer-Gebiete, um die Einfälle der Wilden zu verhüten. Aber für den Fall der Noth ist jeder amerikanische Bürger vom 16. bis zum 60. Jahre Soldat; jeder hat, als Milizpflichtiger, einen Dienstgrad; jeder muß bewaffnet seyn. Für die Artillerie und das Geniewesen sind auch auf Staatskosten vortreffliche, großartige Anstalten zur Ausbildung tüchtiger Offiziere vorhanden. Die ganze West- und Ostküste wird überdieß seit 3 Jahren nach dem umfassendsten Plane, der jemals zur Vertheidigung eines Reichs erdacht worden, auf allen schwächern Punkten befestigt, und die Marine. – eingerichtet zur Abwehr und zum Schutze des Handels – ist die trefflichste der Erde. Und daß durch solche Militaireinrichtung des Staats, welche das System der Conscription unentbehrlich macht, die wenig kostet und den Händen der exekutiven Gewalt das gefährlichste Werkzeug zur Unterdrückung der Freiheit, ein stehendes Söldnerheer, für immer fern hält, für alle Zwecke des Staats hinlänglich gesorgt ist, hat sich durch eine 50jährige Erfahrung und in vielen Kriegen erprobt. Jeder bisherige feindliche Angriff endigte mit der Niederlage der Angreifer. Was hätte auch ein Volk, das zwei Millionen bewaffneter, von der Liebe zur Freiheit begeisterter, nur von einer Idee, Erhaltung dieser Freiheit, beseelter Bürger in's Feld schicken kann, jemals von einer fremden Macht zu fürchten? Angriffs- und Eroberungskriege aber, wie sie Blut und Vermögen so vieler weniger glücklichen Völker seit Jahrhunderten vergeudet haben, durch welche Viele arm und elend geworden, kann eine verständige, das Recht auch in ihren Verhältnissen mit andern Völkern gewissenhaft ehrende Nation, wie die der Nordamerikanischen Freistaaten, niemals beginnen. –

Weniger noch als die fremden sind die einheimischen Versuche zum Umsturze der bestehenden, Alle beglückenden Staatseinrichtungen im Nordamerikan. Bürgerreiche zu fürchten. Versuche dazu zu machen, das ist allerdings in einem Lande leicht, wo die freieste Gedanken- und Meinungsäußerung über alle Themata der Politik und des Staats Jedem ein unantastbares Recht ist; ein Recht, so unbestritten, als das Recht zu athmen. Aenderungs- oder Neuerungssucht in allen Nuancen und Gestalten hat im Lande der Freiheit offenes Feld, sie kann sich versuchen, an wem und an was sie nur mag, für ihre Projekte und Vorschläge Anhänger und Vertheidiger werben, wie es ihr gut dünkt. Alles das ist gesetzlich und erlaubt. Auch übt man dort sein gutes Recht nach Herzenslust, und Angriffe auf Constitution, Regierung und Beamte, von Einzelnen, wie von Vereinen, sind an der Tagesordnung. Aber was in andern Staaten für gefährlich gelten mag, ist es in Nordamerika keineswegs. Wo, wie in diesem Staate, das ganze Regierungssystem auf wirkliche Rechtsgleichheit Aller, auf dem ewigen Felsen der Vernunft und des natürlichen Rechts gebaut ist, wo, wie dorten, vernünftige Begriffe über Zweck und Wesen des Staats so tiefe und weitgreifende Wurzeln im Volke geschlagen haben; wo, wie in Amerika, jeder Bürger ohne Unterschied in gleichem Maaße der Segnungen der bestehenden staatlichen Ordnung theil-

haftig ist, und solche Ordnung, in Grundsätzen wie in der Anwendung, die höchsten Anforderungen befriedigt, welche der Vernünftige an menschliche Einrichtungen dieser Art machen kann; – kurz, in einem Lande, wo der unendlich großen Mehrzahl der Bürger eine Veränderung des bestehenden Zustandes als größtes Unglück erscheinen würde; in einem solchen können die Versuche einer Minderzahl zu solcher Aenderung immer nur schwach, gefahrlos und ohne Erfolg bleiben. An der hohen politischen Bildung der Gesammtheit müssen sich die Leidenschaften Weniger stets brechen; sie sind kraft- und machtlos, sie sind für das Wohl des Volkes, für das Bestehen des Staates sonder Gefährde –

Washington, (60,000 Einw.) die Metropole der Union, Sitz des Congresses und aller ausübenden Gewalten, liegt am Potowmak[603], im Distrikt Columbia, welcher, von Maryland und Georgia der Union abgetreten, ein gewissermaßen neutrales Gebiet ausmacht und der Centralregierung zum Wohnorte angewiesen ist. Die Stadt ist nach einem großartigen, ganz regelmäßigen Plane angelegt, der, nach einstiger Ausführung, diesen Ort zum schönsten und prachtvollsten der Erde, und würdig machen wird, das Herz der mächtigsten und glücklichsten Republik auf dem Erdrunde zu heißen. Das Capitol[604], im Mittelpunkte der Stadt, steht einsam auf einer Anhöhe, von der man eine schöne und weite Aussicht genießt. Es ist ein ehrfurchtgebietendes, unermeßliches Gebäude, durchaus von großen Marmorblöcken (erst seit 18 Jahren) errichtet und an Styl, wie in der Ausführung, den schönsten Bauwerken aus der besten Zeit der griechischen Kunst vergleichbar. In diesem Pallaste haben beide Häuser des Congresses, die frei gewählten Repräsentanten des freiesten Volkes, ausgerüstet mit dessen voller Souverainität, ihre Versammlungen. – In Gallerien sind die Bildsäulen großer Nordamerikanischer Bürger aufgestellt; andere Räume enthalten eine Nationalbidliothek, Nationalgemäldegallerie, Museum für Naturgeschichte etc. Ueberall herrscht hier Pracht mit Würde und republikanischer Einfachheit.

Unfern von dem Pallaste, in malerischer Gruppirung am Fuße des Capitolinischen Hügels, erheben sich das Präsidentenhaus[605] (Wohnung des jetzigen Präsidenten und Sitz sämmtlicher Ministerien), das Generalpostamt[606] und die Bank[607]. – Das Arsenal, die Schiffswerfte der Union, die Waffenfabriken und mehre andere, Washington zierende, dem Dienste der Vereinstaaten gewidmete Anstalten, sind eben so große, als schöne Gebäude, deren innere Einrichtung Alles vereinigt, was Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit fordern. Keiner, der diese Anstalten jemals gesehen, kann sie verlassen, ohne von der Macht und der Hoheit des großen Bürgerstaates einen unauslöschlichen Eindruck mit hinweg zu nehmen; – doch wahrhaft überwältigend wird dieser erst bei dem Gedanken, daß all das Herrliche und Große hier und in andern Theilen der Union noch nichts andres ist, als das Wirken eines riesigen Kindes. Erst 46 Millionen Acres[608] (Morgen) von den 1180 Millionen kulturfähigen Landes, welche der Freistaat faßt, zerriß die Pflugschaar. Man denke sich das Fortwachsen dieses Staates, der die zweifache Bevölkerung von ganz Europa, ohne Ueberfüllung in sich aufnehmen kann, bis zur männlichen Reife, und versuche es nun, sich vorzustellen, was er dann seyn wird! Vergebliche Mühe. Die Geschichte der größten Reiche aller Zeiten läßt ohne Maaßstab – die glühendste Einbildung kann's nicht erfassen, und wagt's nicht! –

---

[603] Recte: Potomac.

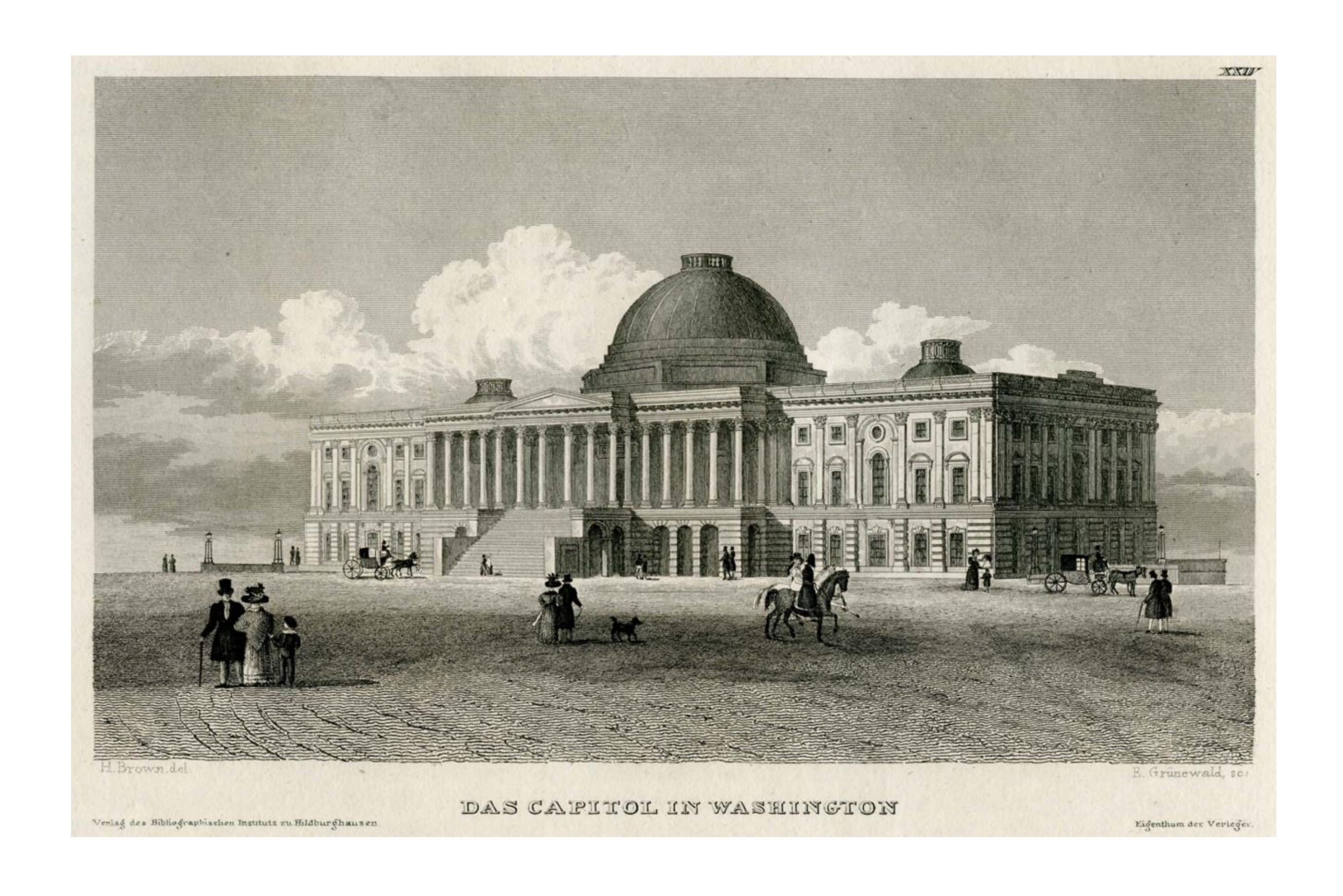
[604] Das erste, von 1793 bis 1823 nach Plänen von William Thornton (1759–1828) – er hatte die Ausschreibung gewonnen – und Benjamin Henry Boneval Latrobe (1764–1820) – er war 1803 als 2. Architekt hinzugezogen worden – im neoklassischen Stil erbaute Washingtoner Kapitolgebäude.

[605] Das „Weiße Haus" (engl. White House); siehe hierzu S. 221, Anm. 651.

[606] Engl. General Post Office; siehe hierzu S. 236, Anm. 715.

[607] Engl. Treasury Building; bei dem hier genannten Gebäude dürfte es sich um das zweite, 1806 nach Plänen von Benjamin Henry Boneval Latrobe (siehe hierzu S. 206, Anm. 604) fertiggestellte Gebäude handeln, das am 30. März 1833 abbrannte. Mit dem 1842 fertiggestellten und noch heute genutzten Nachfolgebau war 1836 Robert Mills (1781–1855) betraut worden.

[608] In den USA entspricht 1 Acre in etwa 4.047 $m^2$.




DAS CAPITOL IN WASHINGTON




Die CONGRESS-HALLE im CAPITOL

(WASHINGTON

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 45-58.

## DCLXXVI. Die Halle der Repräsentanten zu Washington.

In der alten Welt wogt der Meinungskampf um Principien. Die Vertheidiger der Volksrechte stehen beständig den Verteidigern des sogenannten göttlichen Rechts, die Grundsätze der Selbstregierung jenen der fürstlichen Alleinherrschaft, die Wortführer einer aus freier Wahl hervorgegangenen Exekutive jenen der erblichen Familiengewalt gegenüber. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hingegen ist der Principienstreit längst beendigt. Durch die Revolution hat die Demokratie vollständig gesiegt. Jedermann steht auf dem Boden der unbedingten Volkssouveränität; seit 1789[609] anerkennen alle Parteien ohne Ausnahme den Volkswillen als die einzige berechtigte Quelle aller und jeder Staatsgewalt.

Gerade diese unbestrittene und vollkommene Volksfreiheit macht die große Republik zur Arena für das Parteiwesen. Da ebbet's und fluthet's, da braust's und stürmt's ohne Unterlaß; aber die Stürme sind nicht zerstörend, sie verwüsten und plündern nicht das Land, sie tränken die Straßen der Städte nicht mit Bürgerblut, sie bevölkern nicht die Kasematten[610] und Galgen. Statt der Guillotine stellt man in Amerika die Stimmurne auf; statt der Standgerichte die Wahlausschüsse, und wird einer Partei von der andern der Hals abgeschlagen, so hören die Exekutirten darum nicht auf, sich des physischen und politischen Lebens zu erfreuen. In der heißesten Wahlschlacht fließt kein Tropfen Bürgerblut und der Besiegte räumt das Feld mit fliegenden Fahnen; er wartet zu, bis die Reihe zum Siegen wieder an ihn komme, denn er weiß, jede neue Wahl gibt dem Ueberwundenen neue Chancen. Keine Partei kann aber im bürgerfreien Staate durch ein anderes Mittel auf einen Triumph rechnen, als dadurch, daß sie die Gegner überstimmt, und darum wird ihre Thätigkeit beständig darauf gerichtet seyn, so viele Stimmen als möglich zu sammeln und zu werben. Die Gesetze gestatten dies durch die unbeschränkte Uebung des Vereinsrechts, das Jeder nach seinem Belieben benutzt; denn in der Union weiß man nichts von politischer Abhängigkeit. Jeder folgt unbefangen seiner Ueberzeugung, macht dafür Propaganda und stützt sich da bei auf die Partei, welche sie ausdrückt. Ein Amerikaner ohne politische Partei ist gar nicht zu denken. Jeder hat eine und folgt ihrer Fahne.

Daher jenes Schauspiel politischer Rührigkeit und Theilnahme, welches man in Ländern, wo man die Unterthanen zur politischen Apathie erzogen hat, kaum fassen kann. Mit Erstaunen sieht man die Zeichen dieser Rührigkeit über das ganze Reich verbreitet. Ob wir nach den Staaten Neu-Englands schauen, oder nach den jungen Territorien am Felsengebirge, ob nach New-York oder nach St. Francisco, ob nach Philadelphia oder nach Oregoncity, überall treten die Erscheinungen des Parteilebens gleich stark hervor. Wo die Holzart im Urwald an der Indianergrenze eben erst einige Stellen zur Niederlassung gerodet hat – da hören wir auch schon von Wahlversammlungen, da vernehmen wir die Stimmen der Agitatoren und Parteiführer, da sehen wir jede Meinung beschäftigt und thätig, sich zu organisiren, Anhänger zu werben und sich zu verbreiten.

Man sollte glauben, daß bei dieser freien, ungehinderten, allseitigen Meinungsthätigkeit das Parteiwesen in der Union in Atome zersplittern und in Trümmern auseinander gehen müßte. – Aber gerade das Gegentheil ist Thatsache und das ist das Erstaunenswürdigste. Wie in einer ungeheuren Maschine, deren tausend umgehende Räder, Kurbeln und Getriebe in wenige einfache Manipulationen und Arbeitszwecke zusammenfallen, so einigen sich die in allen Farben schillernden Meinungen durch den streng und kunstreich gegliederten Organismus in zwei große Heerlager, welche das gesammte Volk der

---

[609] Siehe hierzu S. 204, Anm. 601.

[610] Siehe hierzu S. 130, Anm. 362. Kasematten wurden häufig als Gefängnis genutzt und wurden somit zum Synonym für Haftbedingungen der besonders harten Art.

Freistaaten aufnehmen, wie der Vater der Ströme seine tausend und aber tausend Quellen, Bäche und Flüsse in seinem Bette aufnimmt. Die Fahne der Demokraten[611] weht über dem einen; die der Whigs[612] über dem andern. Einig über die leitenden Principien bildet jede dieser Parteien im entscheidenden Kampfe gegen einander einen fest und enggeschlossenen Phalanx[613], in dem Einer für Alle und Alle für Einen stehen. Sobald jedoch die gemeinschaftliche Gefahr überwunden und die Schlacht geschlagen ist, dann tritt jede der zahlreichen Meinungs-Fraktionen, aus denen beide Heere zusammengesetzt sind, wieder in ihr Recht der selbstständigen Verfechtung partikularer Ansichten ein, und in dem Augenblick beginnt in allen Winkeln des Landes wieder das alte Spiel des kleinen Kriegs: jenes Reiben und Ringen, das die Kraft des öffentlichen Geistes übt und stählt. Da treten die Kollektivtitel – Whigs und Demokraten – vor den Namen der Parteischattirungen wieder in den Schatten, man hört wieder von Barnburners[614], Freesoilers[615], Locofocos[616], Natives[617], Abolitionisten[618], Secessors[619], Old-Hunkers[620] etc. etc., die in ihren Organen und Versammlungen so heftig mit einander fehden, als wollten sie sich die Ohren vom Kopfe reißen. – Wer mit der Parteigliederung unbekannt ist, dem erscheint dieses Treiben ein Chaos – und erst dann wird er Ordnung und Organismus gewahr, sobald es sich um einen den Staat, oder die ganze Union, angehenden Gegenstand handelt, etwa um eine Gouverneurs- oder

---

[611] Engl. Democratic Party; die Gründung der Partei geht auf das Jahr 1792 und Thomas Jefferson (siehe hierzu S. 212, Anm. 624) zurück; unter Andrew Jackson (siehe hierzu S. 243, Anm. 735) wurde sie ab 1828 zielgerichtet zur Massenpartei ausgebaut.

[612] Engl. Whig Party; die 1833 in Opposition gegen Andrew Jackson (s. o.) gegründete nationalistische Partei wurde 1856 auf- und im Wesentlichen von der 1854 gegründeten Republikanischen Partei (engl. Republican Party, auch „Grand Old Party“ genannt) abgelöst.

[613] Als Phalanx (griech. φάλαγξ, phálanx für „Baumstamm“, „Walze“, „Rolle“ oder „Schlachtreihe“) wird eine dichtgeschlossene, lineare Kampfformation schwerbewaffneter Infanterie mit mehreren Gliedern bezeichnet. Der Begriff bezieht sich vor allem auf die im antiken Griechenland übliche Schlachtformation, in der die Hopliten (griech. ὁπλίτης. hoplítēs von ὅπλον, hóplon, „Kriegsgerät, schwere Waffen, schwere Rüstung, Schwerbewaffnete“) eine Wand aus Schilden bildeten, wobei die rechte Seite jedes Schwerbewaffneten durch den Schild des Nachbarn gedeckt wurde. Hier einfach im Sinne von geschlossener Formation verwendet.

[614] Dt. in etwa „Scheunenabfackler“; eine 1848 gegründete radikale, die Sklaverei bekämpfende Fraktion der Demokratischen Partei (siehe hierzu S. 210, Anm. 611) in den Nordstaaten der USA. Als „barnburner“ bezeichnete man damals radikale Zeitgenossen, denen unterstellt wurde, zur Bekämpfung einer Rattenplage sogar ihre eigenen Scheunen – ebenso wie die ihrer Nachbarn! – in Brand zu stecken, also zur Beseitigung von Mißständen sowohl die eigene Vernichtung als auch die anderer billigend in Kauf zu nehmen. Sie stritten vor allem gegen die Ausbreitung der Sklaverei in den neu hinzugekommenen Territorien sowie für kostenlose Verteilung von Land und die Verbesserung der ländl. Infrastruktur.

[615] Dt., in etwa „Freibodenmänner“ (von engl. Free Soil Party, Freibodenpartei); lediglich eine andere Bezeichnung für die „barnburners“ (s. o.).

[616] Eigentl. Equal Rights Party, also „Partei der gleichen Rechte“; von 1835 bis Mitte der 1840er eine Fraktion der Demokratischen Partei (siehe hierzu S. 210, Anm. 611), die einerseits für absolutes wirtschaftl. Laissez-faire plädierte, andererseits aber Monopole kategorisch ablehnte. Die Fraktion hatte sich in der Stadt New York als Gegenpart zu der 1789 gegründeten und innerhalb der Demokratischen Partei mächtigen „Tammany Society“ gebildet, die zum Entstehungszeitpunkt vorliegenden Artikels bereits fest in ir.-kath. Hand war. Der hier genannte Name leitet sich von Streichhölzern namens „Locofoco“ ab, die benötigt wurden, um die Kerzen anzuzünden, wenn die Tammany-Leute wieder einmal eine der Versammlung durch Abschalten der Gasbeleuchtung gestört hatten.

[617] Eigentl. Native American Party, in etwa „Partei der Geburtsamerikaner“, auch als „Know-Nothing-Movement“ (in etwa „Bewegung der Nichtswisser“) bezeichnet; eine 1844 gegründete dezidiert antikath., fremden- und einwanderungsfeindliche polit. Bewegung, die sich 1860 im Wesentlichen zugunsten der Republikanischen Partei (siehe hierzu S. 210, Anm. 612) auflöste.

[618] Die sich zu Beginn der 1830er Jahre in den USA neuformierte Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei; im Gegensatz zu den „barnburners“ bzw. „freesoilers“ (siehe hierzu S. 210, Anm. 614), die ihre Ablehnung der Sklaverei ausschließlich ökonom. begründeten, argumentierten die Abolitionisten vornehmlich ethisch-moralisch.

[619] Andere Bezeichnung für engl. secessionist, Sezessionist; Befürworter der Loslösung der agrarisch und sklavenhalterisch geprägten Südstaaten aus den von den industrialisierten Nordstaaten dominierten Vereinigten Staaten (Union).

[620] Engl., „alter Hocker“; Bezeichnung für den konservativen Flügel der Demokratischen Partei (siehe hierzu S. 210, Anm. 611).

Abgeordnetenwahl, oder um die eines Kongreßmitglieds, oder um eine Parteimanifestation zu Maßregeln, welche für das ganze Land Bedeutung haben. Dann vergißt jede Fraktion sofort den eigenen Streit, oder sie vertagt ihn, schaart sich, wie ein wohldressirtes Heer, unter das gemeinschaftliche Banner und sucht in der Uebung der strengsten Mannszucht ihre Ehre. –

Die Kraft der Parteien ruht in Amerika nicht, wie in der alten Welt, in bevorzugten Ständen, die gegen die rohe Masse des Volks eine kleine Minorität bilden. Der Einfluß der wenigen Beamten, der Kapitalisten, der größern Arbeitsgeber und Fabrikanten zählt nichts gegen die Masse unabhängiger, wenig bemittelter Bürger, deren Stimmgebung in der durch's ganze Volk verbreiteten politischen Intelligenz die rechte Gewähr ihrer Selbstständigkeit und ihres Werthes empfängt. Das Volk der Union ist in seiner ungeheuren Mehrzahl ein ackerbauendes Volk und wird es, so lange jeder Tagelöhner für den an seinem Wochenlohn ersparten 1 ¼ Dollar einen Acre des besten Bodens als Eigenthum erwerben kann, auch bleiben. Jeder Tag- und Fabrikarbeiter wird gemeinlich in ein Paar Jahren zum unabhängigen Landwirth, und von hundert Einwanderern werden es ohnedies 80 oder 90 sogleich. Die Zahl der Landwirthe muß also in viel größerer Proportion beständig fortwachsen als die Zahl der andern Stände, folglich in gleichem Verhältniß der politische Einfluß jener. Der amerikan. Landwirth ist sich dieses Verhältnisses vollkommen inne. Er fühlt seine Vollmächtigkeit – er ist sich bewußt, daß in seiner Gesammtheit der Schwerpunkt des Volkslebens ruht – und mit gerechtem Stolze empfindet er den Ruhm und das Gedeihen der großen Republik als Etwas, das ihm eigen angehört und zu dessen Förderung und Erhaltung er beständig beizutragen verpflichtet ist. Daher nimmt er an allen öffentlichen Angelegenheiten lebendiges Interesse. Ganz der Gegensatz von unserm Bauer, der in der Regel von nichts angeregt wird, was außerhalb seines Stalls und seiner Flur vorgeht, sofern es nur seinen Beutel unberührt läßt, ist der amerikanische Landwirth (der Farmer) mit Leib und Seele Politiker. Er findet den Begriff seiner bürgerlichen Ehre darin, sich um die öffentlichen Angelegenheiten seines nähern und weitern Vaterlandes zu bekümmern, alle darauf Bezug habenden bürgerlichen Pflichten auf das Eifrigste und Gewissenhafteste zu erfüllen und zudem Zwecke und zur Schärfung seines politischen Verstandes und Urtheils, sich in jeder zugänglichen Weise zu unterrichten. Sobald der Amerikaner sich auf seiner Farm eingerichtet und für die ersten Bedürfnisse des physischen Lebens gesorgt hat, abonnirt er auf eine, seine politische Meinung vertretende, Zeitung, bestellt wohl auch eine zweite von entgegengesetzter Richtung, um sich über die Bestrebungen feindlicher Parteien zu orientiren, und er würde sich für einen schlechten Bürger halten, wenn er sich um alle Verhältnisse seiner Township (seiner Gemeinde) nicht eben so eifrig bekümmerte, als um seine eigenen Angelegenheiten. Er fehlt bei keiner Gemeindeversammlung, wählt die Ausschußmitglieder für das Schulwesen, für Straßen- und Brückenbau; er wählt die Friedensrichter und andere Beamte; und mit den Funktionen und Pflichten eines jeden macht er sich um so gewisser und eifriger vertraut, da er beständig zu gewärtigen hat, selbst einen oder mehre Posten des mitbürgerlichen Vertrauens bekleiden zu müssen: denn alle werden durch freie Wahl, ohne Mitwissen, geschweige Bevormundung von Regierungsbehörden, besetzt, und ihre Annahme und befriedigende Verwaltung ist Ehrensache für jeden Gewählten. Indem er seinen Pflichten als Wähler und Votanten, der Gemeinde gegenüber, sich nicht entziehen mag und darf, wird er ganz von selbst ein Gemeindepolitiker. Auf diesem beschränkten Standpunkte kann er indeß nicht lange verharren; denn die Gemeinde ist ein Theil eines Bezirks (der County) und er kann nicht umhin, als ein Mann, dem das Gemeindewohl am Herzen liegt, auch von seinen die Gemeinde angehenden Bezirksangelegenheiten Notiz zu machen. Er nimmt also an den Bezirkswahlen Theil und, wollte er lässig werden, so würde der Eifer seiner Freunde und Nachbarn ihn schon vor Erkältung schützen. In den meisten Staaten haben die Bezirksbeamten gewisse legislative Befugnisse; so hat z. B. im Staate New-York jeder Bezirk seine Volkstribunen als Ueberwachungsausschuß (*Board of supervisors*), und diese Körperschaft bildet ein Parlament im Kleinen, das zu gewissen Zeiten in dem Hauptort der County zusammentritt und die auf Finanzen, Kirche, Schulwesen, öffentliche Anlagen, Gefängnißwesen, Sanitätsverhältnisse bezüglichen Vorkommnisse ordnet. Dergleichen Aemter werden der großen Mehrzahl nach stets mit verständigen Landwirthen besetzt. Der Bezirk (die County) steht aber auch mit dem Staate in inniger Wechselbeziehung; folglich wird der Landwirth, sobald er ein Bezirksamt bekleidet, auch zum Staatspolitiker und er kömmt in häufige Berührung mit Männern, welche in seinem Staate eine hervorragende Stellung haben. Dem

Strudel der höhern Politik kann er sich nun nicht entziehen, wenn er auch wollte: – und hat er Geist und Charakter, so wird er emporsteigen, er mag darnach streben oder nicht. Im Staate spielt der Bankier, der Kaufmann, der Fabrikherr, der Mann des großen Vermögens in einem Ehrenamte, oder als Repräsentant häufig eine Rolle; demungeachtet überwiegt die Zahl der Landwirthe auch da, und nur die Advokaten (der geachtetste Stand in den Vereinigten Staaten), üben zuweilen großen Einfluß. Hat sich nun, in naturgemäßer Entwickelung, der ländliche Politiker allmählig in allen Verhältnissen seines Staats gründlich zurecht gefunden, so wird er sich gewöhnlich mit dieser Sphäre begnügen. Der Mann von Talent, Wissen und Ehrgeiz aber, der nach dem höchsten Wirkungskreise verlangt, welchen die Republik der Mitbewerbung aller Bürger offen hält, ein solcher bleibt nicht auf der Repräsentantenbank seines Staats, oder in einem Regierungssessel desselben sitzen: er versucht es vielmehr, den kapitolinischen Hügel der Union selbst zu ersteigen. Es war ein langer Weg dahin; denn durchmachen mußte er vom einfachen Gemeindewähler an alle Phasen des Bürgerdienstes, er mußte alle Staffeln ersteigen im Vertrauen seiner Mitbürger und der persönlichen Geltung, er mußte durch eine lange Reihe von ausgezeichneten Diensten, dem Gemeinwesen geleistet, sich der höchsten Auszeichnung würdig machen – gleichsam wie der gemeine Soldat von der Pike an durch eine Reihe von Thaten des Muths und der Tapferkeit sich die Epauletten erwirbt. Erst als Aspirant zum Volksvertreter in der Kongreßhalle zu Washington wird er der Nation bekannt. Man mag ihn in Ohio, New-York, oder in Massachussets für einen großen Mann halten; in der Union nimmt man erst Notiz von ihm dann, wenn sein Name bei der Wahl der Kongreßdeputirten auf der Kandidatenliste steht; es wäre denn, er stehe seinem Staate als Gouverneur vor, oder er habe sich in irgend einer großen nationalen Angelegenheit in einer Weise hervorgethan, welche der allgemeinsten Beachtung nicht entgehen konnte.

So erklärt es sich, warum fast nur Männer reiferen Alters die Schwelle der Repräsentantenhalle des Kapitols überschreiten; denn der Weg dahin ist kein Weg des Wahlprivilegiums; es ist ein langer, saurer Weg der Arbeit und persönlichen Opfer, auf dem das Haar wohl ergrauen mag. Es ist auch kein Weg für Leute, die, wie in manchen Ständekammern, Opposition machen gegen die Regierung, nur um recht bald in die Regierung, oder an die vollgestopfte Raufe[621] zu kommen; auch nicht für Leute, die heute Ja und morgen Nein sagen in derselben Frage, je nach dem der Wind geht, und welche die Fahne ihrer Partei wechseln wie ein Kleid. Solche können in der Kongreßhalle des Kapitols so wenig zu finden seyn, als die Clays[622] und Adams[623], die Jeffersons[624] und Franklins[625] im Repräsentantensaale Soulouque's[626] oder Napoleons III.[627] –

Eiserne Charakterfestigkeit und unerschütterliche, hart- und langgeprüfte Ueberzeugungstreue sind zur Kandidatur für das Repräsentantenhaus der Union unerläßliche Eigenschaften, ohne welche es gar nicht möglich ist für einen Mann, und wäre er reicher als Crösus[628] und glorioser als Cäsar[629], nur vorgeschlagen zu werden. Streng mit der freigewählten Partei zu gehen, und unter keinem Verhältniß von ihr zu weichen, gilt als das Unerläßliche eines ehrenhaften republikanischen Charakters. Darum ist der Amerikaner als Parteimann zuverlässig; und daß er es ganz sey, wird bei jeder Kandidatur zum Kongreß unbedingt vorausgesetzt. Ein Mann, der seine Parteifahne verläßt, ist

[621] „eine längs über die krippe befestigte leiter, durch welche das aufgesteckte futter vom viehe gerauft wird" (DWG, Bd. 14, Sp. 257).

[622] Matthew Clay (1754–1815), Abgeordneter Virginias im Repräsentantenhaus.

[623] Hiermit dürfte wohl John Adams Jr. (1735–1826), von 1797 bis 1801 der 2. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, gemeint sein.

[624] Thomas Jefferson (1743–1826), von 1801 bis 1809 der 3. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

[625] Der Schriftsteller, Naturwissenschaftler und Politiker Benjamin Franklin (1706–1790), von 1785 bis 1788 der 6. Präsident von Pennsylvania.

[626] Faustin Soulouque (1782–1867), von 1847 bis 1849 Präsident sowie von 1849 bis 1859 als Faustin I. Kaiser von Haiti.

[627] Charles Louis Napoléon Bonaparte (1808–1873), 1848 bis 1852 französischer Staatspräsident, dann bis 1871 als Napoléon III. Kaiser der Franzosen.

[628] Siehe hierzu S. 65, Anm. 180.

[629] Gaius Iulius Caesar (100–44 v. Chr.; ermordet).

allemal und für alle Zeiten ein verlorner Mann. Er würde, und hätte er übrigens die glänzendsten Eigenschaften des Staatsmanns und die größten Verdienste des Bürgers, nie wieder auf einer Kandidaten-Liste erscheinen, – er wäre unfähig der Ehre, auch nur Dorffriedensrichter zu werden.

Hat nun der Ehrgeizige und Patriot, wie man zu sagen pflegt, „den Sprung auf die Platform gewagt“ – d. h. ist er von seiner Partei zum Repräsentanten seines Staats im Kongreß vorgeschlagen und öffentlich auf die Kandidaten-Liste gestellt, dann hat er „das läuternde Höllenfeuer“ zu bestehen – d. h. er wird die öffentliche Zielscheibe der Geschosse der Gegenpartei, die um jeden Preis seine Erniedrigung in der Meinung und in der Wähler Achtung erstrebt, um ihn aus dem Wege zu räumen und dagegen ihrem eigenen Kandidaten den Sieg in der Wahlschlacht zu bereiten. Da ist keine Tugend zu rein und keine Charaktergröße zu erhaben für die Pfeile, mit denen die Verleumdung die Edelsten und Besten zu verwunden trachtet. Man deckt schonungslos die innersten Falten des Privatlebens auf, die Lüge legt ihre Basiliskeneier[630] hinein, es bleibt an dem Ehrenmann kein gutes Haar – und von den Rednerbühnen strömt eine Fluth von Injurien und den infamsten Insinuationen über den Mann herab, den das öffentliche Vertrauen der Nation als den künftigen Gesetzgeber bezeichnet. Wenn man in der Zeit der Kongreßwahlen die Parteiblätter liest, und nicht weiß, daß all das Feuer nur gemacht wird, um den Demokraten oder Whig von der Schwelle des Hauses „zu brennen“ – der sollte meinen, daß die Wähler beider Parteien sich das Wort gegeben hätten, die größten Dummköpfe, Spitzbuben und Schufte der Union in den Kongreß zu schicken, und daß es geflissentlich darauf abgesehen sey, durch solche Leute die Konstitution über den Haufen zu werfen, das Land zu verderben und eine Katastrophe herbeizuführen. – Und beobachtet man am Wahltage selbst das Branden und Strudeln der Volkswogen, hört den gewaltigen Lärm, sieht die aufgeregten Menschenmassen, Musik und Banner voran, durch die Straßen, jubelnd und Hurrah rufend, zu den Wahlurnen ziehen, so meint man, es werde nun los und drunter und drüber gehen. Aber nach einigen Stunden haben die Straßen wieder das gewöhnliche Ansehen; die Flaggen sind eingezogen, das Leben trägt sein Alltagskleid – die Abstimmung ist vorüber und damit die Sache abgethan. Die Verleumdung schweigt. Die Perfidie hat keine Stimme mehr. Weder am Sieger, noch am Ueberwundenen, sey er Demokrat oder Whig, haftet von all dem Schmutz, mit dem er im Getümmel der Wahlschlacht bedeckt worden war, ein Fleckchen. – Ebenso, nur in 30fach größerem Maßstabe, stellt sich die Scenerie einer Präsidentenwahl dar. Wählten dort, für das Kongreßmitglied, hunderttausende eines Staats, so ziehen hier die Millionen der Union an einem Tage zu den Stimmurnen, nicht gehütet von Gensdarmen und Sicherheitsbeamten, sondern als Bürger, die *de jure* den Akt ihrer Souveränität mit turbulenter Freiheit üben. Jede County schaart dann ihre Wähler unter dem Demokraten- oder dem Whigbanner, und so zieht jede Schaar zur Wahlbude und gibt ihre Stimme ab. Bei dieser Organisation wird der unermeßliche Strom der Wählerschaft in eine Menge kleine Kanäle abgeleitet, und die wählerische Agitation hat nirgends mit zu großen, leicht zur Unordnung aufzuregenden Massen zu thun. Hustings[631] unter freiem Himmel, wie in England, wo die Volksredner Tage lang vor zahllosen Menschenmassen haranguiren[632], gibt's in den Vereinigten Staaten nicht. Die vorbereitenden Wahlversammlungen werden in verschlossenen Räumen abgehalten. Große Säle, deren es zu solchen Zwecken in allen Distrikten gibt, dienen den Kandidatur-Verhandlungen zur Stätte. So wird schon lange vor der eigentlichen Wahl Alles vorbereitet, die Parteien haben ihre Kräfte gemessen, haben sich über ihren Kandidaten verständigt, und am Wahltage selbst hat der Wähler nichts weiter zu thun, als dem festlichen Aufzuge seiner Partei sich anzuschließen und in die Urne seine Stimme niederzulegen.

Bei den Kongreß- und Präsidentenwahlen sind allemal nur zwei Banner und Parteien sichtbar: Whigs und Demokraten. Es verschwinden bei dieser Gelegenheit alle politischen Schattirungen, sammt den Namen, die sie bezeichnen. Es ordnet sich dann das scheinbare Chaos des ameri-

---

[630] Griech. βασιλίσκος, basilískos, „der Häuptling“; ein mythisches Tier, das als „König der Schlangen“ gilt. In mittelalterl. Tierbüchern werden Basilisken oft als Mischwesen aus einem bekrönten Hahn und einer Schlange dargestellt.

[631] Altengl. hūsting, Hausthing; heute Bezeichnung für Wahlkampfdebatten bzw. Wahlkampfreden.

[632] Von frz. haranguer, „eine feierliche Ansprache bzw. eine Rede an die Menge halten“.

kanischen Parteiwesens; es wird Organisation, System, Methode kenntlich. Die Parteien formiren sich zu den beiden Phalangen – Whigs und Demokraten – lokale Abneigungen und alle partikularen Bestrebungen schweigen; es wird klar, wie alle Parteien in den großen nationalen Fragen ihre Pfahlwurzeln haben, wie jeder Zweig seinen Saft vom Stamm erhält, dem er angehört. Was man in Europa zuweilen von südlichen und nördlichen, von östlichen und westlichen Parteien fabelt, ist Wahn. Es gibt keine geographischen Trennungslinien, keine nördliche oder südliche Politik. Es gibt Freihändler, Freesoilers, Schutzzöllner, Noninterventionspolitiker etc. in allen Thü len der Union; es gibt im Norden sogar viele Männer, die keine Gegner der Negersklaverei sind. Die feste Burg der Sklaverei ist aber allerdings im Süden, wie die Abolutionisten ihre Stärke im sklavenfreien Norden haben; Freunde und Gegner der Einen wie der Andern sind jedoch überall, und mit den großen Parteinamen Whig oder Demokrat stehen sie nicht in nothwendiger Beziehung.

Diese beiden Hauptparteien, welche in allen Fragen von nationaler Bedeutung allein den Ausschlag geben, haben vielmehr nur in der Unionsverfassung Ursprung und Halt, und eben deshalb ist Jeder in den Vereinigten Staaten entweder Whig oder Demokrat. Das Maß der Souveränität, welche jedem Einzelstaate, der Gesammtheit des Bundes gegenüber, zuzurechnen sey, **das** war der ursprüngliche Streitpunkt, der die beiden Parteien schuf, und **das** nährt sie bis auf den heutigen Tag. – Die Whigs sind so gute Republikaner, wie die Demokraten – beide stehen fest auf dem Boden der demokratischen Verfassung und der bürgerlichen Freiheit und beide wollen niemals etwas Anderes. Aber die Whigs betrachten sich als Träger des konservativen Princips in dem Verfassungswerke – sie wollen keine Schwäche der Föderalgewalt zu Gunsten der Souveränität der Einzelstaaten, sie streben beständig einer weitern Decentralisation entgegen, weil sie sie für die Dauer der Union und ihre Machtstellung nach Innen und Außen Gefahr bringend halten. Die Demokraten ihrerseits suchen beständig den Einzelstaaten ein größeres Maß von Selbstständigkeit und Willensfreiheit zu vindiciren. Sie fühlen sich beengter in den Banden der Föderalverfassung, als sie glauben, daß es gut sey. Sie vereinigen das feurigste Yankeeblut[633] unter ihrem Banner, das die ganze Welt der Republik erobern möchte und die Freiheit in Handel und Gewerben, in Schifffahrt und andern nationalen Beziehungen unverkümmert obenan gestellt wissen will. In der Demokratie sind alle Männer des „*Go a head*“ vereinigt: des „Immer zu! Immer drauf!“ Die Whigs hingegen vertreten vorzugsweise das Kapital, die Interessen des großen Erwerbs, der heimischen Fabrikation, der Eisenbahnen, der Kanäle, der Banken und eine vorsichtige, kluge, auf Erhaltung des Friedens gerichtete Politik nach Außen. Sie treten, möchte man sagen, vornehmer, diplomatischer auf, als jene, und fügen sich den im internationalen Verkehr hergebrachten Formen williger. Die demokratische Partei hingegen hat in dieser Beziehung ein viel rauheres Gepräge. Sie macht sich wenig Skrupel in der Politik, verfolgt ihr Ziel auf kürzestem Wege, stellt, ohne Heuchelei und ohne Verlarvung, das amerikanische als das eigene Interesse stets keck in den Vorgrund und kümmert sich wenig oder nichts um das Urtheil und die Ansichten der übrigen Welt. Sie ist sich der Machtstellung ihrer Nation vollbewußt und vom Vorgefühl durchdrungen, sie sey zur Erlösung der übrigen Welt von Alleinherrschaft und Absolutie, wenn nicht zur Weltherrschaft berufen. Dies macht sie stolz, ruhmredig, herausfordernd; sie setzt sich hinweg über die konventionellen Schranken der Sitte und der Höflichkeit, ja, sie findet viele Formen der europäischen Gesellschaft ungenießbar oder lächerlich. Freier, offener, großmüthiger, weitherziger als der Whig, gilt dem Demokraten die Demokratie selbst als das Höchste, als das dem Staate, wie dem Bürger, Ersprießlichste; er macht mit Eifer und Hingebung Propaganda für seine Partei und ihre Grundsätze nicht weniger um ihrer selbst, als um seines Vortheils willen. Ja, er würde den Demokraten selbst dem Amerikaner vorausstellen, wenn er sich beide nicht als Eins dächte; jedenfalls stellt er den Gentleman beiden nach. Unter, der Fahne der Demokratie schaaren sich viele der größten Talente, die feurigsten, fähigsten Köpfe, die reichsten, edelsten Geister; aber auch die rohesten der Volkselemente und der

[633] Der inzwischen international verwendete „Spitzname“ für Nordamerikaner wurde nachweislich erstmals im Jahre 1758 vom brit. General James Wolfe (1727–1759; gefallen) als Bezeichnung für die aus Einheimischen rekrutierten Truppen verwendet. Höchstwahrscheinlich handelt es sich hierbei um eine Verballhornung des niederl. Kosenamens Janneke bzw. der damals unter den Niederländern weitverbreiteten Vornamen Jan und Kees; die Holländer stellten im brit. Neuengland des 18. Jhd.s einen nicht unbeträchtlichen Anteil der Bevölkerung.

ganze Janhagel[634] der Union. Ihr gehören all die Abenteurer und Tollköpfe, welche durch Dünn und Dick gehen, ohne viel nach Recht und Gesetz zu fragen; in ihrem Schooße werden die Pläne geboren für Krieg und Eroberung auf eigene Faust; dort brüten die Geister die Wiedergeburt des Flibustierwesens[635] aus, um fremde Länder mit tollkühnen Freischaaren zu ergattern; dort rathet die permanente Verschwörung bei hellem Tage, welche das Feuer des Aufstandes schürt überall, wo sie Brennstoff aufgehäuft, Unterdrückung und Knechtschaft findet. – Aber beide Parteien – Demokraten und Whigs, – sind patriotisch durch und durch; und so verschieden auch ihr äußeres Wesen sich kund gebe in vielen Dingen, – so stehen doch beide unabänderlich und unerschütterlich auf demselben Boden: der Unionsverfassung. Ueber wirklich fundamentale Dinge ist zwischen ihnen kein Streit, keine abweichende Meinung berührt das Leben des Gesammtstaats, – die Verfassung gilt der einen, wie der andern Partei als ein heiliges, unantastbares Gut, und wo immer in der Hitze des Streits die eine aus dem rechten Geleise weichen will, wird sie von der allmächtigen öffentlichen Meinung alsbald in dasselbe zurückgeführt. Es ist gleichsam ein Dogma in dem politischen Glauben aller Amerikaner ohne Unterschied, daß die Unionsverfassung die Mutter und Quelle ihrer beispiellosen Wohlfahrt, ihres Wachsthums, ihrer Größe und Macht sey, durch welche sie die Völker und Fürsten der alten Welt mit Erstaunen, Hoffnung und Furcht erfüllen. Wenn alle Parteien in tödtlichem Hader unter einander befangen scheinen, vereinigt sie der Ruf: „*The Constitution for ever!*" unfehlbar wieder. – Das eben unterscheidet das amerikanische politische Leben so vortheilhaft von jenem in den europäischen konstitutionellen Monarchien, in welchen, sey es von den Fürsten, sey es von den Landständen, auf eine Weise an den Verfassungen herumexperimentirt wird, welche zeigt, daß noch gar kein fester Boden vorhanden ist, auf welchem irgend wer sich wohl oder sicher fühlen könnte. –

Und nun schüttele den Staub von Deinen Füßen und lasse es Dir gefallen, daß ich Dich in das Kapitol und in die Halle der Repräsentanten führe, wo zwar kein Thronsessel, aber ein Altar der Freiheit steht, an dem die Weisen und Helden, ein Washington[636], Franklin, Jefferson und Madison[637] als Oberpriester dienten.

Die allgemeine Beschreibung des Kapitols, von der äußern Ansicht desselben begleitet, ist im 1. Bande meines Buchs (S. 57) zu lesen. Die Repräsentantenhalle befindet sich im südlichen Flügel. Es ist ein halbkreisförmiger Saal mit gewölbter Decke, der sein Licht durch eine Reihe hoher Bogenfenster empfängt. Im Fond des Halbzirkels befinden sich die Bänke der Volksboten. Sie sind gegen die Tribüne des Sprechers (des Präsidenten) gerichtet, vor der eine Tafel steht, an welcher die Sekretäre sitzen. Hinter der Tribüne, und zur Seite derselben, getragen von Säulen korinthischer Ordnung, ist die Gallerie der Zuhörer.

Wir steigen die Freitreppe am östlichen Portico hinan. Noch hat die Sitzungsstunde nicht geschlagen. Wir haben Zeit, die Aussicht von der Platform zu genießen. Zu unsern Füßen ist der Kapitolplatz (*Capitol-Square*) mit seinen großen Gebäuden, und aus dessen Mitte läuft in schnurgerader Richtung die prächtige Kapitolstraße 2 Meilen[638] lang fort, während nach rechts und links, fächerförmig, andere Straßen ausgehen. Die prächtigsten derselben sind die Avenuen von Pennsylvanien und Maryland, welche, bei einer Breite von 150 Fuß und einer Länge von mehren Meilen, mit den schönsten Anlagen in Paris, Berlin und Petersburg wetteifern können. Der Potomac, welcher seine Wogen seeartig aus-

---

634 „Janhagel m. ‚Gesindel, Pack, Pöbel' (17. Jh.), der Form nach ein Personenname Jan Hagel (literarisch Johann Hagel, [Gottfried August] Bürger [(1747–1794)]. Zunächst Scheltwort für Hamburger Schiffsleute, wohl nach nl. Janhagel. In dem Namen steht die Kurzform Jan für ‚Mann, Kerl, Matrose', während Hagel an die Menge und den angerichteten Schaden von Hagelkörnern erinnert." (https://www.dwds.de/wb/Janhagel).

635 Hier sind sicherlich nicht Piraten, sondern die sog. „Flibustier" (ebenfalls abgeleitet bzw. verballhornt von niederl. vrijbuiter, Freibeuter) gemeint, im 19. Jhd. die Bezeichnung für amerik. Privatleute, die militär. und polit. Unternehmungen gegen Staaten im mittel- und lateinamerik. Raum durchführten; auch der parlament. Filibuster, bei dem durch Dauerreden der Minderheit (oder durch die bloße Androhung von Dauerreden) versucht wird, eine Beschlußfassung durch die Mehrheit zu verhindern oder zumindest zu verzögern, kommt in diesem Zusammenhang gewiß nicht in Frage.

636 George Washington (1732–1799), von 1789 bis 1797 der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

637 James Madison Jr. (1751–1836), von 1809 bis 1817 der 4. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

638 Hier dürfte die engl. Meile gemeint sein (siehe hierzu S. 124, Anm. 350).

breitet, bespült die Stadt in Ost und Süd, und jenseits der spiegelnden Fluth findet das Auge einige mit Landhäusern und Gartenanlagen bedeckte Hügel als Ruhepunkte, nordwärts aber umrahmen die blauen Gebirge von Blue-Ridge die Vista. Breite Kanäle durchziehen die Stadt und tragen Boote und Schiffe. Die Eisenbahn von Baltimore mündet auf der Pennsylvania-Avenue unweit des Kapitols und fünfzehn Telegraphendrähte, die nach allen Richtungen fortgehen, sind beständig in Bereitschaft oder in Thätigkeit, um an das Ohr des Volks jedes bedeutende Wort zu tragen, welches aus dem Munde seiner Boten geht. Das ungeheure Gebiet der Freistaaten hat im Kapitol den föderalistischen Mittelpunkt. Hier ist der Hauptsitz des Gesammtlebens, hier fühlt man seinen Herzschlag und hier wird die Einfachheit eines Staatsorganismus klar, der seine Festigkeit, Dauer, Zweckmäßigkeit und Lebenskraft über jegliche Erwartung bewiesen hat.

Die Zeit der Sitzung kommt heran und die Scene wird belebter. Es sind meistens ältere Herren, in gewöhnlicher anspruchsloser Kleidung, welche die Freitreppe des östlichen Portals hinaufsteigen und durch die Pforte, welche zur großen Rotunde führt, ins Innere treten. Die meisten kommen zu Fuß, andere in Fiakern, manche auch in einspännigen Cabs[639], die sie selbst führen. Man sieht keine Karossen mit buntfarbigen Wappenschildern und goldgestickten Jägern und Lakaien; keine Orden und Sterne; keine Neugierige; keine Sicherheitsbeamten, die auf jede Bewegung der Gaffer und Begafften achten; keine Wachen an den Pforten; keine Gensdarmen auf dem Platze; keine Uniform in der ganzen Umgebung. So anspruchslos und einfach, so alltäglich, ruhig und still ist's vor dem Kapitol, wie auf den Straßen des stillen Washingtons. Das Bürgerthum der großen Republik ist keine Phrase; es trägt das Bürgerkleid überall und kennt kein anderes.

Wir folgen einem Abgeordneten durch die Rotunde, in welcher die Statuen der großen Männer der Union von ihren Piedestalen herab ernst und mahnend auf die Vorübergehenden schauen, und treten durch eine Flügelthür in den Korridor, an dessen Ende eine Treppe ist, die zur Gallerie führt. Die Gallerie ist die Glanzpartie des Hauses. Die geschmackvolle Anordnung, die geräumigen und bequemen Sitze lassen den Eintretenden sogleich erkennen, daß das Publikum hier für Etwas mehr gelte, als die Zuhörerschaft einer deutschen Ständekammer. Die Gallerie ist gewissermaßen die Loge des Souverains – des Volks.

Die Anordnung im unteren Raume des Saals, wo die Repräsentanten versammelt sind, ist so zweckmäßig, wie einfach. Die Sitze sind von braunem Holz, gepolstert, alles Schmucks bar. Der Fußboden ist mit Teppichen belegt. Gleichwohl wird uns diese Rotunde so ehrwürdig erscheinen, als die Thronsäle der mächtigsten Herrscher und Könige; denn hier hat die feste Bürger-Hand die Geschicke eines großen Reichs, mit Weisheit und beispiellosem Erfolg geleitet. –

Die Bänke haben sich allmählig gefüllt. – Der Sprecher des Hauses besteigt die Estrade[640] und läßt sich auf seinem Sessel nieder. Es ist ein frischer Greis; milder Ernst sieht aus seinen blauen Augen und um die vom Nachdenken gefurchte Stirn spielen dünne weiße Locken. Seine grobknochigte Rechte hält ein Papier. Er erhebt sich. Schweigen herrscht in der Versammlung. Die Sitzung ist eröffnet.

Eine Frage der äußern Politik steht auf der Tagesordnung des Kongresses. Der Präsident nennt einen Namen. Am Ende einer der vorderen Bänke richtet sich ein Mann auf – er scheint ein rüstiger Sechziger zu seyn, – eine breitgeschulterte, stämmige, kräftige Figur mit gutmüthigem Ausdruck, einen Zug feiner Satyre um die Winkel des vollen Mundes. Es ist General Caß[641], als Patriot wie als Redner gleich geehrt. Er spricht gegen die Uebergriffe der Engländer auf der Musquitoküste[642] und schließt

---

[639] Abkürzung von cabriolet (Diminutiv von frz. cabrioler, „einen Luftsprung, eine Kapriole machen"), „leichte, zweirädrige, einspännige Kutsche", die im 19 Jhd. als Droschke zum Einsatz kam.

[640] Frz. l'estrade f., erhöhter Teil des Fußbodens, Podest.

[641] Der US-amerik. Militär und Politiker Lewis Cass (1782–1866), der mehrmals hohe polit. Ämter – unter anderem die des Kriegs- und Außenministers – innehatte.

[642] Die Briten hatten am 20. März 1852 die Bay Islands für das seit 1847 unter brit. Protektorat stehende Königreich Mosquito (benannt nach den Miskito-Indianern) annektiert und damit einen militär. Konflikt mit den Vereinigten Staaten ausgelöst, der am 13. Juni 1854 in der Beschießung von Greytown (heute San Juan de Nicaragua) durch die US-Marine kulminierte. Mit dem Vertrag von Managua vom 28. Januar 1860 ging der Großteil des Königreichs Mosquito in den Besitz Nicaraguas über, nachdem bereits 1859 die nördl. Teile des Protektorats an Honduras abgetreten worden waren.

seine Philippica mit dem energischen Rath, ein Paar Fregatten abzusenden und sie hinaus zu werfen. „Was hat die Regierung dieser Republik gethan, zur Wahrung ihres Grundsatzes, keine neue Niederlassung der Europäer auf unserm Kontinent zu dulden? Sie antworte!“ Sie läßt sich’s nicht zweimal sagen. Von der Bank gegenüber erhebt sich ein schlichter ältlicher Mann, dem Ansehen nach ein Farmer. Arbeit, Sorge und Jahre haben sein Gesicht in Falten gelegt; aber unter seinen buschigten, dicken Brauen blitzen ein Paar Augen, welche Schärfe des Verstandes und Leidenschaft zugleich verrathen. Humor und Spott liegen um seinen breiten Mund und die hochgewölbte Stirn kennzeichnet den fertigen Denker und den umfassenden Geist. Webster[643] ist’s, der Minister des Auswärtigen. Er rechtfertigt die Handelsweise der Regierung in einer glänzenden Rede aus dem Stegreife; er äußert sich über die internationalen Verhältnisse mit einer Freimütigkeit und Offenheit, vor welcher die Diplomaten der alten Schule erblassen würden. – Ihm folgt ein Greis, eine hagere, ernste Gestalt, um deren Haupt ein Paar spärliche, weiße, glatt herabgekämmte Haarlocken wehen. Das ist Henry Clay[644], der Mann des Südens, der Nestor der großen Staatsmänner der Republik, der Freund Washingtons und Jeffersons. Der große Kentuckyer ist unstreitig das erste Rednertalent; aber mehr als das hat ihn in der Achtung seines Volks und der Zeitgenossen seine politische Weisheit, sein Patriotismus und seine seltene Uneigennützigkeit gehoben. Die Kandidatur der Präsidentenwürde lehnte Clay allemal ab. Es ist etwas Ehrfurchterweckendes in seiner Erscheinung. So müssen die strengen, großartigen Gestalten des republikanischen Roms gewesen seyn, die ruhig den Feind und den Tod auf ihren Sitzen erwarteten*)[645] – Wer ist aber der lebhafte Rundkopf dort mit dem struppigten Haar und dem Knebelbart *à la* Haynau[646], der jetzt aufsteht? Scott, der Held von Buena-Vista[647] ist’s, das erste militärische Talent der Union. Scott war bei der letzten Präsidentenwahl der Kandidat der Whig-Partei, welche, nach langem Schwanken zwischen ihm und Webster, fast alle Stimmen auf Scott vereinigte. –

Es sind der Männer noch viele im Kapitol des westlichen Roms, welche der Amerikaner mit Stolz seine Repräsentanten nennt; aber was nützte es, wenn ich sie Euch alle zu zeigen wüßte! Nicht die einzelnen Menschen sind’s, die unser tiefes Interesse erregen; das Große ist’s, die Gesammtheit, wie es die aufgehende Sonne, nicht der einzelne Lichtstrahl ist, was uns entzückt: – die Sonne, welche den jungen Tag weckt, das Treiben des Lenzes schafft und unser Gefühl zur Bewunderung des Schöpfers und zur Anbetung leitet. –

Wer ist’s, der sich der Theilnahme wird enthalten können, wenn er unbefangen vor diesem Staatsbau steht, wo die Ebenbürtigkeit unter allen seinen Bürgern waltet, wo aller Unterschied der Stände aufgehört hat, wo alles Vorrecht dem Verdienste gewichen ist, wo die Selbstregierung der Gemeinde Wahrheit ist und ein Fundament der Selbstregierung für den ganzen Staat? – Wer kann sich des Beifalls enthalten bei Betrachtung eines Staatsgebäudes, das der Instinkt der Freiheit und Vernunft aufgeführt hat mit einer Einfachheit und Folgerichtigkeit, die nicht vollkommener gedacht werden kann? eines Staatsgebäudes, sage ich, wo keine Spur zu finden ist von einem besondern Recht und Privilegium, wo kein einheitlicher Bundesstaat durch Centralisation die Freiheit würgt, sondern ein Staatenbund besteht, in welchem das Streben jedes Einzelstaats, seine Souveränität neben der Obergewalt der Föderation zu wahren, die Waffen der Freiheit beständig übt, und wo jeder einzelne Mensch im Staate die möglichste eigene Unabhängigkeit fest behauptet? – Wer kann, sage ich, ohne die lebhafteste Theilnahme diese große Republik betrachten, die, ächtbürgerlicher Natur, nicht aufgebaut scheint nur für ein Land und ein Volk, sondern für die ganze neue Welt?

---

[643] Daniel Webster (1782–1852), seit 1850 US-amerik. Außenminister.

[644] Henry Clay Sr. (1777–1852), der u. a. von 1825 bis 1829 auch US-amerik. Außenminister war.

[645] *) Webster und Clay sind seitdem beide geschieden, und noch trauert das Volk um die großen Bürger.

[646] Hier ist sicherlich der österr. General Julius Jakob Freiherr von Haynau (1786–1853) gemeint, der zwar keinen Knebelbart, aber immerhin einen sehr beeindruckenden Schnurrbart trug.

[647] Winfield Scott (1786–1866), der siegreiche Feldherr der Schlacht bei Buena Vista am 22./23. Februar 1847 gegen die Mexikaner; er trug allerdings ebenfalls keinen Knebel- sondern lediglich einen mehr oder minder mächtigen Backenbart.

Ich kann diesen Aufsatz nicht schicklicher endigen, als mit dem Schluß der Abschiedsbotschaft, welche der Präsident Fillmore[648] an den Kongreß am 6. December v. J. richtete. – „Wir erfreuen uns“ – sagt er – „der Segnungen einer freien Regierung, und kein Mann, der ein amerikanisches Herz im Busen trägt, würde seine Freude verhehlen, wenn diese Segnungen auf alle andere Völker ausgedehnt würden. Wo irgend der Unterdrückte mit seinem Bedränger kämpft, da ist allemal unsere innigste Theilnahme dem ersten: gewiß und wir wünschen ihm auf’s Lebhafteste den Sieg. Wenn wir demungeachtet, vom Anbeginn unserer Republik bis auf den heutigen Tag, uns grundsätzlich von aller Einmischung in die innern Angelegenheiten anderer Völker fern gehalten haben, so ist die Folge davon gewesen, daß unser Land seine friedliche Bahn zu Gedeihen und Wohlfahrt ohne Beispiel fortwandelte, während Europa in verheerende Kriege und in alle Leiden, bald des Despotismus, bald der Anarchie, verwickelt war. Jetzt, wo uns Europa, vermöge der Dampfschifffahrt, bis auf wenige Tagereisen näher gerückt ist, müssen wir nothwendig seinen Bewegungen größere Aufmerksamkeit schenken; aber so wenig wie der Rath weise seyn würde, daß wir Brüderschaft mit Potentaten machen sollen, um das „Gleichgewicht der Macht“ aufrecht zu halten, so wenig wäre es verträglich mit dem Grundsatz der internationalen Gerechtigkeit und staatsmännischer Weisheit, unsern Arm zu erheben in der Absicht, die Monarchien in Europa umzustürzen und an ihrer Statt republikanische Staatseinrichtungen einzuführen. Möge uns Frankreichs Beispiel als eine Warnung dienen! Nicht Revolutionen allein, am wenigsten aber solche, welche fremde Waffen unterstützen, führen die Völker zur Freiheit. Erinnern wir uns, daß unsere eigenen freien Staatseinrichtungen, welche uns so glücklich machen, auch nicht bloß Kinder unserer Revolution sind. Sie hatten – mögen wir dies nie vergessen! – ihre Wurzel in den Freibriefen, bei denen die englischen Kolonien in der Selbstregierung erwuchsen, und unsere Revolution befreiete uns nur von dem ausländischen Königthum, als dessen Regierung unsern freien Einrichtungen nicht mehr entsprach. Bis die europäischen Völker für die Selbstregierung geschult sind, muß, glaube ich, wie bisher, so auch jede künftige Anstrengung, dieselbe durch blutige Revolutionen zu erringen, mißlingen. Wenn die Freiheit nicht nach ihren Rechten und Pflichten von den Völkern klar und deutlich erkannt ist, und der gesetzlichen Regelung, übereinstimmend mit den Volksbegriffen, entbehrt, schlägt sie in Anarchie um, der allemal die scheußlichste Despotie nachfolgt. Unsere eigene politische Aufgabe bleibt es daher, uns selber weise zu leiten, und beständig solch ein Beispiel nationaler Gerechtigkeit, allgemeiner Wohlfahrt und wahren Ruhms zu geben, daß andere Nationen daran die Segnungen der Selbstregierung, die Macht und Kraftentwickelung, welche eine solche ermöglicht und das unvergleichliche Gedeihen eines wahrhaft freien Volkslebens erkennen und den langen Weg voll Mühe und Selbsterziehung nicht scheuen, der uns dahin geführt hat“.

„Die Union durchlebt jetzt eine Periode des Fortschritts, wie er in der Weltgeschichte ohne Beispiel ist. In dem abgelaufenen halben Jahrhundert hat sich die Anzahl unserer Staaten nahezu verdoppelt, die Volksmenge sich vervierfacht, das Nationalvermögen ist um weit über das Zehnfache vergrößert und unsere Grenze vom Mississippi bis zum Stillen Ocean gerückt. Unser Gebiet, an natürlichen Schätzen so unermeßlich reich, und mit allen Mitteln für den Erwerb und für den Comfort des Lebens gesegnet, ist mit einem Netz von 17,000 Meilen Eisenbahnen durchzogen und wird von 4000 Meilen Kanälen durchfurcht, 2500 Dampfschiffe bedecken unsere Ströme, unsere Seen, alle Meere; unsere Segelflotte ist an Zahl und Trächtigkeit die erste der Welt geworden. Die erfinderische Begabung in unserm Lande ist aufs Höchste gespannt, und die zahlreichen Gesuche um Patente für wichtige Entdekkungen und Verbesserungen in allen Gebieten der angewandten Wissenschaft zeichnen das große Volk vor allen andern aus. Der Genius eines Amerikaners hat es den Menschen ermöglicht, gegen Wind und Wellen zu steuern, der Geist eines andern hat für die Mittheilung der Gedanken den Raum vernichtet. Das ganze Land ist voll der kühnsten Unternehmungen, gegen welche die Wunder der alten Welt ganz verschwinden. Unsere Schulen gewähren die Fülle des Unterrichts dem ganzen Volke, welches in der Intelligenz Aller den stärksten Hort der Freiheit sieht, unsere Betriebsamkeit häuft den Luxus und die Bequemlichkeiten des Lebens zusammen, und unser Reichthum, das Produkt unsers rastlosen Fleißes, gibt die Mittel her, es zu verschönern und zu veredeln“.

[648] Millard Fillmore (1800–1874), von 1850 bis 1853 der 13. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

„All dies überschwängliche Wohlergehen verdanken wir allerdings zum Theil unserer eigenthümlichen Lage, unserm fruchtbaren Boden, unserer verhältnißmäßig noch dünnen Bevölkerung. Aber das Meiste kommt – das wissen wir Alle, – doch auf Rechnung der volksthümlichen Staatseinrichtungen, unter denen wir leben, auf Rechnung der wohlfeilen, scharf kontrollirten Selbstregierung, die nichts vergeuden kann von dem Vermögen des Volks zu läppischen, unnützen, oder volksfeindlichen Zwecken; es kommt auf Rechnung des Umstandes, daß Jeder seine Fähigkeiten zu ehrlichem Erwerb und Fortkommen ganz ungehindert gebrauchen kann, daß Jedermann seine Freiheit, sein Eigenthum, seine Person, der Staatsgewalt gegenüber, gesetzlich und vollkommen sicher gestellt weiß, und Jedermann der Ueberzeugung voll ist, daß seine Regierung, die er selbst gemacht hat, überall gleichen Schritt mit den Wünschen, Interessen und Fortschritten des Volks hält und halten – muß. Und so mögen Sie mir, nahe dem Tage, wo ich die Macht und Gewalt, die das Volk mir als den ersten Magistrat dieser großen Republik zuerkannt hat, in die Hände zurückgebe, aus denen ich sie empfangen, und ich wiederkehre in den Kreis des Bürgers und meines stillen Hauses, – es erlauben, daß ich Ihnen zu der beneidenswerthen Lage unseres geliebten Vaterlandes Glückwünsche. Mit der ganzen Welt leben wir in Frieden. Die Welt achtet unsere Rechte. Unsere hohe Stellung im Kreise der Völker wird uns willig zugestanden. Ja – wir dürfen es wohl ohne Ueberhebung sagen – die Summe der Wohlfahrt, die wir genießen, ist schwerlich jemals einer andern Nation zu Theil geworden. Und es ist nicht das Geringste, daß wir hinzusetzen dürfen: – nicht bloß die Bürger dieses Staats erfreuen sich dessen, sondern auch die Menschheit: – denn geöffnet sind die Pforten unseres Reichs allen Bedrängten und Verfolgten dieser Erde als eine unantastbare Zuflucht, und dem Wanderer aus der alten Welt, deren Menschenströme sich von Jahr zu Jahr mit immer höher schwellenden Fluthen in die neue ergießen, zeigen sie sich als die Schwelle einer neuen und glücklicheren Heimath“.[649]

---

Welcher unter meinen Lesern fühlt nicht den schneidenden Gegensatz dieser „präsidentvollen Thronrede“ – mit den Zuständen und der Lage mancher andern Reiche – wie wird ihm dabei zu Muthe? – Dem Jahre 1852, „dem Jahre des rothen Gespenstes“, das keine einzige seiner Vorhersagungen erfüllt hat, ist ein anderes gefolgt, und neue Schreckbilder der Zukunft ängstigen das kaum beruhigte Geschlecht. Bleich und aufgeregt, als wäre ihm der Geist Banquo’s[650] erschienen, raunt es sich seine Besorgnisse einander zu, während die officiellen und officiösen Zuversichtsprediger aller Orten beflissen sind, die Furcht zu verscheuchen, welche sich der Gemüther bemächtiget. Was kann es nützen? Trotz Aller Zusprache, begreift die instinktartige Furcht der Menschen das Drohende der Situation, welches anzuerkennen der politische Verstand sich vergeblich sträubt. In der Stellung der Mächte zu einander, in der Unruhe der Massen, in den Zahlen der Budgets in den beständigen Rüstungen, in der unheimlichen, geheimnißvollen Thätigkeit der Kabinette, in der wachsenden Spannung aller Verhältnisse, in der Gereiztheit der entscheidenden Persönlichkeiten und in so vielen Ereignissen und Erscheinungen, deren Bedeutung der Beobachtung nicht entgeht, gibt sich der tiefe Ernst der Lage vollkommen zu erkennen, und die erzwungene Miene von Zuversichtlichkeit, die sie in gewissen Kreisen verschleiern soll, ist keineswegs geeignet, alle Besorgnisse zu zerstreuen. – –

---

[649] Beim hier zitierten Text handelt es sich um eine z. T. reichlich freie und jedenfalls stark zusammengefaßte Übersetzung der letzten sieben Absätze von Millard Fillmores (s. o.) „Third State of the Union Address“ („Dritte Rede zur Lage der Union“) vom 6. Dezember 1852.

[650] Der Geist des von Macbeth ermordeten Banquo erscheint während der Krönungsfeierlichkeiten für den Mörder und Thronräuber, und Macbeths sonderbare Reaktionen auf den nur für ihn sichtbaren Geist lenken den Verdacht des Adels auf den wahren Mörder (William Shakespeares „Macbeth. Dritter Aufzug. Vierte Szene“ in der Übersetzung von August Wilhelm von Schlegel; 1767–1845).




THE PRESIDENTS HOUSE

(WASHINGTON)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 5-8.

## DCCXII. Das weiße Haus.

Am stillen Ufer des Potomak, umgeben von freundlichen Gartenanlagen, steht ein Haus, weiß getüncht, schmucklos, von bescheidenen Dimensionen. Sein anspruchsloses Aeußere läßt nicht vermuthen, daß es mehr sey, als eines Privatmanns anmuthiger Landsitz. Und doch ist dieses Gebäude die Wohnung eines Mannes, dessen Hand das Steuer führt im mächtigsten Staate der neuen Welt und auf dessen Wort Fürsten und Völker der Erde lauschen. Hier residirt der zum Präsidenten erwählte Bürger der großen Republik, ein König über 25 Millionen freier Menschen, die ihm, dem Fürsten des Gesetzes, willig dienen, und unter denen keiner ist, in dem nicht das stolze Bewußtsein lebt, daß auch er das Recht habe, berufen zu werden, Herr in diesem Hause zu seyn.

„Das weiße Haus"[651] nennt schlechtweg das Volk die Amtswohnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten zu Washington. Mir gefällt der Name. Es hängt nichts daran von dem Schellengeläute des Herrscherthums, er einspricht der republikanischen Einfachheit, welche Glanz, Schein, Parade und Flitterstaat gern entbehrt. An ihn knüpfen sich nicht, wie an die Namen der Schlösser von Versailles und der Tuilerien, an die Windsor-Castle und Dogenpaläste von Venedig und Genua, an den Vatikan und das Haus des Czaren, die Erinnerungen von Blutscenen und Verbrechen; weiß ist ja die Farbe der unbefleckten Tugend, der Unschuld, Wahrheit, Rechtschaffenheit! – Das weiße Haus – wahrlich! ich wüßte keinen schönern Namen für die Wohnung eines Mannes, der berufen ist, als Regent das Glück seiner Mitbürger zu befördern. Und Amerika braucht sich seiner Wahlkönige nicht zu schämen. Sie waren rechtschaffene, gute, weise, achtbare Männer. Unwerth der Ehre, auf dem Stuhle des großen Washington zu sitzen, war kein einziger.

Ich will nicht sagen, daß sie alle Washingtons gewesen. Ich meine nur, daß das Volk seine Wahl nie zu bereuen gehabt hat. Keiner seiner Präsidenten hat mit einer einzigen unehrenhaften oder schlechten That das Buch der Unionsgeschichte beschmutzt; alle haben dem großen Zweck ihres Berufs redlich gelebt. Washington steht allein, und wird immer allein stehen, hocherhaben, wie seine eherne Bildsäule über den Statuen der Andern am Sockel seines Denkmals. Er ist wie Shakespeare[652] unter den Dramatikern, Homer unter den Dichtern, Newton[653] unter den Physikern, Luther unter den Reformatoren, Leonidas[654] und Winkelried[655] unter den Helden der alten und der neueren Zeit. Washington ist kein Maß für die Uebrigen. Demungeachtet kann die Republik zufrieden seyn. In welchem Lande kann die Monarchie den neun amerikanischen Präsidenten neun Regenten ebenbürtig in ununterbrochener Reihe an die Seite stellen?

Für den Republikanismus selbst ist damit allerdings wenig bewiesen. Aber dies Wenige ist doch immer Etwas. Wir wissen Alle, daß der Republikanismus die Menschheit nicht besser macht; doch er bessert den Menschen, indem er ihn aufrichtet und zum Bewußtseyn seiner Menschenwürde erhebt. Mehr darf man nicht erwarten. Auch das amerikanische Leben zeigt, daß die Selbstregierung weder den

---

[651] Der vom 13. Oktober 1792 bis 1. November 1800 nach Plänen des ir. Architekten James Hoban (ca. 1762–1831) erbaute Amtssitz des amerik. Präsidenten in Washington D.C.; 1814 wurde er im Zuge des von 1812 bis 1814 dauernden Britisch-Amerikanischen Krieges von engl. Truppen niedergebrannt und von 1819 bis 1829, wiederum nach Plänen von James Hoban, in seiner jetzigen Form neu errichtet.

[652] William Shakespeare (1564–1616).

[653] Der engl. Physiker Sir Isaac Newton (1642–1727).

[654] Leonidas I. (griech. Λεωνίδας, Leōnídas; † 480 v. Chr.; gefallen), seit 490 v. Chr. König von Sparta; er fiel bei den Thermopylen (griech. Θερμοπύλαι, Thermopýlai; Pl. von θερμός, thermós „heiß" und πύλη, pýlē „Tor, Öffnung", frei übersetzt also in etwa „Heiße Quellen") im Kampf gegen die Perser.

[655] Der wohl mythische schweiz. Freiheitskämpfer Arnold Winkelried (angebl. † 1386).

Egoismus niederhalten, noch ihn bezähmen, noch ihn veredeln kann. Sie hindert nicht, daß er sich in niedriger Weise und für niedrige Zwecke entwickele; aber sie hindert ihn doch, daß er sich in Korporationen vergesellschafte, daß er herrsche, unterdrücke und verewige. Sie läßt ihn nicht ausschließlich werden, wie in den Monarchien, wo er Standes- und Ehrenrechte erhält, sie läßt ihn nicht fortdauern durch Erblichkeit. In der Republik ist sein Wirken vorzugsweise auf das Individuum angewiesen. Er beginnt und endigt mit dem Leben; er tritt nicht über den Kreis der Familie hinaus. Er hat weder Raum noch Zeit genug, ungeheuere Dimensionen anzunehmen, und trostlos zu werden für die bürgerliche Gesellschaft. In der Republik hat die Person alle Verantwortlichkeit für ihr Handeln auf sich zu nehmen, nicht der Stand, nicht die korporative Genossenschaft. Der Egoismus des Adels z. B., kann in Europa die für den Staat verderblichsten Zwecke als Stand verfolgen, ohne daß dafür dem Einzelnen seiner Angehörigen ein Makel, ein Vorwurf, eine Verantwortlichkeit erwachse; ein absoluter Fürst, der seine Krone wie ein Gut betrachtet, das ihm von seinen Vorfahren überkommen ist. und das er an seine Erben mit ungeschmälerten Herrscherrechten übertragen soll, kann sich in bewegten Zeiten, wo solche Rechte gefährdet sind, die grausamsten Mittel erlauben, um sie in Kraft zu erhalten; er kann im Gebrauch dieser Mittel sein Land verderben, sein Volk elend und unglücklich machen und sich doch für einen pflichtgetreuen Fürsten halten, der nur sein Recht und Gerechtigkeit übt. Wer kontrolirt das Urtheil der Könige? Gegen den Irrthum ist kein Mensch, auch der Weiseste nicht, gesichert, und vielleicht ist dem Irrthum Niemand zugänglicher, als Einer, der über Alle steht und welcher stets auf sein eigenes Urtheil hingewiesen ist. Man fordert von den Fürsten, sie sollen hinabsteigen in den dunkeln Schacht des eigenen Herzens, dort das taube Gestein von dem Golde zu scheiden; man wundert sich, wenn sie manchmal das Werthlose an den Tag fördern und das Gold mit Füßen treten. Sie müßten ja Halbgötter seyn, wenn es anders wäre!

Das Leben im weißen Hause ist einfach und anspruchslos wie das Haus selber – so, wie es sich bei einem republikanischen Volke ziemt. – Keine Polizeibeamte umschwärmen in hundert Verkleidungen die Avenüen; keine Garden und Schilderhäuser belagern die Eingänge; keine Livreen glänzen in den Corridors; keine Kammerherren und Kammerdiener hüten die Vorzimmer; keine prunkenden, zeitraubenden, ehrfurchtgebietenden Ceremonien und Aufzüge leiten die Audienzen ein, oder verkündigen das öffentliche Erscheinen des ersten Magistrats einer gaffenden Volksschaar. Der Präsident hat seine bestimmten, bekannten Arbeitsstunden; ein Jeder achtet sie und Keinem fällt es ein, ihn während derselben mit seinem Besuche zu behelligen. Zu jeder anderen Zeit sind seine Zimmer Denjenigen offen, die ihn sprechen wollen. Es bedarf dazu keiner Introduktion, keines Audienzgesuchs; Jeder ist sein eigener Ceremonienmeister und stellt sich selbst vor. Trotz dieser Freiheit und Ungebundenheit hat sich der Präsident selten über eine Zudringlichkeit zu beklagen; das Volk weiß: der Mann hat viel zu arbeiten, und die Neugier wagt es nicht, ihn um seine Zeit zu betrügen. Nur an den Nationalfesten, am 4. Juli, dem Jahrtage der Unabhängigkeitserklärung, an Washingtons Geburtstage[656], und wohl auch am 1. Januar, strömen die Schaaren der Bürger nach dem weißen Hause, um ihren Regenten ohne Krone zu begrüßen und ihm die Hand zu drücken. Bei solchen Anlässen gehen Anstand und Herzlichkeit stets zusammen. Die Furcht, welche Knechte macht, hat daran keinen Theil. Ein amerikanischer Präsident hat kein Sibirien, er hat keine Unterthanen, die er auf den Zobelfang, in die Bergwerke oder nach Cayenne[657] schicken kann; er hat nicht für die Bevölkerung von Kasematten und Kerkern mit Staatsverbrechern zu sorgen; ihm strömen keine Thränen Flehender auf die Hand, die wie Scheidewasser[658] brennen; er hat nicht Gnadengesuche von Unglücklichen entgegenzunehmen, deren Blicke ihm wie Dolche in's Gewissen fahren: – leichten Herzens sonnt er sich an der freiwillig dargebrachten Huldigung des freien Volks, freut sich der Zeichen allgemeiner Zuneigung und Achtung, und genießt den Feiertag mit Lust, der ihn für viele Werkeltage lohnt. Euch, ihr Könige, – Schlachtopfer oder Opferpriester – Unglückliche oder Schuldige, – beneidet er nicht!

---

[656] Dem 22. Februar.

[657] Die größte Stadt des frz. Überseedépartements Französisch-Guayana und bis ins 20. Jhd. ein berüchtigter Verbannungsort.

[658] Das sog. aqua fortis, die Salpetersäure ($HNO_3$), die zur Trennung von Gold (Au) und Silber (Ag) verwendet wurde.

Während der Sitzungsperiode des Kongresses hat der Präsident ein oder zwei Mal die Woche die mit seiner Stellung verknüpften Repräsentationspflichten zu erfüllen. – Ein diplomatisches Diner versammelt dann die einheimischen und fremden Notabilitäten im weißen Hause, und was die Damenwelt von Washington an Auszeichnung, Schönheit und Liebenswürdigkeit besitzt, ist des Abends um die Frau Präsidentin im Ballsaale vereinigt. Um bei diesen Gelegenheiten allen Rangstreit zu vermeiden, hat die republikanische Praxis die alphabetische Ordnung eingeführt, d. h. die Eingeladenen rangiren sich nach den Anfangsbuchstaben ihrer Namen. Der launige Zufall bringt da manche ergötzliche Nachbarschaften zusammen. Der Botschafter des Czaren, strotzend von Goldborten und strahlend von diamantenen Sternen, kömmt vielleicht neben den schwielenhändigen Farmer und Deputirten des fernen Westens zu sitzen, ein rothhäutiger Abgesandter seines Stammes aus dem Felsengebirge ist das *vis-à-vis* vom bevollmächtigten Minister des Kaisers von Oesterreich; der glatte, redselige Gesandte Frankreichs hat den schwarzen *Chargé d'affaire*[659] seiner Majestät Faustin I.[660] zur Seite; der Konsul irgend eines Heinrichs Nr. 70 oder 80 aus Reußenland[661] zündet behaglich seinen silberbeschlagenen Meerschaumkopf an derselben Kerze an, an welcher der tätowirte Winnebago-Häuptling die Friedenspfeife ansteckt. Trotz dem geht es, wenn auch weniger ceremoniell und steif, doch nicht weniger anständig zu als unter dem Scepter der strengsten Etikette an der kaiserlichen Tafel zu St. Cloud, oder in der Wiener Hofburg, und die gelegentlichen Verstöße irgend eines Gasts aus den Hinterwäldern oder aus den Wigwams am Missouri, der viel leicht zweimal Suppe fordert und Pasteten mit dem Löffel ißt, werden so wenig beachtet, als der Mangel an Feinheit und Gewandtheit in der Konversation bei einem Tischgenossen, der kaum 50 englische Worte radebrechen kann, oder dessen Mittheilungsvermögen gezwungen ist, sich auf die Zeichensprache zu beschränken.

Das Winterquartal ist die Saison für die Lever's[662] des Präsidenten. Wie die Reunion's an unsern kleinen Höfen, versammelt das Lever einen weitern, weniger scrupulös gewählten Kreis von Personen in den Bibliothek- und Konversationssälen des weißen Hauses zur zwanglosen Unterhaltung über Politik, Kunst und Wissenschaft. Ein Ball oder Koncert knüpft sich daran, und kürzt die Stunden des Abends. Der einfache schwarze Frack ist für die Männer bei solchen Gelegenheiten das Galakleid; nur die fremde Diplomatie erscheint in Uniform; sie stolzirt einher wie die Pfauen unter den Raben. An den Glanz eines Hofballs in den Tuilerien, oder in St. James, ist freilich niemals zu denken; aber die Summe des Vergnügens für die Gäste ist darum nicht geringer. Das „*East Room*" (der Ballsaal), ist mit Geschmack, obschon sehr einfach ausgestattet. Keine Vergoldung blendet das Auge, keine kostbaren Gemälde schmücken die mit weißem Marmor getäfelten Wände. Es ist einleuchtend, daß der Reiz der Bälle im weißen Hause viel von den Eigenschaften der Dame abhängt, welche die Ehren des Hauses, als Wirthin, empfängt und ausgibt. Nicht allen großen Männern hat das Schicksal Frauen zugetheilt, begabt mit dem Talente der Repräsentation in der Gesellschaft, und nicht alle amerikanische Präsidenten waren so glücklich wie Washington und Madison, deren Gemahlinnen durch Geist und Anmuth zum Mittelpunkte der glänzenden Gesellschaft wurden, welche sie umgab. Aber auch die einfache Hausfrau eines Polk[663] oder Pierce[664] ist im „weißen Hause" am rechten Platz, und daß des Hauses Herrin keine Fürstin sey, deren bezaubernde Liebenswürdigkeiten nicht selten das Elend und Unglück der Völker zur

[659] Frz. für Geschäftsträger.

[660] Faustin Soulouque, der Kaiser von Haiti (siehe hierzu S. 212, Anm. 626).

[661] Die Köstritzer Linie des Fürstenhauses Reuß sollte es dynastisch bis zu einem Heinrich LXXIV. (1798–1886) bringen.

[662] Als Lever (frz. se lever, aufstehen) bezeichnete man in Kreisen des Hochadels den im Schlafzimmer stattfindenden Morgenempfang.

[663] James Knox Polk (1795–1849), von 1845 bis 1849 der 11. Präsident der der Vereinigten Staaten von Amerika; er war seit dem 1. Januar 1824 mit Sarah Childess (1803–1891) verheiratet.

[664] Franklin Pierce (1804–1869), von 1853 bis 1857 der 11. Präsident der der Vereinigten Staaten von Amerika; am 19. November 1834 hatte er Jane Means Appleton (1806–1863) zur Frau genommen.

Folie haben, – daß glänzende Gestalten, wie die einer Pompadour[665] und Dubarry[666], einer Howard[667] oder Lola Montez[668] im East-Room unmögliche Erscheinungen sind, – das ist gewiß in Amerika kein Unglück. –

[665] Jeanne-Antoinette Poisson, dame Le Normant d'Étiolles, marquise de Pompadour, duchesse de Menars (1721–1764); sie war eine Mätresse des frz. Königs Ludwig XV. (frz. Louis XV; 1710–1774).

[666] Marie Jeanne, comtesse du Barry (eigentl. Marie Jeanne Bécu; 1743–1793; hingerichtet), Mätresse von König Ludwig XV. (s. o.).

[667] Harriet Howard (eigentl. Elizabeth Ann Haryett; 1823–1865), die Mätresse und finanzielle Gönnern des frz. Kaisers Napoléon III. (siehe hierzu S. 212, Anm. 627).

[668] Die ir. Tänzerin Lola Montez (eigentl. Elizabeth Rosanna Gilbert; 1821–1861), die Mätresse des Königs Ludwig I. von Bayern (1786–1868).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1857. 150 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 114-120.

## Das neue Capitol[669] zu Washington.

„Goldenes Zeitalter" nennen die Menschen jene von der Sage geschilderte Periode unseres Geschlechts, wo Völker und Staaten noch unter so göttlicher Leitung standen, daß kein Widerspruch waltete zwischen Vernunft und äußerem Leben. Die Völker wohnten in ihrem Paradiese, geleitet und bewacht von dem Auge der ewigen Liebe und noch unverführt von der Schlange, die, um den Baum des Egoismus geringelt, schon lange mit den glänzenden Aepfeln der Zwietracht in der Sonne spielte. Als endlich die Verführung gelungen war, erschien der Engel mit dem Schwerte des Kriegs und vertrieb die Völker aus des Friedens Auen. Die Sage aber schloß das Buch ihrer goldenen Glückseligkeit zu und ließ den Menschen nichts zurück, als die unendliche Sehnsucht nach einem neuen Zeitalter der mit den Aeußerungen des Lebens versöhnten Vernunft.

Seit diesem traurigen Tage sannen und rangen die Besten und Edelsten bei allen Nationen, um den Pfad wieder zu finden und das Thor zu gewinnen zu dem verlorenen Paradiese. Alles vergeblich! Dreitausend Jahre weit schauen wir bis zu jenem Tage zurück, und nichts erkennen wir, als die Spuren der kühnsten Wanderer, am Ende von Sand verweht, hundert Irrwege, die zum Verderben führten, feste Bahnen, die dem Ziele zustrebten, aber hinter jeder drohend und blutbespritzt den tarpejischen Felsen[670], von welchem die Schlange des Völkergiftbaums die siegreichen Ringer in den Abgrund stürzte.

Was hat die Menschheit schon versucht und gewagt, gekämpft und geduldet, um den Einklang der Vernunft mit dem Leben wieder zu finden! Man hat bald neu begonnen beim engen Kreise, hat die Weisheit der Religion und des Rechts um Hülfe angefleht, bald hat man dem Scepter vertraut, und zum Schwerte gegriffen und weite Länderstrecken unter den Schatten Einer Krone gezwungen, und Alles führte ab vom Ziel oder gar zum entgegengesetzten. Und warum? Man hat den Baum nicht umgehauen und die Schlange nicht erwürgt und verbrannt auf dem Scheiterhaufen seines Holzes.

Die unglücklichsten Versuche zum Wiederauffinden der verlorenen Wege des Völkerglücks zeigt uns die Geschichte in dem Aufbau der sogenannten Weltreiche. Es waren Reiche des Kriegs alle bis auf das jüngste; gewaltige Gestalten erhoben sie auf das Postament der Unsterblichkeit, von 2000 Jahren vor Christus an bis auf die Tage, die wir gesehen haben, aber das Glück der Menschheit hat keine der Riesengestalten wiedergebracht, ja, man zählt die wenigen an den Fingern einer Hand her, die überhaupt den Willen dazu hatten.

Laßt uns einmal an der langen Gallerie jener Unsterblichen vorüber gehen. Zuäußerst erkennen wir Ninus[671] und Semiramis[672], noch im Halbdunkel der Geschichte als Gründer des assyrischen

[669] In den Jahren 1851 bis 1863 war das Kapitol nach Plänen von Thomas Ustick Walter (1804–1887) erweitert und in seiner jetzigen Form umgestaltet worden.

[670] Lat. saxum tarpeium bzw. rupes tarpeia; die südl. Spitze des Kapitolhügels in Rom, wo die Todesurteile durch Hinabstürzen des Delinquenten vollstreckt wurden.

[671] Ninos (Ninos (akkad. 𒀏, Ninâ, wohl „der Fisch"; griech. Νίνος, Nínos), der mythische Namensgeber und Gründer der Stadt Ninive (siehe hierzu S. 227, Anm. 673) in Assyrien; er wird häufig mit dem biblischen Helden Nimrod (hebr. נִמְרוֹד) identifiziert.

[672] Akkad. 𒊩𒊮𒈬𒊏𒈠𒀭, Šammūramāt; syr. ܫܡܝܪܡ, Šammīrām; griech. Σεμίραμις, Semíramis; eigentl. eine lediglich legendäre Königin von Babylon (siehe hierzu S. 227, Anm. 674), die jedoch hist. mit der assyr. Königin Šammu-ramāt (reg. 811–808 v. Chr.) identisch sein könnte.




DAS NEUE CAPITOL
(WASHINGTON)

Reichs. Die Ruinen von Ninive[673] und Babylon[674] zeugen von ihrem wirklichen Daseyn; aber nichts bezeugt, ob es ein größeres Glück für das Volk gewesen, an den schwebenden Gärten und am babylonischen Thurme mit zu bauen, als an den Obelisken und Pyramiden Aegyptens. Neben ihnen erscheinen Nabopalassar[675] und Nebukadnezar[676], und aus ihrem großen babylonischen Reiche ragen die brennenden Trümmer von Sidon[677], Tyrus[678] und Jerusalem[679] empor. Darauf streckt Cyrus[680] das Scepter über das persische Reich aus, aber mit Blut ist's gewonnen, das von der Donau bis zum Nil und Indus floß. Gerade 222 Jahre nach diesem gründete mit dem Schwert Alexander, das gefeiertste Heldenbild des Alterthums, sein griechisch-macedonisches Reich auf dem Boden verfaulter Staaten und hauchte ihnen einen frischen Geist ein. Er ehrte und pflegte das Edele. Darum heißt er „der Große." Alle diese Reiche umfassen stets einen bedeutenden Theil der damals bekannten Erde; Alexander würde sein Ziel, die Weltherrschaft, erreicht haben, wäre der Tod nicht zwischen beide getreten; wie viel von seinem Glücke er dann den Völkern mitgetheilt hätte, ist ein Geheimniß seines Grabes; gewiß ist aber: das einzige wahrhafte Weltreich schuf erst Rom. Ueber 120 Millionen Menschen gehorchten ihm auf 100,000 Quadratmeilen. Das mittelländische Meer war zur römischen See geworden. Es gab keine zweite Macht neben der Roms. Zu Füßen lagen ihm die blühendsten Länder aller drei Erdtheile der alten Welt, und unter die Füße trat es Glück und Freiheit aller durch Schwertes Gewalt unterjochten Völker. Keiner von all' den Eroberern, den großen Feldherren, die zu Roms Weltthron die blutigen Steine beitrugen, nicht Scipio[681], nicht Marius[682], nicht Sylla[683] oder Pompejus[684], nicht Cäsar, achteten die Provinzen des unermeßlichen Reichs für etwas Anderes, als volle Truhen für ihre Habgier oder Verschwendungswuth. Solcher hingegen, die Ehrenkränze des Volkes verdienen, sind nur wenige in Rom's Regentenhalle: Augustus, Titus[685], Trajanus[686], Adrianus[687], Antoninus Pius[688], Marcus Aurelius[689], das sind Sechs aus tausend Jahren dieses Weltreichs. – Nun folgt Mahommed's Bildsäule, umringt von einem Kreis arabischer Helden, die, von seiner Lehre begeistert, die Völker von Indien bis

---

[673] Siehe hierzu S. 197, Anm. 586.

[674] Akkad. 𒆍𒀭𒊏𒆠, Bāb-ili, „Tor Gottes"; hebr. בָּבֶל, Bāvel; griech. Βαβυλών, Babylṓn; arab. بابل, Bābil.

[675] Nabupolassar (akkad. 𒀭𒀝𒀀𒌉𒋀, Nabû-apla-uṣur; † 605 v. Chr.), der Begründer und erste König des neubabylonischen Reiches.

[676] Nabū-kudurrī-uṣur II. oder Nebukadnezar II. (akkad. 𒀭𒀝𒂁𒄷𒋛𒁀𒋀, Nabû-kudurri-uṣur; hebr. u. a. נְבוּכַדְנֶאצַּר, nəvūxadneʔṣṣar; ca. 640–562 v. Chr.), seit 605 v. Chr. neubabylonischer König.

[677] Phöniz. 𐤍𐤃𐤑, Ṣdn, „Fischerstadt"; hebr. צִידוֹן, Ṣīḏōn; griech. Σιδών, Sidṓn; arab. صيدا, Ṣaydā; osman. صيدا, Ṣaydā.

[678] Siehe hierzu S. 35, Anm. 102.

[679] Hebr. יְרוּשָׁלַיִם, Jeruschalajim; osman. قدس, Ḳuds; arab. القدس, al-Quds, „die Heilige"; griech. Ἱεροσόλυμα, Hierosólyma bzw. Ἰερουσαλήμ, Ierousalḗm; lat. Hierosolyma.

[680] Kyros II. (altpers. 𐎤𐎢𐎽𐎢𐏁, Kūruš, „die Sonne"; herbr. כּוֹרֶשׁ, Kōréš; griech. Κῦρος, Kŷros; ca. 600–530 v. Chr.), seit etwa 559 v. Chr. sechster König der Achämeniden-Dynastie. Kyros hatte durch seine Expansionspolitik die Grenzen des ehemals in nur kleinem Umfang bestehenden altpers. Reichs deutlich ausgeweitet, das unter seinen Nachfolgern von Indien über Iran, Babylon, Kleinasien bis Ägypten reichte und bis 330 v. Chr. bestand, ehe es von Alexander dem Großen erobert wurde.

[681] Wohl Publius Cornelius Scipio Africanus (235–183 v. Chr.), Feldherr im Zweiten Punischen Krieg (218 bis 201 v. Chr.) und röm. Staatsmann. Er wurde berühmt durch seinen Sieg über Hannibal Barkas (siehe hierzu S. 88, Anm. 249) in der Schlacht bei Zama (griech. Ζάμα μείζων, Záma meízon, „das größere Zama", lat. Zama maior; arab. جاما, Ǧāmā) im Jahre 202 v. Chr., der ihm den Beinamen „Africanus" einbrachte.

[682] Der röm. Feldherr und Staatsmann Gaius Marius (158/157–86 v. Chr.).

[683] Der röm. Politiker, Feldherr und Diktator Lucius Cornelius Sulla Felix (ca. 138–78 v. Chr).

[684] Der röm. Politiker und Triumvir Gnaeus Pompeius Magnus (106–48 v. Chr.; ermordet).

[685] Siehe hierzu S. 69, Anm. 193.

[686] Siehe hierzu S. 70, Anm. 202.

[687] Siehe hierzu S. 59, Anm. 143.

[688] Siehe hierzu S. 69, Anm. 194.

[689] Marcus Aurelius (121–180), seit 161 römischer Kaiser.

nach Spanien in des Propheten Glauben zwangen. Um sich ihren Himmel zu retten, starben da zahllose Menschen einen harten Tod. Dem folgenden Manne mit dem guten Willen für Belehrung und Hebung des Volks, Karl dem Großen, gebührt ein Kranz um sein Standbild. Ein Weltreich beherrschte er nicht, obwohl er über 26,000 Quadratmeilen regierte. Ein solches, und das mächtigste für Jahrhunderte, das geistliche Reich des Papstes über die Christenheit der römischen Kirche, erhöhete Gregor VII.[690] in dem Rom der Cäsaren. Es herrscht noch heute über die ungeheuere Zahl von 180 Millionen auf der ganzen Erde, und noch einmal könnte dieses zweite Rom Fürsten und Völkern mit seinen geistigen und leiblichen Fesseln Gefahr drohen, hätten Luther und Zwingli[691] jener Zahl auf der selben Erde nicht 100 Millionen Protestanten an die Seite gestellt. Während die Blüthe dieses Weltreichs in Europa seit 1073[692] sich höher und höher hob, brach in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts eine asiatische Macht sich Bahn von China bis Rußland und Polen: Dschingiskan eroberte sein großes mongolisches Reich. Der Tod hatte ihm die Hand zu dem Werke geführt; es erzeugte nur Schwäche und Erstarrung. – Wieder begrüßen wir einen deutschen Kaiser, und zwar den letzten derselben auf dem Postamente der großen Gewaltigen, den Mann, in dessen Staaten die Sonne einst nicht unterging nnd nun, seit seinem Tode, nicht mehr aufgehen will: Karl V.[693], als König von Spanien, Neapel, Mexiko und Peru. Neben diesem letzten deutschen[694] steht der erste französische Kaiser: Napoleon. Europa's Festland war ihm unterthan, sein Reich zählte 42 Millionen und seinem eisernen Willen beugten sich 120 Millionen, Paris war das Rom der alten Welt geworden, und die alte Welt spürte abermals Faust und Finger des alten Rom's, nachdem der edle General und Konsul Bonaparte am Kaiser Napoleon gestorben und verdorben war. Ein Weltreich war auch Frankreich nicht geworden, obwohl ein Welterschütterer auf seinem Thron gesessen hatte. Das Glück aber, das Napoleon's Reich den Völkern Europa's gebracht, ist das aller Stürme und Unwetter: es reinigte die schwüle dicke Luft und machte viele Völker fähig, später wieder frisch aufzuathmen. Die Gegenwart hat den Begriff eines Weltreichs erweitert, sie verlangt dafür die Herrschaft eines Staates über Länderstrecken mehrer oder aller Erdtheile. Stellten wir nun auf unser Postament den „kranken Mann" des Halbmonds[695], welchem noch heute 36 Millionen auf 86,000 Quadratmeilen dreier Erdtheile gehorchen, so möchte man das für eine unbillige Satire halten. Die Türkei ist zur Stellung eines Schützlings der europäischen Gleichgewichtsmächte hinabgestiegen. Europa zeigt uns nur noch zwei Staaten mit hochragenden Bildsäulen weltbeherrschender Unsterblichkeit. Dort prangen Peter der Große[696] und seine Nachfolger, die in der That „allzeit Mehrer des Reichs"[697] waren. Ueber 375,400 Quadratmeilen Europa's, Asiens und Amerika's[698] reicht des Reußen-Kaisers Scepter,

---

690 Gregor VII. (ursprüngl. Hildebrand von Soana; zw. 1025 u. 1030–1085), seit 22. April 1073 Papst.

691 Der Züricher Reformator Huldrych Zwingli (1484–1531).

692 Beginn des Pontifikats von Gregor VII. (siehe hierzu S. 228, Anm. 690), in das auch der berühmte „Gang nach Canossa" des dt. Königs Heinrich IV. (1050–1106) 1077 fiel, um vom Papst den Widerruf seiner Exkommunikation zu erlangen.

693 Karl V. (span. Carlos I; 1500–1558), seit 1516 König von Spanien und von 1520 bis 1555 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

694 Franz (1768–1835) aus dem Haus Habsburg-Lothringen war von 1792 bis 1806 als Franz II. der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. 1804 begründete er das Kaiserreich Österreich, das er als Franz I. bis zu seinem Tod regierte.

695 Das von 1299 bis 1922 bestehende Osmanische Reich (siehe hierzu S. 270, Anm. 836). der Ausdruck „Больной человек Европы / Der kranke Mann Europas" in Bezug auf das Osmanische Reich wurde übrigens erstmals von Zar Nikolaus I. (siehe hierzu S. 301, Anm. 925) am 9. Januar 1853 in einem privaten Gespräch mit dem brit. Botschafter Sir George Hamilton Seymour (1797–1880) verwendet

696 Peter I. der Große (russ. Пётр I Вели́кий; 1672–1725), von 1682 bis 1721 Zar und Großfürst von Rußland und ab 1721 der erste Kaiser des Russischen Reichs.

697 Übersetzung des lat. Titels „semper Augustus" für die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation ins Dt. Diese Übersetzung leitet den Eigennamen „Augustus" völlig korrekt vom lat. Verb augere, vermehren, vergrößern ab.

698 Alaska (aleut. Alax̂sxax̂; russ. Аляска, Aljaska) hatte zusammen mit einigen in Kalifornien verstreuten Besitzungen (gemeinsam Русская Америка, Russkaja Amerika genannt) bis zum Verkauf an die Vereinigten Staaten im Jahre 1867 für 7,2 Millionen Dollar zum russ. Zarenreich gehört.

dessen Willen 63 Millionen Menschen sich schweigend und blindlings fügen. Hunderte von großen bewaffneten Schiffen stehen ihm zu Gebote, auf seinen Wink marschiren Hunderttausende zu Fuß und zu Roß. Trotz alledem hat der letzte Krieg[699] manche Strahlen seiner Glorie erbleichen gemacht. Rußland steht weder mehr als unangreifbar, noch als unbesieglich da. Es zeigt das Bild eines jungen, tüchtigen Recken in einer Riesenrüstung, die seine jugendlichen Gliedmaßen noch nicht ausfüllen; er muß erst noch in seinem Harnisch wachsen, um eine Weltherrschaft behaupten zu können. – Dagegen hat noch Niemand diesen höchsten Rang dem Reiche bestritten, das als Gründerin seiner Größe eine Elisabeth[700] den Unsterblichen beigesellt hat. Hier treten wir in eine andere Zeit, in eine neue Periode des Staatslebens: nicht bloß die königlichen Nachfolger der Elisabeth, sondern selbst die Bürger, die Kaufleute, die Seefahrer, die Fabrikherren, Handwerker und Ackerbauern Altenglands waren „allzeit Mehrer des britischen Reichs." Zum ersten Male in der Geschichte stehen wir vor dem Bilde eines einmüthigen Strebens aller Glieder eines großen Volks nach einem Ziele: Fürst, Adel, Bürger, Bauern sind Krieger, Seefahrer. Kaufleute und Arbeiter zugleich, wenn es die Erringung oder Behauptung eines Landesvortheils, eines neuen gemeinsamen Volksgutes gilt. Wann hätte England je ein Beispiel geboten von solchem ermüdenden Parteihader, solcher entnervenden Unentschlossenheit, solch schleppenden Diplomaten-Verhandlungen, wie sie bei uns so oft die Quelle von Jammer und Schmach gewesen sind, wenn es eine rasche That und ein gemeinsames großes Interesse galt? Oder ist es nicht so? Geht nicht die beste Kraft, die der Sache gilt, gemeiniglich in heil- und endlosen Präliminarien auf? Deshalb wird der Deutsche auch nimmermehr einen Platz finden unter den Größen, die wir aufgezahlt haben. – Aus Englands Freiheit entsprang die Rastlosigkeit des strebenden Volksgeistes, und dieser Volksgeist schuf das britische Weltreich, das, über alle Theile der Erde ausgebreitet, auf 150,000 Quadratmeilen 190 Millionen Menschen beherrscht. Doch auch hier unterbricht uns ein mißklingender Nachsatz. Großbritannien, das den größten Theil seiner überseeischen Besitzungen nicht mit der Gewalt der Waffen, sondern durch die bändigende und veredelnde Macht der Civilisation an sich gefesselt, hat in der Hand seiner Völkerverwalter das Scepter sich zur Goldscharre verwandeln lassen, die im blinden Eifer den eigenen Boden unterwühlt und das Gebäude seiner Macht mit jähem Einsturz bedroht, und bereits ist für England eine Zeit der Züchtigung, der Prüfung und des Kampfes gekommen gegen überzählige Feinde allerorten. Es ist etwas Großes um den hochherzigen Muth und den ungebeugten Stolz einer Nation in solchen Schicksalsstunden, aber dennoch, wenn es nicht mehr bedarf, als der Vereinigung zweier anderer Mächte[701], um diese dritte von ihrer Höhe zu stürzen, so ist ihrer Weltherrschaft Ende vorauszusehen. Mag England sein Gold noch so reichlich säen, es wachsen ihm keine Krieger mehr aus der Erde, die Zeit der großen Miethlingsheere ist dahin; nicht bloß Korinth[702], selbst das See beherrschende Karthago[703] sank durch das mächtigere Rom in den Staub.

Wir sind am Ende der Gallerie der Weltmacht-Unsterblichen angekommen. Wohl breitet sich noch in Europa's Mitte und zwischen drei Meeren eine Doppelmacht[704] aus, die einer kompakten Masse von 72 Millionen auf einem Raume von 21,700 Quadratmeilen gebietet. Aber der Mangel an Einheit, Flotten und Kolonien berechtigt dieses Reich zu keinen anderen Ansprüchen, als zu der Stellung einer europäischen Großmacht, nicht aber einer Weltmacht. – Unser Gang durch die Geschichte bis zur Gegenwart hat uns zu der Ueberzeugung geführt: es besteht in diesem Augenblicke keine Weltmacht mehr.

Die Wichtigkeit dieser Wahrheit ist groß, nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft, der wir mit unseren Wünschen entgegen und mit unseren Hoffnungen voraus eilen.

Wir sahen es, es war nicht der rechte Weg zum verborgenen Thore des von der Staats-Weisheit erstrebten Völker-Glückes, den die Weltreiche des Kriegs gingen. Betrachten wir andere, beschei-

---

[699] Der Krimkrieg von 1853 bis 1856, in dem eine Koalition aus Frankreich, Großbritannien und Sardinien-Piemont auf Seiten der Türkei gemeinsam gegen Rußland kämpfte und dieses besiegte.

[700] Elisabeth I. (siehe hierzu S. 327, Anm. 990).

[701] Hiermit sind wohl die Konkurrenten Frankreich und Rußland gemeint.

[702] Griech. Κόρινθος, Kórinthos.

[703] Siehe hierzu S. 25, Anm. 72.

[704] Deutschland mit seinen beiden konkurrierenden Führungsmächten Preußen und Österreich.

denere, nicht mit Trompetengeschmetter und Kriegslärm erfüllte Reiche, die auch zunächst auf Ausbreitung der Macht und Vereinigung verschiedener Völker zu einem Gesammtleben hinzielten. Wir gehen noch einmal in das Alterthnm zurück und bleiben vor den Griechen stehen. Sie sind das erste Volk, das seine friedlichen Eroberungen über die zu seiner Zeit bekannte Welt ausdehnte. Was sie von den Phöniziern noch im Einzelnen und Kleinen mehr zu kaufmännischen Zwecken ausüben sahen, das ward durch sie zur weltgeschichtlichen That erhoben; die Kolonisation hat keine tüchtigeren Lehrer, als die Griechen, und Hellas war es, das mit seiner Kultur, seiner Religion, seiner Kunst und Wissenschaft kein Land unberührt ließ, welches der damaligen Schifffahrt zugänglich war. Von den Küsten Hispaniens bis zu den innersten Buchten des Pontus Euxinus[705] galt Cicero's Ausspruch: „Den Landschaften der Barbaren ist gleichsam ein hellenischer Saum angewebt."[706] Die Griechen hatten den rechten Weg zur Volksbeglückung wieder gefunden, und die Art der Ausbreitung ihrer Macht mit ihrer Bildung ist ein Muster, das lange verloren blieb, wie der Weg zum Paradiese, und unnachgeahmt, wie eine gute große That. In der ältesten Zeit (erste Periode der Koloniengründung) zogen ganze Stämme aus. Damals war das Städtewesen mit seinem Gemeinde- und Gemeinsinn noch eine unentdeckte Quelle der Bürger-Wohlfahrt und die Wanderer zogen davon, wie Brüder von Brüdern scheiden, deren jeder seinen eigenen Haushalt gründet und durch die eigenen Sorgen nach und nach vom Bruder getrennt wird. Diese Züge gingen fast nur nach Morgen[707], nach den Inseln des ägäischen Meeres und nach Kleinasien. Seit der Mitte des achten Jahrhunderts (v. Chr.) nahm die Auswanderung ein edleres Verhältniß zu den Daheimbleibenden an; es schieden Genossen der Gemeinden aus und die Beweggründe ihres Wanderns waren denen am ähnlichsten, welche seit 30 bis 40 Jahren aus Deutschland und Irland die Landeskinder in die Ferne treiben. In Griechenland war es aber die Trennung der Töchter von der Mutter: ein Band der Liebe knüpfte an die Heimath noch Die, welche sich in der Fremde einen freien Herd gründeten. Das heilige Feuer vom Altare der heimischen Götter trugen sie mit dem Geiste und Herzen des Griechenvolks an die fernsten Gestade, griechisch war die Stadt, die sie errichteten, wurde die Flur, die sie bebauten, aber befehlen ließen sie sich nichts vom Mutterland, sie ehrten es mit reiner freier Pietät. Erst in der dritten Periode der Kolonisationen trat die Absicht in den Vordergrund, durch dieselbe die eigene Macht zu vergrößern, dem eigenen Handel frische Nahrung zu erwerben. Die Auswanderung wurde nun von den einzelnen griechischen Städten, die einen Ueberfluß an Volkskraft besaßen, oder denen Uebervölkerung, Verarmung oder politische Unzufriedenheit mit Unordnung drohten, planmäßig organisirt, geleitet und unterstützt. Gemein hatte sie mit den früheren Wanderungen, daß auch sie ihr Ziel, eine neue Heimath, stets in den Ländern der Barbaren suchte. Auch solche Töchterstädte blieben der Mutter nicht immer unterthan und treu; doch begannen sie an ihrer Abhängigkeit in der Regel erst zu rütteln, wenn sie selbst wieder Töchterstädte gegründet und damit eigene Sorgen auf sich genommen hatten. So blieb das Verhältniß stets in edlen Grenzen, immer menschlich schön, wie das ganze Griechenthum in seinen glücklichen Tagen. Insbesondere ist, der modernen Auswanderung nach Amerika von 1494 bis 1858 gegenüber, hervorzuheben, daß, wenn auch den Griechen der rasche, kühne, selbst abenteuerfrohe Geist seines Volks von der Heimath trieb, dies nie zu zwecklosem Umherstreifen in der Ferne geschah: durchdrungen von dem Bewußtsein der politischen Zeugungskraft seines Volks, strebte er auf jeder neuen Erde nach neuen bestimmten Gestaltungen eines frischen politischen Lebens.

Das Verhältniß der griechischen Kolonisation zu den Auswanderungs- und Ansiedlungs-Zügen, die Europa allein nach Amerika sendet, ist allerdings beinahe so, wie das der Größe des mittelländischen Meers zu der des atlantischen Oceans: auf diesem segelten so viele Hunderttausende wie dort Tausende

---

[705] Das Schwarzen Meer (siehe hierzu S. 34, Anm. 97).

[706] „Ita barbarorum agris quasi adtexta quaedam videtur ora esse Graeciae; […] / So scheinen gleichsam die griechischen Ansiedlungen wie ein Saum an den Barbarenländern angewebt". (Cic. rep II, 4 in der Übersetzung: https://www.gottwein.de/Lat/cic_rep/Cic_rep201.php). Das dt. Zitat aus dem 2. Buch von Ciceros „De re publica" dürfte Joseph Meyer dem von Wilhelm Wachsmuth (1784–1866) verfaßten Werk „Hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staates, […]. – Erster Theil […]" (Halle: Hemmerde u. Schwetschke 1826), S. 49 entnommen haben.

[707] Nach Osten.

in eine neue Heimath. Dieselbe Lehre geben uns aber Beide, nämlich die: daß es nur der Alles belebende Athem der Freiheit ist, der Völker und Länder glücklich, gebildet und reich macht. Und weil die Kulturgeschichte sich der Erfahrung freut, daß zu allen Zeiten Freiheitssinn, Meerfahrt, Handel und Reichthum die Talente geweckt haben für jede Wissenschaft und Kunst, die den Menschen das Leben schmücken und veredeln, so verkünden wir mit vollem Recht einen hohen Grad der Gesittung dem Lande, das zu seiner Machtquelle der Gegenwart, der Kolonisation, die der Zukunft gefügt hat, die Annexation, die Riesenwaffe friedlicher Eroberung, den Magnet freiester Verfassung und höchsten staatlichen Wohlergehens, welcher Land um Land, Volk um Volk heranzieht, immer größere Gruppen vereinigt und im raschen Fluge die erste Macht der neuen Welt zur ersten Weltmacht der Erde erheben wird. Klingt Euch das wie ein kecker Traum, so gönnt uns ihn! Träume sind ja unschädlich für die Wachenden, und gewacht wird in der ganzen alten Welt bis zum Augenzufallen. Oder sind nur die Träume unschädlich, die aus dem Magen, nicht die, die ans dem Herzen kommen, so ist unser Traum um so schlimmer, als auch Verstand in ihm spricht. Ein Staat, der in seinem dermaligen Bestande noch für 150 Millionen Bewohner Raum hat, unermeßliche Hilfsmittel der Natur und der Technik, welche allen Weltreichen des Kriegs abgingen, die durch Einwanderung, Schule und Leben täglich steigende Bildung, der Nationalreichthum und die vollendetste persönliche Freiheit in der Entwickelung und im Gebrauche aller Kräfte und Fähigkeiten, – dies Alles kommt der heißen Sehnsucht entgegen, welche die Völker nach einem neuen, die Vernunft mit dem äußeren Leben versöhnenden Zeitalter hinzieht. – Klingt es noch wie ein Traum, daß die große Republik der andern Erdhälfte mehr als irgend ein Staat befähigt und berufen sein könnte zur Aufrichtung des höchsten Werks der Menschheit, eines Weltreichs des Friedens?

---

Das neue Kapitol in Washington, das erste Staatsgebäude der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ist ein seiner hohen Bestimmung würdiger Bau, sowohl hinsichtlich seiner Größe, wie seiner äußeren Schönheit und inneren Zweckmäßigkeit. Die ältesten Leser des Universums kennen den Mittelbau mit den drei Kuppeln noch aus dem ersten Bande des Werks (S. 57). Damals nahm das Gebäude eine Fläche von 2 Acres Land ein. Die Fronte des Hauptgebäudes, mit der prachtvollen Freitreppe und dem Giebelfeld über der Kolonnade, hat eine Länge von 352 Fuß, jeder der beiden Seitenflügel 121 Fuß, die Hauptkuppel eine Höhe von 145 Fuß. Dieser Bau kostete bis 1828 etwa 1,800,000 Dollars. Im Jahre 1851 wüthete eine Feuersbrunst im Kapitol, welche namentlich die ganze Bibliothek (35,000 Bände) von zum Theil unersetzlichem Werthe und die kostbare Kupferstichsammlung zerstörte. Mit der Wiederherstellung des Zerstörten beschloß der Kongreß eine Vergrößerung des Kapitols durch zwei neue Flügelbauten von je 140 Fuß Breite und 234 Fuß Länge. Bis zum vergangenen Jahr wurde daran gebaut und das ganze Gebäude bedeckt jetzt einen Flächenraum von 4 ½ Acres Land.

Der Anblick dieses Staatsbaues macht den Eindruck der erhabenen Ruhe stolzbewußter Macht und majestätischer Sicherheit. Man fühlt, daß diese Hallen würdig wären, die freien Sendboten einer halben Welt in sich zu versammeln.




PATENT - OFFICE in WASHINGTON

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 39f. u. 65f.

## Das *Patent-office*[708] in Washington.

Eine Bezeichnung, die von Rechts wegen nur einem Theil dieses, nach dem Kapitol prachtvollsten der öffentlichen Gebäude Washingtons gehört. Es enthält außer den Bureaus und Räumen für das Patentwesen noch das so genannte Land-Office, Census-Office, Office der indianischen Angelegenheiten etc. und umfaßt ungefähr jenen Theil des Staatskörpers, welchen eine europäische Unterthanenzunge mit dem Titel eines hochpreislichen Handelsministeriums bezeichnen würde. Der plebejisch geschäftliche Geist des Nordamerikaners kennt keine Ministerien, sondern nur Bureaus (*offices*), keine Minister, sondern nur Sekretäre des Staatschefs (*secretary of war*, *finances* etc.), keine Ministerial- und Regierungs-Räthe, sondern nur Bureaugehülfen (*clerks*). Die ganze Mechanik des amerikanischen Regierungsorganismus bewegt sich mit der Einfachheit und Leichtigkeit eines schlicht bürgerlichen Geschäftsgangs und läßt nichts wahrnehmen von dem prätentiösen Geräusch und auffallenden Pomp einer schwerfälligen monarchischen Staatsmaschine; es wird dem Ohr des Lesers fast komisch klingen, wenn Schreiber dieses erzählt, wie er selbst vor wenig Jahren mit einer schriftlichen Empfehlung an den Chef des Pierceschen[709] Kabinets (*secretary of state*), Herrn Marcy[710], das Patent-Office besuchte, ihm kein schildernder Wachtposten in den Weg trat und kein galonirter[711] oder betreßter Kanzleidiener vorhanden war, der ihn hätte stundenlang antichambriren[712] lassen und die Nase über sein etiquettewidriges Aeußere gerümpft hätte, oder bei dessen Herrlichkeit er erst bittgesuchlich um eine gnädige Anmeldung hätte einkommen müssen. Das Vorzimmerlungern ist überhaupt dort so wenig üblich, daß nicht einmal ein Raum vorhanden ist, wo man sich, wie bei uns zu Lande, erst durch eine Art Warte-Purgatorium[713] ministerempfangswürdig machen könnte. Man tritt aus dem langen offenen Corridor sogleich in das kleine schlichte Arbeitszimmer des amerikanischen Ministers, wo Schreiber dieses nicht etwa Se. Excellenz im besternten Frack, sondern in einer Nanking-Jacke[714] hinter dem Schreibpult fand, von dem aus er gleichwohl einen ganzen Erdtheil beherrscht und gewichtige Worte auch in die Geschicke anderer Völker dreinspricht. Oder wenn er erzählt, wie er auf einem Spaziergang durch den Garten des weißen Hauses sich einfallen ließ, die offene Freitreppe des präsidentlichen Palais hinaufzuschlendern, die Thüre zum Gartensalon zu probiren und, da diese sich öffnete, im Innern sich umzuschauen. Er ging von Zimmer zu Zimmer und befand sich plötzlich – vor dem Präsidenten. Eine gestammelte Entschuldigung wurde nicht angenommen, sondern der versuchte eilige Rückzug mit zuvorkommender Freundlichkeit abgeschnitten, ein paar artige Worte der Unterhaltung gewechselt und dann der freche Eindringling eingeladen, seine Wanderung durch die präsidentlichen Gemächer ungenirt fortzusetzen. Wäre dem Schreiber dies bei dem kleinsten europäischen Machthaber passirt, dürfte er sich jetzt wohl schwerlich mehr gesunder Gliedmaßen erfreuen.

---

[708] Der von Robert Mills (1781–1855) geplante Bau wurde 1836 in Angriff genommen und konnte im Jahre 1867 fertiggestellt werden; ab 1851 leitete Thomas Ustick Walter (siehe hierzu S. 225, Anm. 669) die Bauausführung.

[709] Franklin Pierce (siehe hierzu S. 223, Anm. 664).

[710] Der Senator William L. Marcy (1786–1857), von 1853 bis 1857 US-amerikanischer Außenminister.

[711] Frz. galonner, mit Tressen besetzen, verbrämen; also mit Tressen besetzte uniformähnliche Röcke.

[712] Von frz. l'antichambre, das Vor- bzw. das Wartezimmer hochgestellter Personen; wegen der damals üblichen langen, erniedrigenden Wartezeiten ist das dazugehörigen Verb „antichambrieren" pejorativ konnotiert im Sinne von sich unterwürfig, diensteifrig um jemandes Gunst bemühen.

[713] Lat. purgatorium bzw. ignis purgatorius, das Fegefeuer.

[714] Zumeist gelbliche, farbechte Baumwolljacketts.

Das Patent-Office beherbergt zunächst und zumeist die Modelle (18,000 an der Zahl) und Zeichnungen nebst Beschreibungen von Maschinen, Werkzeugen, Verfahrungsarten etc., auf welche Patente nachgesucht worden sind. Es zählt dieses Amt 150 Beamte und 25 Boten und Aufseher. Seine Hauptaufgabe ist, außer der Prüfung der vorgelegten Erfindungen und Verbesserungen, die jährlichen Leistungen auf dem Gebiete des Ackerbaues, der Industrie und des Handels zur allgemeinen Kunde zu bringen und die ausgedehntesten statistischen Nachrichten darüber zu liefern. Im oberen Stockwerke hat man eine National-Gallerie von allen für die Geschichte Amerika's interessanten Gegenständen angelegt, deren man habhaft werden konnte. So sieht man unter Anderem die Original-Unabhängigkeits-Urkunde, diesen kostbarsten Juwel des amerikanischen Volks, unter Glas und Rahmen aufbewahrt, die Presse, auf welcher Franklin eigenhändig druckte, Reliquien von Washington, wie Uniform, Säbel und Feldschatulle u. s. w. Von allgemeinem Interesse sind die ethnologischen und naturhistorischen Sammlungen, zu denen namentlich die auf Staatskosten ausgesandten Expeditionen nach den Indianergebieten des Westens, nach Süd- und Central-Amerika sehr werthvolle Beiträge liefern.

Die rasch wachsende Ausdehnung dieser Sammlungen wie der in ihm verhandelten Staatsgeschäfte läßt den imposanten Bau des Patent-Office bereits zu klein erscheinen und sollen noch zwei symmetrische Flügel angebaut werden.




GENERAL POST-OFFICE

(WASHINGTON)

Published for HERRMANN J. MEYER. 8. North William-Street NEWYORK.

## Das General-Postamt[715] in Washington.

Zu den großartigsten Instituten öffentlichen Nutzens einerseits, zu den wirksamsten und gefährlichsten Werkzeugen politischer Parteiherrschaft und Corrumpirung andererseits in den Vereinigten Staaten gehört das Postwesen. Nur durch den bereits gewonnenen großen Einfluß und den anerkannten hohen Werth dieser Institution als Waffe in den Händen der Parteien ist es zu erklären, daß ein dem demokratischen Geist der nordamerikanischen Staatsverfassung so zuwiderlaufendes System noch aufrecht erhalten wird. Es werden nämlich alle Stellen im Postdienst vom Präsidenten besetzt, und man kann sich leicht vorstellen, welchen Einfluß auf die öffentliche Meinung und welchen Druck auf die freie Willensäußerung ein wohlorganisirtes Corps von 27,000 über das ganze Land verbreiteter Privat-Beamten des Präsidenten ausübt, aber auch was für eine Armee von Parteigängern einem Präsidentschafts-Kandidaten bloß durch das Versprechen oder die Aussicht zugeführt wird, bei der Vergebung so zahlreicher einträglicher Stellen (*Spoils*[716], Beute, nennt's das Volk) bedacht zu werden. Abgesehen davon, daß durch ein solches System die Macht der Central-Regierung gerade da gestärkt wird, wo sie nur gefährlich und schädlich wirken kann, leidet noch der Dienst selbst empfindlich darunter, daß er, anstatt fähigen und erfahrenen Händen anvertraut zu sein, nur als „*Spoil*" einer feilen Prätorianerbande behandelt und auf das gewissenloseste während der kurzen Zeit des ungestörten Besitzes (alle vier Jahre erfolgt ein Kabinets- und Stellenwechsel) ausgebeutet wird. So wird die politische Moral vor Aller Augen geschändet, und dennoch scheut sich jede Partei, der Schlange auf den Kopf zu treten, aus Furcht, das einflußreiche Mittel zur Herrschaft im günstigen Fall selbst entbehren zu müssen. So sehr übertäubt dort bereits das Parteiwesen die öffentliche Stimme, daß in einer so wichtigen Frage wie dieser das allgemeine Rechtsbewußtsein nicht mehr zur Geltung kommen kann.

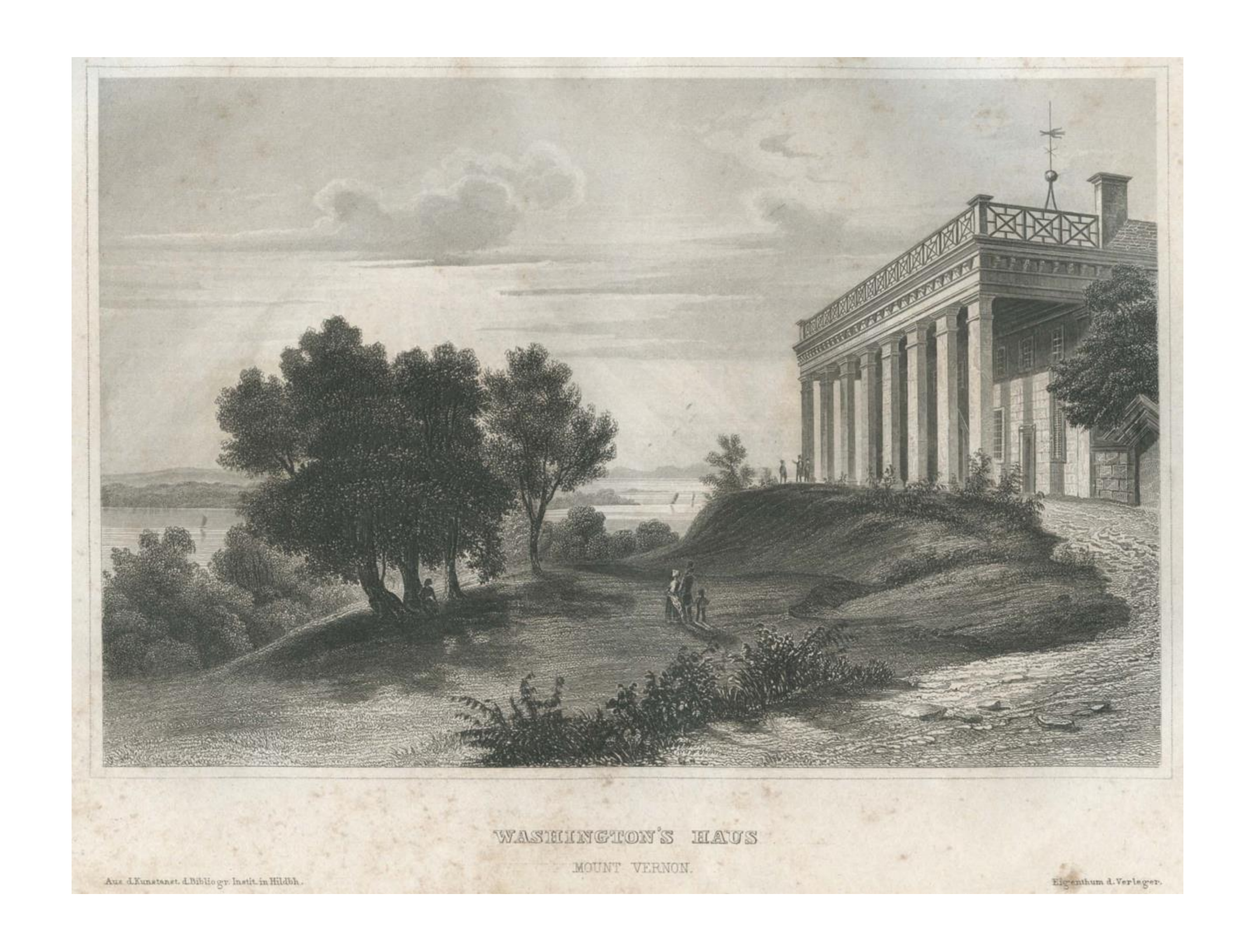
Von der höchst interessanten vergleichenden Statistik im amerikanischen Postwesen läßt uns der Raum nur wenige Zahlen erwähnen. Nach der Unabhängigkeits-Erklärung (1776) verwaltete Benjamin Franklin, der erste General-Postmeister, nur 75 Poststellen, mit einem Budget von 22,000 Dollars. 1814, bei Herabsetzung des Porto's, war die Zahl der Postämter auf 3000 und die Revenuen des Staats auf 300,000 Dollars gewachsen. 1850 wurde abermals das Porto ermäßigt, und zählte man bereits 15,000 Postmeister und eine Einnahme von 5,495,000 Dollars. Seitdem sank das Porto auf das Minimum von 3 Cent für den Brief nach jedem Theil der Vereinigten Staaten und hat sich damit, bei den 27,000 Poststellen, die beförderte Korrespondenz verfünffacht und die Einnahme verdoppelt. Es spricht nichts beredter für das System billigen Porto's sowohl, als auch für die wachsende Intelligenz, und das Erkennen der geistigen Bedürfnisse in den Vereinsstaaten. Kein Land der Erde hat eine solche hohe Entwickelung seines Post-Verkehrswesens aufzuweisen. Wohl dem Volke, trotz alledem, das sich ihrer erfreut. –

Das Gebäude des General-Postamts ist eine der schönsten Zierden Washingtons. Es wurde 1841 ans weißem Marmor gebaut, der im Wetter eine gelbe Farbe angenommen hat. Die Kosten betrugen 600,000 Dollars. Es umfaßt 80 Bureaus, in denen 150 Clerks[717] beschäftigt sind.

[715] Das Gebäude nach Plänen von Robert Mills (1781–1855) war 1842 fertiggestellt worden.

[716] Das US-amerik. „spoils system" bezeichnet die in der dortigen Politik bis heute gängige Praxis, daß der Gewinner einer Wahl seine Unterstützer mit Stellen im öffentlichen Dienst belohnt. Der Begriff geht auf den 1832 von Senator William L. Marcy (1786–1857) getätigten Ausspruch zurück „to the victor belong the spoils", auf deutsch etwa „dem Sieger gehört die Beute".

[717] Engl. Angestellte.




WASHINGTON'S HAUS

MOUNT VERNON.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Vierzehnter Band. Dritte Folge, vierter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 144 S. 8°. S. 13-21.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Andree, H. Berlepsch, Elfried v. Taura, Fr. Friedrich, Fr. Hofmann, H. Marggraf [recte: Marggraff], C. Morell, Jos. Rank, Max Ring, Jul. Rodenberg, A. Schlönbach u. v. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. –Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 296 S. Gr. 8°. S. [93]-100.

## Washingtons Haus und Grab auf Mount Vernon
in Virginien.

Am 5. Oktober 1860 bot die Grabstätte des größten und besten Mannes, den die westliche Erdhälfte erzeugt hat, ein merkwürdiges Schauspiel dar. Der Sohn[718] Victoria's von Großbritannien[719] betrat den Hügel, auf welchem Georg Washington seine letzten Tage verlebte; der Erbe jener Krone, aus welcher gerade dieser Virginier ein herrliches Juwel herausgebrochen, stand andächtig an dem Sarge des Rebellen, welchen der Großvater des Prinzen von Wales[720] geächtet hatte!

Aber die Welt hat diesem „Rebellen" den immergrünen Lorbeerkranz auf seine Stirne gedrückt; sie rechnet ihn, den Vorkämpfer für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes, unter jene hohen, edlen und reinen Charaktere, die dem Menschengeschlecht zur Zierde gereichen. So unsterblich auch sein Ruhm ist, das Volk, für welches er gestritten, und dem er so viele Wohlthaten erwiesen, zeigt sich seiner nicht würdig. Gerade jene Tugenden, in denen Washington ihm ein so hell leuchtendes Vorbild hätte sein können, die Selbstbeherrschung und die Mäßigung, verschmähet es; auf die Mahnungen Dessen, welcher „der Erste im Kriege, der Erste im Frieden, der Erste im Herzen seiner Mitbürger"[721] genannt wird, hört es nicht, sondern es schlägt Washingtons dringende Bitten und Warnungen sündhaft und vermessen in den Wind. Schon zwei Menschenalter nach dem Tode des ersten Präsidenten der Republik sinkt das stolze Gebäude, zu dem er mit so vielen Opfern und so großer Hingebung den Grund gelegt, und welches er sicher unter Dach zu bringen glaubte, in Trümmer, die mit Bruder- und Bürgerblut[722] befleckt werden.

Wir wiederholen es: eines Mannes und Helden wie ihres Washington zeigen sich die Amerikaner jetzt nicht würdig. Wenn er heute das Grab auf Mount Vernon sprengen und, mit seiner irdischen Hülle bekleidet, wieder heraustreten könnte unter das entartete Geschlecht, gewiß, sein mildes Antlitz würde im Zorn aufflammen, sein klares Auge Blitze sprühen, sein Mund ihm donnernd zurufen: „Wahnsinnige, was beginnt ihr? Erkennt ihr nicht den Abgrund, in den euch eure Raserei stürzt? haltet ein!" Aber schon ist es zu spät; ein unheilvolles Verhängniß treibt sie unrettbar in's Verderben. Washington würde sich mit blutendem Herzen von ihnen abkehren, sein selbstmörderisches Volk beklagen, und in seinem Grade wieder ewige Ruhe suchen. – Alljährlich haben sie am 22. Februar den Geburtstag ihres Helden mit

[718] Kronprinz Albert Edward (1841–1910), der 1901 als Eduard VII. den brit. Thron besteigen sollte.

[719] Victoria (1819–1901), seit 1837 Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland und ab 1876 auch Kaiserin von Indien.

[720] Georg III. Wilhelm Friedrich (engl. George III; 1738–1820), von 1760 bis 1801 König von Großbritannien und Irland, seit 1801 König des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland.

[721] „First in war, first in peace, and first in the hearts of his countrymen." Zitat aus dem von Henry „Light Horse Harry" Lee (1756–1818) verfaßten Nachruf auf George Washington, der am 28. Dezember 1799 vor dem Kongreß verlesen wurde.

[722] In dem am 12. April 1861 mit der Beschießung von Fort Sumter durch die Südstaaten begonnenen Bürger- bzw. Sezessionskrieg, der erst mit der am 9. April 1865 in Appomattox Court House erklärten Kapitulation der Konföderierten beendet werden sollte.




DAS GRAB WASHINGTONS

Kanonenschüssen und hochtrabenden Reden festlich begangen, aber seine Lehren haben sie vergessen und sein erhabenes Beispiel nicht befolgt!

Als der Jüngling, der einst das Scepter eines Reiches tragen soll, in welchem die Sonne nicht untergeht[723], vor der Asche des großen und edlen Mannes sich verneigte, zuckten schon Blitze aus dem politischen Wettergewölke. Die Luft war schwül und mit Elektricität überladen; aber noch hatte man die große Union, deren Vater Washington gewesen, nicht zertrümmert, und wohlgesinnte Patrioten mochten die Hoffnung nicht aufgeben, daß sie zu retten und der Bürgerkrieg abzuwenden sei. Der Prinz von Wales fuhr an einem sonnigen Tage nach Mount Vernon auf einem Dampfer; der Potomac, an dessen Ufern jener geweihete Hügel sich erhebt, erglänzte wie ein Spiegel; die Wälder prangten in jenem bunten Blätterschmuck, welcher im Herbste den nordamerikanischen Landschaften einen so hohen Reiz verleiht. Als das Schiff, an dessen Bord sich auch der Präsident der Vereinigten Staaten[724] und mehre einflußreiche Männer befanden, in die Nähe von Mount Vernon kam, trat der englische Königssohn an das Steuerrad, über welchem das sternbesäete Banner flatterte; er wollte sich die Ehre nicht nehmen lassen, sein Fahrzeug nach der Ruhestätte Washingtons zu lenken. – Wenn Georg III. das hätte ahnen können, wenn er gehört hätte, daß sein Enkel in die Töne des „*Hail Columbia!*“ einstimmte! –

Der Prinz stieg an’s Land und war umrauscht von den ehrwürdigen Bäumen, welche ihren Schatten auf das einfache Grab werfen. Er ging in das Mausoleum, ein schlichtes Gewölbe mit zwei Gitterthüren, und sah zwei Marmorsärge vor sich. Die Inschriften sagen, daß in dem einen Georg Washington, in dem andern sein Weib Martha[725] in ewigem Schlafe ruhen. Der britische Königssohn stand schweigend da; als er sich gesammelt, sprach er: „Seine Großthaten sind unvergänglich.“ Dann erbat er sich als Ehre, neben diesem Grab einen Baum pflanzen zu dürfen, und vertrauete einige Roßkastanien der Mutter Erde an. Auch nahm er mehre Kastanien mit sich, um sie als Andenken an jene Stunde daheim im Parke von Windsor zu pflanzen. Darauf verweilte er einige Stunden in dem schlichten Wohnhause. –

Mount Vernon steht da – als ein Schimpf und eine Schande für die Amerikaner: denn das Haus ist verödet, verfallen, vom Schwamm angefressen und drohet theilweise den Einsturz. In manchen Fenstern fehlen die Glasscheiben, die Geländer sind zerbrochen, das Ganze macht auf den Beschauer den peinlichen Eindruck der Trostlosigkeit. Ueberall gewahrt er Spuren von Vernachlässigung.

Georg Washington starb ohne Kinder. Das Erbe fiel an Leute, die seinen Namen tragen, ihn aber nicht zu ehren wußten. Schon im Jahre 1813 ließ ein Neffe[726] das Meiste aus dem Nachlasse des großen Mannes versteigern; Neger in Alexandra kauften die Kleider und trugen die dreieckigen Hüte des Generals. Der gegenwärtige Besitzer[727] bietet von Zeit zu Zeit seine Sklaven zum Vermiethen oder zum Verkauf aus, etwa so, wie bis vor Kurzem russische Edelleute ihre Leibeigenen in Verding gaben. Washingtons Erbe lebt in ungünstigen Geldverhältnissen, und Mount Vernon war seit langer Zeit feil.

Unter dreißig Millionen Amerikanern war nicht ein einziger, der sich herbeigelassen hätte, Mount Vernon zu erwerben und dasselbe würdig herzustellen! Sie gaben Millionen für Missionen bei den Heiden, sie verwandten Hunderttausende, um den Pflanzern Sklaven zu rauben und diese in Canada der „Freiheit“, das heißt dem Elende und der Hilflosigkeit zu überlassen; sie hielten Tausende und aber Tausende von Reden zu Ehren der Helden; sie steigerten die Bundeseinnahme bis auf die Summe von mehr als siebenzig Millionen jährlich; sie verschleuderten in gewissenloser und betrügerischer Weise Hunderte von Millionen; sie errichteten dem großen Mann in der nach ihm benannten Hauptstadt eine Denksäule, die noch heute ein unfertiger Rumpf ist und für welche man Gelder über Gelder vergeudete.

---

[723] Das British Empire.

[724] James Buchanan Jr. (1791–1868), von 1857 bis 1861 der 15. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

[725] Washington hatte am 6. Januar 1759 Martha Dandridge Custis (1731–1802) geehelicht.

[726] Bushrod Washington (1762–1829), der das Anwesen 1802 nach dem Tode von Martha Washington (s. o.) geerbt hatte.

[727] John Augustine Washington III (1821–1861; gefallen) hatte das Anwesen 1855 geerbt.




*USA: 1 Dollar 1963, George Washington*
*(siehe hierzu S. 215, Anm. 636).*

Aber an Mount Vernon dachten sie nicht; für diese geweihete Stätte hatten sie kein Geld und keine Pietät. Die Summen, welche sie alljährlich an Washingtons Geburtstage blos für Feuerwerke ausgaben, würden längst zum Ankaufe von Mount Vernon hingereicht haben. Weder einer von den tausend und aber tausend Parteidemagogen, die aus der Aufregung der Bürger ein politisches Kapital und aus auf gebauschtem Redensartenpatriotismus ein Gewerbe machen, noch sogenannte Staatsmänner im Kongreß, noch sogenannte Volksfreunde oder irgend eine Staatslegislatur, dachten daran, Mount Vernon in ein, Land und Volk und deren großen Mann ehrendes Nationaldenkmal umzuwandeln.

Diese Schmach ging einer Frau[728] zu Charleston in Südcarolina tief zu Gemüthe, und sie hat wenigstens den Versuch gewagt, solchen Schimpf von der Nation abzuwälzen. Sie beschämte die Männer, indem sie sich an ihr eigenes Geschlecht wandte, und sie fand Anklang. So wurde eine Mount-Vernon-Genossenschaft gegründet, welche Geld sammelt, um für zweimalhunderttausend Dollars Grab und Wohnhaus zu erwerben. Sie hat sich das Kaufrecht durch eine Anzahlung von fünfzehntausend Dollars gesichert und ist auch von einigen wackeren Männern freigebig unterstützt worden. Aber man sammelt und sammelt seit nun drei Jahren, und inzwischen verfiel Mount Vernon mehr und mehr: während des rasenden Parteigewirres, das endlich zu blutigen Metzeleien führte, hat man kaum noch an jene Ruine am Potomac gedacht.

Und wie steht es mit den Räumen, in denen einst Washington seine berühmte Abschiedsadresse an das Volk[729] schrieb, jenes herrliche Denkmal seines hohen Sinnes, seiner staatsmännischen Weisheit und seiner patriotischen Befürchtungen?

Der Zugang ist eine Art von Wüstenei; man sieht nur Unkraut und Gestrüpp. Ueberall gewahrt man die Spuren der Vernachlässigung, nirgends ist nachgebessert worden, die Säulen drohen den Einsturz, das Pflaster in der Halle ist kaum noch zur Hälfte da; in dem sogenannten Konservatorium, in welchem 1832 eine Feuersbrunst Verwüstungen anrichtete, hat man noch nicht einmal Hand angelegt, um die Räume auch nur ordentlich zu säubern. Die Brandstatte ist geblieben. Garten und Felder befinden sich in völlig verwahrlosetem Zustande; am schmachvollsten bleibt aber, daß dem Mausoleum und dem Grabe nicht einmal jene Fürsorge gewidmet wurde, welche kein Geld kostet. Auch dort Verfall, Unkraut, Verödung. Die wackere Frau aus Südcarolina rief: „Es ist unsere Pflicht, diese geheiligte Stätte zu säubern, das Haus der Vernichtung zu entreißen, das Unkraut zu entfernen, Rasen zu legen, Bäume zu pflanzen, die wenigen, welche noch übrig und noch nicht unter der Axt gefallen sind, zu erhalten. Wir wollen das Innere wieder so herrichten, wie es bei Seinen Lebzeiten gewesen, einfach, sauber,

[728] Ann Pamela Cunningham (1816–1875) aus South Carolina; sie hatte 1853 die „Mount Vernon Ladies' Association" gegründet.

[729] „Washington's Farewell Address to the People of the United States on his Approaching Retirement from the Presidency" vom 17. September 1796.

schmucklos, denn das entspricht Seinem Wesen, welches die Pracht verschmähete. Und dann wollen wir Alles, was von Seinen verschleuderten Sachen im Land umher zerstreut ist, wieder sammeln und in diesen Räumen aufstellen. Vor Allem aber müssen wir das Grab so herrichten, daß es Seiner nicht länger unwürdig, nicht ferner eine brennende Schmach für uns sei! Und deshalb wenden wir uns an das Herz des Landes!“

Das „Herz des Landes“ hat jedoch nur matt geschlagen; Mount Vernon liegt wüst nach wie vor. Die Amerikaner machen darüber dem Besitzer Vorwürfe, der ohne Zweifel uneingedenk der Pflichten ist, welche schon sein bloßer Name ihm auf erlegt; die bei weitem größte Schuld fällt aber auf das Volk selbst, das weder Pietät bewiesen, noch seine Schuldigkeit gethan hat. Weshalb erwarb der Kongreß nicht das Landgut des verschuldeten Farmers als Nationaleigenthum?

Hervorragende Nordamerikaner haben ihrem Volke den völligen Mangel an Pietät zum Vorwurfe gemacht, welcher aus einer Verödung des Gemüthes entspringe und nahe an Barbarei streife. Mount Vernon gibt Zeugniß für die letztere. Kein geringerer Mann als Eduard Everett[730] in Boston äußert darüber bittere Klagen. Die Yankees[731] sind jahraus jahrein als neugierige Gaffer oder patriotische Pilger in unzähliger Menge nach jenem Hügel am Potomac geströmt und haben den Besitzer überlaufen. Mit jener zudringlichen Dreistigkeit, welche kennzeichnend für sie ist, drängen sie sich an das Grab und in das Haus, und Vielen sind die Rücksichten des Anstandes fremd. Alles, was nicht niet- und nagelfest erscheint, ist unsicher, wenn es nicht unter Obhut gestellt wird; was sich nur abbrechen oder ab schneiden ließ, das ist abgebrochen und abgeschnitten worden; sogar Sträucher an den Wegen und Pfähle vom Geländer des Hauses hat man abgerissen und fort getragen. In einem Glasbehälter wird der Schlüssel zur pariser Zwingburg, der Bastille, verwahrt, welchen Lafayette[732] seinem Freunde Washington als Andenken an ein folgenschweres Ereigniß geschenkt hatte. Vor zwei Jahren machte ein Yankee den Versuch, die Glasscheiben zu zerbrechen, um den Schlüssel zu stehlen. Das schöne marmorne Sims am Kamine im Speisezimmer, ein Ehrengeschenk aus London, ist zerschlagen, die einzelnen Stücke sind als sogenannte Reliquien fortgeschleppt; junge Magnolienstämme abgeknickt und als – Spazierstöcke mitgenommen worden.



*Marquis de La Fayette*
*(siehe hierzu S. 242, Anm. 732).*

Auch die neuengländische Spekulation, nicht minder barbarisch als der vandalische Yankeeismus vieler „patriotischen Pilger“, hatte es auf Mount Vernon abgesehen. Sie wollte ein Raritätenkabinet, eine Art Museum in Barnums[733] Style, neben dem Grabe Washingtons gründen, Koncerte veranstalten, Bälle geben, Trinkstuben einrichten, vielleicht auch Spielhöllen: der große Mann sollte als Werkzeug für den Humbug mißbraucht werden!

Ohne Georg Washington wäre es den Nordamerikanern schwerlich gelungen, ihre Unabhängigkeit zu erringen und ihre Freiheit zu sichern. Mit Recht bezeichnen sie ihn als ihren Schutzgeist. Aber bei seinen Lebzeiten haben sie im Kriege wie in der Politik ihm schwere Verlegenheit bereitet, und

---

730 Edward Everett (1794–1865), ehemaliger US-Außenminister und Präsident der Harvard Universtiy.

731 Siehe hierzu S. 214, Anm. 633.

732 Der frz. General und Revolutionsheld Marie-Joseph-Paul-Yves-Roch-Gilbert du Motier, marquis de La Fayette (1757–1834), der auch auf Seiten der Amerikaner am Unabhängigkeitskrieg (siehe hierzu S. 204, Anm. 602) gegen die Engländer teilgenommen hatte. Das von François Gérard (1770–1837) 1825 geschaffene Portrait wurde um 1840 von Kaspar Burkhart (1810–1882) und Franz Xaver Stöber (1795–1858) gestochen; die Graphik entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

733 Der amerik. Zirkuspionier und Politiker Phineas Taylor Barnum (1810–1891).

selbst ein so großer, in sich starker und gefesteter, muthiger und besonnener Charakter war oft nahe daran, zu verzweifeln und wurde von trüben Ahnungen überwältigt.

Während der beklagenswerthen Reaktion nach den Befreiungskriegen in Deutschland[734], als Tausende und Hunderttausende unserer Landsleute auf der andern Seite des Weltmeers eine neue und freie Heimath suchten, wurde es üblich, die nordamerikanische Union mit einem Strahlenkranze zu umgeben und Vergleiche anzustellen, welche nur vortheilhaft für die neue Welt ausfielen. Ein Mann wie Washington genügte allein, um seiner Schöpfung Glanz zu geben. Auch war in den jungen Republiken ein frisches Leben, ihr Wohlstand nahm in beispielloser Weise zu und hielt gleichen Schritt mit dem Anwachs der Bevölkerung. Nordamerika schwang sich binnen dreißig Jahren zu einer Großmacht empor. Vor etwa einem Menschenalter, unter Jacksons[735] Präsidentschaft, erschienen ihre Zustände beneidenswerth, obwohl tiefer blickende Männer schon zu jener Zeit manche ernste Bedenken hegten. Diese waren nicht unbegründet, denn die innere Zersetzung hatte begonnen, die Entfremdung unter den Geistern war da, die Parteien arteten mehr und mehr aus, die Korruption fraß das Staatswesen der Union und ihrer einzelnen Bestandtheile an, und in den Aemterjägern und Politikern von Handwerk bildete sich eine Klasse von Demagogen heran, durch welche in unseren Tagen die Union zu Grunde gerichtet worden ist.

Der Nimbus konnte nicht dauern, die nackten Thatsachen und die geschichtliche Wahrheit haben ihn verscheucht. Lange Zeit hat man die Pilgerväter, welche 1620 mit dem vielgepriesenen Schiffe „Maiblume“[736] in Massachusetts landeten, als Vorkämpfer der Glaubensfreiheit und der Demokratie hingestellt; und doch wissen wir, daß sie finstere, beschränkte und verfolgungssüchtige Fanatiker waren, grausame und tyrannische Frömmler. Man bezeichnete als „Apostel der Freiheit“ Menschen, welche Europa verlassen hatten, um ihre Kinder nicht mit geweihetem Wasser taufen, ihre Söhne oder Töchter nicht mit Ringen trauen, sich selber nicht mit dem Zeichen des Kreuzes begraben zu lassen. Sie richteten Quäker[737] hin, weil diese nicht ihres Glaubens waren, sie schrieben vor, wie und was man essen und trinken dürfe, wie lang die Aermel an den Kleidern sein sollten. Sie hatten ein Späherwesen, das alle Familienangelegenheiten kontrolirte und Aeltern öffentlich und schimpflich bestrafte, weil sie am Sabbath ihre Kinder küßten. Sie waren daneben geld- und rangsüchtig, und nie hat es Menschen gegeben, denen freie und freiheitliche Gesinnung so fern lag und so wildfremd war, wie jene im Herzen verödeten, vom Qualme dumpfen Wahnglaubens umnebelten vielgerühmten Pilgerväter.

Man hat die Kämpfer im Unabhängigkeitskriege nicht minder über Gebühr gepriesen. Gewiß haben Viele unter ihnen als tapfere und rechtschaffene Männer ihre Schuldigkeit gethan; wer aber Georg Washingtons hinterlassene Schriften und seinen Briefwechsel kennt, gewinnt einen sichern Einblick in die Verhältnisse jener Zeit. Kein anderer Mann ist so arg verleumdet, angegriffen und von seinen Zeit- und Streitgenossen so sehr verkannt worden, wie gerade er, der Retter. Dem eisernen Charakter war es nicht selten bang um’s Herz. „Ich sehe“, schreibt er, „überall Trägheit, Zügellosigkeit und Ausschreitungen der bedenklichsten Art; persönlicher Hader und Parteigezänk sind an der Tagesordnung. Das Volk ist schlaff, sein Eifer läßt nach.“[738] Die Revolutionssoldaten rissen schaarenweise aus und gingen zu den Engländern über, die Lieferanten betrogen schamlos; die Mannszucht war locker und konnte nur nothdürftig dadurch aufrecht erhalten werden, daß man die Unbotmäßigen auspeitschte oder todtschoß. Im Kongreß war die Zerrüttung nicht minder groß, und die Eifersucht zwischen dem Norden und dem Süden schon damals bedenklich. Washington selbst wurde ingrimmig angefeindet, und wohl hatte er Recht, die Bundesverfassung, welche endlich im Jahre 1789 zum Landesgesetz wurde, als ein Schmerzenskind zu bezeichnen. Er trat als erster Präsident an die Spitze der Union, wurde nach Ablauf von vier

---

734 Von 1813 bis 1815 gegen die napoleonische Herrschaft.

735 Andrew Jackson (1767–1845), von 1829 bis 1837 der 7. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

736 Engl. Mayflower, Schattenblümchen (Maianthemum).

737 Engl. quaker, Zitterer; eigentl. „Religious Society of Friends / Religiöse Gesellschaft der Freunde“, eine Mitte des 17. Jhd.s von George Fox (1624–1691) in England gegründete rel. Erweckungsbewegung, die dort jedoch wegen ihrer pazifistischen Ausrichtung starker Verfolgung ausgesetzt war, weshalb viele Quäker nach Pennsylvania auswanderten, wo Religionsfreiheit herrschte.

738 So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

Jahren wieder gewählt und zog sich im März 1797 in's Privatleben zurück. Während seiner letzten Lebensjahre verweilte er auf Mount Vernon, wo er am 14. December 1799 seine edle Seele aushauchte.

In seiner berühmten Abschiedsadresse, diesem herrlichen Vermächtniß an sein Volk, hat er namentlich vor der Bildung solcher Parteien gewarnt, welche einen sektionellen Charakter tragen, nur Menschen in Einer geographischen Abtheilung des weit ausgedehnten Landes und Bundes umfassen; der große Wahrschauer wußte, daß sie die Union zu Grunde richten würden. Die böse Ahnung war nicht trügerisch. Sechsundfünfzig Jahre nach Washingtons Tode bildete sich eine sektionelle Partei im Norden, die sogenannte republikanische, im Gegensatz zu den südlichen Sklaven haltenden Staaten, und rief hier als Gegensatz die Partei der Secessionisten in's Leben. Auch die große national-demokratische Partei zerfiel in eine nördliche und südliche Abtheilung, ein weiter Riß klaffte durch das Land, und das große Werk, welches der „Vater des Vaterlandes" mit so unsäglichen Mühen und Sorgen zum Abschluß gebracht, ist nun zerfallen.

Das nordamerikanische Volk artete, namentlich während der letzten zwanzig Jahre, mit einer Raschheit aus, die in uns nicht minder Staunen erregt, als die allgemeine politische und sittliche Verwilderung. Die Amerikaner selber mögen darüber Zeugniß abgeben, und wir lassen Stimmen reden, die sich in der Presse der republikanischen Partei im Frühlinge des Jahres 1861 erhoben. Auch zeugen der Zerfall der Union und die Wuth, mit welcher man in einen vernichtenden Bürgerkrieg stürmt, laut genug.

„Ist bei uns", so ruft eine Stimme, „der Name Politiker nicht etwa gleichbedeutend mit Demagog? Ziehen sich die letzten Ehrlichen nicht etwa in den deckenden Schatten des Privatlebens zurück, um ihre Hände in Unschuld zu waschen? Sind wir nicht in manchen großen Städten oftmals schon nahe daran gewesen, daß wohleingerichtete Banden von Raufbolden und Dieben die Herrschaft an sich rissen und alle ehrlichen Bürger zum unbedingten Gehorsam unter ihren Terrorismus zwangen? Sie ließen keinen Mann in ein Amt gelangen, wenn er nicht ihrer Bande angehörte oder sich zum völligen Werkzeuge derselben hergab. Und so ist es auch im Großen mit der Politik des ganzen Landes. Die Handwerkspolitiker leiten die Maschinerie von den Urwahlen bis in den Kongreß hinauf."

„Das Uebel steigerte sich schnell; es ist gleich empörend in allen Parteien."

„Der zukünftige Geschichtschreiber wird mit Staunen und Trauer die Krankheitssymptome unseres Staatskörpers verzeichnen und wird nicht umhin können, sie als bittere Warnung für alle nach Freiheit strebende Völker hinzustellen. Selten ist eine Katastrophe der Auflösung, der gänzlichen Ohnmacht, der Rathlosigkeit so plötzlich über ein Volk gekommen, wie jetzt über das amerikanische. Noch vor wenigen Monaten stand es in der vordersten Reihe unter den hoffnungsvollen Nationen, auch die kühnsten Pläne schienen sich zu verwirklichen, mit unbändigem Stolze blickte der amerikanische Bürger auf alle Völker herab, die unter weniger freien Einrichtungen leben. Der Amerikaner hielt sich für eine Art Ausnahmewesen, für ein bevorzugtes Mitglied in der großen Menschenfamilie, dem Alles gelingen müsse, und bei welchem sogar die Fehler zu Quellen des Wohlstandes würden."

Eine Völkerwanderung ergoß sich wie eine befruchtende Fluth über das Land und lagerte ihre besten Kräfte an den äußersten Ufern des großen Stromes der Civilisation ab. Wie durch Zauberschlag verwandelten sich öde Wiesensteppen in freundliche Felder und Gärten, und aus dem Urwald erscholl das Echo der Axtschläge. Von diesem reißenden Strome wurden eingeborene Spekulanten auf der Oberfläche getragen und mit fortgetrieben. Sie bereicherten sich an den Früchten der Arbeit jener fleißigen Einwanderer. Durch sie wurden viele Amerikaner reich. Wie im alten Rom mit reißender Schnelligkeit sich der Luxus steigerte, als die ungeheuern Schätze der eroberten Provinzen in die Hauptstadt flossen, so erhoben sich in den nordamerikanischen Städten die Prachtpaläste der plötzlich zu großem Reichthum gelangten Ländereispekulanten, der Bankiers, der Getreidemäkler und Goldgräber. Mit rasender Hast stürzten Alle, die Geld gemacht hatten, in die Arme eines zumeist lächerlichen Luxus, einer stupiden, oft thierischen Genußsucht, die nicht einmal durch Sinn für das Schöne einigermaßen veredelt wurde, denn dieser keimte nicht auf im Drang und im Jagen des Geschäftslebens. Der Werth des Menschen wird nur nach Einem Maßstabe bestimmt: nach dem Gelde, dem Besitz und dem Erfolg; alle andern Begriffe der Moral und der Mannesehre sind nicht vorhanden. Armuth ist Verbrechen, Reichthum ist Tugend. Mit dem Mangel an Achtung vor der Sittlichkeit wuchs die Unmoralität zu riesenhaften Verhältnissen empor; die öffentliche Meinung hegt keinen Abscheu mehr vor Betrug und Verbrechen. Oder ist es etwa nicht wahr, daß Menschen, welche das Volk um Millionen betrogen, oder Rebellion erregten

und alle Gesetze mit Füßen traten, wie Märtyrer behandelt wurden? Wurde nicht die Flucht eines newyorker Postmeisters[739], der große Summen mit kaltem Vorbedacht veruntreuete, in einer Weise beschrieben, als ob es sich um die letzten Augenblicke eines Sokrates handle? Genießen nicht gemeine Mörder alle Ehren, bleiben sie nicht trotz alledem Mitglieder des Kongresses? Die Zeit ist aus den Angeln gegangen, das Volksbewußtsein hat seinen Halt verloren, Bürgertugend ist verschwunden.

Die politische Zerrüttung und die allgemeine Verderbniß im Staatswesen ist lediglich ein Reflex jener Unredlichkeit und grauenhaften allgemeinen Entsittlichung des Privatlebens. So ruft eine andere Stimme, gleichfalls aus dem republikanischen Feldlager: „diese Union gerieth in's Verderben, weil die Menschen eine schmutzige Selbstsucht zu ihrem Leitsterne machten, weil Alles zu einem großen Versteigerungsgeschäft der Schande und Sittenverderbniß geworden. Die äußere Form dieser Republik ist zusammengebrochen, und schon vorher zerbröckelte Stück für Stück ihrer einzelnen Einrichtungen. Der ganze Raubbau ist nun eingestürzt; hin ist der Glanz, hin fast die Hoffnung. Unser scheinbares Glück war ein blindes, unorganisirtes Glück. Das ganze Volk hat die rechte Fährte verloren, jede Partei ist eine Schwindlersippschaft, jedes Urtheil und jede Ansicht ist käuflich. Es gibt weder für die Schurken am Ruder, noch für die Schurken, die an's Ruder wollen, eine Justiz, welche sie zu fürchten brauchen, und darum konnte alle sittliche Ordnung im Staatshaushalte umgestürzt werden, konnte eine ganze Regierungsmaschine mit ihren Räderwerken rückwärts und abwärts auf Verbrechen, Verrath und den Umsturz des Rechtszustandes hinarbeiten. Man stiehlt, verschenkt, verschleppt und verschleudert das öffentliche Vermögen: wer ein Amt hat, nimmt mehr, als ihm gebührt, die öffentliche Presse kennt keine Wahrheit mehr; je nach dem Interesse, welches sie verfolgt, färbt sie denselben Gegenstand weiß oder schwarz; auch sie hat sich, gleich dem souveränen Volke, die Willkür zum Gesetze gemacht, und als ihre höchste Doktrin gilt der Satz, daß es weder für das Volk, noch für die Presse ein Verbrechen gebe; die Verwilderung ist allgemein“[740].

Solche Geständnisse kommen aus der gepreßten Seele von Männern, welchen es tief zu Gemüthe geht, daß ein großes freies Gemeinwesen, auf welches man auch in Europa mit froher Hoffnung hinblickte, sofort gänzlich ausartete, als es kaum in das Stadium einer Entwickelung zur Reife getreten war. Gewiß gibt es eine große Anzahl wackerer und rechtschaffener Bürger in Nordamerika, aber sie haben sich nicht zur Geltung bringen können; die gesunden Stämme und Früchte sind vom Unkraut und von Schmarotzerpflanzen überwuchert worden.

Der heillose Bürgerkrieg zeugt von der Heillosigkeit der bisherigen Zerrüttung aller staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse. Eine Partei sucht der andern die meiste Schuld aufzuwälzen; wer aber die Menschen und die Entwickelung der Dinge kennt, wird sagen, daß sie alle an frevelhafter Gewissenlosigkeit, Parteisucht, Unredlichkeit, Demagogenthum und Aemterjägerei mit einander wetteifern und alle zumal die Axt schwangen, um den Baum der Freiheit zu fällen. Ihr Werk ist vollbracht: die mächtige Eiche der Union liegt umgestürzt im Abgrund.

Die Nordamerikaner sollten über sich selber in Sack und Asche trauern, und wenn sie nach blutigem Bürgerkriege, was wir hoffen wollen, zur Erkenntniß ihrer Sünden gelangen, die Standbilder Washingtons mit Trauerflor umhüllen, und diesen erst abnehmen, wenn sie sich sagen können, daß sie des großen und edeln Patrioten, dessen Schöpfung sie durch Ruchlosigkeit zerstört haben, weniger unwürdig seien, als jetzt.

---

739 Nicht ermittelt.

740 So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 61-63.

## XXV. New-Haven, Connektikut[741], in den Vereinigten Staaten.

Vom Capitol warfen wir den Blick auf die Union. Die Erscheinungen und Resultate des dortigen Staatslebens zogen an uns vorüber, riesigen Wolkengestalten, die der Sturmwind jagt, ähnlicher, als Wesen der Wirklichkeit. Unser heutiges und künftige Bilder werden uns Gelegenheit geben, das im Einzelnen zu betrachten, was in seiner Gesammtheit unserm an das Kleine gewöhnten Auge fast unerfaßlich schien.

Zwischen Boston und New-York liegt, mit süddeutschem Clima, ein schönes, gesundes, fruchtbares, gut angebautes, etwa 200 Geviertmeilen[742] fassendes Ländchen, vertheilt unter 300,000 Bewohner. Es ist unter den Republiken des Nordamerikanischen Bundes, nächst Rhode-Island, die kleinste. Zahlreiche, mäßig hohe Aeste des Apalachengebirges zerspalten seinen Norden in reizende, geschirmte Thäler; im Süden dehnen sich weite Grasebenen aus, bespült von den Fluthen des Atlantischen Ozeans. Con nektikut heißt das Land; ihr Utopien nennen's, halb im Scherz, halb im Ernste die freien Menschen da drüben.

Gewiß ist's, unter allen Staaten auf der weiten Erde gibt es keinen, der, vergleichsweise, so viel Volksglück birgt, als diese kleine Republik; und in keinem ist die vernünftige Idee vom Staate so rein verwirklicht. Er ist im eigentlichsten Sinne ein zu gegenseitigem Wohle verbundener Bürgerverein. Eine fast gleiche Vertheilung des Grundeigenthums, (der Boden ist in Besitzungen von 200, höchstens 300 Morgen[743] zerspalten), hält die Keime der gefährlichsten aller Aristokratien fern; frei von den die Entwickelung eines glücklichen und wahren öffentlichen Lebens hemmenden Fesseln, blühen Ackerbau, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften in diesem Unionstheile gleich herrlich, und die dortige Staatsverwaltung, nirgends so einfach, nirgends besser, zweckmäßiger und so wohlfeil ein gerichtet, gilt selbst den übrigen Freistaaten als ein noch unerreichbares Vorbild. Der jährliche Gehalt sämmtlicher Staatsdiener beträgt nicht ganz 9000 Dollars; alle Gemeindeämter sind, was sie überall seyn sollten, Ehrenposten, Aemter des Vertrauens und ohne klingende Emolumente[744]. Die gesammten Abgaben betragen jährlich kaum 48,000 Dollars, und ein nicht kleiner Theil besteht aus Beiträgen der Fremden. Vom Ueberschuß dieser kleinen Staatseinnahme haben weise Sparsamkeit und redliche Verwaltung binnen etwa 50 Jahren einen Staatsschatz von fast zwei Millionen Dollars gesammelt, dessen Zinsen jährlich an die Gemeinden des ganzen Landes vertheilt werden. Im vorigen Jahre betrug die also vertheilte Summe an 80,000 Dollars; also fast das Doppelte der sämmtlichen Steuern. So sind die Bürger in Connektikut in Wahrheit nicht blos abgabenfrei; sie beziehen vom Staate, als Produkt ihrer Vereinigung, noch eine Rente. Das einzige Beispiel der Art auf der ganzen Erde.

Große Städte gibt es in diesem glücklichen Freistaate nicht, deren Anlage der ächte Freiheitssinn überhaupt wenig begünstigt. New-Haven, die Hauptstadt, hat kaum 8000 Einwohner; ist aber schön, originell und äußerst freundlich gebaut. Bald Alleen, bald Boskette und Baumgruppen, bald Blumenbeete trennen die schönen Häuser und geben dem Ganzen ein malerisches, parkähnliches Ansehen. Der Tempel vor uns ist das Haus der Bürger-Repräsentanten und zugleich ein Denkmal des Gemeinsinnes; denn er wurde aus freiwilligen Beiträgen errichtet. Das in der Häuserreihe links hervortretende große

[741] Connecticut.

[742] 1 sqmi bzw. $mi^2$ entspricht ca. 2,58999 $km^2$; eine dt. Quadratmeile entsprach allerdings einer Fläche von etwa 55–57 Quadratkilometern.

[743] Siehe hierzu S. 119, Anm. 343.

[744] Engl. für Vergütung, Dienstbezüge.




YALE COLLEGE & STATE HOUSE, NEWHAVEN, CONNECTICUT.

Gebäude ist die Universität, (Yale-College) auch ein Monument des Patriotismus eines Bürgers, Yale[745], der sie gründete und ihr den Namen gab. Sie ist die berühmteste Hochschule der Union. Unter einem Rector lehren hier 21 Professoren alle Zweige des menschlichen Wissens. Sie hat eine zahlreiche Bibliothek, Museum, Sternwarte und ward im vorigen Jahre von mehr als 600 Studenten besucht. Von diesen waren 75 Mediziner, 23 Theologen, 16 Juristen; alle Uebrigen Leute, welche eine gelehrte Bildung nicht als Brücke zum Paradies des Staatsdienstes, sondern als den Schmuck des Privatlebens suchten, oder welche die einstige praktische Anwendung der hier erlangten Kenntnisse in Gewerben und Handel beabsichtigten. Außer der Universität hier hat Connektikut eine zweite in Hartford, Washington-College, 1823 ebenfalls aus patriotischen Beiträgen errichtet. 5 Gymnasien, eine große Anstalt für die Erziehung der Taubstummen und Blinden, eine Vorbereitungsschule für Aerzte und Chirurgen, eine Hebammenunterrichtsanstalt, und mehre polytechnische Schulen, zeugen von der Sorgfalt, welche in diesem kleinen Ländchen auf Volksbildung verwendet wird. Der Schulfond besteht aus 2 Millionen Dollars und zu dessen Einkünften schießt der Staat noch jährlich 12000 Dollars hinzu. Ueberdieß fließen die patriotischen Beiträge der Bürger so reichlich, daß noch jährlich neue Anstalten für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter dem Volke gegründet werden können. – Auf die Pflege unfruchtbaren Wissens wird, wie man sich leicht denken kann, bei einem so verständigen Volke hingegen nichts verwendet. Nicht das Hebräische, oder das Griechische, sondern Unterricht in den Pflichten und Rechten des freien Bürgers, in den Landesgesetzen, in der Chemie und Mathematik und deren Anwendung auf Feldwirthschaft, Fabrikation und Gewerbe, Unterricht in den lebenden Sprachen stehen auf den Lehrverzeichnissen der dortigen Gymnasien oben an. Man treibt dort nicht wie bei uns die Wissenschaften, daß man vor lauter Noten den Text nicht mehr sehe. Der Amerikaner lacht unserer erschrecklichen Gelehrsamkeit, unseres tollen Vielwissens, die uns dahin gebracht haben, daß über die wichtigen Angelegenheiten des Menschen und Bürgers ein Eskimo vernünftiger denkt, als manche unserer Professoren. – – Ich spotte; und der Spott ist bitter; aber er kann, wenn auch Wahrheit, kein Vorwurf seyn wollen; denn, die Armen, sie können nichts dafür. – Uns Allen fällt ein gleiches Loos, das unabwendbar ist. Das alte, sieche, in sich verfallende Europa wird nicht wieder verjüngt. Ein Greis bleibt ein Greis, ob man ihm auch Knabenkleider anziehe. Glauben, daß auf Europa's hohlem, bemoostem Stamme eine junge amerikanische Freiheit gedeihen könne, heißt mehr als erwarten, daß der verkrüppelte Schlehdorn Feigen, oder die Haselstaude Cocosnüsse trage. So wenig man Zuckerstoff aus der Essigmutter zieht, so wenig wird man auf die Elemente der europäischen Gesellschaft ein freies bürgerliches Wesen gründen können. Ja wenn es mit den Erklärungen der Rechte des Menschen und des Bürgers, mit Gesetzen und Verfassungen gethan wäre, wie bald wär's gethan; denn auch den Dummkopf kann man ja für einen gescheidten Mann, den Schelm für ehrlich erklären; aber ändern darum beide ihre Natur, oder hören sie auf, dumme und schlechte Streiche zu begehen?

Es ist eine herbe, aber unumstößliche Wahrheit: Europa's alter Stamm ist unfähig, junge und gute Frucht-Zweige der Freiheit zu treiben. Nur ihre Wasserreißer[746] schießen hie und da auf, nehmen dem alten Stamm das Bischen Lebenssaft, verdorren und haben nur gedient, seine Auflösung zu beschleunigen. – Eben so sicher wie die Völker die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sie bei der Anarchie ihre Rechnung nicht finden, wissen alle besseren Regierungen, daß sie ihren Vortheil bei'm Despotismus nicht finden. Aber ein höheres Gesetz führt wahrscheinlich beide gegen ihren Willen einem Ziele zu, das beide gleich fürchten und verabscheuen. –

[745] Der Kaufmann Elihu Yale (1649–1721), der das damals schon bestehende staatl. College finanziell unterstützte; 1716 wurde es ihm zu Ehren in Yale College umbenannt und 1887 in Yale University.

[746] Auch Wasserschoß oder Geiltrieb genannt; ein Sommertrieb aus altem Holz einer mehrjährigen verholzten Pflanze, z. B. des Weinstocks, der in der Regel ausgeschnitten wird, um den Fruchtertrag nicht zu mindern.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 63f.

## XXVI. Bamborough[747]-Castle,

in der Grafschaft Northumberland, England.

Nur die Gegenwart gehört dem Sterblichen und außer dem Leben gibt es für den Menschen nichts, was er mit Sicherheit fassen könnte. Dieß ist eine allgemein anerkannte Wahrheit. Dennoch – (und der scheinbare Widerspruch macht es nicht weniger wahr!) – richten sich unsere Augen so gern und so voll heißer Sehnsucht nach der Vergangenheit und Zukunft. Durch den Tod suchen wir die Unsterblichkeit, und einsam, auf eingesunkenen Gräbern und unter verwitterten Ruinen, treten die verschwisterten Geister der Vergangenheit und Zukunft lebendiger zu uns, als in dem so oft unheimlichen Gedränge der Gegenwärt.

Darum ziehen uns die verwitterten Bauüberreste des Alterthums mit ihrem zauberischen Halbdunkel so unwiderstehlich an, darum hat ihre Veranschaulichung für das geistige, wie für das leibliche Auge einen so eigenthümlichcn Reiz. Auch unserm Bilde fehlt dieser nicht. Das mächtige Mauerwerk, die vom Scheitel der hohen Felsen zu den Wolken aufstrebenden Zinnen – es ist jetzt freilich nur ein todtes Gerippe; aber es ist das Gerippe eines Riesenkörpers, aus dem ein Hühnengeist, der des alten Ritterthums, uns anweht. – Unter den vielen Baudenkmälern des letztern, welche Englands Höhen und Berge krönen, ist Bamborough-Castle eines der großartigsten, ältesten und am besten erhaltenen. Erbaut vor Wilhelm dem Eroberer[748], um das Jahr 800, Stammsitz des Grafengeschlechts der Mowbray[749], welchem später die herzogliche Würde von Northumberland zu Theil wurde, liegt es an der Küste dieser Grafschaft, 2 Stunden von Bedford, auf einem fast senkrechten Felsen, höchst malerisch und eine der herrlichsten Aussichten beherrschend. Unbegrenzt ist diese von der Zinne des wohlerhaltenen hohen Thurmes nach Osten. Von der tief unten den Felsen umdonnernden weißschäumenden Brandung, deren endlos mannichfaltiges Spiel nicht ermüdet, schweift der Blick über den dunkelblau gefärbten Ozean, auf dem, zwischen zahllosen Eilanden, Fischerbarken und Schiffe durcheinander wimmeln, durch welche dann und wann ein Dampfboot, gleich einem Wesen anderer Art, in gerader Richtung pfeilschnell fährt, einen langen, schwarzen Rauchschweif hinter sich herschleppend, der noch lange sichtbar bleibt, nachdem das Schiff selbst am Horizonte verschwunden. Entlang der Küste, von Strecke zu Strecke, ragen grotesk-geformte schwarze Felsenmassen weit ins Meer, einige mit Bergtrümmern gekrönt, andere Leuchtthürme für den nächtlich irrenden Schiffer tragend.

Auch Bamborough-Castle dient jetzt zu einem menschenfreundlichen Zwecke. Einer seiner letzten Besitzer, Lord Creve[750], ließ nämlich vor einigen Jahren den den Einsturz drohenden Thurm wieder herstellen, und einige Gemächer zur Aufnahme verunglückter Schiffer, auch eine Wohnung für einen Wächter herrichten, welcher das Amt hat, in der Nacht, von Stunde zu Stunde, eine Rakete von der Zinne des Thurmes aufsteigen zu lassen, als Signal für die Seefahrer, besonders Fischer, welche früher oft an den gefährlichen Riffen, welche den Burgfelsen umgeben, verunglückten. In nebliger Nacht, wenn

---

[747] Heute Bamburgh.

[748] Wilhelm der Eroberer, auch Wilhelm der Bastard genannt (frz. Guilleaume le Conquérant; engl. William the Conqueror; 1027/28–1087), seit 1035 als Wilhelm II. Herzog der Normandie und ab 1066 als Wilhelm I. auch König von England.

[749] Hervorgegangen aus dem normann. Geschlecht Montbray.

[750] Das Anwesen war 1704 in den Besitz der Familie des Oxforder Bischofs Nathaniel Crew, 3rd Baron Crew (1633–1721) übergegangen; die oben beschriebenen baulichen Maßnahmen gehen jedoch auf den Verwalter John Sharp (1722–1792) zurück. 1892 schloß der Industrielle William George Armstrong, 1st Baron Armstrong (1810–1900) die Restaurierungsarbeiten im viktorianischen Stil ab.

kein Feuer sichtbar seyn kann, gibt eine Kanone, die im niedrigen runden Thurme rechts aufgestellt ist, stündlich das verstandene Zeichen.




BAMBOROUGH CASTLE, NORTHUMBERLAND,
England.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 65-68.

## XXVII. Amsterdam.

### Ansicht des Stadthauses, jetzt des königlichen Schlosses[751].

Von dem hochumgürteten Felsengestade des stolzen Britanniens wenden wir uns nach den niedrigen Dünen Hollands, dem Lande der Wunder des beharrenden menschlichen Fleißes. Unter allen fesselt seine Metropole unsere Aufmerksamkeit; doch ehe wir zu ihr gelangen, wollen wir das Land erst besehen, ein in seiner Gesammtheit noch weit größeres Wunder als jene.

Der Kern Hollands, welcher von den Städten Amsterdam. Arnheim, Rotterdam und Harlem begrenzt wird, war ursprünglich theils ein unergründlicher Morast, theils eine dürre Sandwüste, welche nicht einmal Haidekraut trug. Der Fleiß von 2 Jahrtausenden hat diesen Fleck der Erde, der zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt schien, in einen weiten Garten umgeschaffen, der eine Bevölkerung im Wohlstand ernährt, so dicht, wie auf keinem an dem Punkte der Welt sie sich findet. Zwar gibt es in diesem endlosen Parke weder Felsen, noch Berge, noch Hügel, noch Wasserfälle, noch Wälder, noch eine von allen sonstigen Eigenthümlichkeiten einer romantischen Natur; aber die hohen Dämme, auf welche die mit gebrannten Steinen, eben wie der Boden eines Zimmers, gepflasterten Chausseen zuweilen hinansteigen, die Menge, große Massen bildender Landsitze, Gebäude und Thürme, die vielen aus Wiesen, Ebenen oder über klare Seen auftauchenden kolossalen Baumgruppen geben der Landschaft eben so viel Abwechselung von Höhe und Tiefe, als malerische Ansichten der verschiedensten Art. Städte, Dörfer, Schlösser mit ihren reichen Umgebungen, Villen von jeder Bauart mit den niedlichsten Blumengärten, die von Canälen mit Brücken eingehägten Felder, unabsehbare Grasflächen mit Tausenden von weidenden Kühen, Seen, die, im Umfang von 20 Meilen, blos durch Dorfstich nach und nach entstanden, unzählige Inseln, wo das baumlange Schilf zum Decken der Dächer sorgfältig angebaut, Myriaden von Wasservögeln zur Wohnung dient – Alles das bietet sich fortwährend die Hand zu einem freudigen Reigen, in dem man durch die flüchtigen Pferde auf den schnurgeraden, gleisenlosen, völlig ebenen Straßen fortgerissen ward, während immer neue Palläste, immer andere Städte am Horizont erscheinen, und ihre hohen gothischen Thürme in dämmernder Ferne mit den Wolken verschmelzen. Eben so läßt in der Nähe eine oft wunderliche, stets wechselnde Staffage keinem Gefühle der Einförmigkeit Raum. Bald sind es seltsam mit Schnitzwerk und Vergoldung verzierte Wagen ohne Deichsel[752] und von Kutschern regiert, die in blauen Westen, kurzen schwarzen Hosen, schwarzen Strümpfen und Schuhen mit großen silbernen Schnallen, das Groteske vollenden; bald sind es zu Drachen und Ungeheuern verschnittene Taxusbäume, oder mit weißer und bunter Oelfarbe angestrichene Lindenstämme; bald die mit vielen Thürmchen moscheenartig verzierten Schornsteine; bald die aus Gärten durch's Gebüsch lauschenden lebensgroßen Marmorstatüen [sic!] in der Hofkleidung des Louis Quatorze[753]; bald die jungen baus- und rothbäckigen Mädchen und Knaben, die in spiegelblanke große Messingkrüge die Kühe auf den Wiesen melken; bald so viele andere fremde und ungewohnte, dem Ausländer oft phantastisch vorkommende Gegenstände der Landes-Art und Sitte, welche jeden Moment dem Auge eine andere Scene bereiten und dem Ganzen ein vollkommen eigenthümliches, ächt nationelles Gepräge

---

[751] Niederl. Paleis op de Dam (Koninklijk Paleis); der Palast befindet sich in der Amsterdamer Innenstadt am Rande des Platzes de Dam; in den Jahren 1648 bis 1665 war er nach Entwürfen von Jacob van Campen (1596–1657) als Stadhuis (Rathaus) errichtet worden. Die Bildhauerarbeiten stammen aus der Werkstatt von Artus Quellijn (1625–1700).

[752] Anstelle einer Deichsel verwendete man in Holland vorzugsweise „[…] ein Elephantenzahn ähnliches, aufwärts gekrümmtes Stück Holz, […]" („Allgemeine Justiz-, Kameral- und PolizeiFama. – Herausgegeben von Dr. Theodor Hartleben [(1770–1827)], […]. Nro. 65 und 66, Juni. 1825", 24. Jg., 1. Bd., S. 260).

[753] Ludwig XIV.

aufdrücken. Mit dem ersten Fußtritt auf holländischem Boden wacht auch das Bewußtseyn auf, daß man sich unter einem selbstständigen, fest und rein ausgeprägten Volke befindet. In allen äußern Erscheinungen ist ein bestimmter Charakter – und die Menschen! Ihr Gesicht hat Ausdruck, ein Zug läuft durch Alle – das Volksbild der Haltung. Mit all' ihren Fehlern und Gebrechen, so barock uns auch manche erscheinen mögen – sind doch die Holländer ein großes Volk! Sie sind keine allenthalben umherlaufende, oft abgegriffene, vermischte, starklegirte Scheidemünze; es ist ein gehaltvoller Schlag, treuherzig und leichtgläubig wie die Deutschen, schwerfälliger noch, reicher an geduldigem Fleiß, ihnen zwar durch die Sprache nahe verwandt, aber durch Sitten und Lebensweise gänzlich von ihnen verschieden. Einzig steht es da, immer dasselbe, in dieser Zeit der Volks- und Stamm-Mengerei, wie eine Oase in der Wüste.

Wir kommen der Hauptstadt näher. Die immer zunehmende Menge, Größe und Mannichfaltigkeit der Gärten und Landhäuser verkündigen sie schon in bedeutender Ferne. Endlich hat man sie erreicht. Zwischen den Häuserreihen sieht man staunend breite Kanäle, eingefaßt mit hohen Bäumen, deren Zweige mit den bunten Wimpeln der Schiffe kosen. Ueberall Krahnen, Maste, Nachen, Waare ladend, Waare bringend; überall Leben und Thätigkeit. Alles kündigt die große See- und Handelsstadt an, das Venedig des Nordens.

Amsterdam ist in der Form eines Halbzirkels gebaut, dessen breite Seite dem Y[754], einem Arm der Zuidersee, zugekehrt ist, welches zugleich seinen Hafen bildet. Der Grund, auf dem es steht, war ein bodenloser Morast, zum Theil selbst von den Fluthen des Y überdeckt; die Stadt mußte daher, gleich ihrer südlichen Schwester, auf Pfähle gesetzt werden. – Im Halbkreise durchziehen sie 4 Reihen von breiten für Seeschiffe zugänglichen Kanälen, welche mit einander durch eine Menge kleinerer in Querverbindung stehen. Diese zerschneiden die Stadt in etwa 90 Inseln, welche durch 300 Brücken mit einander verbunden sind. Darunter sind manche so groß, daß Seeschiffe durchsegeln können. Die Gesammtzahl der Häuser ist etwa 50,000; die der Einwohner – vor 200 Jahren eine halbe Million, – jetzt 220,000.

Amsterdam dankt sein Aufblühen im 16. und 17. Jahrhundert den unklugen und unerträglichen Bedrückungen, die der spanische Philipp[755] dem flamändischen Handel auflegte. Viele der Flamander, damals die erste Handelsnation der Erde, verließen in Folge dessen ihre Wohnsitze, (Antwerpen, Brügge, Gent etc.) und siedelten sich und ihre unermeßlichen Geschäfte in Amsterdam an. Als den Antwerpnern nach dem westphälischen Frieden[756] die Schelde gesperrt wurde, zog sich auch der ganze noch übrige Handel dort weg und nach Amsterdam. Mit dieser Zeit datirt seine glänzendste Periode. Amsterdam breitete unter dem Schilde der damals mächtigsten Republik, deren Herz es war, seine Geschäfte über alle Theile der Erde aus; es wurde die Niederlage der Erzeugnisse aller Länder und Nationen, es erhob sich zu dem, was Antwerpen gewesen war, zum Emporium[757] des Welthandels. Die holländische Flagge ward Herrin in beiden Indien[758]; es bedeckten die Schiffe der Amsterdamer alle Meere; ihre Faktoreien, und nur die ihrigen, traf man in China, in Japan, in Madagaskar, in Arabien, auf allen Märkten der nordafrikanischen Küste an; „reich und rechtlich wie ein Amsterdamer Handelsherr" ward zum Sprichwort. Am Ende des 17. Jahrhunderts hatte seine Handelsgröße den Gipfel erreicht. In dem

---

[754] Niederl. IJ; ursprüngl. ein Meeresarm der Zuiderzee, der heute nicht mehr mit dieser verbunden ist; das IJ trennt die Amsterdamer Innenstadt von Amsterdam-Nord.

[755] Philipp II. (span. Felipe II; 1527–1598), als einziger legitimer Sohn regierte Philipp nach der Abdankung Karls V. (span. Carlos I; 1500–1558) ab 1555/56 die Länder der spanischen Krone (Spanien, Niederlande, Königreich Neapel, Königreich Sardinien, Königreich Sizilien, Herzogtum Mailand sowie das spanische Kolonialreich) und ab 1580 als Filipe I. in Personalunion auch das Königreich Portugal.

[756] Vom 15. Mai und dem 24. Oktober 1648 in Münster und Osnabrück. Im Rahmen dieses Friedensvertrages wurde die 1585 von der niederl. Flotte vorgenommene Sperrung der Schelde festgeschrieben, da Spanien, von Frankreich ständig militärisch bedroht und zudem durch den Achzigjährigen Krieg gegen die Niederlande (1568–1648) bankrott, nicht in der Lage war, eine für die habsburg. Niederlande vorteilhafte Lösung durchzusetzen.

[757] Siehe hierzu S. 40, Anm. 115.

[758] Niederländisch-Indien (niederl. Nederlands-Indië), das heutige Indonesien, sowie Teile der Karibik (z. B. Curaçao) und des südamerik. Kontinents (z. B. Niederländisch-Guayana/Nederlands-Guyana) gehörten zum Kolonialreich der Niederlande.

langwierigen Kampfe mit dem sich als furchtbaren Nebenbuhler ankündigenden England unterlag aber endlich die holländische Seemacht und blieb im Verfall. Die langgeübte Herrschaft der Meere schwand, Kolonien gingen verloren, oder wurden aufgegeben; der amsterdamer Handel zog sich in engere Grenzen zurück; was er verlor, gewann die Hauptstadt des siegenden Britanniens. Alle spätern Anstrengungen, diesem das Verlorene wieder abzugewinnen, endeten unglücklich. Kostspielige Kriege der Republik, meistens mit Amsterdamer Gelde geführt, schwächten die Kapitalkraft der nordischen Venetianer, große Handelskrisen und Verwirrungen entstanden, viele der ältesten und reichsten Häuser, von denen manches ganze Flotten unterhalten hatte, gingen unter, und endlich sank auch jenes berühmte Institut, der Nerv des amsterdamer Handels, die Bank[759]. Die französische Revolution, dann der Einfall und die Gewaltherrschaft der Franzosen, Napoleon, das Continentalsystem[760], der gänzliche Verlust der Kolonieen gaben dem Flore der Stadt den Todesstoß. Amsterdam, abgeschnitten von allem überseeischen Verkehr, hörte in dieser Unglücksperiode – 1809 bis 1815 – fast auf, eine Handelsstadt zu seyn. Tausende wanderten aus und ließen sich in andern Theilen des Landes, oder in der Fremde nieder.

Nach dem Sturze Napoleons, durch Rückgabe der Kolonieen und Befreiung der Meere, öffneten sich zwar die Quellen meistens wieder, die den Reichthum und den Handelsflor Amsterdams begründet hatten; aber doch konnte der Ort am Welthandel nicht den großen Antheil wieder gewinnen, den er früher besaß. Er ist bedeutend noch, allerdings; aber immerhin weniger als die Hälfte von dem, was er vor 50 Jahren gewesen. Damals entlöschten jährlich 4000 Schiffe an seinen Kayen; jetzt etwa 2000. Darum hat auch die Verarmung der niedern Klassen, die sich aus der Napoleonszeit datirt, eher zu, als abgenommen. 14,000 Familien und 30 bis 40,000 einzelne Personen erhalten von der öffentlichen und Privatmildthätigkeit jährlich Unterstützungen.

Die vorliegende Ansicht vom merkwürdigsten und größten Gebäude Amsterdams, dem Stadthause, jetzt einem königlichen Schloß, ist vom Damrak aus aufgenommen. Es liegt im Herzen der Stadt, sehr malerisch, auf einem freien Platze. Auf die Befestigung des Grundes wurden Millionen verwendet, 13,700 der größten Masten, in die Tiefe eingerammt, dienen dem Pallaste als Unterlage. Das Schloß bildet ein fast gleichseitiges Viereck, hat in seiner größten Fronte 300 Fuß Länge, ist aus großen Quaderstücken errichtet und enthält eine Menge der herrlichsten Kunstschätze, vornämlich aus der niederländischen Malerschule, eine Bibliothek, mehre naturhistorische und wissenschaftliche Sammlungen.

---

[759] Die Amsterdamer Wechselbank (niederl. Amsterdamsche Wisselbank) war die erste städt. Wechselbank in Westeuropa; ihre Aufgabe bestand darin, den Zahlungsverkehr zu fördern, der sich aufgrund der zahlreichen damals im Umlauf befindlichen Währungen alles andere als einfach gestaltete. Die Amsterdamer Wechselbank nahm Geld der diversen Währungen an und schrieb die Einlage einem Konto in Bankgulden oder der jeweiligen Fremdwährung gut, damit zwischen den Konten verschiedener Bankkunden bargeldlose Zahlungen vorgenommen werden konnten.

[760] Die von Napoléon am 21. November 1806 in Berlin verfügte Wirtschaftsblockade über das Vereinigte Königreich und dessen Kolonien, kurz „Kontinentalsperre“ genannt. Damit wurde das in Frankreich schon seit 1796 bestehende Importverbot für brit. Waren auf sämtliche Staaten im frz. Einflußbereich ausgeweitet. Großbritannien sollte mit den Mitteln des Wirtschaftskrieges zu Verhandlungen mit Frankreich gezwungen, und die frz. Wirtschaft gegen europ. und transatlantische Konkurrenz geschützt werden. Die Kontinentalsperre hatte von 1806 bis 1813 Bestand.




DAS KÖNIGLICHE SCHLOSS IN AMSTERDAM.

## XXVIII. Amsterdam. – Der Cingel[761].

Die vier großen, Amsterdam in parallelen Halbkreisen durchschneidenden Canäle sind der Prinzen-Gragt, der Kaiser-Gragt. der Herren-Gragt und der Cingel. Letzterer ist der innerste. Er steht mit dem Y, dem Hafen, durch eine Schleuse in Verbindung. Von dieser Stelle bietet Hollands Hauptstadt eine der anziehendsten Ansichten dar.

Dunkle, hundertjährige Rüster[762] beschatten die bräunliche, glatte Wasserfläche, in der die sinkende Sonne sich spiegelt. Der Dom der neuen Lutherischen Kirche[763] erhebt sich grandios über Häuser und Baumwipfel und in neblichter Ferne begrenzt ein schlanker Thurm malerisch die Perspective. Diese Ansicht, in der sich der Charakter, das Eigenthümliche aller großen holländischen Seestädte scharf ausprägt, veranschaulicht der schöne Stahlstich hieneben mit vollkommener Treue.

[761] Niederl. Singel.

[762] Ulmen (ulmus campestris; DWG, Bd. 14, Sp. 1548).

[763] Niederl. Ronde Lutherse Kerk; als zweites luth. Gotteshaus in den Jahren von 1668 bis 1671 nach Plänen von Adriaan Dortsman (1635–1682) erbaut. Am 18. September 1822 abgebrannt, wurde sie vom niederl. Hofarchitekten Tieleman Franciscus Suys (1783–1861) wiederaufgebaut, wobei die Kuppel erhöht wurde. 1935 wurde die Kirche von der luth. Gemeinde aufgegeben und dient heute als Konzertsaal.




AUSSICHT VOM CINGEL IN AMSTERDAM.

Aus der Kunstanstalt des Bibliogr. Inst. zu Hildbh. — Eigenthum der Verleger

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 69-74.

## XXIX. Constantinopel.

Der Strom des Menschengeschlechts zieht über die weite Erde. Völker steigen in ihm wie Wogen auf und gehen unter. Ein glänzender Tropfen, oft ein Schaumbläschen nur, glüht das Leben großer Menschen im Lichte der Sonne. Es strahlt oder schillert für einen Augenblick und verschwindet. Aber die Ewigkeit schwebt ernst und schweigend über den Fluthen, Wage und Schwerdt der richtenden Gottheit in den Händen.

Selten ruhig, oft sturmbewegt und tosend, wälzt sich seit ein paar Jahrtausenden der Strom der Menschheit über Constantinopels hesperidische[764] Hügel. Völker kamen, drängten, siegten, unterjochten, trieben oder tilgten aus, weilten und herrschten eine Zeitlang, wurden wieder gedrängt, unterjocht, und vergingen.

Selbst der Ortsname unterlag dem Wechsel. Byzantium[765] hieß, (nach seinem ersten Erbauer Byzas aus Megara[766]), was man später Constantinopel[767] nannte. Die Stadt erstand am Thrazischen Bosporus[768], der Europa von Asien scheidet, auf einem die Gestalt eines Dreiecks habenden Vorgebirge, an der Stelle, welche das Serail jetzt einnimmt. Ihre für den Handel äußerst günstige Lage wurde bald von den benachbarten griechischen Völkerschaften erkannt. Sie ward das Ziel großer Schaaren von Auswanderern aus allen Theilen des alten Hellas. Besonders zahlreich ließen sich reiche Milesier hier nieder, deren Einfluß, obschon durch republikanische Regierungsformen beschränkt, bald überwiegend wurde. Die Stadt erweiterte sich bis um die Zeit des Peloponnesischen Kriegs[769] so sehr, daß sie fast die Hälfte des Raumes, den das heutige Constantinopel bedeckt, einnahm. Man zählte Byzanz damals schon unter die mächtigsten, reichsten und schönsten Pflanzstädte Griechenlands.

Ihre gewissermaßen schutzlose Lage und ihr Reichthum stellte sie den beutesüchtigen, kriegerischen Völkern Thraziens[770] und Bythiniens[771] blos. Sie wurde in häufige Kriege mit denselben verwikkelt, die nicht immer glücklich endigten. – Mehrmals besiegt und gebrandschatzt, und im Peloponnesischen Kriege eingenommen und verwüstet, erhob sie sich doch immer von neuem wieder zu Macht und Ansehen. In den Kämpfen, welche durch die gänzliche Unterjochung Griechenlands unter die römische Weltherrschaft endigten, theilte sie das allgemeine Schicksal; sie wurde römische Provinzstadt. Gerade dieses aber, welches ihrem Handel das ganze, unermeßliche Weltreich öffnete, wurde die Grundlage

---

[764] Hesperien (griech. ἑσπέρα, hespéra, Westen), in der antiken Literatur ein westlich gelegenes Land, meist mit dem heutigen Italien in Verbindung gebracht, gelegentlich auch mit Hispanien; der Begriff leitet sich ursprünglich von Hesperos (griech. Ἕσπερος), dem Abendstern, ab.

[765] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (griech. Βυζάντιον, Byzántion; lat. Byzantium, griech. Κωνσταντινούπολις, Konstantinoupolis; osman. قسطنطينيه, Ḳosṭanṭiniye bzw.استانبول, Istānbūl; türk. İstanbul); danach bis 1923 Hauptstadt des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 270, Anm. 836) bzw. der Türkei.

[766] Der rein sagenhafte dorische Heerführer Byzas, auch Byzantas (griech. Βύζας, Βύζαντας; Býxas, Býxanta) aus Megara (griech. Μέγαρα, Mégara).

[767] Siehe hierzu S. 258, Anm. 765.

[768] Griech. Βόσπορος, Bósporos, „Rinderfurt“, aus griech. βοῦς, boũs, „das Rind“ und πόρος, póros, „die Furt“; osman. بوغاز, Boġāz, „der Schlund“, bzw. قره دکز بوغازی, Ḳara Deñiz Boġāzı; aus osman. قره دکز, Ḳara Deñiz, „Schwarzes Meer“ und بوغاز, boġāz, „Schlund“, also frei übersetzt „Schlund des Schwarzen Meeres“.

[769] Siehe hierzu S. 186, Anm. 552.

[770] Thrakien (siehe hierzu S. 190, Anm. 566).

[771] Griech. Βιϑυνία, Bithynía; eine antike Landschaft im nordwestl. Kleinasien, unmittelbar an den Bosporus anschließend.

ihrer nachmaligen Größe. Sie wuchs an Reichthum und Ausdehnung von Jahr zu Jahr. Unter den Kaisern begann ihr höchster Flor. Byzanz zählte zur Zeit Constantins[772] über eine Million Einwohner und war die größte und schönste Stadt des römischen Ostens.

Der ebengenannte Kaiser wählte das alte Byzanz zu seiner Residenz. Er ließ ganze Stadtviertel niederreißen und neu bauen, andere durch Palläste, Theater, Bäder verschönern, zahllose Kunstwerke aus allen Theilen Griechenlands und Italiens, ja selbst aus Rom in sie versetzen, die reichsten Familien Italiens übersiedeln, und gab ihr so binnen wenigen Jahren einen Glanz, der selbst den der herrlichen Roma verdunkelte. Er schuf aus ihr gewissermaßen eine neue Stadt, zehnmal herrlicher, als sie früher gewesen, und nannte sie nach sich Constantinopolis, die Stadt des Constantin. Doch nur zu bald, mit dem Verfall des Römerreichs unter seinen Nachfolgern, begann auch der der Kaiserstadt. Das Westreich sank unter den Streichen der Barbaren; das Ostreich wurde mehrmals von Hunnen, Avaren, Persern geplündert. Innere Kriege zerfleischten es; also vielfach geschwächt, konnte es den sich um das Jahr 630 entspinnenden achthundertjährigen Kampf mit den Arabern, die unter Mahomed und seinen Nachfolgern als eroberndes Volk auftraten, nur mit immer wachsendem Nachtheile fortsetzen. Schon in den ersten 11 Jahren des Kriegs gingen die schönsten Provinzen in Asien und Afrika – Phönizien, die Länder am Euphrat, Judäa, Syrien und ganz Aegypten – an die Mohamedaner verloren; dreißig Jahre später ganz Nordafrika und Sicilien. Schon belagerten sechs Jahre hinter einander die Türken Constantinopel; dießmal fruchtlos. Binnen einem Jahrhundert später würden alle übrigen Provinzen in Asien (Kleinasien allein ausgenommen) harterstrittene Beute der Araber; Italien die der Longobarden. Thrazien wurde von Türken und den nordischen Raubvölkern abwechselnd geplündert. Constantinopel war öfters zur Selbstvertheidigung genöthigt, seine Handelsflotten wurden verbrannt, oder geplündert. Auswanderung und Krieg brachten seine Einwohnerzahl auf die Hälfte herab. Empörungen, Thronentsetzungen, Hinrichtungen, färbten die Straßen der Hauptstadt unaufhörlich und lange Jahre hin durch mit Blut. Die zahllosen wilden Kreuzfahrerhorden kamen als Freunde und Beistand gegen die Türken; hausten aber wie blutdürstige Feinde, plünderten und brandschatzten, setzten Kaiser ein und Kaiser ab und übten gesetzlose Herrschaft. Endlich wurde Constantinopel von ihnen, die die Oströmer Lateiner nannten, förmlich in Besitz genommen (1204), und ein flandrischer Graf, Balduin[773], herrschte in ihr als Kaiser, während in den Provinzen völlige Anarchie waltete. In Nizäa[774], in Trapezunt[775], spielten Sprößlinge der vertriebenen Regentenfamilie die Kaiserrolle, in kleinern Orten Usurpatoren die der Könige. Constantinopel sank mehr und mehr, zumal nachdem die Türken die Lateiner und Byzantiner aus Palästina und dem ganzen Orient vertrieben hatten. 1357 brachen sie nach Europa auf, um die Unterjochung des oströmischen Reichs zu vollenden. Sultan Murat[776] eroberte 1631[777] Adrianopel[778] und das einstige Weltreich war fortan auf die Mauern von Constantinopel beschränkt. Noch fast hundert Jahre vegetirte dieser Schattenstaat unter der Vormundschaft der Genueser, oder Venetianer, die abwechselnd in demselben die Herren spielten, bis ihm endlich durch die Erstürmung Constantinopels am 29. Mai 1453 durch die Türken unter Mahomed II.[779] für immer ein Ende gemacht wurde. Sein letzter Beherrscher, Kaiser Con-

[772] Konstantin des Großen (siehe hierzu S. 60, Anm. 149).

[773] Balduin der Konstantinopolitaner (lat. Balduinus Constantinopolitanus; frz. Baudouin de Constantinople; 1171–1205), seit 1194 als Balduin IX. Graf von Flandern (frz. Flandre) und seit 1195 als Balduin VI. Graf von Hennegau (frz. Hainaut); 1204 wurde er als Balduin I. zum ersten Kaiser des Lateinischen Kaiserreichs (lat. Imperium Romaniae) gewählt.

[774] Griech. Νίκαια, Níkaia; lat. Nicaea; osman. ازنيق, Izniḳ; heute türk. İznik.

[775] Griech. Τραπεζούντα, Trapezoúnta; osman. طرابزون, Ṭrābzon; heute türk. Trabzon.

[776] Murad IV. (osman. مراد رابع, Murād-i rābiʿ, von osman. رابع, rābiʿ, „der/die/das Vierte", wörtl. übersetzt der 4. Monat im Mondjahr; 1612–1640), seit 1623 Sultan (siehe hierzu S. 260, Anm. 782) des Osmanischen Reiches.

[777] Recte: Wohl um 1369 wurde Adrianopel (s. u.) von Murad I. (osman. مراد بن اورخان, Murād b. Orḫān; 1319 o. 1326–1389) erobert.

[778] Veraltet für türk. Edirne (bulg. Одрин, Odrin; griech. Αδριανούπολις, Adrianoúpolis; osman. ادرنه, Edirne).

[779] Mehmed II. (osman. محمد بن مراد, Meḥemmed b. Murād; 1432–1481), von 1444 bis 1446 und erneut seit 1451 Sultan des Osmanischen Reiches.

stantin[780], starb, nachdem er sich zum verzweifelten Todeskampf durch den Genuß des heiligen Abendmahls in der Sophienkirche[781] gestärkt hatte, mit 10,000 Streitern in der heldenmüthigsten Vertheidigung auf den Mauern der Hauptstadt, eines alten Römers würdig.

Ueber die erstürmte Stadt aber ergingen alle Schrecken barbarischer Feindeswuth. Mahomed hatte zur Ermunterung seiner Krieger diesen die Plünderung verheißen. Durst nach Blut und nach Beute stürzten die Türken über die wehrlosen Bürger. Weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand wurde geschont. Ueberall floß das Blut, große Schaaren der Einwohner schleppte man fort in ferne Sklaverei, alles bewegliche Gut wurde zerstört, oder geraubt, unermeßliche Schätze kamen in der Siegtrunkenen Hand.

Am dritten Tage endlich des allgemeinen Mordens und Verwüstens vertobte der Sturm, und es hielt Mahomed, der Verderber, eine eiserne Keule in der Faust, in der blutgebadeten Cäsarenstadt feierlichen Einzug. Doch als er in den herrlichen Kaiserpallast trat und dessen Verödung sah durch Brand und Mord, da drang in sein Gemüth die ernste Betrachtung des Schicksals, das über die menschlichen Dinge waltet. Gnade sprach er aus über das, was die Flammen, oder das Schwerdt seiner Horden übrig gelassen, und die Stadt Constantin's erklärte er zum ewigen Herrschersitz der Sultane[782], Istambol[783] fortan geheißen.

Dieses bedeckt mit seinen 80,000 Häusern die ganze Area des alten Constantinopels; aber an Schönheit und an Einwohnerzahl ist es ihm nicht zu vergleichen. Auf dem Schutt der breiten Römerstraßen, der Amphitheater, der Tempel, der Bäder, erbauten die Türken in widerlicher Unregelmäßigkeit die engen Gassen von schlechten Lehmhütten, aus welchen zuweilen ein Pallast, oder eine Moschee, oder herrliche Bautrümmer des Alterthums hervorragen. Seine amphitheatralische Lage, auf beiden Seiten eines vom Meer umflossenen, 2 Stunden langen, nach dem Lande zu breiter werdenden Hügels, gibt ihm in der Ferne ein imposantes Ansehen, schöner als das irgend einer Stadt in der Welt; aber im Innern herrscht Schmutz und Armseligkeit. Die Stadt selbst hat, ohne die Vorstädte, 2 ½ deutsche Meilen[784] im Umfange; mit den Vorstädten etwa 24 Stunden. Die Zahl der Einwohner war während der Türkenherrschaft nie über 700,000; sie beträgt jetzt unter ½ Million. Ungefähr die Hälfte sind Türken; 150,000 griechische, 30,000 armenische Christen, über 60,000 Juden. Die Befestigung von Constantinopel besteht gegen die Landseite hin aus Gräben und einer doppelten Mauer mit 500 Thürmen besetzt; zur Abhaltung einer regelmäßigen Belagerung ist sie aber nicht geeignet. An der Westseite der Stadt, an der Einfahrt aus dem Marmormeer[785], erhebt sich ein Castell noch innerhalb der Ringmauer; es ist das Schloß der sieben Thürme[786]. Gegenüber auf der asiatischen Seite, am Westende von Scutari[787], liegt ein ähnliches, und zwischen beiden, mitten im Bosporus, ein drittes – der Thurm des Leander[788]. Den Hafen bildet ein, etwa eine Viertelstunde breiter und 2 Stunden langer Arm des Bosporus, welcher sich zwischen zwei Hügeln hinschiebt, von welchen der links das eigentliche Constantinopel, der rechts die

---

780 Konstantinos XI. Palaiologos (griech. Κωνσταντῖνος Δραγάσης Παλαιολόγος, Kōnstantinos Dragásis Paleológos; 1404–1453; gefallen), seit 1448 letzter byzantinischer Kaiser.

781 Siehe hierzu S. 262, Anm. 802.

782 Arab./osman. سلطان, sulṭān, „die Herrschaft, der Herrscher"; allg. ein hoher islam. Herrschertitel, der ausschließlich Moslems vorbehalten ist, da er auch religiös konnotiert ist; im Osmanischen Reich die Bezeichnung für die höchste kaiserliche Majestät, den Padischah (siehe hierzu S. 271, Anm. 837).

783 Veraltet für İstanbul/Istanbul (siehe hierzu S. 258, Anm. 765).

784 Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

785 Das Marmarameer (osman. مرمره دكزى, Marmara Denizi, in der Antike griech. Προποντίς, Propontís).

786 Altgriech. Ἑπταπύργιον, Heptapýrgion bzw. neugriech. Επταπύργιο, Eptapýrgio, „Sieben-Türme-[Anlage]"; osman. يدى قوله حصارى, Yedi Ḳule Ḥiṣārı, „Sieben-Türme-Festung"; aus osman. يدى, yedi, „sieben", قوله, kule, „der Turm" und حصار, ḥiṣār, „die Festung"; sie war bereits im 5. Jhd. unter Kaiser Theodosius II. (griech. Θεοδόσιος B', Theodósios II.; 401–450) als Teil der Theodosianischen Landmauer errichtet worden und diente den Osmanen vornehmlich als Kerker und Hinrichtungsstätte.

787 Heute Üsküdar (griech. Σκουτάριον, Skutárion; osman. اسكدر, Üsküdar).

788 Osman. قيز قوله سى, Ḳız Ḳule-si, „Mädchenturm"; von osman. قيز, ḳız, „das Mädchen" und قوله, ḳule, „der Turm".

Vorstädte Galata[789], Tophana[790], und auf seinem Rücken Pera[791], der Aufenthalt der fremden Europäer (Franken), trägt. Die merkwürdigsten und prachtvollsten Gebäude der Stadt befinden sich auf dem breit abgerundeten, in das Meer hineinragenden Ende der Landspitze. Der größere Theil desselben nimmt das Serail (die Residenz des Sultans) ein. Die Kuppeln und Minarets[792] rechts auf unserem Bilde sind ein Theil dieser Ungeheuern, unregelmäßigen, von Gärten, Cypressenhainen und Höfen unterbrochenen Gebäudemasse, welche eine mit Thürmen und Kanonen besetzte, fast 4 Stunden im Umfange messende Mauer umschließt. Der Haupteingang ist ein aus Marmorblöcken hochgewölbtes, von den 50 kaiserlichen Thürstehern (Kapidschis[793]) gehütetes Thor, die hohe Pforte[794] genannt, ein Name, der von den Türken symbolisch für das ganze Reich gebraucht wird. Auf beiden Seiten des Eingangs sieht man gewöhnlich frisch abgeschlagene Menschenköpfe, die Opfer der Sultanslaune oder der Reichs-Justiz, und oft in entsetzlicher Anzahl, aufgesteckt. Das Innere ist nicht geeignet, das Grausen, welches dieser Anblick erregt, zu verscheuchen; überall Bewaffnete, überall schwarze, gelbe und weiße Verschnittene, Tausende von Sclaven des durch kein Gesetz gefesselten Willens eines Einzigen. Dicke, finstere Mauern, deren Pforten zahlreiche Leibwachen besetzt halten, trennen die einzelnen Gebäude, und der Zauber, den der Anblick des Pallasthaufens mit seinen vergoldeten Kuppeln und Minarets von der Seeseite schuf, verschwindet in Täuschung. Der hinterste Theil des Serails – mehre abgesonderte, außerordentlich große, sehr hohe, nach Außen fast fensterlose Gebäude, von herrlichen Gärten umgeben, ist der Harem[795], die Wohnung der sieben rechtmäßigen Frauen des Sultans, von denen jede ihren eigenen Haushalt und zweihundert junge Sclavinnen (Odalisken[796]) zur Bedienung hat. Das größte aller Gebäude enthält die 1400 Kebsweiber[797] des Fürsten, welche wiederum von eben so viel Sclavinnen

[789] Osman. غلطه, Ġalaṭa (von griech. Γαλατᾶς, Galatas); heute ist Galata ein Teil von Karaköy (osman. قره كوى, Ḳara Köy; von osman. قره, ḳara, „schwarz“ und كوى, köy, „das Dorf“, also frei übersetzt „Schwarzdorf“), einem Viertel im Stadtteil Beyoğlu (osman. بك اوغلو, Bey-oġlū) auf der europ. Seite Istanbuls.

[790] Osman. طوپخانه, Ṭopḫāna, „Kanonenfabrik“; heute Tophane, ein Stadtviertel im Zentrum von Istanbul; es ist Teil von Beyoğlu (s. o.) am europ. Ufer des Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768). Der Name ist vom osman. طوپخانه اميرى, Ṭopḫāne-i Āmire (Kaiserl. Waffenkammer) abgeleitet.

[791] Griech. πέρα, péra, „drüben“; das im 13. Jhd. von den Genuesern am nördl. Ufer des Goldenen Horns (siehe hierzu S. 266, Anm. 815) gegründete Viertel der lateinischen Christen um den Galataturm (osman. غلطه قوله سى, Ġalaṭa Ḳule-si, „Galataturm“; von osman. غلطه, Ġalaṭa und قوله, ḳule, „der Turm“) herum.

[792] Siehe hierzu S. 164, Anm. 465.

[793] Osman./türk. قاپيجى, ḳāpıcı, „der Torwächter“ (von osman. قپو, ḳapu, „das Tor“; das Suffix جى, ci- bzw. -cı, zeigt zumeist eine Tätigkeits- bzw. Berufsbezeichnung an); diese bes. Truppe unterstand dem Obersten Kammerherrn (osman. قاپيجى باشى, Ḳāpıcı-bāşı).

[794] Osman. باب عالى, Bābıāli (von arab. باب, bāb, „das Tor“ und عالي, alī, „hoch“); zunächst galt diese Bezeichnung für den Haupteingang (osman. باب همايون, Bāb-ı Hümāyūn, „großherrliches bzw. kaiserliches Tor“) zum Sultanspalast, dem Topkapı Sarayı (osman. طوپقپو سرايى, Ṭopḳapu Sarāyı; aus osman. طوپ, ṭop, „die Kanone“, قپو, ḳapu, „das Tor“ und سراى, sarāy, „der Palast“, also frei übersetzt „Kanonentorpalast“), ab dem 18. Jhd. jedoch für den Eingang zum Verwaltungsgebäude des Großwesirs (die ursprüngl. osman. Bezeichnung für dieses Tor war: پاشا قاپوسى, türk. paşa ḳapusı, „Pascha-Tor“ – s. o.) unterhalb obengenannten Palastes (zum Begriff Großwesir siehe S. 262, Anm. 801). „Hohe Pforte“ wurde zur Bezeichnung (Metonym) für die Regierung des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 270, Anm. 836).

[795] Osman. حرم, ḥarēm, „das Frauengemach“ (von arab. حريم, ḥarīm, „heiliger, unverletzlicher Ort“ bzw. „Heiligtum, geheiligter Bereich“).

[796] Odaliske (osman. اوطه لق, oṭa-lıḳ; von اوطه, oṭa, „das Gemach, das Zimmer“, im eigentl. Wortsinn also „die Mitbewohnerin“) ist eine hist. Bezeichnung für die hellhäutigen Konkubinen bzw. Kammermädchen, die zum persönl. Dienst im Harem (s. o.) des Sultans oder anderer hochgestellter Personen des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 270, Anm. 836) bestimmt waren.

[797] „beischläferin, […] nebenweib, zuweib, beifrau, beiweib“ (DWG, Bd. 11, Sp. 375). Die osman. Sprache bietet einen äußerst reichen Wortschatz für die ‚Protagonistinnen‘ bzw. Opfer des damals sehr facettenreichen Konkubinen(un-)wesens, auf das hier näher einzugehen, den Rahmen sprengen würde.

bedient und von 300 schwarzen[798] und eben so viel weißen Eunuchen[799] bewacht werden. Die Bewohner des Harems stehen mit der Außenwelt in keiner Berührung – selbst die Frauen des Sultans kennen sich unter einander nicht und sehen sich niemals. Die eigentliche Wohnung des Sultans ist für alle Sterblichen, außer für die Leibdienerschaft, den Kammerherrn (Kapidschi-Baschis[800]) und Leibpagen, ein unzugängliches, geheimnißvolles Heiligthum, das Keiner, selbst der Vezier[801] nicht, zu betreten wagt. Haufen von Stummen und Zwergen, in seltsamer Kleidung, sind die Staffage der Vorzimmer, erstere oft die Vollstrecker geheimer Hinrichtungsbefehle im Innern des Pallastes.

Das die Häusermasse hoch überragende Gebäude auf der Mitte des Bildes ist die ehemalige Kirche der heiligen Sophia[802], jetzt die Hauptmoschee der herrschenden Mohamedaner. Der Grund zu diesem großartigen Tempel wurde unter der Regierung des Kaisers Justinians[803] im 6ten Jahrhundert gelegt; 20 Jahre nach ihrer Erbauung stürzten Erdbeben sie ein; sie erhob sich in der Form eines griechischen Kreuzes zum damals prächtigsten Gotteshause der Christenheit wieder aus ihren Trümmern. Ihr Aeußeres wurde in spätern Zeiten durch ungleichartige Anbauten entstellt, die dem Ganzen ein schwerfälliges, unästhetisches Ansehen geben; nur die Kuppel wölbt sich hoch über den regellosen Steinhaufen in ihrer ganzen ursprünglichen Majestät. Das Innere ist höchst prachtvoll und von der größten Wirkung. Neun große, bronzene, antike Thüren bilden, durch eine hehre Vorhalle, den Eingang. Der Fußboden besteht ganz aus kunstvoller Mosaik von köstlichem Porphyr und Verdantiko[804]. Alle Wände sind mit Marmor bekleidet. Mit der großen Kuppel, deren inneres Gewölbe ganz mit Gold und einer durchsichtigen Mosaik ausgelegt ist, sind noch 2 Halbkuppeln und 6 kleinere auf eine den Eindruck des Ganzen wundervoll erhebende Art verbunden. Rund um das, 109 Fuß im Durchmesser haltende Gewölbe läuft eine durch 24 Bogenfenster erhellte Gallerie aus Marmor, getragen von 67 antiken Säulen, entnommen aus den Ueberresten der herrlichsten Bauwerke des Alterthums. 6 davon gehörten dem weltberühmten Dianentempel zu Ephesus, 8 dem Sonnentempel in Rom an. Das ganze Gebäude hat im Innern 270 Fuß Länge und 200 Fuß Breite, der Hauptdom 170 Fuß Höhe. Ohne Erlaubniß des Großherrn darf kein Christ den Tempel betreten. Die 4 Säulenthürme (Minarets), welche denselben rechtwinklich umgeben, stehen isolirt und sind ein Zusatz der Türken.

---

[798] Griech. εὐνοῦχος, eúnouchos, von griech. εὐνή, eunē, „Bett“ und ἔχω, echō, „hüten, bewachen“; ein „schwarzer Eunuch“ wurde im Osman. als خادم آغا, Ḫādım Āġā, „Verschnittener Gebieter“ (von osman. خادم, ḫādım, „der Verschnittene, der Eunuch“ und osman. آغا, āġā, „der Herr, der Gebieter“) bezeichnet. Aus den Reihen der „Schwarzen Eunuchen“ ging stets der oberste Palasteunuche hervor, osman. قیزلر آغاسی, Kīzlar Āġāsı, „Herr der Mädchen“ (von osman. قیزلر, kīzlar, „die Mädchen“ und آغا, āġā – s. o.), der am Hof den Rang eines Paschas (siehe hierzu S. 273, Anm. 854) mit drei Roßschweifen (osman. طوغ bzw. توغ, ṭuġ bzw. tuġ) einnahm, also rangmäßig gleich hinter dem Großwesir (siehe hierzu S. 262, Anm. 801) rangierte.

[799] Osman. آق آغا, Āḳ Āġā, „Weißer Gebieter“; von osman. آق, āḳ, „weiß“ und آغا, āġā, „der Herr, der Gebieter“. Der oberste weiße Eunuch trug den osman. Titel قپو آغاسی, Ḳapu Āġāsı, „Herr des Tores“; von osman. قپو, ḳapu, „das Tor“ und آغا, āġā (s. o.). Zu den Eunuchen siehe auch: Redhouse, James W. [(1811–1892)], A Turkish and English Lexicon […], Constantinople: A. H. Boyajian 1890, S. 146, 1435 u. 1506.

[800] Siehe hierzu S. 261, Anm. 793.

[801] Hiermit ist wohl der Großwesir (osman. وزیر اعظم, vezir-i āzam bzw. صدر اعظم, sadr-i āʿzam, beides für Großwesir) gemeint, der Vorsitzende des Ministerrates und Vertreter des Sultans.

[802] Griech. Ἁγία Σοφία, Hagía Sophía, „Heilige Weisheit“; osman. آیا صوفیه, Āyā Ṣofya; türk. Ayasofya; die sog. Sophienkirche war unter Kaiser Justinian (s. u.) von 532 bis 537 errichtet worden. Das kultur- und architekturgeschichtl. höchst bedeutsame Bauwerk wurde nach Plänen von Anthemios von Tralleis (griech. Ἀνθέμιος ὁ Τραλλιανός, Anthémios ho Trallianós; ca. 474-ca. 533) und Isidor von Milet (griech. Ἰσίδωρος ὁ Μιλήσιος, Isídōros ho Milḗsios; 442–537) errichtet.

[803] Justinian I. (eigentl. Flavius Petrus Sabbatius Iustinianus; griech. Φλάβιος Πέτρος Σαββάτιος Ἰουστινιανός, Flábios Pétros Sabbátios Ioustinianós; ca. 482–565), seit 527 römischer Kaiser.

[804] Gesteinsart.

Links von der Sophienkirche erhebt sich eine mit Kuppeln bedeckte und mit Minarets umstellte Gebäudemasse – es ist die große Moschee[805] Sultans Achmed[806]. Auch zu ihrer Verzierung wurden eine Menge Säulen den schönsten Gebäuden des Alterthums entzogen. Außer dieser Moschee zählt Constantinopel noch eine Menge anderer, an 5000 mohamedanische Bethäuser, 36 christliche Kirchen aller Confessionen, 11 Vorbereitungsanstalten zum Staatsdienst für 1600 Eleven und über 1800 Schulen. In 5000 Kaffeehäusern und Opiumbuden fröhnt der träge, arbeitsscheue Türke dem Genuß der Ruhe, des Träumens und der Bewußtlosigkeit. Die Bazars[807] sind große, steinerne Gebäude mit Arkaden, unter denen sich die Läden befinden, und diese Märkte sind Mittelpunkte des Handels für das ganze türkische Reich. Fast jede einzelne Waare hat ihren besonderen Bazar, auch die Sclavinnen haben den ihrigen, ein täglicher Schauplatz der tiefsten Herabwürdigung der Menschheit und des grenzenlosesten Jammers. Das Arsenal, die Waffenfabriken und andere, Staatszwecken gewidmete Gebäude, sind mit hohen Mauern umgeben, dem Auge nicht sichtbar und für den Fremden nicht zugänglich. – Merkwürdige Ruinen der Vorzeit fallen, meistens verbaut von den türkischen Hütten, im Innern der Stadt selten in's Auge; aber darum ist Constantinopel an ihnen nicht weniger reich. Ueberall reden den Alterthumsforscher hier in Trümmern und Denkmälern Völker an, aus denen zum Theil keine menschliche Stimme mehr ertönt. Vom uralten Megaris[808], vor mehr als drittehalb Jahrtausenden Byzantiums Begründer, kennt man die Stätte kaum; aber hier zeigen cyclopische Substructionen noch von den ersten Erbauern. Der ausgebildete, edle Kunstsinn der Milesier[809] verräth sich noch in manchen Trümmern. Der welterobernde, römische Adler schwebt noch über Tausend Denkmalern seiner Herrschaft. Der Thrazier, Bythinier, Gallier kurzes Daseyn ist fast spurlos verschwunden; aber von den Gebietern des Abendlandes, den Lateinern, den Venetianern und Genuesen zeugen die meisten noch vorhandenen Werke zu Trutz und zur Abwehr; der Halbmond[810] endlich auf ihren Zinnen, auf den Tempeln der Römer und auf den Kirchen der Christen, – das Zeichen des gegenwärtigen Herrschervolks, – auch er ist ein bleiches, untergehendes Gestirn am Horizonte der Menschheit, und bald wird es verschwinden!

Byzantium – Constantinsstadt – Istambol – vor deines Namens Dreieinigkeit senkt der Denker den Blick in die Tiefe der Nacht, in welcher der verhüllte Diener des Weltgeistes die Loose der Völker und Menschen aus der dunkeln Urne der Ewigkeit greift, und deutlich erkennt er die Hand der langmüthigen aber furchtbar rächenden Gottheit mit dem strafenden Blitze, wie sie den Zufall lenkt, gerecht zu richten nach dem ewigen Gesetze der Wiedervergeltung die Thaten der Völker und die Thaten der Fürsten.

---

805 Osman. سلطان احمد جامع, Sulṭān Aḥmed Cāmiʿ (türk. Sultan Ahmet Camii); sie war von 1609 bis 1616 im Auftrag des Namensgebers (s. u.) erbaut worden.

806 Ahmed I. (osman. احمد اول, Aḥmed-i evvel, von osman. اول, evvel, „der/die/das Erste"; 1590–1617), seit 1603 Sultan des Osmanischen Reiches.

807 Pers./osman. بازار, bāzār, „der Markt".

808 Megaris (griech. Μεγαρίς, Megarís), eigentl. ein kleiner aber dichtbevölkerter Staat im antiken Griechenland, westl. von Attika (griech. Ἀττική, Attikḗ) und nördlich von Korinth gelegen.

809 Einwohner der klassischen, im Westen Kleinasiens gelegenen Stadt Milet (ion. Μίλητος, Mílētos; dor. Μίλατος, Mílatos; äol. Μίλλατος, Míllatos; osman. آيدين, Aydın; türk. Milet).

810 Arab. هلال, hilāl, „die Mondsichel"; das bedeutendste islam. Symbol stammt allerdings noch aus vorislam. Zeit, denn hierbei handelt es sich eigentl. um die Bezeichnung für den bei den arab. Ṯamūd (arab. ثمود) besonders verehrten Mondgott.




CONSTANTINOPEL UND DIE SOPHIENKIRCHE
vom Bosphorus aus.




CONSTANTINOPEL

Philadelphia: N. A. Bibliographic Institution.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 93f.

## CLXXI. Constantinopel
### vom Todtenacker Pera's[811].

„Ich sah Athens geheiligte Ruinen; Ephesus Tempel sah ich und war in Delphi; ich habe Europa durchstreift von einem Ende zum andern und Asiens schönste Länder besucht: aber niemals erfreute mein Auge ein Anblick dem von Constantinopel zu verglichen."[812]

Byron's[813] Tagebuch.

Man erwarte hier nicht eine ausführlich Beschreibung der alten Metropole des Orients, welche ich in einem früheren Theile*)[814] dieses Werkes schon einmal skizzirte. Jene findet ein jeder meiner Leser in zwanzig Büchern besser, als ich sie, beschränkte mich auch das Räumliche nicht, zu geben vermöchte. Nur ein Fragment vom Gesehenen will ich mittheilen, wie das nebige kleine Bild auch nur ein Bruchstück von dem großen Gemälde ist, das sich von den „sieben Thürmen" an bis zum „goldenen Horn"[815] am Bosphorus dem entzückten Beschauer entfaltet.

Unser Stahlstich gibt die berühmte Ansicht vom sogenannten „kleinen" Todtenfelde Pera's aus, jedoch leider! nur theilweise. Sie umfaßt den größern Theil des Hafens und die jenseits desselben liegenden Quartiere, von der Stadtmauer bei Ejub[816] an, bis in die Gegend des alten Serails[817]. Es ist etwa die Hälfte der ganzen Vista.

Die Häuser zunächst rechts im Vordergrunde sind Wohnungen der Hafenbeamten; das entferntere größere, umgeben von hohen Mauern, ist der neue Pallast des Kapudan Pascha[818], des türkischen Flottenadmirals. Hinter demselben, auf der Anhöhe jenseits, glänzt, citadellenähnlich, die Kaserne Selims des Dritten[819]. Es ist ein unermeßliches Viereck mit gewaltigen Thürmen an den Winkelspitzen und vertheidigt durch Mauern und Gräben. – Aus der Tiefe, fast in der Mitte des Bilds, zieht eine Rauchwolke auf. Im Stadtviertel, rechts von derselben, dessen Seite steil in's Thal abfällt, erkennen wir den Fanar[820], den Wohnort des Patriarchen und der vornehmen Griechen; daher deren Name: Fanario-

---

[811] Siehe hierzu S. 261, Anm. 791. Die Abb. war bereits in mit leicht veränderter Bildunterschrift in dem vom Otto Ludwig Bernhard Wolff (1799–1851) herausgegebenen „Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – [...] Erster Band. [...]" (Leipzig: Ch. E. Kollmann 1834) erschienen.

[812] Zitat aus dem von Robert Charles Dallas (1754–1824) herausgegebenen Werk "Correspondence of Lord Byron's With a Friend, Including his Letters to his Mother, Written from Portugal, Spain, Greece, and the Shores of the Mediterranean, in 1809, 1810 and 1811. [...]." (Paris: A. & W. Galignani 1825), 2. Bd., S. 6, Lord Byron (s. u.) an seine Mutter, 28. Juni 1810: "I have seen the ruins of Athens, of Ephesus, and Delphi; I have traversed great part of Turkey, and many other parts of Europe, and some of Asia; but I never beheld a work of nature or art which yielded an impression like the prospect on each side from the Seven Towers to the end of the Golden Horn."

[813] Siehe hierzu S. 85, Anm. 233.

[814] *) Im ersten Bande Seite 69 [hier auf S. 1ff.].

[815] Griech. Χρυσοκέρας, Chrysokéras, „Goldenes Horn"; osman. خليج, ẖalīc, „die Mündung, der Seitenarm" (von arab. خليج, ẖalīǧ, „die Bucht"); heute türk. Haliç.

[816] Heute der Istanbuler Stadtteil Eyüp (osman. ايوب, Eyüb, „Hiob"); benannt nach dem in der dortigen Moschee begrabenen Fahnenträger Mohammeds, der vor den Mauern Konstantinopels auf dem Schlachtfeld geblieben war.

[817] Der Topkapı Sarayı (siehe hierzu auch S. 261, Anm. 794).

[818] Osman. قپودان پاشا, Ḳapūdān Pāşā (von ital. capitano); der Titel ist ab 1567 belegt.

[819] Selim III. (osman. سليم ثالث, Selīm-i sālis, von osman. ثالث, sālis, „der/die/das Dritte"; 1762–1808; ermordet), von 1789 bis 1807 Sultan des Osmanischen Reiches.

[820] Griech. Φανάριον, Phanárion, „die Lampe, die Laterne"; osman. فنار, Fenār, „der Leuchtturm, die Lampe, die Laterne"; heute heißt der Stadtteil türk. Fener.

ten[821]. Dort war der Schauplatz der Gräuelscenen in dem erstern Stadium des griechischen Aufstandes[822]; dort war es, wo die vom religiösen Fanatismus angefachte Rachsucht der Türken unschuldige Schlachtopfer zu Tausenden suchte und fand. Die verstümmelte Leiche des greisen Patriarchen[823] hing man damals an Ketten auf über dem Thore seins eigenen Pallastes, und die jungfräulichen Reize der zarten Fanariotinnen füllten drei Wochen lang alle Sklavenmärkte des Reichs. Die Hälfte der Bevölkerung ging unter in den Mordstürmen dieser schreckenvollen Zeit, und viele edle Griechengeschlechter erloschen für immer.

Neben der hohen Cypresse, rechts, ragt mit majestätischer Kuppel und schlanken Minarets über dichte Häusermassen eine Moschee: Sulimanieh[824] ist's, die gepriesene, nach St. Sophia die schönste der Hauptstadt. Weiter rechts, den Fanar überschauend, thürmt sich eine zweite[825] auf: – ein rechtes Siegesdenkmal des Halbmonds über das christliche Kreuz. Mahomed der Zweite erbaute sie auf der Stelle, welche einer der ehrwürdigsten christlichen Tempel einnahm: die Kirche nämlich der zwölf Apostel[826]. In derselben befanden sich die Begrabnißstätten der byzantinischen Kaiser. Die rohe Hand der Türken streute die Asche der Gesalbten in alle Winde, und in der nämlichen Gruft, welche die Gebeine des ersten Constantins einschloß, schläft jetzt der Eroberer von Constantins Stadt. –

Die Minarets, die sich zuäußerst am linken Rand des Bildes kennlich machen, gehören Moscheen, theils auch der älteren Wohnung des Sultans an. Letztere ist gegenwärtig Kaserne. Noch eine gute halbe Stunde weiter dehnt sich in dieser Richtung die Häusermasse aus, und den imposanten Schluß bildet das Serail selbst, mit seinen Cypressenhainen, hohen Minarets und golden schimmernden Kuppeln. Schade, daß die Phantasie des Lesers hier der bildlichen Darstellung zu Hülfe kommen muß.

Würde aber auch der Stahlstich die Ansicht ganz wieder geben, wäre solche doch immer nur ein Fragment vom großen Ganzen; denn bei einer Totalansicht Constantinopels dürfen Pera, Galata und Terschana[827] diesseits des Hafens, und Scutari[828] auf der asiatischen Seite des Bosphorus nicht fehlen, Vorstädte, von denen jede größer ist, als manche Königsstadt Deutschlands. Eine solche Darstellung aber läßt sich nicht auf so kleinem Raum erwarten.

---

[821] Vom griech. Stadtteilnamen (s. o.) leitet sich auch die Bezeichnung für die orthodoxen Christen Konstantinopels/Istanbuls, Phanarioten (griech. Φαναριώτες, Phanariṓtes), ab.

[822] Zum Osterfest 1821, also am 22. April und den darauffolgenden Tagen.

[823] Gregor V. (griech. Γρηγόριος Ε΄, Grēgórios V.; eigentl. Georgios Angelopoulos, griech. Γεώργιος Αγγελόπουλος, Geṓrgios Aggelópoulos; ca. 1745–1821; ermordet), ökumenischer Patriarch von Konstantinopel in den Jahren 1797 bis 1798, 1806 bis 1808 und 1818 bis 1821. Nach Gefängnis und Folterung wurde er am Nachmittag des 22. April (10. April nach julian. Kalender) gegen 15.00 Uhr am Haupteingang zum Patriarchengebäude aufgehängt. Der Körper des Toten wurde zwei Tage später durch die Straßen geschleift und anschließend in den Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768) geworfen, wo der Leichnam von griech. Seeleuten geborgen wurde, um ihn in zunächst in Odessa (ukrain. Одеса, Odesa; russ. Одесса, Odessa) zu bestatten. 1871 wurden seine sterblichen Überreste in die Metropolitankathedrale Mariä Verkündigung (griech. Καθεδρικός Ναός Ευαγγελισμού της Θεοτόκου, Kthedríkos Naós Evaggelismoú tis Theotókos) von Athen überführt.

[824] Osman. سليمانيه جامع, Süleymāniye Cāmiʿ, türk. Süleymaniye Camii. Die Moschee wurde in den Jahren 1550 bis 1557 im Auftrag Süleymans I. (siehe hierzu auch S. 297, Anm. 921) vom berühmten Architekten Sinan (osman. قوجه معمار سنان آغا, Ḳoca Miʿmār Sinān Āġā; ca. 1488/1490–1588) erbaut.

[825] Die Sultan-Mehmet-Fatih-Moschee (ursprüngl. osman. جامع جديد, Cāmiʿ-i Cedīd, „Neue Moschee", aus osman. جامع, cāmiʿ, „die Moschee" und جديد, cedīd, „neu"), heute türk. Fatih Camii (osman. فاتح, fātiḥ, „der Eroberer"), „Moschee des Eroberers", womit Mehmet II. (siehe hierzu S. 259, Anm. 779) gemeint ist.

[826] Griech. Ἅγιοι Ἀπόστολοι, Hágioi Apóstoloi; „Heilige Apostel"; der zweite, am 28. Juni 550 geweihte Kirchenbau wurde ab 1461 abgerissen, um Platz für die neu zu errichtende Fatih-Moschee (s. o.) zu schaffen.

[827] Hiermit dürften die ehemaligen Werftanlagen (osman. ترسانه, tersāne, „Arsenal", von ital. darsena) im heutigen Istanbuler Stadtteil Beyoğlu (siehe hierzu S. 261, Anm. 789) gemeint sein, das sich am Nordostufer des Goldenen Horns (siehe hierzu S. 266, Anm. 815) erstreckt und mit dem Südteil an den Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768) stößt.

[828] Siehe hierzu S. 260, Anm. 787.




DER BOSPORUS

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842[829]. 148 S. qu.-8°. S. 81-86.

## CCCCIII. Der Bosporus[830].

Aus den Gegensätzen quillt das Leben, der Tod gebiert die Ewigkeit, der Widerstand die Bewegung. Auch für die Bewegungen der Geschichte stellen sich zwei große Gegensätze als Hauptelemente dar: – die Staaten, welche wachsen, und jene, welche welken. In jenen ist selbstbewußte Kraft, Ausdehnungstrieb, Zukunft: in diesen Schwäche, Erhaltungspein, Hoffnungslosigkeit; dort herrscht freier Lebenstrieb: hier Uebergang zur Erstarrung; dort ist nichts stabil, als die Veränderlichkeit; – Neugeburt ist überall und Wechsel allenthalben: hier strebt Alles zur Beharrlichkeit im Alten hin, zur Verknöcherung, Verstockung; – dort ist Licht in Wissenschaft, Kirche und Staat: hier Lichtscheu und Dunkelheit, Tyrannei statt Regiment, Aberglaube statt Religion.

Schreiten die Begebenheiten ruhig und langsam fort, dann ist die Wechselwirkung dieser Gegensätze mild und ohne Drang. Der welkende Staat schrumpft in dem Maße ein, als der wachsende sich zu ihm ausdehnt, und um den Sterbenden rankt das junge frische Leben schon, ehe ihn der Tod erlöst. Die Metamorphose geht still und leise vorüber. Aber in den Zeiten großer Umbildungen tritt die Schärfe des Widerspruchs grell in den Tag hinaus und statt des ruhigen Dahinsterbens sehen wir Agonie oder gewaltsame Tödtung. Unsere Zeit aber hat die wunderliche Ungereimtheit an sich, daß, während sie selbst einer großen Epoche des Umbildens und Umgestaltens aller menschlichen Verhältnisse notorisch angehört, dennoch ihre Faktoren mit einem fast fanatischen Eifer bemüht sind, Altes zu stützen und Absterbendes am Leben zu erhalten. So ist uns das seltsame Schauspiel gegeben, daß, während die lebenskräftigsten unter den Staaten ihre Wurzeln immer weiter und tiefer in die Erde schlagen, während ihre Zweige, wie die der Eichen, in die Lüfte wachsen und sich immer breiter entfalten, während ihr Gewächs grünt, blüht, Früchte trägt, und Saamen um sich streut, und sich fortpflanzt, als Colonien, in allen Zonen: doch ihre Lenker zusammentreten, um die Thorheit aller Thorheiten zu begehen, nämlich todte Massen neu zu beleben, und jenen Staaten, deren Rolle ausgespielt, deren Tag vergangen, deren Geschichtsblatt voll geschrieben ist, ihren Bestand gewaltsam zu verlängern. Das ist ein krankes Streben, das Hülfe bei den Todten sucht, und das ist ein unvernünftiges Streben, welches die eigene Kraft an die fremde Hinfälligkeit vergeudet, und Der thut Unrecht, der die Ansprüche der frischen, lebendigen Gegenwart einer rechtlosen Vergangenheit zum Opfer bringt. Wo die Dynastien und Staaten abgelebt sind, da sind ihre Rechte und Befugnisse an den Völkern haften geblieben, und es ist Hochverrath an dem eignen Beruf, sie in der Ausübung dieser Rechte und Befugnisse zu hemmen. Oder meinen die Gewaltigen, sie könnten und dürften den Pulsschlag der Kulturgeschichte regeln, wie den Umlauf des Geldes? Sie mögen sich solchem Wahne hingeben, aber sie thun es auf ihre eigene Verantwortung. Die Zeit wird sie belehren, wie arg ihr Wahn gewesen, und ihre Ernte wird der Aussaat gleichen.

„*La Turquie: – voila un cadavre!*" war das kecke Ministerwort Sebastiani's[831] vor 10 Jahren. Ihn Lügen zu strafen, standen seitdem die Fürsten Europas zusammen. Soll etwa das Reich Osmans[832]

---

[829] Die einzelnen Lieferungen müssen mindestens bis 1845 erfolgt sein, da Joseph Meyer aus einem Werk Jakob Philipp Fallmerayers (1790–1861) zitiert, das erst 1845 erschienen ist (siehe hierzu S. 270, Anm. 834).

[830] Siehe hierzu S. 258, Anm. 768.

[831] Der frz. Außenminister Horace-François-Bastien, comte Sébastiani de la Porta (1772–1851). In den zeitgenössischen frz. Parlamentsakten finden sich jedoch zahlreiche Stellen mit gleicher oder ähnlicher Aussage.

[832] Osman I. Gazi (osman. عثمان غازى, Osmān Ġāzī; 1258–1326 o. 1324), erster Sultan des Osmanischen Reiches; der Beiname „Ġāzī" ist vom arab. غزوة, ġazwa (osman. غزوه, ġazvı), abgeleitet, was wörtl. übersetzt „der Raubzug, Überfall" bedeutet; später wurden mit diesem Begriff jedoch auch die Eroberungsfeldzüge der Muslime im Rahmen der islam. Expansion bezeichnet. Osman. غازى, ġāzī, „Guerrier qui combat pour la foi islamique et qui a conquis un pays chrétien ou qui a vaincu les infidèles. Titre que prennent les souverains et les commandants

das Räthsel der Sphynx[833] erneuern? soll aus seiner leblosen Gegenwart seine glorreiche Vergangenheit neu auferstehen? Wie würden die restaurirenden Könige zusammenschrecken, wenn also geschähe? Nein, so Großes wollen sie nicht! Hülflos haben sie das greise Sultanat ausgesetzt, hülflos seinen Schicksalen preis gegeben, und sie halten den Verderber nur noch ab, damit die Agonie sich verlängere. Scheint es ihnen doch recht zu gefallen, den Türkenstaat in Ohnmacht zu sehen, umringt von Schrecken und Gefahren, die von allen Seiten auf ihn eingedrungen sind. Die Christenmächte scheint dieses Marterleben des altersschwachen Erbfeindes zu freuen, über den die Angst so Herr geworden ist, wie einst der Schrecken vor ihm über sie selbst Herr war. Ernst ist's ihnen gewiß nicht damit, neue Formen für ihn auszusinnen und sie wie künstliche Blätter dem welken Gewächse aufzusetzen, daß sein Wachsthum sich neu belebe; sie wollen nur seine letzten Lebenstriebe darin auffangen, sie nach ihren bestimmten Ansichten umzubilden, damit, wenn die Stunde reif ist, wo sie die große türkische Erbschaft, ohne Codizill und Testament, theilen werden, sie solche faßlicher vorfinden. Aber diese herzlose, künstliche Berechnung hebt sich wohl von selbst auf, wenn der Herr seine Zeit ersehen hat, und leicht könnte es dann kommen, daß Völker theilten, während die Könige noch die Loose mischten. Es wäre in der That der Fürsten-Curatel Meisterstück, wenn es dieser gelange, an ihre vielgliederige Kette der Causalität die Zukunft des byzantinischen Orients zu fesseln, der jetzt, wie ein Bleigewicht, an den Sohlen Europa's hängt.

„Es gibt –" mit den Worten eines Andern zu reden – „drei verhängnißvolle Stätten auf der Erde, drei Weltringe, an die sich die Schicksals-Fäden des menschlichen Geschlechts hängen: am Jordan, an der Tiber, am Bosporus. Fast so lange als unser Geschlecht Geschichte macht, war es dem magischen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan: Jerusalem ist die Wiege, Rom das Sinnbild des weltbeseligenden, universellen Christenthums, sein Gegensatz ist Konstantinopel mit dem erstarrten Morgenland."[834] Aber einen ureinsäßigen, jetzt noch lebendigen, mit der *Urbs aeterna*[835] gleich unsterblichen, unaustilgbaren Reichsgenius von Byzanz, als zweites Element der christlichen Welt, kann ich doch nicht erkennen. Mag es gleich zugestanden werden, daß das ganze faule Gezimmer der osmanischen Monarchie[836], die Eintheilung der Provinzen, die Hierarchie des öffentlichen Dienstes, die Art der Aemter, die Formen der Verwaltung und alle die Gräuel und Produkte der Willkühr und Tyrannei: – Stellenverkauf, Lüge, Trug, Diebstahl der Obrigkeit, Erbarmungslosigkeit und permanente Verschwörung des Fiskus gegen Gut und Eigenthum der rechtlosen Unterthanen ein byzantinisches Erbe sind und daß die Türken in der Beherrschungs- und Verwaltungsweise des Landes nur die Namen änderten, nicht einmal die Modalität, geschweige den Grundsatz; mag also auch das cohärente Fortleben des byzantinischen Reichsphantoms im Scheine des Halbmonds nicht abgeleugnet, mag auch zugegeben werden, daß die aus Turkestan vor 4 Jahrhunderten hereingebrochene Gewalt im Sinne und Blut mit Ost-Rom eins geworden ist und sich am Hofe nichts geändert hat, als der Glaube: – das Unmögliche einer Wiederherstellung des türkischen Orients aus ureigner Kraft ist doch bei der augenfälligen Verwesung nimmer in Abrede zu stellen! Wäre der Islam nicht selbst in Widerpart mit sich und nicht in sich

musulmans après une victoire emportée sur les infidèles / Krieger, der für den islam. Glauben kämpft und der ein christl. Land erobert oder der Ungläubige besiegt hat. Titel, den moslemische Herrscher und Befehlshaber nach einem über die Ungläubigen davongetragenen Sieg annehmen"; siehe hierzu Frashëri, Sami [(1850–1904)], Dictionnaire Turc-Français, Constantinople: Mihran 1883, S. 746).

[833] Das Rätsel, das die Sphinx (griech. σφίγξ, sphígx) den Menschen stellte, und das erst Ödipus (griech. Οἰδίπους, Oidípous) zu lösen vermochte, lautete: „Es ist am Morgen vierfüßig, am Mittag zweifüßig, am Abend dreifüßig. Von allen Geschöpfen wechselt es allein mit der Zahl seiner Füße; aber eben wenn es die meisten Füße bewegt, sind Kraft und Schnelligkeit seiner Glieder ihm am geringsten." Die richtige Antwort lautet: Der Mensch als Säugling, als Erwachsener und als Greis am Stock.

[834] Stark eingekürztes Zitat aus dem Werk des Brixener Orientalisten Jakob Philipp Fallmerayers (1790–1861) „Fragmente aus dem Orient" (Stuttgart: J. G. Cotta'scher Verlag 1845), 1. Bd., S. 303f.

[835] Lat., „Ewige Stadt".

[836] Das von 1299 bis 1922 bestehende Osmanische Reich (osman. دولت عليه, Devlet-i ʿAlīye, „der erhabene Staat").

selbst zerfallen, dann wäre noch eine Chance da; aber die Rolle des Padischah[837] ist ausgespielt, sein religiöses Scepter ist zerbrochen, der Ruf des Großherrn sammelt nicht mehr die Völker des Ostens unter die Fahne des Propheten. Todte Ideen, erloschene Gluthen, entflohene Geister werden dort nicht wieder in's Leben beschworen. Und darum sollt Ihr, – zumal Euern verzagten Händen voller Neid und voller Furcht vor einander die Titanenfunktion so übel ansteht, den fallenden Coloß des Türkenreichs im Sturze aufzuhalten, – Euch ermuthigen zum Vollzug Dessen, was Ihr heimlich in Eurer Seele Alle beschlossen habt. Schreibt für die Familie Osmans eine Ordonnanz, wie Napoleon einst für die Braganzas[838] that, und schickt Flotten, Heere – Ihr habt sie ja! – zu des Bosporus Ufern, Euer Decret zu vollziehen. Macht schnell und fesselt die schon getheilten Völker durch nachdrucksvolle That! Oder wollt Ihr das nicht, so sprecht ein großes Wort zu einem großen Versuch: stellt den Thron des jungen regenerirten Griechenlands in die Siebenhügelstadt, ärntet dafür den Applaus der Welt und, vielleicht! auch in der Geschichte ein dankendes, ehrendes Blatt! –

---

Wir wollen nun den Bosporus selbst betrachten. „Wie eine ungeheuere Wasserschlange in sieben Windungen"[839] streckt sich diese Meerenge drei Meilen lang vom Meere von Marmora zum Euxinus[840] hin, welcher seine Fluthen in jenes ausgießt. Sind die nächsten Umgebungen der alten Constantinsstadt landeinwärts wenig angebaut, öde, kahl und menschenleer, so sind dagegen die Thäler, die Abhänge und Gestade des Bosporus entzückend, und seit Jahrtausenden der gepriesene Wohnsitz einer dichten Bevölkerung und sorgfältiger Kultur. Anmuthige Gärten, Lustwäldchen, Flecken und Dörfer, Sommerpaläste, Landhäuser und Kiosks[841], prächtige Springbrunnen und die auf Vorgebirgen und Höhen malerisch gelegenen alterthümlichen Vesten, oder die Trümmer aus der griechischen und christlichen Vorzeit, gewähren ein Bild voller Reiz und Mannichfaltigkeit. Prächtig ist das Thor zu allen diesen Schönheiten: die Einfahrt aus dem schwarzen Meere. Die von den blauen Gewässern sich kühnaufthürmenden Felsenvorgebirge tragen, als Wächter und als Wegweiser der Nacht, Leuchtthürme auf ihren Scheiteln und die gewaltigen Mauern der beiden Vesten, Phanaraki[842] auf asiatischer, und Rum-Ili[843] auf

---

[837] Osman. پادشاه bzw. پادشه, pādişāh, „Herrscher"; wörtl. „der Allergrößte Herr, der Großherr". Im Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 270, Anm. 836) wurde vermutlich seit 1421 Padischah als Bezeichnung für den Sultan (siehe hierzu S. 260, Anm. 782) verwendet.

[838] Die portug. Herrscherdynastie Braganza (portug. Bragança), die von 1640 bis 1853 die Könige von Portugal und von 1822 bis 1889 auch die Kaiser von Brasilien stellte. Napoléon (s. o.) hatte den Prinzregenten Johann (portug. João;1767–1826) 1808 nach Brasilien ins Exil gezwungen; 1816 kehrte er als König Johann VI. (portug. João VI) zurück.

[839] Frei zitiert nach Joseph von Hammer-Purgstalls (1774–1856) Werk „Constantinopolis und der Bosporos, örtlich und geschichtlich beschrieben […]" (Pesth: Hartleben's Verlag 1822), 2. Bd., S. 185.

[840] Das Schwarze Meeres (siehe hierzu S. 34, Anm. 97).

[841] Gartenpavillons (siehe hierzu S. 303, Anm. 935).

[842] Osman. فناراکی, Fenārākı, griech. Φαναράκι, Fanaráki, „die Laterne"; hiermit dürfte die ehemalige Festung Anadolufeneri (osman. آناطولی فناری; von griech. ἀνατολή, anatolē, „Osten"; osman. آناطولو, Ānāṭolu bzw. آناطولی, Ānāṭolı, „Kleinasien" und فنار, fenār, „der Leuchtturm") gemeint sein, der auf europ. Seite Rumelifeneri (osman. روم ایلی فناری, aus osman. روم ایلی, Rūm-ėyli, „Europa" und فنار, fener – s. o.) gegenüberliegt; jenes ist heute eine Ortschaft im Istanbuler Stadtbezirk Beykoz (osman. بکقوز) auf der asiat. Seite, dieses eine im Stadtbezirk Sarıyer (osman. صاریار) auf der europ. Seite des Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768); in der „Oestreichischen militärischen Zeitschrift" (Wien: A. Strauß Witwe 1834), 2. Heft, S. 125f. u. [232], wird diesbezüglich von „Schloß Fanaraki auf dem Vorgebirge von Asien" (32 Kanonen, 2 Mörser) und dem „Schloß Fanaraki auf dem Vorgebirge von Europa" (26 Kanonen, 4 Mörser) gesprochen.

[843] Osman. روم ایلی, Rūm-eyli; eigentl. lediglich eine andere Bezeichnung für die berühmte Festungsanlage Rumeli Hisarı (siehe hierzu S. 273, Anm. 858 u. Redhouse, Turkish-English Lexicon, wie S. 262, Anm. 798, S. 995). Wahrscheinlich ist hiermit jedoch die ehemalige Festung Rumeli Kavağı (osman. روم ایلی قواغی, Rūm-ėyli Ḳavāġı; aus روم ایلی, Rūm-ėyli (s. o.) und قواق, ḳavāḳ, „die Pappel") gemeint, heute eine Ortschaft im Istanbuler Stadtbezirk Sarıyer (s. o.) auf der europ. Seite des Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768), der auf der asiat. Seite Anadolu Kavağı (s. o.) im Istanbuler Stadtbezirk Beykoz (s. o.) gegenüberliegt; „Schloß Rumeli-Kavak" (35 Kanonen, 2

europäischer Seite. Beide Forts sind Denkmäler der Macht der Genuesen in diesen Gegenden, und noch sieht man über den Thoren das Wappen der stolzen Republik. Nicht weit von der Einfahrt treten die Bergkette des Olympos[844] und von der entgegengesetzten Seite die des Hämus[845] auf einander zu und die Ufer des Kanals rücken zusammen. An dieser zur Vertheidigung der Einfahrt so günstigen Stelle sind auf beiden Seiten Batterien aufgestellt und Citadellen und Forts (Phil-Burun[846], Poiras[847] etc. etc.) bedecken die Höhen in der Nähe, deren schwere Geschütze die Meerenge bestreichen. Die Gestade selbst sind steile Felswände und die Strömung ist hier sehr heftig. Keiner Flotte ist es möglich, die Durchfahrt zu forçiren, wenn die Geschütze (man zählt in den Bosporusbefestigungen überhaupt an drittehalbtausend) nur einigermaßen gut bedient werden.

Es war dieser Punkt schon bei den Alten von strategischer Wichtigkeit, und er wurde durch manches welthistorische Ereigniß berühmt. – Weiter abwärts in geringer Entfernung erhebt sich ein Vorgebirge steil und drohend; es ist der Riesenberg[848], und dahin versetzt die türkische Legende das Grab Josua's[849], des judäischen Eroberers. Als heiliger Ort wird er von Wallfahrern häufig besucht, und Josua verrichtet hier so gut Wunder und spielt den Universaldoctor so vortrefflich, als irgend einer aus der christlichen Heiligenschaar, oder eine „Mutter Gottes voller Gnade." Die Zöllner der Dummheit fehlen hier ebenfalls nicht; ein Derwischkloster[850] steht am Berge und die Opferpfennige mästen die trägen Bäuche vortrefflich.

Weiter abwärts, auf asiatischer Seite, sieht man zwischen Platanengruppen hindurch in ein schönes Thal, – das „Thal des Großherrn" und eine Reihe Marmorstufen führt zum Gestade, das nach ihnen den Namen Chunkar Ikelessi[851] hat. Der schöne kaiserliche Kiosk ist in eine für Rechnung des

---

Mörser) und „Schloß Anatoli Kavak" (42 Kanonen, 4 Mörser) in der „Oestr. militär. Zeitschrift", wie S. 271, Anm. 842, 2. Heft, S. 126 u. [232].

844 Hiermit dürfte der mysische Olymp (osman. اولو طاغ, Ulu Ṭaġ; heute türk. Uludağ bei Bursa – osman. بورسه) in Kleinasien gemeint sein, der hier großzügigerweise nach Norden versetzt wird.

845 Veraltet für das Balkangebirge (griech. Αἷμος, Haímos), das hier ebenso großzügig nach Süden verlegt wird.

846 Osman./türk. فيل بورن, Fil Burun (osman. فيل, fīl, „der Elefant" und بورن, būrun, „die Nase", also frei übersetzt „Elefantenrüssel"); Festungsanlage südl. von Poyraz (s. u.) auf der asiat. Seite des Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768); „Werk auf Filburum" (17 Kanonen, 2 Mörser) in der „Oestr. militär. Zeitschrift", wie S. 271, Anm. 842, 2. Heft, S. 126 u. [232].

847 Osman. und türk. Poyraz (osman. پويراز, Poyrāz, von griech. Βορέας, Boréas, „der Nordwind"), eine Ortschaft mit Hafen im Istanbuler Stadtbezirk Beykoz (siehe hierzu S. 271, Anm. 842) auf der asiat. Seite des Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768); „Schloß Poiraz" (50 Kanonen, 4 Mörser) in der „Oestr. militär. Zeitschrift", wie S. 271, Anm. 842, 2. Heft, S. 126 u. [232].

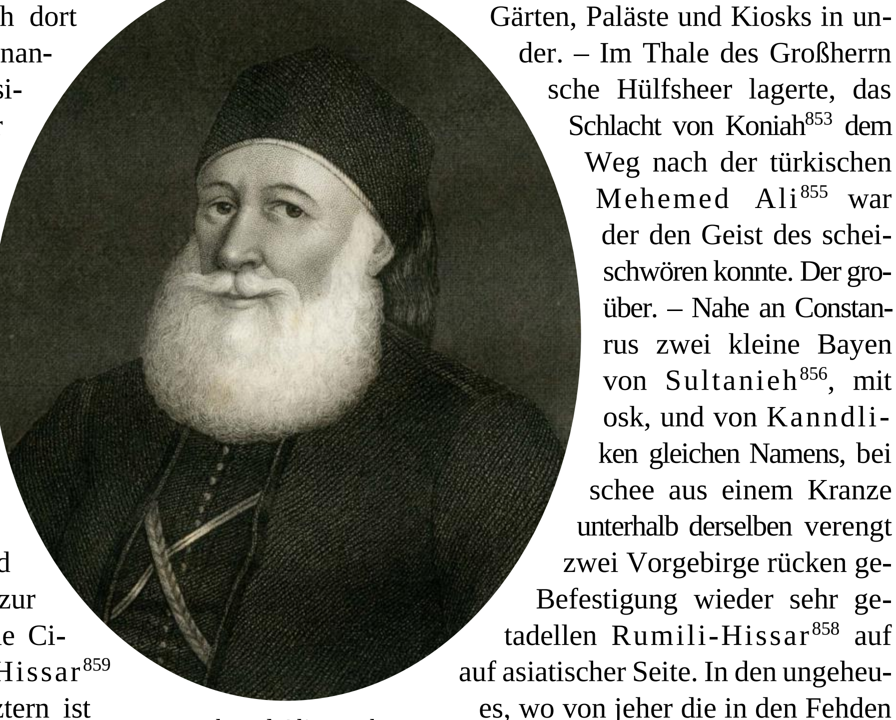
848 Heute türk. Yuşa Tepesi (osman. يوشع تپه سى, Yūşaḥ Tepe-si, „Hügel des Joshua"; besagter Berg befindet sich auf der anatol. Seite des Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768) im nordöstl. gelegenen Istanbuler Bezirk Beykoz (siehe hierzu S. 271, Anm. 842).

849 Hebr. יֵשׁוּעַ, Jēschūaʿ; Ri 2,9: „[…] und man begrub ihn in Timnat-Heres, im Gebiet seines Erbbesitzes auf dem Gebirge Efraim, nördlich vom Berg Gaasch."

850 Osman. درويش, derviş (so aus dem Pers. übernommen für „arm, Armer, Bettler, Wanderer, Ekstatiker"); allg. für einen muslimischen asketischen Mönch verwendet; die Derwischklöster (osman. Sing. تكيه, tekye, türk. tekke) gehörten meistens zu einem an große Moscheen angeschlossenen Stiftungskomplex (osman. كليه, külliye; von osman. كلى, külli, „umfassend, gesamt"; türk. külliye, Gebäudekomplex).

851 Heute türk. Hünkar İskelesi (osman. خنكار اسكله سى, Ḫünkyār Iskele-si, von osman. خنكار, ẖünkyār – zusammengezogen aus خداوندكار, hüdāvendigār, „der Sultan, speziell Murad I." – siehe hierzu S. 259, Anm. 777 –, „der Selbstherrscher" und اسكله, iskele, „die Anlegestelle", also frei übersetzt „die Anlegestelle des Herrschers") im Istanbuler Stadtbezirk Beykoz (siehe hierzu S. 271, Anm. 842) auf der asiat. Seite des Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768). Beim erwähnten „Tal des Großherrn" könnte es sich durchaus um das Tal von Göksu (siehe hierzu S. 283, Anm. 882) handeln.

Schatzes verwaltete Papierfabrik umgewandelt worden; gegenüber auf der europ. Seite glänzen die Sommerwohnungen der christlichen Gesandten und Botschafter um Bujukdere[852]; es ketten sich dort Gärten, Paläste und Kiosks in ununterbrochener Reihe an einander. – Im Thale des Großherrn war es, wo 1833 das russische Hülfsheer lagerte, das herbei eilte, als nach der Schlacht von Koniah[853] dem Pascha[854] von Aegypten der Weg nach der türkischen Hauptstadt offenstand. Mehemed Ali[855] war freilich der Mann nicht, der den Geist des scheidenden Türkenreichs beschwören konnte. Der große Augenblick ging vorüber. – Nahe an Constantinopel macht der Bosporus zwei kleine Bayen voller Anmuth, die Bay von Sultanieh[856], mit einem kaiserlichen Kiosk, und von Kanndlidsche[857], mit einem Flecken gleichen Namens, bei dem sich eine große Moschee aus einem Kranze von Platanen erhebt. Gleich unterhalb derselben verengt sich der Kanal wieder und zwei Vorgebirge rücken gegen einander. An dieser zur Befestigung wieder sehr geschickten Stelle drohen die Citadellen Rumili-Hissar[858] auf europäischer, Anadoli-Hissar[859] auf asiatischer Seite. In den ungeheuern Casematten[860] der letztern ist es, wo von jeher die in den Fehden mit den christlichen Mächten gemachten Gefangenen aufbewahrt wurden, und mit Schaudern erblickt man diese scheußlichen Kerker, wo die herzlose türkische Barbarei, zu deren Erhaltung jetzt die europäischen Könige zusammenstehen,



*Mehmed Ali Pascha*
*(siehe hierzu S. 273, Anm. 855).*

---

[852] Heute Büyükdere (osman. بیوك, büyük̦, „groß“ und دره, dere, „Tal“); Stadtbezirk von Istanbul bei der berühmten Festungsanlage Rumeli Hisarı (siehe hierzu S. 273, Anm. 858.).

[853] Schlacht bei Konya (osman. قونيه, Konya, von griech. Ἰκόνιον, Ikónion) am 21. Dezember 1832, die dem ägypt. Vizekönig Mehmed Ali Pascha (siehe S. 273, Anm. 855) nicht nur die vorläufige Herrschaft über Syrien brachte, sondern die Herrschaft der „Hohen Pforte“ bis in die Grundfesten erschütterte.

[854] Osman. پاشا, pāşā; seit dem 15. Jhd. Titel der höchsten Zivilbeamten und Militärs im Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 270, Anm. 836).

[855] Mehmed Ali Pascha (osman. محمد على پاشا, Meḥemmed ʿAlī Pāşā; ca. 1770–1849), von 1805 bis 1848 Gouverneur der osmanischen Großprovinz Ägypten (osman. ايالت مصر, Eyālet-i Mıṣr); er ist der Begründer der ägypt. Königsdynastie, die bis zur brit. Besetzung im Jahre 1882 als osman}. „Vizekönige“ (osman. خديو, ḫidīw, „der Khedive“) regierten. Der nach einer Vorlage von Georg Durand (1811–1873) von Carl Mayer (1798–1868) gefertigte Stich entstammt dem Verlagsprogramm von Jospeh Meyer.

[856] Eine ausladende Bucht nördl. von Kanlıca (s. u.); östl. davon befindet sich heute der Sultaniye Parkı.

[857] Wohl das osman. چاملوجه, Çāmlıca; heute türk. Kanlıca, eine Anhöhe und eine Ortschaft nördl. von Anadolu Hisarı (siehe hierzu S. 273, Anm. 859) im Istanbuler Stadtbezirk Beykoz (siehe hierzu S. 271, Anm. 842) auf der asiat. Seite des Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768) gelegen; „Batterie auf Kandlidsche“ (7 Kanonen) in der „Oestr. militär. Zeitschrift“, wie S. 271, Anm. 842, 2. Heft, S. 126 u. [232].

[858] Osman. روم ايلى حصارى, Rūm-ėyli Ḥiṣārı bzw. بوغاز كسن, Boġāz-kesen; aus osman. بوغاز, boġāz, „die Kehle, der Schlund“ bzw. „Bosporus“ (siehe hierzu S. 258, Anm. 768) und كسمك, kesmek, „abschneiden, unterbrechen“, also „Abschneider der Meerenge, Halsabschneider“. Heute Rumeli Hisarı, die „Rumelische Festung“ (siehe hierzu auch S. 271, Anm. 842 u. S.273, Anm. 859); die Festung auf der europ. Seite des Bosporus. Ab dem 17. Jhd. diente die Festung als Gefängnis, vornehmlich für Kriegsgefangene; „Schloß Rumeli-Hissar“ (18 Kanonen, 2 Mörser) in der „Oestr. militär. Zeitschrift“, wie S. 271, Anm. 842, 2. Heft, S. 125.

[859] Osman. آناطولى حصارى, Ānāṭolı Ḥiṣārı bzw. آقجه حصارى, Āḳca-ḥiṣārı; aus osman. آق, āḳ, „weiß“ und حصار, ḥiṣār, „die Festung“, also frei übersetzt „Weißenburg“. Heute Anadolu Hisarı, die „Anatolische Festung“ (siehe hierzu auch S. 271, Anm. 842;), die Festung auf der asiat. Seite des Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768); „Schloß Anatoli-Hissar“ (16 Kanonen, 2 Mörser) in der „Oestr. militär. Zeitschrift“, wie S. 271, Anm. 842, 2. Heft, S. 126.

[860] Siehe hierzu S. 130, Anm. 362.

mehrmals die unglücklichen christlichen Krieger verschmachten ließ. Bei Rumili-Hissar[861] geht eine enge Schlucht herab, in deren Tiefe der Bach Göcksu seine Gewässer dem Bosporus zuführt. Verfolgt man diesen Bach, so gelangt man in den reizendsten Grund von Constantinopels Umgebung, in das Thal der himmlischen Wasser[862], mit einem Kiosk des Sultans und den Landhäusern vieler Großen. Hier ist an jedem heitern Tage im Sommer die vor nehme Welt der Hauptstadt versammelt, und unzählige Gruppen lagern malerisch im Schatten der Platanen und Cypressen an den rieselnden Quellen, die zum Theil als Springbrunnen gefaßt sind. Auch die Frauen fehlen dann nicht. Der vornehme Türke führt sie in mit Stieren bespannten Wagen hinaus; aber um die verschleierten Gestalten kreisen mißtrauische, wachsame Hüter und weisen jede ungehörige Neugier zurück. In dem bunten Gewimmel spielen die Verkäufer von Erfrischungen eine Hauptrolle; auch der wandernde Conditor trügt Zuckerwerk, Cremes und dergleichen Näschereien im breiten Korbe auf dem Kopfe umher. Aber der nüchterne Türke trinkt bloß Wasser, das er im heißen Sommer mit Schnee kühlt, den die Händler aus dem Gebirge in kleinen Ballen zum Verkaufe herbringen. Er legt einen Schneeballen vor dem Ausguß seines Krugs, und das durchfließende oder sickernde Wasser erlangt dadurch die gewünschte Kühlung. – Zunächst Skutari erhebt sich das Vorgebirge Candilli[863] über einem schönen Flecken desselben Namens, und auf seinem Scheitel prangt der kaiserliche Sommerpalast Tshengel-Köi[864]; in unmittelbarer Nähe desselben aber die Lustörter Beglerbeg[865] und Istawros[866] ebenfalls mit großherrlichen Schlössern. Nun beginnt Skutari selbst, und gegenüber breitet das Häusermeer Constantinopels über sieben Höhen und Thäler sich aus.

Auf europäischer Seite liegt die größte Menge der kaiserlichen Sommerresidenzen. Manche sind in einem verfallenen Zustande, denn es ist die Gewohnheit der türkischen Herrscher, daß jeder sich selbst einen neuen Palast am Bosporus baue; die Menge der Schlösser wird dadurch maßlos vermehrt, und über das Neue das Alte vernachlässigt. Auch der jetzige Sultan hat unweit Skutari einen neuen Palast, den sein Vater schon anfing, aber nicht vollenden konnte. Der Tschiragan[867] prangt nach dem Meere zu mit einer prachtvollen Säulenfaçade von Marmor. Wundervoll ist die Aussicht von der Terrasse dieses Schlosses auf Constantinopel und die Ufer des Bosporus. Doch im Innern ist Flitterkram statt solider Pracht, und man sieht's an der ganzen Ausstattung, daß die goldnen Tage des Sultanats vorüber sind. Unfern davon stehen die Paläste der dem Beherrscher der Gläubigen gestatteten sieben Sultaninnen, deren lange Fronten mit vorspringenden Erkern sich malerisch genug ausnehmen, ohne indeß Anspruch auf architektonische Schönheit zu haben. Alle Fenster derselben sind dicht vergittert, die Gärten, welche sie umgeben, mit hohen Mauern umschlossen und schwarze Verschnittene halten die Wache an den Pforten. – Noch einen Blick auf Rumili-Hissar[868], ehe wir vom Bosporus scheiden!

---

[861] Recte: Anadolu Hisarı (siehe hierzu S. 273, Anm. 859).

[862] Die öffentlichen Gartenanlagen bei Anadolu Hisarı, der „Anatolischen Festung" (siehe hierzu S. 273, Anm. 859); siehe hierzu auch S. 283, „Göksu oder das Thal der süssen Wasser".

[863] Osman. قنديللو, Ḳandilli; von osman. قنديللو, ḳandilli, „mit Lampen, Lampions besonders beleuchtet"; heute Kandilli, südl. von Anadolu Hisarı (siehe hierzu S. 273, Anm. 859) am Ostufer des Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768) gelegen.

[864] Osman. چنكل كوى, Çengel Köy; aus osman. چنكل, çengel, „der Haken, Angelhaken" und كوى, köy, „das Dorf", also frei übersetzt „Angelhakendorf". Heute Çengelköy im asiat. Üsküdar (siehe hierzu S. 260, Anm. 787).

[865] Osman. بكلربكى, Beylerbeyi, „Herr der Herren" (s. u.).

[866] Der hölzerne Vorgängerbau des zwischen 1861 und 1865 von Sarkis Balyan (armen. Սարգիս Պալեան; 1835–1899) erbauten Beylerbeyi-Palasts (osman./türk. بكلربكى سرايى, Beylerbeyi Sarāyı) auf der asiat. Seite des Bosporus; (siehe hierzu S. 258, Anm. 768) die zugehörigen Terrassengärten hießen „Istāvros Bāhçeleri" (osman. باغچلرى استاوروس), abgeleitet vom griech. σταυρός, stavrós, „das Kreuz", das Kaiser Konstantin der Große (siehe hierzu S. 259, Anm. 772) einst an dieser Stelle hatte errichten lassen.

[867] Der 1805 von Krikor Balyan (armen. Գրիգոր Պալեան; 1764–1831) im Auftrag von Selim III. (siehe hierzu S. 266, Anm. 819) erbaute Tschiragan-Palast (osman./türk. چراغان سرايى, Çırāġān Sarāyı) liegt im Istanbuler Stadtbezirk Beşiktaş (osman. بشكطاش, Beşiktāş) am Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768), direkt gegenüber dem asiat. Üsküdar (siehe hierzu S. 260, Anm. 787). Der 1857 von Nigoğayos Balyan (armen. Նիկողայոս Պալեան; 1826–1858) fertiggestellte Palastneubau gehört heute zur Kempinski-Hotelgruppe.

[868] Siehe hierzu S. 273, Anm. 858.

Diese alte Veste diente seit den letzten 2 Jahrhunderten als berüchtigte Bastille, deren Thore sich dem Unglücklichen nur einmal öffnen, denn zurück kehrt Keiner. Weder Ansehen der Person, noch Rang, noch Verdienst schützen; über Hoch und Niedrig waltet dasselbe Verhängniß, Alle vernichtet hier des Despotismus eiserner Arm mit gleicher Unerbittlichkeit. Wer dem Sultan oder seinen Favoriten im Wege ist, der verschwindet in diesen schaudervollen Kerkern, wo keine Erlösung ist, als durch die seidene Schnur, oder den Säbel der schwarzen Sklaven, die hier Henker und Kerkermeister zugleich sind. Nach Sonnenuntergang darf sich kein Fahrzeug in der Nähe dieses unheimlichen Schlosses blicken lassen; denn alle Opfer werden in verschlossenen Barken bei Nacht hierher gebracht und die türkische Hofjustiz will richten ohne Zeugen. In den bewegten Zeiten des vorigen Sultans[869] war das Aufheben hochgestellter Personen an der Nachtordnung. Man sagte dann, sie seyen in Rumili-Hissar begraben, und kein Mensch wagte es, weiter zu forschen. – Das Vorgebirge, auf welchem die Veste steht, ist das Hermäon[870] der Alten. Hier schlug Androkles[871] jene berühmte Brücke über den Bosporus, über welche Darius[872] sein zahlloses Perserheer führte, Europa unter das asiatische Joch zu beugen. Ein Fels, auf dem jetzt einer der Festungsthürme steht, war zu einem Throne ausgehauen, und von ihm herab betrachtete der König das stolze Schauspiel des Heerübergangs. Weltherrscher-Gedanken mochten hier in seiner Seele lodern, als die Brücke unter den Tritten der ungezählten Schaaren der Krieger, Rosse und Elephanten donnerte. Armer Darius! deine Macht konnte wohl die Wasserkluft zweier Welttheile überjochen und des Bosporus Felsen erschüttern, aber nicht die Herzen und den Himmel der Freiheit. Dir ging's wie allen Despoten; es fehlte dir für die Freihei[t]skräfte der Maßstab, denn der Despot kennt keinen andern, als den von seinen Sklaven hergenommenen, und wie trüglich der ist, hat sich immerfort bewiesen, vom Tage bei Marathon[873] an, bis zu den Heldenkämpfen am Kaukasus[874].

[869] Mahmud II. (osman. محمود ثاني, Maḥmud-ı s̱ānī, von osman. ثاني, s̱ānī, „der/die/das Zweite"; 1785–1839), seit 1808 Sultan des Osmanischen Reiches.

[870] Griech. Ἕρμαιον, Hérmaion.

[871] Androklos (griech. Ἄνδροκλος, Ándroklos), der Sohn des Kodros (griech. Κόδρος, Kódros), gilt in der griech. Mythologie als der Gründer und König der Stadt Ephesos (griech. Ἔφεσος, Éphesos).

[872] Siehe hierzu S. 180, Anm. 510.

[873] Schlacht bei Marathon im Jahre 490 v. Chr., in der Miltiades (siehe hierzu S. 182, Anm. 527) die Perser unter Dareios I. (s. o.) besiegte.

[874] Hiermit sind die militärischen Aktionen des Russischen Kaiserreiches ab 1817 gemeint (sie sollten letztlich bis 1864 andauern), welche die vollständige Kontrolle über den Nordkaukasus zum Ziel hatten, wogegen sich die autochthonen Volksgruppen, wie z. B. die Tscherkessen und Tschetschenen, heftig wehrten.


CCCCLXIII
C.Reiss del.
EINFAHRT IN DEN BOSPORUS
vom schwarzen Meere.
Aus d. Kunstanstd Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zehnter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1843. 146 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 117-125.

## CCCCLXIV. Der Bosporus[875].

Am Bosporus hält der Genius der alten Welt die Wage, in welcher der Herr des Alls ihre Geschicke nach unwandelbaren Gesetzen wägt. Hier, an dieser Pforte, wo die Kreuzwege der Völker aus einander laufen, wo von jeher der härteste Zusammenstoß der antagonistischen Kräfte geschah, welche die alte Welt erschütterten; hier, wo die Grenz- und Scheidelinien von Ost, West und Nord in einen Punkt sich vereinigen, hier, wo so viele Nationen schlummern und wo die Civilisation dreier Jahrtausende ihr Grab hat: hier ziemt es anzuhalten und einen betrachtenden Blick über die Weltverhältnisse zu werfen.

Nach Sonnenaufgang zuerst! Dort, im Orient, wo alle Geschichte anhebt und die Wiege der Sage ist, sehen wir, gleich versteinerten Wäldern der Urzeit in den Formationen der Erdrinde, noch zur Stunde jene alten Formen, die von dem Vorherrschen des Beharrungs-Prinzips Zeugniß geben. – Es sind drei Kulturen, die sich in den Osten theilen: die mohammedanische, die indische und die chinesische; allen dreien aber ist das Leben erstorben und die todte, feste Form hält die Vernichtung nur eine Zeitlang auf. Alle mohammedanischen Staaten neigen sich zum Falle, die hohe Pforte selbst ist eine Pforte des Niedergangs geworden, und die Nachäffung der europäischen Kultur beschleunigt bloß das Verderben. – Noch rascher und sichtbarer zerfetzen Christenthum und englische Herrschaft das uralte Reich des indischen Glaubens; und nachdem China's Thor der britische Dreizack aufgesprengt hat, wird auch hier, wo nirgends geistige Kräfte zum Widerstand vorhanden sind, das Werk der Zerstörung unaufhaltsam sich entwickeln. Wie die alte Kultur untergeht, so sehen wir auch den Reichthum des Ostens schwinden. Die Kunst und Maschinerie des Westens saugen das Gold aus seinem Eingeweide, die Perlen aus seinen Meeren; und wie der Wohlstand der östlichen Völker wegzieht, so wandert auch ihr Wissen aus. Es ist Thatsache, daß man in Europa schon jetzt mehr orientalische Gelehrsamkeit findet, als im Orient selber. – Welches Schicksal erwartet nun die östlichen Staaten in nächster Zukunft? Zerstörung: denn der Prozeß derselben geht vor unsern Augen vor sich. Welche Formen aber werden sich nach gänzlicher Auflösung der alten bilden? Wie weit Christenthum und europäische Civilisation den alten Glauben und die alten Kulturen assimiliren werden, kann Niemand ermessen; nur so viel wissen wir: zerfressen in seinem Innersten, von der auflösenden Gewalt des europäischen Geistes ganz durchdrungen, befindet sich ganz Asien im System der Verwandlung. Die Tage der Verheißung sind den östlichen Kulturen und ihren Religionen verlaufen. Nur durch das Christenthum röthet sich ein neuer Tag hinter der verhüllten Nacht. Nicht mehr soll die Offenbarung Gottes den dortigen Völkern vorenthalten bleiben, oder verschleiert seyn durch unverständlich gewordene Symbole: eine Saat neuer Erkenntniß soll von oben herab auf die umbrochene Erde fallen. Christus soll unter die Völker des Ostens niedersteigen, er soll gleichsam wiederkehren in die Heimath, von der er ausgegangen, und mit ihm und durch ihn das neue höhere Leben des Orients beginnen. Das Unendliche wird dort auch die Verhältnisse des Endlichen wieder ordnen, die gestörte Harmonie wieder herstellen. Auf dem Grunde, den Gott in die Vesten der menschlichen Natur gelegt hat vom Aufgang bis zum Niedergang, auf diesem Fundament wird sich im Orient die Kirche des Evangeliums erheben und aus ihr das neue Leben erwachsen für die scheintodten asiatischen Nationen. Jahrhunderte mögen darüber verstreichen; aber daß solches geschehen wird, dafür bürgt die Macht, die der Kraft über die Schwäche, dem Lebendigen über das Todte gegeben ist. Es ist gewißlich wahr: die Zukunft des Ostens sproßt aus dem Stamme des Kreuzes.

Von den Ruinen Asiens wende ich den Blick nach Westen. Wie es da braust, wie die Wogen rollen auf dem Menschenmeere, wie es da die Ufer schlägt mit gewaltiger Brandung! Alle Völker sind ergriffen von einer tiefen Währung im Geisterreiche, und obschon die Fahne des Friedens über die

[875] Siehe hierzu S. 258, Anm. 768.

Länder flattert, sehe ich überall den Kampf und Stoß von Gegensätzen und die großen Elemente von Staat und Kirche mit einander im Streit begriffen. Immer mehr Kräfte werden in den Kampf gezogen, und so gewaltig die Aufregung geworden ist, so will doch die Entscheidung nicht nahe scheinen.

Ja, in einer Umwandlung ist auch der Westen begriffen, nur mit dem Unterschiede, daß, während sie der Osten von Außen leidend empfängt, sie sich in Europa selbstständig in dem freien Spiel seiner geistigen, eigenen Kräfte entwickelt. Drei große Gegensätze sind es, die in diesem Kampfspiel vorzüglich thätig werden: die Neigung zur Vergangenheit, oder die Restauration; das Streben, das Bestehende, als rechtlich begründet und angenommen, zu erhalten, die Autorität; und der Neuerungstrieb, der Trieb zu Reform und Fortschritt. Jeder dieser Gegensätze agirt in den gesellschaftlichen Fragen bejahend oder verneinend, und ihr Widerspruch eben ist es, welcher das innere Leben rüstig und wach erhält. Ehedem hielt ein viertes, stärkeres Element den Antagonismus dieser drei gefesselt; so lange nämlich der Glaube seine Banden um sie schlug, war ihrem Widerspruch wenig Raum gegeben. Aber die Kritik hat sie ihnen abgeschlagen, und die Umwandlung von Kirche und Staat im Abendlande ist nun nicht mehr zu vermeiden.

Das scharfe Scheiden und Trennen der Nationalitäten von einander und das Auftreten von Parteiungen im Schooße derselben ist eine Erscheinung, die aus dem Zwiespalte der Prinzipien nothwendig hervorgeht. In allen Völkern des Westens sind sie thätig; sie sind die Priester, welche das Feuer schüren, aus dessen Asche der Phönix eines neuen gesellschaftlichen Zustandes geschaffen werden wird. Zahllos sind sie; denn jede Meinung hat ihre Vertreter am Altare; doch nicht alle schüren mir gleicher Kraft, und ihr Rang ist ungleich. –

Unter die Fahne der Aristokraten schaaren sich in den Ländern des Westens Alle, welche ausgehen von jenem patriarchalischen Verhältniß, wo der eingewanderte oder erobernde Stammesvater Besitz vom Lande genommen und es in Loosen an seine Angehörigen vertheilt hat, welche dann als Patrimonialherren ihre Hörigen zur Dienst und wechselseitigen Schutz- und Hülfe- Leistung um sich versammelten. Die Aristokratie leitet das Maaß des Rechts und der Geltung aus dem Grundeigenthum und der Geburt ab, sie will den Staat vorzugsweise aus dem Gesichtspunkte der Bewirthschaftung des Grundgebietes betrachtet wissen. – Ihr feindlich gegenüber haben Diejenigen ihre Standarte aufgepflanzt, welche im Menschen keineswegs einen Appendix der Scholle sehen, und die das historisch rechtliche Verhältniß des Dieners zum Herrn geradezu in Abrede stellen. Diese Partei, die vor den unzählbaren Schaaren aller Besitzlosen den Schild erhebt, betrachtet die Erde, wie die Luft, als rechtliches Besitzthum aller Menschen; denn, sagt sie, die lebendige Kraft ist höher, als die todte Scholle, welche jener dienen soll, folglich kann diese auch nimmermehr Herrschaft verleihen. Es kann aber, behauptet sie folgerecht weiter, jeder von diesem Gemeinbesitz so viel als Eigenthum zu sich nehmen, wie sein Bedürfniß fordert und er mit seiner Hände Arbeit bemeistern mag, und da nun Kräfte und Bedürfnisse ursprünglich ziemlich gleich unter alle Menschen vertheilt sind, so haben auch alle vom Ursprung her Anspruch auf ungefähr gleiche Loose bei der Vertheilung. Nichtig sind daher jene ersten Besitzergreifungen ganzer Landstriche; nichtig jene Befestigungen solches Besitzstandes durch Gesetze, nichtig und rechtlos alle aus jenem Besitzstand und diesen Gesetzen hergeleiteten Abstufungen und Zustände in der Gesellschaft. Ganz consequent verlangt diese Partei Aufhebung solcher Zustände, welche sie als Ausflüsse der Usurpation und der Tyrannei betrachtet, und dringt auf eine neue, gleiche Vertheilung der Güter der Erde als Grundlage für den Neubau der menschlichen Gesellschaft. Sie erkennt nur den freien Erwerb als rechtliches Mittel an, das Eigenthum zu vergrößern; sie hält die Arbeit, die Kraft, welche mit dem Pfluge die Scholle bezwingt, welche durch die Industrie bewegliche Güter schafft und mit dem Handel die Nationen der Erde verbindet, als der Geltung und Auszeichnung im Staate am meisten würdig. Diese Partei, zu der alle Demokraten der Arbeit, die rührigen Demagogen der Proletarier, die Communisten, kurz die Gleichmacher aller Völker gehören, fühlt sich zum Kampfe auf Leben und Tod mit allen Trägheitskräften der Usurpation berufen und spricht sich, mit logischer Consequenz, das vollkommene Recht zu, nötigenfalls mit Gewalt jene, nach ihrer Meinung, widerrechtlichen und unnatürlichen Schranken einzureißen, welche die Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit in Besitz und Eigenthum verhindern und eine hierauf zu basirende Neuconstruktion der Staatsgebäude unzulässig machen. –

Zwei andere Parteien fußen auf geschichtlichem Gebiete. Beide suchen und finden die Normen des Rechts bloß in Dem, was da gewesen ist; und beide kommen dabei bis an Ziele, die sich einander so entgegen stehen, wie magnetische Pole. Der Reaktionair der Monarchie will die fürstliche Macht wieder der Stufe näher rücken, die sie im Alterthum einnahm, wo die Herrscher, mit dem Nimbus der unmittelbaren göttlichen Sendung umleuchtet, auf den Thronen saßen und nicht bloß als Könige den Völkern Gehorsam auflegten, sondern auch als Hirten die Heerden der Gläubigen weideten. Diesen Zustand sieht er als die Quelle der menschlichen Glückseligkeit an, und diesem Born des Heils durch die Reaktion wieder näher zu kommen, dünkt ihn ein würdiges Streben. – Anders Jene, welche den Urpakt der Gesellschaft aus vollkommener Gleichberechtigung der Individuen deduziren, und welche „Frei und gleich wie unsere Väter es waren" als Motto im Schilde haben. – Die Republikaner sind insofern auch reaktionär, als sie darauf hinarbeiten, den Zustand zurückzuführen, welcher in gewissen Lebensepochen der civilisirtesten Völker fast durchgängig zu finden ist; nämlich: den der gleichen Berechtigung aller Individuen unter sich, mit der Delegation der Macht der Gesammtheit an gewählte Magistrate. – Eine fünfte Hauptpartei bewegt die Gegenwart des Westens weniger durch ihre Zahl, als durch die Hingebung, welche viele ihrer Anhänger beseelt; denn manche der begabtesten Geister sind ihr zugethan, und sie sind großer Aufopferung fähig. Diese Partei sieht in dem socialen Gebäude Europa's nur die Ausgeburt des raffinirten Betrugs, und in dem Codex unserer Gesetze nichts als eine untergeschobene Urkunde, welche man den leichtgläubigen Völkern aufgebunden hat, um sie um ihre unveräußerlichen Rechte zu bestehlen. Dieser Betrug habe, sagen sie, Alles auf den Kopf gestellt, alle Begriffe verkehrt gemacht und die Staaten zu Narrenhäusern herabgewürdigt, wo die Wärter die Zuchtruthe führen über die Unglücklichen, welchen man die Zwangsjacke angezogen, und nur der sein ursprüngliches Recht sich vorbehalten hat, welcher allein über dem Gesetze steht. Die Monarchie und ihre Consequenzen sind ihnen eitel Teufelsspuk, und kein Pakt sey mit ihr zu schließen. Tausende sind schon gegen dieselbe ausgezogen, um sie, einen Drachen gleich, zu bekämpfen, und Viele haben ihr Leben dafür hingegeben. Es ist nicht zu leugnen, daß der Tyrannei durch die Anstrengungen dieser Enthusiasten ein großer Theil ihrer Rechte abgestritten wurde, und wo sie anscheinend erfolglos als Opfer fielen, da haben sie Gleichgesinnten ein Beispiel hinterlassen, das immer neue Streiter in den Kampf lockt. – Noch zwei Parteien recken ihre Häupter aus der Menge und man sieht sie allenthalben, von den Säulen des Herkules an bis zum Theiss, und vom Niemen[876] bis zum Adour[877]. Beide stehen auf dem Rechtsgebiete und gerade einander gegenüber. Die Servilen, überall fast ausschließlich aus der Masse der Bedienstigten bestehend, nämlich aller der Leute, welche aus dem Borne der Macht ihres Leibes Nahrung und Nothdurft schöpfen, lassen die Pflicht, aus der bestehenden Autorität abgeleitet, als die alleinige Norm ihrer Handlungen gelten, und sie stellen den Gehorsam, als selbstgemachten Abgott, der persönlichen Freiheit gegenüber, welche sie unbedenklich aufheben und vernichten. Die Autorität der Herrscher steht ihnen als eine Thatsache da, ruhend auf sich selber und, wie der orthodoxe Glaube, alles Grübeln abweisend. In die Worte Sollen und Müssen löst sich ihre Symbolik auf. Mit jenem wollen sie durch die moralische Nöthigung die Menschen zwingen, mit diesem durch die physische, und ihre ganze Staatskunst hat kein anderes Ziel, als jedes Widerstreben, wenn nicht unmöglich, doch fügsam zu machen. Während die Aristokratie das Gewaltrecht am liebsten von der Grundherrlichkeit ableitet, so thut der Servilismus solches vorzugsweise und consequent vom Schwerte, als dem Werkzeuge, welches die Subordination in die festesten Formen zwängt. Gehorsam allen Diktaten, welche dem Munde der Autorität entfahren, versteht diese Partei, der Macht gegenüber, nur die Bejahung zu gebrauchen, und jeder Laut, den sie von sich gibt, ist ein Echo von dem schallenden Hauche, das vom Throne ausgeht. Sie anerkennt nirgends im Individuum eine selbstständige Freiheit, ja, der Begriff von einer solchen kann ihr gar nicht innewohnen. Sie will nur Unterthanen (Hörige), keine Staatsbürger, und jede Handlung des Individuums bedarf, um zu Recht beständig zu werden, unerläßlich der höhern Ermächtigung. Der Monarch von Gottes Gnaden ist, nach ihrer Lehre, die Ursache von Allem, was im Staate geschieht, alle Gewalt ist nur von ihm hergeleitet, folglich ruht auch die gesetzgebende Macht nur in ihm. Er selbst ist über dem Gesetze, weil er nicht Herr und

[876] Niemen ist die poln. Bezeichnung für die Memel.

[877] Der Fluß Adour (bask. Aturri) verläuft im Südwesten Frankreichs am Fuße der Pyrenäen.

Diener zugleich im Staate seyn kann. Da nun, nach der Lehre der Servilen, kein Untergeordnetes seine abgeleitete Autorität gegen ihre Quelle richten kann, so kann auch keine sogenannte Volksvertretung der Majestät eine Grenze setzen. Die öffentliche Meinung verdammt sie als eine frevelhafte Phantasmagorie, und den Geist des Fortschritts als einen verbrecherischen Geist des Widerspruchs, den man durch alle Mittel niederhalten und niedertreten müsse. Constitutionen sind Ihr ein Greuel, oder ein Tand, welchen man den Völkern zu Zeiten, wie ungezogenen Kindern, zur Beschwichtigung reicht, die Zurücknahme aber sich jeder Zeit vorbehält; sie macht die Wiederabschaffung verliehener Verfassungen bei gelegener Stunde zur erhabenen Fürstenpflicht. Wer aber constitutionelle Rechte zur Wahrheit machen und sie gebrauchen will, der ist ein Rebell, und jede Verfolgung, jede Schändlichkeit gegen ihn stempelt die Servilität zu einem Akt der Gerechtigkeit. Allwärts ist diese Partei stark an Zahl, an Intelligenz und noch starker an Macht; denn vom Minister bis zum Gassenvogt[878] und vom Feldherrn bis zum Trommelschläger hat die Hauptmasse der Bedienstigten ihrer Fahne zugeschworen. Sie steht eng zusammen, wohlgerüstet, wie ein compakter Phalanx[879] gegen die anderen Parteien. Sie hat auch das Waffenrecht mit Schwert und Rede sich fast überall allein zugesprochen, und fälscht die öffentliche Meinung nach ihrem Wohlgefallen. Jeder Fürstenhandlung kommt sie mit unbedingter Bewunderung, jedem Machtgebot mit freiwilligem, gläubigem, ehrfurchtsvollem Gehorsam entgegen, ein starkes Band der Gemeinschaft hält sie umschlungen, und ihre Glieder sind jeder Zeit bereit, sich wechselseitig zu schützen und zu stützen.

Den Servilen gegenüber haben die Liberalen ihr Feldlager aufgeschlagen. „Thoren ihr," rufen diese jenen höhnend entgegen, „glaubt ihr denn, ihr könnt den Staat zu einem Zuchthause machen, und wenn ihr's könntet, wir ließen euch gewähren? Euer Wille ist wohl arg, aber die Kraft ist ihm nicht gewachsen. Die Zeiten sind vorüber, wo religiöser Aberglaube und die Unwissenheit das böse Spiel euch möglich machen und die Völker sich einhegen und scheeren ließen in euern Schäfereien, ohne nur Papp zu sagen. Der Sand eurer guten Stunde ist längst abgelaufen, die Macht hat ihren Nimbus verloren, sie muß auf Dornen statt auf Lotterkissen sitzen, das Schwert der Gewalt ist stumpf und hat keine Schrecken für unsere Reihen. Alle eure Pläne macht die unaufhaltsam fortschreitende Intelligenz der Völker zu Schanden, alle eure Anstrengung ist verlorene Mühe, jeder Schwertschlag, den ihr thut, führt eine Niederlage für euch herbei, jede Bewegung, die ihr macht, gibt Terrain verloren. Vergleicht einmal, damit euch der Muth entsinke, Jetzt und Sonst! Was ist aus der Majestät im europäischen Abendlande seit 5 Dezennien geworden? Fühlt ihr nicht den Boden wanken unter euern Füßen? Und seht, diese Veränderung ist hauptsächlich unser Werk. Wir haben die Despotie von den Thronen gestürzt und durch die Verfassungen den Mißbrauch der Gewalt unmöglich gemacht. Mit jeder Constitution, welche wir euch, welche wir der Monarchie abgerungen, ist auch das Prinzip des socialen Urvertrags unzertrennlich verbunden, und obgleich ihr es mit tausend und abertausend Klauseln und Vorbehalten verhülltet, oder zu entkräften suchtet: immer scheint es durch und bringt sich in günstigen Augenblicken zur höhern Geltung. Auch die schlechtesten Verfassungen geben den Staatsangehörigen gewisse Rechte und ziehen um den Willen der Alleinherrschaft gewisse Schranken. Was wir bis jetzt errungen haben, ist schon so viel, daß es uns die Gewährschaft künftiger vollständiger Siege gibt."[880] – Mit solchen Reden treten die Liberalen gegen die Servilen auf, ja sie spielen gegenwärtig im europäischen Abendlande überall ihr Spiel mit aufgelegten Karten. Offen verkündigen sie, der Socialpakt müsse überall eine Wahrheit werden und seine Interpretation dürfe darum nicht mehr einseitig den Fürsten zustehen. Dem Volke deduziren sie dazu das Recht aus der Theorie des Urvertrags, und indem sie den Satz vertheidigen, daß einer Nation, als einer zum Staatszweck vereinigten Vielheit von Individuen, die Souverainität ausschließlich inhärire, welche nichts anders sey, als der Ausdruck des nationalen Gesammtwillens, so sprechen sie dem Volke auch die höchste Funktion der Souverainität, die Gesetzgebung, allein zu. Nur dem gesetzgebenden Volke, sagen sie, schulde das Volk Gehorsam. Die liberale Partei anerkennt nirgends im Gebieter eine dynamisch innewohnende Kraft, aus höherer

---

[878] „bettelvogt […] der niedere Beamte, der zur Überprüfung und Überwachung der Armen zuständig war" (DWG, Bd. 4, Sp. 1453).

[879] Siehe hierzu S. 210, Anm. 613.

[880] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

Wurzel hervorgegangen und mit göttlicher Vollmacht ausgerüstet: sondern nur die Summe von der Einzelmacht und den Einzelrechten der Staatsglieder; ein Kapital gleichsam, aus dem Scherflein vieler Einzelner erwachsen. Der Fürst ist also, dieser Lehre nach, ein Ausfluß des Volks, nicht das Volk ein Appendix des Fürsten, wie es die Servilen wollen. Zwischen dem Volke, das gebietet, und dem, das gehorcht, stellen die Liberalen die Regierung als Mittelmacht, theilnehmend gleichsam an der Natur des Thätigen und des Leidenden. Sie ist ihnen die Kraft, welche die Beschlüsse des Gesammtwillens in Vollzug setzt, und ihre Kraft und Macht fließt aus dem Brunnen aller Autorität, der Volkssouveränität, allein. Im Staate der Liberalen ist die Staatsform Nebensache, und je nachdem die Mission des Vollzugs der Akte der Volkssouverainität an eine Person, oder an eine Minderzahl, oder an eine Mehrzahl von Personen, gestellt ist, wird von ihnen der Staat monarchisch, aristokratisch, oder demokratisch geheißen werden.

Es kann nicht geleugnet werden, daß unter allen Parteien, welche die Völker des Westens bewegen, die liberale diejenige ist, welche täglich ihre Macht erweitert und Siege gewinnt. Ihr gehört die Zukunft vorzugsweise an; sie ist die eheliche Geburt der Zeit, folglich ihr rechter Erbe. In den Völkern des Westens liegt eine unverwüstliche, sich immer neu gebärende Richtung zur Demokratie, und dahin drängt auch, Vielen bewußtlos, vorzugsweise das Streben der Liberalen. Das Christenthum selbst enthält so viel demokratischen Gährungsstoff, daß es jeder Zeit jenen Bestrebungen mit zur Unterlage dienen kann, und es ist daher nicht zu verwundern, daß auch in der Kirche die Meinung Platz zu greifen anfängt, Christenthum und Demokratie könnten sich einander heben und unterstützen.

Während so die Ideen sich bekämpfen und auf dem Schlachtfelde der Meinungen sich Siege und Niederlagen folgen, treten die praktischen Fragen der Zeit entschiedener in den Vorgrund und werden zum Tummelplatz streitender Kräfte. Die Richtung der Massen ist mehr als jemals eine weltliche geworden und zielt auf eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse hin. Nachdem in den meisten Staaten des Westens die reicheren und höheren Klassen durch die Verfassungen die Freiheit errungen, oder unter den monarchischen Formen zur Herrschaft gelangt sind, sieht man diese mit den Bedürfnissen des Volks in einen bedenklichen Zwiespalt gerathen. Die niedern und ärmern Klassen fangen an, sich zu constituiren und zu organisiren; die Phalangen des Communismus stellen sich den geschlossenen Reihen des Reichthums und der Geburt drohend gegenüber. Es lassen sich die Fragen über das Wohl und Wehe der untern Klassen nickt mehr durch Concessionen gegen die demokratischen Ideen, durch Sophistereien und Deklamationen beschwichtigen. Die Quantität des Unterrichts, welche man da und dort den Massen hingegeben hat, sie reichte gerade aus, sie zum Bewußtseyn ihrer Lage und zum Nachdenken über die Ursachen derselben und über die Mittel zur Abhülfe zu bringen. Seufzend unter dem Drucke raffinirter Abgaben-Systeme, die gerade in den entwickeltsten Ländern und Völkern die untern Klassen am härtesten und so treffen, daß sie sich nie aus der Dürftigkeit erheben können, verlangen sie fest, beharrlich, drohend gründliche Abhülfe ihrer Beschwerden und Leiden. Die Umgestaltung der Gewerbe, welche sich dem persönlichen Geschick des selbstständigen Arbeiters mehr und mehr entfremden und in den Dienst des Kapitals und der Maschinen treten, und die überall steigende Bevölkerung mehren die Noth, nähren die Unzufriedenheit, und drängen immer stärker zu Katastrophen und Umwälzungen.

Nach Norden wollen wir nun schauen! Dort ist Rußland, Rußland, der gewaltige Drache, der seinen Leib über drei Welttheile hinstreckt und unter jeder Schuppe ein anderes Volk verbirgt. Wie jenes Ungeheuer der Sage, das, aus dem Nilschlamm geboren, mit der hintern Hälfte noch in der Wandlung begriffen war, während die vordere schon vollendet von der Erde sich erhob, wächst und gestaltet sich der russische Staat und er wird immer größer, indem er neue Barbarenstämme in den Kreis seiner Kultur zieht. Jahrhunderte lang ein Schauplatz der scheußlichsten Tyrannei, welche seine Geschichte mit den furchtbarsten Greueln bedeckt hat, ist dort dem herabgewürdigten Volke der Despotismus eine Wohlthat, und eine andere Gewalt, als die der Alleinherrschaft, undenkbar. In Rußland ist nichts von den Elementen zu finden, welche die Faktoren in der Geschichte der abendländischen Völker machen. An seinem Adel ist nichts zu sehen von jenem ritterlichen Geiste, der mit kühnem Stolze sich unterordnet und mit dem Herzen sich unterwirft; nichts von jener romantischen abenteuerlichen Stimmung, welche zu hochsinnigen Thaten treibt und auch nichts von jener höhern Liebe, welche das Leben veredelt. An seiner Kirche sind keine lebendigen, treibenden Kräfte zu finden; Alles stehend und erstarrt, ohne eigentliches Lebensprinzip, nur im Fest halten an ihrer dunkeln Symbolik Fortdauer suchend, er-

scheint bei ihr das lebendige Christenthum wie eine Pflanze, die erstarrt ist unter einem rauhen Himmel. Die russische Kirche bietet keinerlei Unterricht dem Volke, und in gänzlicher Abhängigkeit vom Staate lebend, dessen Selbstherrscher die kirchliche Obergewalt an die weltliche knüpft, ist sie dem Staate leibeigen, wie der Bauer seinem Gutsherrn. Das Volk Rußlands ist Sklave durch Gesetz, Gewohnheit und Erziehung. Nichts sein Eigen nennend, dem Grundherrn hörig wie ein bloßes Hausthier, ohne Stolz, ohne Selbstgefühl, ohne Gemeingeist, aber dennoch im Besitz von Tugenden, die am lautesten gegen seine Unterdrücker zeugen, ist es ein stets williges Werkzeug der obersten Macht. Auf solchen Elementen nun hat die Autokratie sich mit nordischer Härte ihren Thron gebaut, auf dem seit mehren Menschenaltern begabte Geister sitzen, welche mit starker und gewandter Hand die Geschicke ihres ungeheuern Reiches zügeln und nach großen Zielen lenken. Während die russische Autokratie auf der einen Seite die allmählige Emanzipation der Leibeigenen einleitet und den Bauer gegen die Gutsherren in Schutz nimmt, während sie jedes Gelüste des Adels, aus seiner erniedrigenden Stellung, dem Throne gegenüber, herauszutreten, mit unerbittlicher Strenge zu Boden schlägt und den höchsten Ständen die Sklavenkette am härtesten fühlen läßt, verfolgt sie mit eiserner Consequenz den Plan, alle ihrem Scepter unterworfenen andern Völker dem einen großen Russenvolke in Glauben, Sprache, Art und Denkweise vollständig zu assimiliren, und die großartige, historische Bahn zu verfolgen, für welche Peter, der Gigant[881], die ersten Züge entworfen hat. Rußlands ungeheuerer Leib drückt mit gleichem Gewicht auf Ost und West, und mit superkluger Arglist sieht man es überall hin geschäftig, seine Macht zu mehren und sich für die Gelegenheit zu rüsten, in dem europäischen Rathe die Diktatur zu erlangen und zugleich bei m Absterben der orientalischen Reiche dort der Schwert-Erbe zu werden. Zwar wird die Politik nicht unterlassen, den nahenden Sturm durch Zuspruch noch ferner zu beschwören, wie sie bisher gethan hat; ist aber das russische Schwert in dieser Sache einmal gezogen: so ist keines Menschen Geist fähig, das Ende dieses Streits zu ermessen. Europa würde dann wieder zum Feldlager werden und die Fürsten zu Kriegsobersten. An Rüstzeug zu einem solchen Kriege hat der Friede es nirgends fehlen lassen. An Flinten, Bajonetten und Kanonen ist kein Mangel irgendwo, und es harren die Gewappneten des innern Unfriedens nur des Steins, geschleudert auf des Schicksals Ruf, um sich wechselsweise zu erwürgen. Rußland kann ihn jeden Tag schleudern, und es wird ihn schleudern, sobald es den Assimilationsprozeß mit den ihm hörig gewordenen Völkern vollendet hat und es ihm gelungen ist, den polnischen Wurm, der ihm am Herzen nagt, vollends zu zerdrücken, und den Heldenmuth der kaukasischen Volker im Kosakenblut zu ersäufen.

---

Das ist in wenigen Zügen die Perspektive der West- und Ostwelt, wie sie ein Blick an ihrer Pforte gewährt. Aber – ich sehe auch einen ernsten, strengen Geist auf dem Stuhle mitten in diesem chaotischen Treiben sitzen, einen Geist, auf dem mein Auge mit Vertrauen ruht. Es ist der Geist, der seit Anbeginn der Welt jedem Vergehen seinen Tag gesetzt, der mit jedem Frevler zu Gericht gegangen, der jedes Unmaaß in seine Schranken zurückgewiesen und jeden argen Willen rechtzeitig gebrochen hat. Vor ihm vergehen Die, welche sich ihrer Listen freuen, kommt der Hochmuth zu Fall, zerrinnt die ungerechte Gewalt, wenn ihre Stunde gekommen ist, und findet alle Unbill und alles Unrecht sein Maaß der Vergeltung. Nichts ist je vor ihm bestanden, denn die Wahrheit, das Recht, die Billigkeit und das sittliche, rechte Maaß. Mögen anarchische Gelüste unter jeglichem Vorwande auf's Neue versuchen, die Welt zu verwirren; mögen despotische Instinkte in der Finsterniß Werke des Trugs und der Arglist, der Gemalt und des Unrechts verüben: jener Geist, der in unsern Tagen schon einmal so wunderbar und herrlich Urtheil gesprochen und das aus allen Fugen getretene Gebäude neu geordnet hat, er wird auch jetzt und künftig neue Kräfte erwecken, welche die dämonischen Mächte niederwerfen, ehe ihre Pläne zur Ausführung gekommen. Er wird dem Kriegsgott die Hände gebunden halten, und eine friedliche Lösung der Fragen, welche die Welt beunruhigen, wird ihm keine Unmöglichkeit seyn.

[881] Peter I. der Große (siehe hierzu S. 228, Anm. 696).

Meyer’s Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Eilfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1844. 166 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 10-12, 71-74, 144 u. 154-159.

## CCCCLXXIII. Göksu[882] oder das Thal der süssen Wasser[883] bei Konstantinopel.

Seitdem ein Besuch Stambuls zu den gewöhnlichen Sommerausflügen aus dem Abendlande gehört, fehlen auch in der türkischen Hauptstadt die Einrichtungen nicht mehr, welche Bequemlichkeit und Vergnügungslust überall suchen, wohin die Schaaren der Touristen ihren Flug nehmen. In englischen, französischen, italienischen und deutschen Hotels findet in Konstantinopel ein Jeder, wenn er mag, heimathliche Einrichtung und Sitte, Sprache und Küche wieder, und Arndt’s[884] Lieder schallen und deutscher Wein perlt im grünen Römer an den lachenden Ufern des Marmormeers so gut wie am Rhein. So sind auch für den Besuch der reizenden Umgebungen der Hauptstadt jetzt Omnibusse[885] eingerichtet, und ein niedliches Dampfboot macht im Sommer regelmäßige und tägliche Fahrten nach den schönsten Punkten des Bosporus.

Eine solche Exkursion an einem schönen Sommermorgen ist in der That ein Fest. Auf dem Verdeck ist ein Zelt aufgeschlagen, der Mast ist mit Blumen geziert, der Rauch selbst erglänzt im Sonnenschein; ein Böllerschuß verkündet die Abfahrt, und zwischen zwei schäumenden Furchen tritt das Fahrzeug in des Bosporus herrliches Thor. Alle Gesichter sind heiter, alle Sprachen werden geläufiger; alle Augen sind nach den enger und immer enger zu einander rückenden Ufern beider Welttheile gerichtet. Sie liegen so nahe, daß man sie mit Händen greifen möchte.

Der Dämpfer [sic!] schwebt dahin wie ein Vogel; wie ein Schattenspiel ziehen rechts und links die Städte und Flecken, die Dörfer und Landhäuser, die Schlösser und Ruinen vorüber. Dabei hat man vom Verdeck aus einen Rückblick auf Konstantinopel, welcher entzückt. Die stolze Stadt entfaltet ihre ganze Pracht. Ihre Stirne erhebt sie in einer strahlenden Atmosphäre, während sie ihren Fuß im Marmormeere badet. Deutlich unterscheidet man ihre Hauptgebäude: das Serail mit seinem Mauerkranze, den hehren Dom der Sophienkirche, den schlanken Wald der Minarets, die Kuppeln der Moscheen, die Säulenmonumente, die Thürme der Befestigungen, den Mastenwald des Hafens und die von jeder Höhe, jedem Vorgebirge heraushängenden Villen und Paläste. Es ist wahr, Nichts verkündigt den Orient auf eine großartigere Weise, als dieses Byzanz. Hier erscheint es dem Reisenden gleichsam als der Portikus zu einer Gallerie der schönsten Landschaftsbilder, welche erst am Euxinus endigt.

---

[882] Osman. كوك صو, „blaues“ bzw. „Himmelswasser“ (wegen der himmelblauen Farbe; es gibt übrigens einen „großen“ – osman. بيوك, büyüḳ – und einen „kleinen“ – كوچوك, küçüḳ – ‚Himmelswasserbach‘); heute türk. Göksu Deresi, „Blauwasserbach“. Das 1837 anläßl. der 1833 stattgefundenen Orientreise des bayer. Kronprinzen Maximilian (1811–1864; ab 1848 König Maximilian II.) entstandene Ölgemälde „An den Süßen Wassern Asiens von Konstantinopel“ von Johann Michael Wittmer (1802–1880) zeigt sehr anschaulich die Nutzung dieser idyllischen Örtlichkeit durch die Einheimischen.

[883] Es gibt zwei „Süße Wasser“, nämlich die „Süßen Wasser Europas“ (osman. كاغدخانه, Kāġidḫāne, „Papierfabrik“ aus osman. كاغد, kāġid, „das Papier“ und خان, ḫān, eigentl. „das Lokal, die Gaststätte“ – in Verbindung mit einem Produkt jedoch auch „die Fabrik, die Manufaktur, die Werkstatt“, der Name des Ortes der Einmündung; türk. Kağithane), zwei Zuflüsse am Ende des „Goldenen Horns“ (siehe hierzu S. 266, Anm. 815) und die obengenannten, die von den Europäern den Beinamen „von Asien“ erhielten.

[884] Der Dichter und Politiker Ernst Moritz Arndt (1769–1860).

[885] Im Linienverkehr eingesetzte pferdebespannte Wagen, sogenannte Pferde-Omnibusse für die kommerzielle Personenbeförderung, sind schon seit 1662 für Frankreich belegt. Das Konzept dieser bis 1680 verkehrenden „Carrosses à cinq sols“ („Wägen für fünf Sous“) stammt vom frz. Mathematiker und Philosophen Blaise Pascal (1623–1662). 1825 führte der Fuhrunternehmer Simon Kremser (1775–1851) einen nach ihm als „Kremser“ bezeichneten komfortablen gefederten Pferde-Omnibus ein, der zehn bis zwanzig Personen Platz bot. In den 1830er Jahren kamen in Großbritannien die ersten, von Goldsworthy Gurney (1793–1875) entwickelten Dampfomnibusse auf.




DAS THAL VON GÖKSU

Eine Stunde ungefähr mag die Fahrt gedauert haben, als man die Stelle erreicht, wo, auf europäischer Seite, der Flecken Babeck[886], welchen eine bewaldete und steile Höhe dicht an die Uferwand gedrängt hat, freundlich herüber blickt. Hier, wo der Bosporus sich außerordentlich verengt, haben die Türken zwei schwer gerüstete Wächter hingestellt: Rumili-Hissar und Anadoli-Hissar[887], in alter Zeit als Festungen sehr gefürchtet und als Staatsgefängnisse noch mehr berüchtigt. Dicht bei der asiatischen Burg, unter dem Schutze ihrer Feuerschlünde, steht ein Kiosk des Padischah[888].

Ein heller Bach mündet nicht weit davon in den Bosporus, und hübsche Kayen, vor welchen türkische Gondeln liegen, bezeichnen dem Dämpfer sein erstes Ziel. Die Schaufelräder ruhen und die Gesellschaft steigt aus, um das gefeierte Göksuthal hinauf zu wandern und da, auf asiatischem Boden, die orientalische Natur in ihrem Liebreiz und das türkische Volksleben in seinen geselligen Formen zu belauschen. Vielfach gewunden schlängelt sich der üppige Wiesengrund das Thal hinauf, majestätische Laubwaldung bedeckt seine Seiten, und Gruppen von Platanen und Zypressen schatten an den Ufern des rauschenden Bachs, oder um Fontainen, aus denen das beste Quellwasser Kühlung und Labsal spendet. Kiesbestreute Fahrwege und Fußpfade verbinden die verschiedenen Partieen, und das Ganze gleicht einem Parke, dessen Schönheit die Hand des Menschen nur zugänglich gemacht, nicht geschaffen hat. Hier begehen die türkischen Bewohner der Hauptstadt in den Sommertagen ihre ländlichen Feste, und oft sind Tausende da versammelt. Auch ihre Frauen dürfen am Vergnügen im „Thale der süßen Wasser“ Theil haben; sie führen sie hinaus in plumpen, wunderlich geformten Kutschen. Büffel, angethan mit glänzendem Geschirr, machen die Gespanne dieser Equipagen aus, in welchen die Damen verschleiert am Boden sitzen. Die osmanische Eifersucht hält an solchen öffentlichen Belustigungsorten die Geschlechter gänzlich geschieden; ja selbst den Vater und die Brüder wird man mit den weiblichen Verwandten nie zusammen sehen. Die Kutschen der Frauen sind daher stets nur auf einer Seite der Springbrunnen zu finden; die Männer aber lagern sich mit ihren Tschibucks[889] auf Teppichen, im Schatten der Bäume, auf der andern. Die Demarkationslinien nehmen die Verkäufer von Erfrischungen ein, um beide Parteien zu bedienen. Sorbet[890], aus Fruchtsäften bereitet und mit Eis gekühlt, und saure Milch (Jagurd[891]) sind die Lieblingsgetränke; wandernde Konditoren bieten Näschereien dar, griechische Mädchen Blumen und Früchte. – Mäßigkeit ist eine allgemeine Tugend der Türken; sie wird durch den Koran streng geboten, und Szenen, wie man ihrer im Abendlande überall, wo große Menschenmassen zu Vergnügen sich sammeln, unausbleiblich begegnet, sind dort unerhörte Dinge.

Ein Spaziergang zum Kiosk des Sultans ist lohnend. Dieser kaiserliche Sommerpalast liegt auf einer Anhöhe und spendet eine reizende Fernsicht auf die Gestade der Meerenge, die Gebirge Rumeliens[892] und die Hauptstadt. Es gibt nichts Lieblicheres, als diese Wohnungen, welche mit ihrer eigenthümlichen, zierlichen Architektur aus dem Grün der Platanen in jenem durchsichtigen Lichte erscheinen, womit der orientalische Himmel so gern die Werke seiner Kinder schmückt. Die Reinheit der Luft, der funkelnde Sonnenglanz, die tiefe Bläue des Himmels, der Wohlgeruch des benachbarten Meeres, Alles verleiht ihnen einen Zauber, eine Poesie, welche man anderswo nur träumt. Auf breiter Treppe steigt man zur Pforte hinan und blickt durch ein geheimnißvolles Helldunkel in den marmornen Hof,

---

886 Osman. ببك, Bebek, „der Säugling, das Baby“ (früher das griech. Χηλαί, Chēlaí; von griech χηλή, chēlḗ, „der Huf“ bzw. „der Steindamm, der Wellenbrecher“); heute der Stadtteil Bebek im Nordosten des europ. Istanbuler Stadtbezirks Beşiktaş (siehe hierzu S. 274, Anm. 867).

887 Siehe zu beiden S. 273, Anm. 858 u. 859.

888 Osman. كوك صو قصرى, Gök-su Ḳaṣrı, „Himmelswasserpavillon“ oder auch كوچوك صو قصرى, Küçüḳ-su Ḳaṣrı, „Kleinwasserpavillon“ (siehe hierzu S. 283, Anm. 882); der hölzerne Vorgängerbau des heutigen, 1856 von Nigoğayos Balyan (siehe hierzu S. 274, Anm. 867) fertiggestellten Lustschlößchens.

889 Osman. چبوق, çibuḳ, „das Rohr“; eine Tabakspfeife, bestehend aus einem deckellosen, kleinen, aber breiten Tonkopf, einem Rohr und einem Mundstück.

890 Osman. شربت, şerbet, ein eiskaltes Getränk oder eine halbgefrorene Speise aus Fruchtsaft, Sorbet.

891 Osman. يوغورت, Yoġurt.

892 Rumelien (osman. روم ايلى, Rūm-ėyli, türk. Rumeli; in etwa „Land der Rhomäer“ bzw. „Rhomäerland“; die Bewohner Ostroms bzw. Byzanz’ nannten sich selbst Ῥωμαῖοι, Rhōmaioi, „Rhomäer“); so bezeichneten die Türken seit dem 15. Jahrhundert den europ., auf der Balkanhalbinsel gelegenen Teil des Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 270, Anm. 836).

wo die Garbe des Springbrunnens schäumt unter dem Bogen blühender Orangen. Des Hofes Hintergrund ist eine hohe Mauer. Schaukelnde Baumkronen winken hinüber; aber keinem Mann, außer dem Padischah selber, reifen die Früchte dieses versteckten Paradieses. Hinter jenen Mauern lustwandeln junge Frauen um Fontainen, in den Hainen und Laubgängen, welche hier für sie geschaffen sind, damit sie, den üppigen Launen eines Einzigen zu Gebot, in nutzlosem Müßiggang ein Sklavenleben führen. Dort pflegt der verweichlichte Enkel Osman's sein entnervendes Haremsleben fortzusetzen, wenn er, müde des Serails, die Schlösser des Bosporus besucht. Unbekümmert um den Einsturz des Reichs schwelgt er dort wie Sardanapal[893], und wird er fortschwelgen, bis er elender wie Sardanapal endigt. –

[893] Aššur-bāni-apli (akkad. 𒀭𒊹𒁀𒀀𒌉, aram. ܐܫܘܪ ܒܢܐ ܐܦܠܐ; 669–631/627 v. Chr.), König des Assyrischen Reiches; angeblich beging er in seinem brennenden Palast Selbstmord. Joseph Meyer bezieht sich hier wohl auf das 1827/28 außerordentlich plastisch ausgeführte Gemälde „Der Tod des Sardanapal" von Eugène Delacroix (1798–1863).


CCCCLXXXXI
C.Reiss del.
SULTAN SELIMS MOSCHEE
in Constantinopel.
Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.
Eigenthum der Verleger

## CCCCLXXXXI. Skutari[894], die asiatische Vorstadt Konstantinopels.
### Sultan Selims[895] Moschee.

Es war an einem Oktobermorgen, als ich mit trübem Blick aus dem Fenster meines Zimmers im Hotel d'Europe in Pera[896] zum Himmel hinauf schaute, der sich mit Wolkenstreifen bedeckte. Der Tag war zu einer Gondelfahrt nach dem freundlichen Bujukdereh[897] bestimmt gewesen; aber das bedenkliche Himmelsgesicht und eine dicke Wolkenwand, welche die Sonne verbarg, machten mich in meinem Plan irre. Einen Tag unbenutzt im engen Zimmer zuzubringen, wo die reizenden Umgebungen einer Weltstadt unwiderstehlich zum Genusse einladen, war mir ein unerträglicher Gedanke; und so entschloß ich mich, trotz der trüben Adspekten [sic!], die kürzere Fahrt über den Bosporus hinüber nach der asiatischen Vorstadt Stambuls zu wagen. Ich hatte Skutari noch nicht betreten und versprach mir einen interessanten Tag.

Mein Diener, den ich vorausgeschickt hatte, um eine Gondel zu miethen, während ich meine Toilette machte, wartete meiner am Kai mit einem bedeckten, bequemen Boote. Wir umschifften das goldene Horn[898], bei welchem Vorgebirge ich einen prächtigen Blick auf das gegenüber liegende Skutari genoß. Terrassenförmig steigen seine Häusermassen über einander auf, im Hintergrunde glänzen die blauen Gebirge der Halbinsel, und die vielen Moscheen mit ihren schlanken Minarets, welche bald einzeln emporsteigen, bald in Gruppen zusammenstehen, machen das Bild großartig und reich. Skutari würde, wäre es nicht eine Vorstadt von Konstantinopel, nach Größe, Schönheit und Bevölkerung, die erste Stadt des türkischen Asiens seyn. Es ist volkreicher als Smyrna[899], denn es hat gegenwärtig über 180,000 Bewohner. Die Schönheit seines Anblicks wird erhöht durch die Erinnerungen der klassischen Zeit. Hier läßt die Mythe die vor der Rache der Juno fliehende Io landen; hier ankerte die Flotte des mazedonischen Philipp[900], als er Byzanz belagerte; hier wurde sie von den Atheniensern geschlagen; und noch zeigt man die Stelle, wo die ehernen Kolosse standen, welche die dankbare Stadt zu Ehren des Tags und ihrer Befreier errichteten.

Während der Seefahrt hatte sich die gerunzelte Stirn des Himmels ausgeglättet und wir stiegen in Skutari, dem alten Chrysopolis[901], beim schönsten Wetter an's Land. Die Hauptstraße öffnet sich am Kay und zieht sich mit nobler Perspektive eine Anhöhe hinan. Buden reiheten sich zu beiden Seiten und ein reges Leben war allenthalben. Hier beladen die Karavanen, die aus dem Innern von Asien kommen, ihre Kameele, die Schiffe der Wüste, mit den zu Wasser anlangenden Waaren. Man sieht die Kaufleute der asiatischen Völker in ihren malerischen Trachten: – Perser, Armenier, Syrer und die Handelsleute von Bagdad und Trapezunt. Die Kameeltreiber sind meistens Araber, und diese halbbekleideten, braunen, breitschulterigen Bursche, welche bis an die Zähne bewaffnet sind, erinnern lebhaft an die Gefahren ihrer Reise. Obschon die Karavanserais[902] von Skutari äußerst weitläufige Gebäude sind, so reichen sie doch zuweilen nicht aus, um den tausenden, aus allen Theilen Asiens kommenden, Ladung suchenden Kameelen und ihren Begleitern ein Obdach zu geben.

Skutari ist weit mehr orientalisch, als Constantinopel selbst, wo die seit 20 Jahren entstandenen Reformen große Veränderungen in den Sitten hervorgebracht haben. In Skutari leben die Osmanli[903]

---

[894] Siehe hierzu S. 260, Anm. 787.

[895] Die von Selim III. (siehe hierzu S. 266, Anm. 819) in Auftrag gegebene Moschee (osman. بيوك سليميه جامع, Büyüḳ Selimiye Cāmiʿ, türk. Büyük Selimiye Camii) war 1801 fertiggestellt worden.

[896] Das „Europäerviertel" Istanbuls; siehe hierzu S. 261, Anm. 791.

[897] Heute Büyükdere/Sarıyer (siehe hierzu auch S. 307, Anm. 947/S. 271, Anm. 842).

[898] Siehe hierzu S. 266, Anm. 815.

[899] Veraltet (griech. Σμύρνη, Smýrnē) für osman./türk. ازمير, İzmir.

[900] Philipp II. (siehe hierzu S. 186, Anm. 554).

[901] Griech. Χρυσόπολις, Chrysópolis, „Goldene Stadt".

[902] Pers. كاروانسرا, kārwānsarā; osman. كاروانسراى, kārvānsarāy, Herberge für Karawanen, wo die Reisenden mit ihren Tieren und Handelswaren sicher nächtigen und sich mit Lebensmitteln versorgen konnten.

[903] Osman. عثمانلو bzw. عثمانلى, O̱smānlı, Pl. عثمانلر, Osmanlar, „der/die Osmane/n".

ungestörter in ihrem alten Wesen fort, und da fast die ganze Bevölkerung türkisch ist und deren Berührungspunkte mit den christlichen Europäern hier ungleich weniger sind, als in der Hauptstadt jenseits des Bosporus, so findet der Andrang des Neuen hier ungleich wirksamern Widerstand. – Die Bevölkerung von Skutari nimmt seit Jahren stets zu. Auf asiatischem Boden fühlt sich der Türke heimathlicher; – der alte festgewurzelte Glaube, daß seiner Herrschaft in Europa keine Dauer beschieden sey, läßt ihn dort nie zum rechten Bewußtseyn der Sicherheit kommen. Darum zieht Alles herüber, was nicht durch Amt und Geschäfte an das Konstantinopel jenseits gebunden ist, und namentlich sucht der quieszirte Beamte, der Rentier, der Kaufmann, welcher, reich geworden, den Rest seiner Tage in stillem Genüsse verleben will, in Skutari ein Asyl.

Auch das Klima in Skutari steht in dem Rufe größerer Gesundheit, und der Glaube, daß hier das Leben länger dauere als jenseits der Meerenge, ist unter den Türken allgemein. In der That scheint ein reinerer, heiterer Hauch hier zu wehen, ein milderer Sonnenstrahl zu wärmen. Am Bosporus verhalten sich die Jahreszeiten zu einander wie Freunde, die sich beim Abschiede die Hand reichen. Fast keine Scheidewand trennt Winter und Frühling, Lenz und Sommer, dessen Beginn schon in den Mai fällt; denn dann blüht die asiatische Blumenpracht in ihrem vollsten Zauber, und Gärten, Felder und Auen, Berge und Gründe haben sich in ihr reizendstes Gewand gekleidet. Die heißesten Monate, Junius, Julius und August, sind hier selten lästig; denn gerade in diesen Monaten herrschen die Nordwinde, und der frische Hauch des Balkans gelangt, von den Gewässern des Marmormeers und der Meerenge noch mehr gekühlt, erquicklich nach Skutari und bricht die Gluth der Sonne. Nur im August kommen zuweilen Südwinde und bringen Tage, wo man erinnert wird, daß man in keinem Paradiese lebt. Eine afrikanische Schwüle erschlafft dann alle Wesen, und mit schwarzen Fittigen rauscht die tödtende Pest über das herrliche Land, bis der September kommt mit seinen fruchtbaren Gewittern, welche die glühende Atmosphäre wieder kühlen und von ihren Miasmen[904] reinigen. Des Septembers zweite Hälfte schüttelt der Früchte Füllhorn über die Erde aus; am Weinstock prangt die schwellende Traube und das üppige Fleisch der Früchte schimmert aus der dunkeln Laube. Alles ärndtet; Alles schwelgt in dem fast ohne Mühe und Arbeit gewonnenen Ueberfluß, den hier auch der Aermste theilt. Mit dem Oktober kommen wieder lauwarme Lüfte, und während bei uns, im rauhen Nord, im Kampfe der feindlichen Elemente von Naß und Kalt, die Bäume ihr Laubgewand abschütteln und der Umlauf ihres Lebenssaftes aufhört, scheint hier die ganze Natur einen zweiten Lenz feiern zu wollen. Ihre Kräfte spannen sich, sie kleidet noch einmal die Auen in das frischeste Grün. Unstreitig ist der Oktober am Bosporus die angenehmste Jahreszeit. Ein goldner Duft hat sich über Meer und Hain gebreitet; es ist die Glorie, mit der sich die Natur noch einmal umgibt, ehe sie zum Winterschlafe erstarren soll – nein, nicht erstarren – sondern ausruhen. Denn der Dezember ist nicht derselbe, der in unserm Deutschland die Thürme der Münster mit Stürmen umbraust, Bäche und Flüsse mir todtem Eise belegt und die hohe Tanne bricht unter der Wucht ihrer Schneelast: – sein Charakter ist hier noch anmuthig. Dichtbelaubt glänzen noch die gewaltigen Eichen, grünen noch die Wiesen, und nur die zarteren Laubhölzer malen die Wälder mit bunten Farben, gelben und rothen, wie bei uns im September. – Mit dem Januar aber guckt blau und golden der Krokus freundliches Angesicht aus dem Grase, Veilchen blühen an den Rainen und die Regengüsse des Februars waschen den Schnee von den höchsten Gebirgen. Der Lenz beginnt und bekränzt das junge Jahr mit tausend Blumen.

Kein Ort in der türkischen Welt ist reicher an Moscheen und an Anstalten für milde und fromme Zwecke, als Skutari. Jene sind größtentheils die Stiftungen von Sultanen und ihren Gemahlinnen, und viele zeichnen sich aus durch Größe und schöne Bauart. Mir war es zunächst um den Besuch der von Selim III. erbauten Moschee zu thun, welche allgemein für das Schönste gehalten wird, was der türkische Kirchenstyl in neuerer Zeit erzeugt hat. Mein Bootsmann brachte mich zu einem Iman, welcher sich, nachdem er von meiner Absicht unterrichtet war, höflich anbot, uns in das Heiligthum zu begleiten. Unser Weg führte über den Vorhof des Tempels. Einzelne Türken kauerten auf ihren Teppichen, ihren

[904] „Miasma (griech. μίασμα, Míasma) bedeutet so viel wie ‚übler Dunst, Verunreinigung, Befleckung, Ansteckung' und bezeichnete vor allem eine ‚krankheitsverursachende Materie, die durch faulige Prozesse in Luft und Wasser entsteht'" (Wegner, Wolfgang: Miasma. – In: Enzyklopädie Medizingeschichte, Berlin/New York: De Gruyter 2005, S. 985).

Tschibuk[905] schmauchend; andere standen in Gruppen umher, als harrten sie der Stimme des Muezzims[906], der an gewissen Stunden des Tags von den Minarets die Gläubigen zum Gebete ruft. So wie man in den Tempel selbst eintritt, fällt der Blick auf eine Menge von Säulen von weißem Marmor, welche eine Riesenkuppel tragen, die durch Fenster erleuchtet wird und die sie oben wie ein Kreuz umgeben. Die Bogen sind in hellen Farben bunt angestrichen und auf weißgelassenen Wandstellen stehen Sprüche aus dem Koran. Wir waren noch mit der Betrachtung des Tempels beschäftigt, als die Stimme des Muezzim erschallte, und die Schaar der Gläubigen eintrat, um dem Gottesdienst beizuwohnen, der eben begann. Wir zogen uns auf den Wink unsers Führers in eine ferne Ecke zurück, um die Andacht nicht zu stören. Vor dem Altar erschien ein Iman mit zwei Sängern, welche in klagenden, langgehaltenen Molltönen ein Lied anstimmten. War eins beendet, dann rief der Iman[907]: Allah il Allah[908]! bei welchem Rufe die um den Altar im Kreise stehenden Moslemin sich mit dem Gesichte auf die Erde warfen. Ein Moment der Todtenstille folgte und ein dumpfes Gebet murmeln rollte dann durch das weite Gotteshaus. Abermals folgte ein Augenblick der Stille – dann richteten sich die Betenden wieder auf und – dieselbe Ceremonie begann von Neuem. Die ganze Andacht währte etwa eine halbe Stunde. Endlich zog sich der Priester mit seinen Sängern zurück und wir folgten der Menge, die still und anständig den Tempel verließ. – Im Vorhofe fanden wir eine Menge Arme und Leidende, und fast Keiner ging vorüber, ohne eine Gabe der Barmherzigkeit zu spenden. Ein Paar Vogelhändler mit ihren Käfigen hatten auf die Barmherzigkeit der Moslemin eine kleine Spekulation gegründet; sie hielten dicht am Eingang der Moschee Markt, und mancher unter den Kirchgängern kaufte einen gefiederten, kleinen Gefangenen los und gab ihm auf der Stelle die Freiheit. Eine der Hauptvorschriften des Korans verlangt Liebe, nicht blos gegen Menschen, sondern auch gegen Thiere, und wie hoch sie der Muselmann achtet, sieht man bei tausend Vorkommnissen des täglichen Lebens.

905 Siehe hierzu S. 285, Anm. 889.

906 Der Muezzin (arab. مؤذّن, muʾaḏḏin); die Bezeichnung für den islam. Gebetsrufer fand offenbar über das osman. مؤزن, „müezin“ Eingang ins Deutsche.

907 Recte: Imam (arab. إمام, Imām, „Vorbild“).

908 Der erste Teil des islam. Glaubensbekenntnisses, der Schahāda (arab. الشهادة, aš-šahāda, „Zeugnis, Bezeugung“): „لَا إِلٰهَ إِلَّا ٱللّٰه / Lā ilāha illā ʾllāh(u) / Es gibt keinen Gott außer Allah“ (Sure 37,35 u. Sure 47,19). Der zweite, hier nicht erwähnte Teil lautet: „محمد رسول الله / Muḥammadun rasūlu ʾllāh(i) / Mohammed ist der Gesandte Allahs“ (Sure 3,144; Sure 33,40 u. Sure 63,1).

## DXIII. Ein Karavanserai[909] in Skutari[910].

Wir haben Skutari, die auf der asiatischen Seite dem Serail gegenüber liegende Vorstadt von Constantinopel, schon an einer frühern Stelle dieses Bandes (S. 71) beschrieben. Die vorliegende malerische Ansicht zeigt uns die mit Karavanserais und bedeckten Buden besetzte Uferstraße, an deren Kayen den Küstenfahrern die Ankerplätze angewiesen sind. Hier, wo zwei Welttheile ihre Produkte gegen einander austauschen, schafft der Handelsgeist immer Szenen voller Leben und Mannichfaltigkeit.

[909] Siehe hierzu S. 288, Anm. 902.

[910] Siehe hierzu S. 260, Anm. 787.




KAY UND CARAVANSERAI

in Scutari



DXVIII

DAS INNERE VON CONSTANTINOPEL

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

# DXVII. Constantinopel*)[911].

Stambul, was bist du gewesen, was bist du jetzt und was wirst du seyn? – Lies die Antwort in der Geschichte von Babylon und Persepolis[912], und gäbe es keine Geschichte und wäre Stambul die erste gegründete Stadt, so lerne die Sprache verstehen, welche die Maulwurfshügel auf dem Felde reden, wenn sie sich aus der Flur herauswühlen, von einem emsigen, geschäftigen Streben belebt, größer wachsen und den Wiesengrund decken; sobald sie aber die fleißige Kraft, die ihnen innewohnt, verläßt, vom Wind und Wetter zerstreut werden und ihre Stätten mit Gras und Moos überwachsen, wenn nicht ein nomadisirendes Ameisenvolk den verlassenen Hausen bezieht, seine Zellen hinein baut und sich ein neues Leben in ihm gestaltet.

Alles auf Erden ist Wechsel nach ewigen Gesetzen. Werden, Seyn, Vergehen sind die Axiome aller Schöpfung. Alle treibenden Kräfte im Organismus des Alls dienen dieser Dreieinheit in Gottes unbegrenztem Reiche, und bei ihrer Wechselwirkung gestaltet die Zeit sich zur Ewigkeit. –

Langsam, wie alles Große, durchläufst auch du, Constantinopel**)[913], die Phasen deines Daseyns. Ein Orakelspruch hat dir das Leben gegeben. Hellas's und Kleinasiens Kultur haben dich gesäugt, Roms Macht ist deine Pflegemutter gewesen und hat dich groß gezogen. Ihr Liebling, bist du deinen Zeit- und Altersgenossen rasch über den Kopf gewachsen, und wie du nun großjährig und selbstständig geworden, erkanntest du deinen wichtigen Posten an der Brücke zweier Welttheile, deren Verkehr deiner Vermittelung bedurfte. Du wurdest unermeßlich reich. Kunst und Wissenschaft suchten deinen Schoos, und als die römische Westwelt in Bedrängniß und Verfall kam durch barbarische Völker, da leuchtete um deine Mauerkrone viele Jahrhunderte der Nimbus des Ruhms, Bewahrerin des heiligen Feuers zu seyn für Kultur und Sitte, zu einer Zeit, wo sonst auf Erden Rohheit ungezügelte Herrschaft übte. Mit dieser in stetem Kampfe, bliebst du unter Stürmen, Schlachten und Siegen stark lange Zeit, und eine halbe Welt empfing von dir Gesetz und Scepter. – Schön und sittig warst du zu nennen in deiner blühendsten Periode; wie aber dein Tag zum Abend sich neigte mit deinen Kräften, da thatest du wie eine gemeine Buhlerin. Name, Gewand und Glaube wechseltest du nach der Mode und schamlos warbst du fortan um die Gunst deiner zeitlich wechselnden Besitzer. – So hast du seit länger als tausend Jahren deine entfliehende Blüthe vergeblich zu bannen gestrebt, und schonungslos wäscht dir die Zeit die Schminke von den verfallenen Reizen. – Wie lange noch, so reißt sie dich in's Grab, unbetrauert, wie der dürre Ast, den die Säge des Gärtners von dem grünen Fruchtbaum trennt.

---

Die Städte des Morgenlandes haben an Alter und Reichthum der Geschichte sowohl, als an malerischer Schönheit vor denen des Abendlandes einen großen Vorzug. Die Nüchternheit des Europäers baut sich am liebsten da an, wo materielle Vortheile am sichersten zu erlangen sind; an die sandigen Ufer des Meeres, in weite Becken zum Handel geschickter Ströme, in die Ebene, wo keine Berge den Verkehr erschweren: – dort finden sich ihre Interessen am bequemsten und häufigsten zusammen. – Den phantasiewarmen Morgenländer hingegen lockt die Natur mit ihren üppigen, blendenden Reizen, mit denen sie im Orient so freigebig ist, am liebsten dahin, wo er sich süßer, sinnlicher Lust und schwärmerischen Träumereien ungestört hingeben kann.

Der Hauptstadt des Türkenreichs sind diese allgemeinen Vorzüge orientalischer Groß-Städte in vorzüglichem Grade eigen. – Wenn man sich ihr von Marmora her nähert, schwimmt vor dem entzückten Auge ein Archipel lieblicher Eilande, die im mannichfachen Grün ihrer Laub- und Nadelhölzer prangen. Von jeder Höhe schaut eine alte Veste, oder ein graues Kloster, oder eine Trümmer aus der christlichen und griechischen Vorzeit herab und spiegelt sich in der lichten, ruhigen Fluth.

---

911 *) Nach einer Schilderung von anderer Hand. – M.[eyer; die Abbildung gibt das Tor auf der Rückseite der Hagia Sophia (siehe hierzu S. 262, Anm. 802) in Richtung Palastmauer wieder, das heute dem Teppichmuseum (Halı Müzesi, 14, Soğuk Çeşme Sokağı) als Eingang dient].

912 Altpers. 𐎱𐎠𐎼𐎿, Pārsa; griech. Περσέπολις, Persépolis.

913 **) Vergl. über Constantinopels Geschichte Band I. S. 69.

Hinter der kleinasiatischen Küste leuchtet hehr und stolz der Olympus. Sein klassischer Name führt ein längst verblichenes Völkerleben in frischen Farben vor das sinnige Auge. Seine schneebedeckten Gipfel blenden im Sonnenlicht. Die ihn umgebende Atmosphäre ist in der Regel so klar und durchsichtig, daß man die herrliche Berggestalt mit Händen greifen möchte.

Weiterhin schwingt sich Kleinasiens Gestade nach der Mündung des Bosporus zu und von da an deckt Constantinopels alte Todtenstadt, auf der die Generationen von den Endpunkten zweier Jahrtausende nachbarlich beisammen wohnen, das Ufer anderthalb Stunden lang, überragt von den Häusermassen Scutari's.

Diesen gegenüber, auf zwei Vorgebirgen, die weit in's Meer hinausragen und als „goldenes Horn" Constantinopels Hafen umarmen, liegt das eigentliche Stambul, die alte Osmannen-Stadt, in träger Ruhe hingegossen, seine Ufer umstrickt mit Palästen und Pracht-Bauten vieler Style und Zeiten: – Perlen und Gesteine um ein altes, schmutziges Kleid. Eine tief in die Häusermasse dringende Bucht bildet den Hafen selbst. Da schwimmen die türkischen Paradeschiffe des Sultans und seiner Großen mit den bunten Wimpeln, den glänzend lakirten Planken und dem phantastischen, vergoldeten Schnitzwerk neben dem gewaltigen Dampfer mit den schnaubenden Schaufel flossen; da ankern riesenhaft und unbeweglich die Kriegsmaschinen der Pforte mit der ungeheuern Armirung, dem einsamen Mast, dem dräuenden Löwen am Kiel neben Englands und Frankreichs agilen Fregatten. Barken, Gondeln, Kaiken[914], Galeeren, vollbemannt, griechische und türkische Kauffahrer drängen sich in so buntem und wunderlichem Gewimmel, wie ihre Bevölkerung, vom edelschönen Kaukasier bis zum verschmitzten Griechen, vom stolzen Türken und ernsten Aegypter zum fleißigen Neger, durch alle Typen der alten Welt. Rechts steigt das alte Galata, die Genueser-Colonie, jetzt Constantinopels Vorstadt und Pera, das eigentliche Franken-Quartier, empor; auf der andern Seite aber erhebt sich die osmannische Capitale selbst in Pracht und Herrlichkeit. Mit innigem Entzücken schweift das trunkene Auge über das Häusergebirge hin, in dessen Hintergrund die sieben Hügel sanfte Wellenlinien zeichnen, von denen die Kaiser-Moscheen mit den blinkenden Dächern und schlanken, funkelnden Minarets und blitzenden Halbmonden herabschauen wie große Charakterzüge aus einem ausdrucksvollen Gesicht. Das harmlose Herz freut sich innig über die Schönheit, mit der die liebevolle Natur den altersschwachen Körper einhüllt. –

Aber um so unheimlicher wird die Ueberraschung des abendländischen Städters beim Eintritt in's Innere Constantinopels. Constantinopel hat nicht sein Cheapside, wie London, oder seine Boulevards, wie Paris, welche wie Pulsadern die Stadt durchströmen und in denen das Leben in ewigem Drange hin und her wogt. – Keine breiten und geraden Straßen, keine reinlichen Trottoirs mit dem Fußgänger-Gewimmel, das in allen Zungen des Erdrunds summt, mit dem Getöse der sich unaufhörlich kreuzenden und hemmenden Carossenreihen; keine sieben- und acht stöckigen Häuser umschließen die Seiten, keine Schilde an den Straßenecken mit ihren Namen helfen den Weg finden, keine Plakate schreien einem an mit ihren Riesen-Charakteren: – weder Glockengeläute verkündet den Festtag, noch die Thurmuhr die Stunde; keine Straßenlaterne erhellt die Nacht – nichts von dem Allen: labyrinthisch windet sich ein Knäuel enger, krummer, schmutziger Gassen mit unebenem, schlechtem Pflaster, das keine Pfütze verlaufen läßt. Sie sind weniger von Menschen, als von bissigen Hunden bevölkert, die den Fremden anheulen und anfallen. Selten sieht man einen gravitätischen Türken, wie er langsam und ernst seinem Geschäfte oder der Moschee zuschreitet; öfterer trifft man ihn träumerisch und gleichgültig vor seiner Thüre oder Boutique sitzen und rauchen.

Die gewöhnlichste Staffage jeder Großstadt des Abendlandes – die glänzende Carosse mit ihrem Gespann – fehlt in der Türkenstadt. Die einzige Pracht-Equipage, die man sehen kann, ist die des Sultans, welche ihn an einem Freitage nach einer Moschee führt, wo dann das Volk die Gassen füllt, durch die er kömmt. Sonst sieht man nur die Oroba[915], eine schwerfällige Kalesche, von Ochsen gezogen, die in den steilen engen Straßen kaum fortkommt. Blos Damen bedienen sich dieser Wagen, und nicht selten bewegen sie sich unter der Eskorte von bewaffneten Eunuchen[916], um die Schönen vor den Augen der

---

914 Unterschiedliche Typen von Fracht- und Fischereiseglern der Levante und des Schwarzen Meeres (osman. قایق, ḳayḳ).

915 Osman. عربه, araba bzw. اوكوز عربه سى, öküz araba-sı, „Ochsenkarren".

916 Siehe hierzu S. 262, Anm. 798.

Neugierigen zu hüten. Wo sie sich nähern in Begleitung von jenen Attributen der Macht, bleibt Alles schweigend stehen, und die Männer blicken, die Arme über die Brust geschlagen, scheu zu Boden. – Die Pracht der Hauptstraßen einer abendländischen Großstadt muß man in Constantinopel nicht suchen. Die Wohnhäuser in Stambul sind größtentheils von ärmlicher, elender, dabei aber pittoresker Bauart, deren Styl noch an die byzantinische Vorzeit erinnert. Sie erheben sich als ein Viereck von Stein- oder Lehmwänden und aus diesen ruht ein hölzernes, doppeltes Stockwerk von gebrechlichem Gefüge, von dem das obere Stock über das untere in die Straße hinein ragt. Geschmackloses Schnitzwerk dekorirt die Façaden und ein rother, gelber oder weißer Anstrich vollendet den äußern Schmuck. Wegen der schlechten und leichten Bauart sind Feuersbrünste so häufig und verheerend, daß man meint, die Stadt würde alle hundert Jahre neu gebaut. In der Regel wird jedes türkische Haus nur von einer Familie bewohnt, weil die Geheimnisse des Harems die Aufnahme von Miethlingen nicht wohl gestatten. Es theilt sich in die vom Hausherrn und die von den Frauen bewohnte Hälfte, deren erste keinen weiteren Schmuck als mehr oder minder kostbare Teppiche und Divans[917] enthält. Das bessere Hausgeräthe haben die Wohnungen der Frauen und es ist folglich fremden Augen entzogen. Der Türke liebt es, seinen häuslichen Luxus zu verbergen, und nur bei passender Gelegenheit pflegt auch der Vornehme und Reiche mit Pferden, Sklaven, kostbaren Waffen und Geschmeide zu prangen. Mit Sonnenuntergang ruht das Geschäft bei jedem Türken; geschlossen sind dann alle Läden und Buden; die Inhaber ziehen sich nach ihren Wohnungen zurück und Finsterniß theilt die nächtliche Straßenherrschaft mit den heulenden Hunden.

Lesecabinets, Clubs, Gastmahle, Conzerte, Theater, Bälle und was sonst im Abendland die Nacht zum Tag verkehrt, kennt der Türke nicht. Er scheut alle rauschenden und heftigen Affekte der Sinne und des Gemüthes und ist, sobald es Abend geworden, für nichts empfänglich, als die Ruhe. – Nur am Tag und nur im Hafen, in den Bazars, auf den Märkten, in den Kaffeehäusern, Bädern, in und um den großen Moscheen und in den Chanen und Karavanserien bewegt sich das Volksleben der osmannischen Hauptstadt öffentlich und in rascheren lebendigern Kreisen, und läßt seine charakteristischen Züge erkennen.

Die Moscheen in Constantinopel führen fast alle den Namen ihrer Erbauer. Es sind meist Sühnopfer für geschlachtete Völker, oder für schwere Blutschuld, die auf dem türkischen Thron so gut, als auf manchen christlichen erblich geworden ist, oder Gelübde und Vermächtnisse haben sie als Denkmäler gewinnsüchtigen, moslemitischen Pfaffentrugs errichtet, oder willenlose Sultansdummheit hat sie als Grundpfeiler der Priestermacht gebaut. Kurz sie sind entstanden wie die Sankt Peter und Eskurial’s des Abendlandes und wie, der Gegenwart zur Schmach, noch heut zu Tage Klöster wiedererstehen, welche eine verständigere Zeit entfernte.

Aber auch der rechte, ächte Gottesglaube hat manche Moschee errichtet, so gut wie manche Kirche, und ob der Halbmond oder das Kreuz ihre Reiche verkünden, das gilt Dem gewißlich gleich, welcher die Frömmigkeit unter der Kaputze so gut erkennt, als unter dem Turban. – Alle Hauptmoscheen umfassen weite, viereckige Räume und erheben sich in deren Mitte mit einer großen, halbkegelförmigen Kuppel, die, mit Metall gedeckt und mit den schlanken, an den Spitzen vergoldeten Minarets zur Seite, wie silberstrahlende Baldachine erscheinen, gestützt von goldenen Trägern.

Die kleinern Moscheen haben blos ein solches Thürmchen, die großen gewöhnlich vier. Von der obersten Gallerie derselben schreien die Gebetrufer (Muezzin) täglich fünf Mal[918] hinab in’s Volk: „Es

[917] Pers. دیوان, divân; osman. دیوان, divān; ursprüngl. die (Rats-)Versammlung, Behörde bzw. Sammlung allgemein (auch die poetischer Werke). Der Begriff wurde dann mit der Zeit auch auf die bequeme Polsterbank (pers. صفه, ṣufa, „die gepolsterte Ruhebank“ – im Osman. bezeichnete صفه, ṣufa hingegen einen Raum, der an den Wänden mit solchen Ruhebänken ausgestattet war) des Regierungsbeamten übertragen.

[918] Bei Sonnenaufgang das صلاة الفجر (ṣalāt al-fağr, „Gebet zur Morgendämmerung“; osman. صباح نمازی, Ṣabaḥ namāzı, „Morgengebet“), um die Mittagszeit das صلاة الظهر (ṣalāt aẓ-ẓuhr, „Mittagsgebet“; osman. اویله نمازی, Öyle namāzı, „Mittagsgebet“), am Nachmittag das صلاة العصر (ṣalāt al-ʿaṣr, „Nachmittagsgebet“; osman. ایکندی نمازی, İkindi namāzı, „Nachmittagsgebet“), kurz nach Sonnenuntergang das صلاة المغرب (ṣalāt al-maġrib, „Gebet gen Westen“, also in Richtung der untergegangenen Sonne; osman. اخشام نمازی, Akşām namāzı, „Abendgebet“) und in der ersten Hälfte der Nacht das صلاة العشاء (ṣalāt al-ʿišāʾ, „Gebet zum Nachtmahl“; osman. یاتسی نمازی, Yatsı namāzı, „Gebet nach Sonnenuntergang“).

ist nur Ein Gott und Mahomed sein größter Prophet: – kommt zum Gebet!“[919] und wenn dieser Zuruf von allen Minarets aus mehr denn 2000 Kehlen gleichzeitig herabertönt, so bringt es einen feierlichen übernatürlichen Eindruck hervor. Dem Volk ist das Gebetrufen Uhr und Glocke zugleich. – Vielfach befinden sich in der Nähe der Moscheen die Märkte (Bazars), ja sie reichen oft unangefochten in ihre Vorhöfe, wie z. B. das große Rasesta[920] bei der Soliman’s[921]-Moschee. Es sind dieß weite überwölbte Hallen mit starken, massiven Mauern, in denen aller Luxus des orientalischen Lebens ausgebreitet liegt, und Türken, Franken und Rayahs[922] bunt durcheinander verkehren.

Der Drang nach geselligem Vergnügen ist bei dem Türken nur schwach, und was er im Bazar nicht findet, das sucht er im Kaffeehaus, auf welches denn auch alle erdenkliche Eleganz und Decoration nach türkischem Geschmacke vergeudet wird. Nach der Straße pompös ausgeputzt, hat jedes Kaffeehaus eine offene, von Säulen getragene Halle zum Eingang. Die ebenfalls mit Säulen gezierten Versammlungsräume sind mit Polstern und Divans bekleidet, auf denen die Gäste mit untergeschlagenen Beinen kauern. In Schweigsamkeit und ernster Ruhe lauschen sie der Musik einer Mandoline, oder eines Tamburins, welche Griechen mit unartikulirtem Gesang begleiten.

Bei Tabak und Kaffee wird die Zeit in Gesellschaft still verträumt; gesellige Unterhaltung verlangt der Türke nie. Lieber hört er den Mährchen eines Erzählers zu, welcher in jedem größern türkischen Kaffeehause anzutreffen ist.

Der Gebrauch des Bades ist dem Türken unentbehrlich und die öffentlichen Bäder gehören zu den weitläufigsten Gebäuden der Hauptstadt. In der Reinlichkeit des Körpers soll der Mohamedaner ein Symbol für die Reinheit der Seele erblicken und der Prophet hat sie ihm streng geboten. Er that es aus demselben weisen Grunde, aus dem er ihm den Wein versagte. Mohamed wollte sein Volk durch Reinlichkeit und Mäßigkeit an Leib und Geist gesund und stark erhalten; denn nur ein gesundes und starkes Volk kann eine Welt erobern und eine eroberte Welt dauernd beherrschen. Doch wie sehr hat der Türke die Absicht des Propheten verkehrt! Statt des Weins genießt er verdummendes, entnervendes Opium, und das Gebot der Reinlichkeit hat er zu einer Beschönigung ausschweifender Ueppigkeit gemacht. In einem orientalischen Badesalon findet man Alles, was verweichlicht und abstumpft. Das warme Baden selbst, namentlich das Dampfbaden, ist für eine gesunde, normale Constitution immer eine Mißhand-

[919] Der Adhān (arab. أَذَان, aḏān: لا إله إلا الله ,الله أكبر ,(s. u.) الصلاة خير من النوم ,حي على الفلاح ,حي على الصلاة , أشهد أن محمدا رسول الله ,أشهد أن لا اله إلا الله ,الله أكبر ,الله أكبر / Allāhu akbar, Allāhu akbar, Ašhadu an lā ilāha illā llāh, Ašhadu anna Muḥammadan rasūlu llāh, Ḥayya ʿalā ṣ-ṣalāt, Ḥayya ʿalā l-falāḥ, aṣ-Ṣalātu ẖayrun mina n-naum (s. u.), Allāhu akbar, Lā ilāha illā llāh), der auf deutsch allerdings ungefähr folgendermaßen lautet: „Allah ist groß! Allah ist groß! Ich bezeuge, daß es keine Gottheit gibt außer Allah. Ich bezeuge, daß Mohammed Allahs Gesandter ist. Eilt zum Gebet! Eilt zur Seligkeit! Das Gebet ist besser als Schlaf (ausschließlich bei Sunniten zum Morgengebet)! Allah ist groß! Es gibt keinen Gott außer Allah!“

[920] Recte osman.: راسته, rāste bzw. رسته, reste, „die Ladenstraße, der Markt“ (wohl vom pers. رشته, rešte, „die Reihe, die Reihenfolge“ und mit dem osman. راست, rāst, „gerade, exakt ausgerichtet bzw. angeordnet, vollständig“ bzw. راستلاشمق, rāstlāşmak, „begegnen, treffen“ und راستلامق, rāstlāmak, „jmd. zufällig begegnen, zusammentreffen“ sinnverwandt). Hiermit ist offensichtlich der „Große Basar“ (osman. قپالی چارشی, Kapālı Çārşı, „überdachter Markt“; türk. Kapalı Çarşı) gemeint. Dieser erstreckt sich allerdings nicht bis zur Süleymāniye Cāmiʿ (siehe hierzu S. 267, Anm. 824), sondern ‚nur‘ bis zu der zwischen 1501 und 1506 erbauten Bāyezīd Cāmiʿ (osman. بايزيد جامع, türk. Beyazıt Camii).

[921] Süleyman I., genannt „der Prächtige“ (osman. سليمان; Süleymān; ca. 1495–1566), seit 1520 Sultan des Osmanischen Reiches; er ließ von 1551 bis 1557 die nach ihm benannte Süleymāniye Cāmiʿ (siehe hierzu S. 267, Anm. 824) erbauen.

[922] Osman. رعايا, reāyā, „der Untertan“ (von arab. رعايا, raʿāyā, Pl. von رعية, raʿīya, „die Herde“); ein Angehöriger der steuerpflichtigen Volksklasse, im Gegensatz zur Klasse, die als askerī (osman. عسكرى, „der Soldat“; von arab. العسكر, al-ʿaskar, „der Soldat“) bezeichnet wurde und sich aus den von jeglichen Steuern befreiten Angehörigen des islam. Klerus (osman. علميه, ʿilmīye, „die Gelehrtenschaft“; von arab. علماء, ʿulamāʾ, Pl. von عالم, ʿālim, „der Wissende“), des kaiserl. Hofes (osman. ملكيه, mülkīye, „das herrschaftl. Eigentum“; von osman. مالكيت, mülkīyet, „herrschaftl. Eigentum, Besitz“), des Militärs (osman. سيفيه, seyfīye, „das Militärwesen“; von arab. السيف, as-saīf, „der Säbel, das Schwert“), der kaiserl. Beamtenschaft (osman. قلميه, ḳalemīye, „die Beamtenschaft“) und den Steuereintreibern (osman. محصّل, muḥaṣṣıl, „der Steuereintreiber“) zusammensetzte. Eine weitere Hauptgruppe der osmanischen Gesellschaft, ḳul (osman. قول, ḳul, „der Sklave, Diener“) genannt, bildeten die Sklaven; die Sklaverei existierte im Osmanischen Reich (siehe hierzu S. 270, Anm. 836) nachweislich mindestens bis ins Jahr 1908.

lung; denn sie erschlafft und entnervt, anstatt zu stärken. Constantinopels türkische Bevölkerung gibt den Beweis davon im Großen: welch ein sprechendes, schreckendes Bild der Agonie und Hinfälligkeit eines Geschlechts! Diese Muselmänner, die, wie eine Windsbraut aus ihrer Wüste durch Afrikas und Europa's Thore hereinstürmten, Millionen ihrem Schwert und ihrem Glauben unterthan und zwei Welttheile bis in ihr Innerstes erzittern machten: – theilnahmlos für alle politischen Schicksale, jedes geistigen Aufschwungs unfähig, physisch und psychisch betäubt, schleichen sie jetzt willenlos wie Gerippe über die Erde, vergehend und verwelkend in der Ueppigkeit ihres Harems, und ihre Phantasie nur noch Bilder der Sinnlichkeit schaffend. Schwäche und Blödsinn auf dem Thron, dem Despotie und Grausamkeit im Gefolge gehen, Entnervung und Entsittlichung im Volk, hat es keine Gegenwehr für die scharfen Waffen der Zeit, mit denen diese, schonungsloser als die Politik, an dem alten, morschen Bau klopft, dessen Einsturz bevorsteht.

Vier Verwandlungen hat Constantinopel vollendet. Griechischem Leben folgte römische Herrschaft und in die byzantinische Stadt zogen die Türken ein. Das Volk des Nordens wird es zum fünften Mal verjüngen. Aber wenn der Kreis seiner Verwandlungen geschlossen ist, so wird es hingehen wie alles Zeitliche und seine Stätte wird versanden und veröden, und nach ein Paar Jahrtausenden fragt vielleicht der Wanderer umsonst nach seinen letzten Trümmern.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1852. 226 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 214-218.

## DCCXI. Im Bosporus[923].

Die Meerenge, welche zwei Welttheile scheidet – der Bosporus – ist zur Kluft geworden, welche Europa täglich mehr entzweit, und, um eine Brücke darüber zu schlagen, ist das Schwert gezogen! Wieder einmal haben die Könige die Faust als obersten Richter unter sich anerkannt, haben sie sich selbst dem Stärkerrecht unterwürfig gemacht; – wer aber das Schwert noch fassen werde in diesem Streite, wer weiß dies vorherzusagen? Noch hat Deutschland sich den Standpunkt bewahrt, von dem es die weite, tiefbewegte Gegenwart mit all' ihren Gewittern, die aus der Ferne langsam und drohend herangezogen kommen, überschauen kann; aber auf wie lange wird dies noch möglich seyn? Viele Mahnungen sind an uns geschehen; wie die Seherin an dem Römerkönig, so ist das Schicksal mit seinen Erinnerungen mehrmals an uns vorübergegangen, und die Zeit naht, wo es, wie jene das letzte Kleinod, auch uns die letzte Warnung bietet. Soll auch sie nicht gehört werden?

Wohl kann man der dem deutschen Volke ursprünglich und allzeitig innewohnenden Freiheit des Geistes das Recht versagen; aber dann soll man sich auch nicht wundern, wenn die Federkräfte, im Kampfe mit ihrer Unterbindung, endlich zu einer Expansion gelangen, die allen Widerstand aufhebt. Wenn die Autorität jede freie Regung des Gedankens auszutilgen strebt, dann soll sie nicht klagen, wenn sie schweigende Einsamkeit überall empfängt, und ihr keine andere Stimme, als ihre eigene, in der weiten Wüste auf ihre Fragen Antwort gibt. Dieses Schweigen ist der stumme Bote der Dinge, die vielleicht nahen; es ist schlimmer als das frechste Geschwätz des Jakobinismus; es lügt die Autorität mit der Ruhe der Gräber an, es läßt sich als ein Symptom der größten geistigen Erschlaffung deuten, die doch an der Grenze höchster Erregung steht. Möchten in einer Zeit, welche, wie die jetzige, so große, unbekannte Veränderungen in ihrem Schooße verborgen trägt, doch Alle, die mehr der Idee als dem Staube angehören, die Schwingen regen; möchte doch Jeder, der den Ernst der Gegenwart erkennt, der Betrachtung des Höheren ihr Recht geben und ihr Rede gestatten; möchte doch Jeder, der zu sprechen und zu lehren weiß, nicht bloß Hörer und Schüler seyn wollen; möchte doch ihnen im lebendigen Glauben am endlichen Siege des Rechts, und in der festen Ueberzeugung von dem endlichen Triumph des Guten der Muth nicht mangeln, sich auszusprechen zum Tröste Aller, die da verzweifeln an der Gegenwart, wie an der Zukunft! Warum sollten wir verzweifeln? Sind nicht an diesem Geschlecht schon der Zeichen und Wunder genug geschehen, und haben wir nicht Alle Dinge erlebt, daran zu erkennen, daß den Herrschern, wie den Beherrschten, ein Maß in die Hand gegeben ist, daran zu messen all' ihr Thun und Lassen? Was haben wir nicht Alles erfahren seit Menschengedenken? Laßt sie einmal vorüberziehen die lange Reihe der ermordeten oder hingerichteten Kaiser und Könige, der entthronten Monarchen, der dienstbar gewordenen oder vertriebenen alten Herrschergeschlechter; laßt sie vorüberziehen die von der Höhe herabgeworfenen Emporkömmlinge, die gestürzten Usurpatoren der Königsmacht, die Tyrannen der Freiheit, welche das eigene Blutgesetz gerichtet hat; laßt sie vorüberziehen die Völker, welche Gott um ihrer Verdorbenheit, Feigheit oder um des Mißbrauchs der Freiheit willen gezüchtigt! Und die Tage des Gerichts sind noch nicht vorüber. Von Neuem zittert die bewegte Erde von dem Donner des Kriegs.

Es nahen große Verhängnisse[924]. Wer den Glauben an eine allwissende Vorsehung verloren hat, den müssen ihre Zeichen mit Grauen erfüllen. Die den Sturm erregt haben, überfällt ein Beben und Zagen, und obschon mitten im Krieg, sehen wir die geängstigte Politik doch noch beständig beschäftigt,

---

[923] Siehe hierzu S. 258, Anm. 768. Die auf der Abbildung als „Madjar Fabiassi“ bezeichnete Befestigungsanlage heißt korrekt osman.: ماجار طابيه سى, Mācār Ṭābiya-sı, „Ungarische Bastion“ (aus osman. ماجار, mācār, „ungarisch“ und طابيه, ṭābiya, „die Bastion“; türk. Macar Tabyası) und ist südl. der Festung Ānāṭolı Ḳavāġı (osman. آناطولى قواغى, türk. Anadolu Kavağı; siehe hierzu S. 271, Anm. 842 u. 843) auf der asiat. Seite des Bosporus gelegen.

[924] Der Krimkrieg von 1853 bis 1856 (siehe hierzu S. 302, Anm. 927).



DCCXIII

Im BOSPORUS beim FORT MADJAR FABIASSI

FORT RUMELI KAWAK — FORT FANARAKI

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. — Eigenthum d. Verleger.

den losgelassenen Orkan durch Zuspruch zu beschwören und den kaum geöffneten Janustempel wieder zu verschließen. Aber es haben die Flammen schon so weit um sich gefressen, daß nicht zu glauben ist. es stehe in der Macht Derjenigen, die sie entfesselt haben, sie wieder zu bemeistern. Der Uebermuth eines Menschen[925] hat es für ein ausführbares Beginnen gehalten, über den reichen Besitz eines Lebenden, wie über das Erbe eines Todten zu verfügen? man hat es als ein unschwieriges Unternehmen dargestellt, die Türken aus Europa zu vertreiben: die Ereignisse dürften jedoch dieses Kalkül selbst dann noch zu Schanden machen, wenn die Osmanen den Kampf mit Rußland allein auszufechten hätten[926]. Schwerlich kann für die Vertheidigung eines entschlossenen und für seinen gefährdeten Glauben begeisterten Volks eine günstigere Oertlichkeit gefunden werden, als jene ist, die das Land den Türken bietet. Umgürtet in erster Linie von dem einem feindlichen Heere kaum zugänglichen Balkangebirge, schließen in zweiter Linie Meerengen und Meere straßenlose Provinzen von großer Ausdehnung mit dünner Bevölkerung ein, die den feindlichen Heeren keine Subsistenzmittel bieten, und welche theils durch niedrige Lage den Angreifenden tödtlich, oder, durch Gebirge, Schlösser, Festungen und kriegerische Völkerschaften geschützt, dem Feinde jeden Zugang auf's Aeußerste erschweren; in dritter Linie aber erscheinen unwirthliche Wüsten und Einöden, welche einer Armee den Durchzug oder eine Okkupation zur Unmöglichkeit machen. So dreifach gepanzert kann das türkische Reich der Macht Rußlands viel länger Widerstand leisten, als Rußlands Kräfte – an Menschen wie an Geld, – ausreichen. Wenn in neuer Zeit das türkische Reich unzweifelhaft an Macht sehr herabgekommen ist, so ist doch noch nicht an einen Zerfall desselben, an Untergang, Tod und Auflösung zu denken. Das Sinken der türkischen Macht ist zunächst in der Schlaffheit begründet, mit der seit einer Reihe von Jahren die auf den straffen Despotismus angewiesenen Beherrscher der Gläubigen die Zügel führten und nicht minder sind auch die das innerste Wesen des Osmanenthums zerfressenden Reformbestrebungen eine Ursache seiner Schwäche. Bei der Unzufriedenheit, welche diese Reformen hervorriefen, war es den Knechten ein Leichtes, sich gegen den Herrn zu erheben, und in den sich beständig wiederholenden Aufständen der Provinzen glaubte Europa die Vorzeichen innerer Auflösung, die den Tod bringen müsse, zu gewahren. Es ist jedoch nun klar geworden, wie sehr man sich getäuscht hatte. Wir haben mit Staunen gesehen, wie der russische Einbruch schnell alle getrennten Interessen in dem weiten Reiche wieder vereinigte; wie sich die rebellischen, unbotmäßigen, mächtigen Vasallen wetteifernd beeilten, dem Padischah ihre Schätze, Heere und Flotten zur Verfügung zu stellen; wie die freien Söhne der Wüsten und der Gebirge, die Jahrhunderte lang im köstlichen Kampfe gegen die Souveränitäts-Ansprüche des Sultans gestanden hatten, in bewaffneten Schaaren nach den Kriegsschauplätzen an der Donau und am Kaukasus zogen; wie es an energischen, tapfern und geschickten Führern, so wenig wie am Heldenmuth der Truppen gefehlt hat. Statt der verweichlichten Türken sehen wir in allen Gefechten Männer, die den Tod verachten; und die sie ausgeartet und verdorben gescholten, bekennen ihren Irrthum mit Verwunderung. Aber eben jene heldenmüthige Tapferkeit, welche die Türken im gegenwärtigen Kriege gegen die Russen beständig gezeigt haben, mag uns den Blick in einen Abgrund öffnen, aus dem eine, durch irgend ein großes Ereigniß angeregte, religiöse, nationale und politische Begeisterung leicht das Ungeheuere heraufbeschwören kann, dem ein weiter Länderkreis, durch denselben Glauben eng verbunden, und bis in's Innerste Asiens und in die numidischen Wüsten reichend, unerschöpfliche Nahrung beut. Rußland, verblendet von Selbstüberschätzung, will den Beschwörer machen. Es hat das Kreuz an seine Fahne geheftet; es hat das aus tiefer Ruhe aufgeschreckte Europa zum Feldlager gemacht und seine Fürsten zu Kriegsobersten. Selbst Deutschlands Gewappnete harren nur des Steins, von der Schicksalshand geworfen, um auf die eine oder die andere Seite zu treten und Theil zu nehmen an dem dann allgemeinen Kampfe.

So trifft denn, wo der Blick auch hinfalle in die weite Runde, das Auge auf nichts als wechselseitige Befehdung unverträglicher Elemente, auf Räthsel von unbekannter Lösung, auf Zeichen unheilvoller Deutung. Politische Kuppelei ist überall thätig. um unglückliche Ehen zwischen Staaten und Dyna-

925 Nikolaus I. (russ. Николай I Павлович, Nikolaj I Pavlovič; 1796–1855), seit 1825 Kaiser von Rußland und von 1825 und 1830 letzter gekrönter König von Polen.

926 Im Krimkrieg (s. u.) kämpften letztlich Frankreich, Großbritannien und Sardinien-Piemont auf Seiten der Türkei gemeinsam gegen Rußland, das sie schließlich 1856 niederrangen.

stien zu schließen, die nur Hader und öffentliches Aergerniß erwarten lassen. Nirgends sehe ich ein inniges Zusammengehen der Interessen unter den verbündeten Autoritäten, nirgends eine aufrichtige Zuneigung; überall lugen verhaltene Entzweiung oder geheime Abneigung, Hintergedanken und tödtlicher Argwohn, und daneben laufen die Spuren oberflächlich beschwichtigter Volksleidenschaften und Bestrebungen hin, welche in großen Umwälzungen Befriedigung suchen.

Das ist in wenigen Zügen die Fassung von Europa, in der es den größten Katastrophen entgegentritt, mit welchen das Jahrhundert schwanger gebt. Ungern von der süßen Gewohnheit des Friedens lassend, ist, gegen den Willen der Kabinete, durch die herausfordernde That des Czars[927] urplötzlich ein Kriegsgetümmel entstanden, welches den ganzen Welttheil in seinen Strudel zieht. In diesem Streite, dem größten, weitaussehendsten, den das Jahrtausend geboren, bewegt sich Alles in kolossalen Massen und vor den Augen der Lebenden schreibt das Schicksal eine Weltgeschichte mit so mächtigen Lettern, daß sie auch dem Kurzsichtigsten lesbar erscheinen. Vierzig Jahre haben die Fürsten unter sich Frieden gehalten; ihre Kriege wurden nur gegen Völker geführt. Vierzig Jahre Frieden haben die Menschheit mit unzähligen Erfindungen und Mitteln für den Fortschritt bereichert; sie haben unermeßliche Güter und Werthe geschaffen – und doch haben sie die Menschen, der Masse und Mehrzahl nach, nicht glücklicher, nicht zufriedener, nicht wohlhabender, nicht selbstständiger, nicht freier gemacht. Eine Minorität war das Erbe ihrer Segnungen, – und diese Minorität beklagt am Meisten des Friedens Ende. –

Der schöne Stahlstich, welcher diesen Aufsatz begleitet, stellt einige neuere Befestigungen des Bosporus, unweit von der Einfahrt in das schwarze Meer, dar. Die wichtigsten Punkte sind die Forts Rumeli Kawak[928], und Fanaraki[929]. Ihr Kreuzfeuer aus 120 schweren Geschützen würde jedem feindlichen Geschwader, das die Passage forciren wollte, verderblich werden. Die Zahl der Geschütze der sämmtlichen Batterien und festen Punkte der Meerenge, an deren Besitz sich schon öfters die Herrschaft in zwei Welttheilen knüpfte, beläuft sich gegenwärtig auf 2100[930]. –

---

927 Die regelmäßig aufflackernden Erhebungen der Balkanslawen empörten die russische Öffentlichkeit und ließen dort zunehmend den Ruf nach einem Eingreifen laut werden. Rußland verstand sich zudem als Schutzmacht der Orthodoxie und begann den Anspruch zu erheben, auch die im Osmanischen Reiches (siehe hierzu S. 270, Anm. 836) lebenden orthodoxen Christen zu vertreten (siehe hierzu auch S. 299, Anm. 924 u. S. 307, Anm. 952). Aus dieser Gemengelage sollte sich der Krimkrieg von 1853 bis 1856 entwickeln, in dem die Türkei mit ihren Verbündeten Frankreich, England sowie Sardinien-Piemont gegen Rußland kämpfte und dieses letztendlich auch bezwang.

928 Siehe hierzu S. 271, Anm. 843.

929 Siehe hierzu S. 271, Anm. 842.

930 1834 waren es laut „Oestr. militär. Zeitschrift“, wie S. 271, Anm. 842, 2. Heft, S. 124-126 lediglich 633 Kanonen und 51 Mörser, bei einer potentiellen Bewaffnung von 1051 Geschützen, verteilt auf insgesamt 11 Befestigungsanlagen und 19 Batterien.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 32-34, S. 44 u. 139-143.

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Dreizehnter Band. Dritte Folge, dritter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 143 S. 8°. S. 137.

## DCCXVIII. Im Bosporus[931].

Des Italieners Wort: „Hast Du Neapel gesehen, so magst Du sterben!" ist mit noch tieferem Sinn auch auf Stambul anzuwenden. Aber so wenig wie dort gilt es auch hier der Stadt selber. Konstantinopels Bauart ist, nach europäischen Begriffen, eine ganz abscheuliche; die engen, krummen Straßen voller Schmutz mit ihren gebrechlichen, hölzernen Häusern, deren Giebel mit einander zu kosen scheinen, machen das Häusermeer, welches, wie im alten Rom, sieben Hügel bedeckt, eher einem Lagerplatz ähnlich, als der Metropole eines großen Reiches, und man denkt dabei unwillkürlich an die Zelt- und Barackenstädte der Mongolen und turkomannischen Horden, welche Konstantins[932] östliches Weltreich zerstört haben. Der Zauber, die magnetische Anziehungskraft Stambuls, die fast überirdische Herrlichkeit, von der die Dichter aller Zeit reden, ist in der wunderbaren Schönheit der Umgebung zu suchen, in dem Bildercyklus, den die Natur mit ewiger Meisterschaft zwischen dem Pontus Euxinus[933] und dem goldnen Horn den Sterblichen zur Betrachtung und zum Genuß aufgestellt hat. Hier hat des Schöpfers Hand Alles allein gethan und die Herrlichkeit seiner Werke spottet jedem Versuche, mit der Feder oder dem Pinsel sie nach Gebühr zu preisen. Da ist kein Maß und kein Maßstab zu finden. Es kann mit dem Zweck meines Buches sich nicht vereinigen, von den Panoramen zu beiden Seiten des Bosporus – vom thracischen Hügelland, wie von der anatolischen Berg- und Waldzone, – ausführliche Schilderungen zu geben, und die Namen und Beschreibungen aller Ortschaften, Lustschlösser, Thäler und Berggelände, Eilande, Buchten und Vorgebirge in diesem Paradiese den Lesern vorzuführen. Ich ziehe es vor, ihnen von Zeit zu Zeit einige Blumen dieses entzückenden, in ihrer Mannigfaltigkeit überschwenglichen Flors zu zeigen. Meine flüchtigen Skizzen geben einer lebhaften Phantasie weiten Spielraum. Der Leser mag sich die mit leichten Strichen angedeuteten Einzelheiten dieser Tempebilder[934] das Koncert der murmelnden Quellen und der rauschenden Bosporusfluth, das Blumenmeer in den Gründen und Auen, die schlanken, in langen Reihen über die Höhen fort ziehenden Zypressen, die Schlösser, Dörfer und Gehöfte umhüllenden Fruchtbaumgruppen, den Duft der Rosenhaine und die luftige Pracht der Pinien, den Schirm der Dattelpalme, und das dichte Laubdach der Platanen, die. Schatten spendend, von den Höhen winken, das Spiegeln des Vollmonds und das Geflunker der Sterne in den Wogen, das Zirpen und Summen von Millionen Käfern in lauer Nacht, das Aufhüpfen und Geplätscher der Fische in den spiegelnden Gewässern u. s. w., selbst dazu denken und, wenn er will, seine Einbildungskraft noch hinter den vergitterten Fenstern der Schlösser und Köschks[935] des Padischah und der Veziere in den von Rosenduft durchfächelten Gemächern auf seidenen Divanen schwelgen lassen.

[931] Siehe hierzu S. 258, Anm. 768.

[932] Kaiser Konstantin des Großen (siehe hierzu S. 259, Anm. 772).

[933] Siehe hierzu S. 271, Anm. 840.

[934] Griech. Τέμπη, Témpē: „Tempe, der Name eines anmuthigen Thales in Nordgriechenland oder Thessalien, wo der Peneos, einer der ansehnlichsten Griechischen Flüsse, sich einen Weg zwischen den Gebirgen Olympos und Offa hindurch gebahnt hatte. […]. Der reizende Schmuck dieses Thales hat Veranlassung gegeben, daß man ähnliche reizende Gegenden, besonders ein schönes Bergthal, das von einem sanften Flusse durchströmt wird, mit dem Namen Tempe belegt, […]." (Krünitz, 181. Bd., S. 670).

[935] Osman. كوشك, köşk, „der Gartenpavillon".




IM BOSPORUS

LEUCHTTHURM UND FORT FANARAKI IN EUROPA.

Ich führe den Leser vom Pontus Euxinus (dem Schwarzen Meere) herein durch das hohe Felsenthor in die mäandrische[936] Enge. Wie herrlich hat da die Natur beide Gestade gezimmert! Wie die Höhen aufschwellen aus der Tiefe, bald rundkuppig, bald in leichter Schwingung, bald eingemuldet, bald sanft ansteigend, bald schroff und kühn mit hohen Wänden von braunem Gestein, bald mit niedrigem Felsrand, der gedeckt ist mit weichem Moos und umsponnen von Epheu und wildem Wein! Bald suchen sich die Ufer sehnsüchtig, als wollten sie sich küssen; bald weichen sie wieder zurück, weite Buchten bildend, wo ganze Flotten Schutz und Ankergrund finden; bald geben sie ein Bild tiefer Einsamkeit mit Feld, Wald und Wiese – bald wieder ein Gemälde der reichsten Staffirung mit Schlössern, Vesten, Ortschaften oder altersgrauen Burgen. Es ist ein ewiger Wechsel so schnell und plötzlich, als im Theater bei dem Verschieben der Coulissen.

Seht das Bild an – ein schwacher Schatten der Wirklichkeit – und doch wie schön! Da schimmern im Gold der Morgensonne aus 2 Welttheilen die Vesten Riva[937], in alttürkischer Gestalt vom asiatischen und Fanaraki[938] vom europäischen Ufer herüber, – letzteres mit der modernen Zuthat, den neuen Kasernen, dem Kommandantenhause und der hochragenden Seeleuchte, um welche sich die alten Festungswerke gruppiren, welche die Genuesen vor 6 Jahrhunderten zur Stütze ihrer damaligen Herrschaft auf dem schwarzen Meere und seinen Küsten errichteten. Beide Forts bilden ein Glied der Kette von Befestigungen, welche vom Pontischen Thor bis zur Stadt des Konstantin reicht, der Arena, wo sich die Mächte der Erde jetzt einander Schach bieten[939]. Kein Wunder, daß sie wegen dieses Kleinods sich schon bei Lebzeiten des Erblassers in den Haaren liegen! Hat man doch schon vor anderthalb Jahrtausenden die Brücke zwischen Asien und Europa als den natürlichen Sitz der Weltherrschaft betrachtet und in der Übertragung des Throns derselben von der Tiber zum Bosporus eine Eingebung Gottes sehen wollen! Wo fände sich auch eine solche Lage zum zweiten Male wieder, so gemacht wie die von Konstantinopel für den Austausch der Erzeugnisse aller Länder, so im Mittelpunkt aller 4 Himmelsgegenden, so geeignet zum Markt und Stapelplatz für jedes geistige und materielle Gut der Menschheit?

Das Gelüste ist groß, und der Lusttragenden sind nicht wenig. Aber wie die Alten sagen: „Es ist nicht Jedermanns Sache, nach Korinth zu gehen“. Die Osmanli sind nicht galvanisirte Leichname, wie manche Leute noch immer schwatzen, als wäre die Geschichte dieser Zeit gar nicht vorhanden. Es sind robuste, derbe Naturen, die an Lebensfähigkeit manche jener habgierigen Erbschaftsprätendenten überdauern möchten, welche sich jetzt in ihr Haus drängen, um ihnen den Puls zu fühlen. Konstantinopel, von einem solchen Volke vertheidigt, wie wir es in den Waffenplätzen und Niederungen der Donau gegen des Czaren Heere kämpfen sehen, ist mit seiner Festungskette, – von den Dardanellenschlössern[940] an, bis zur letzten Batterie, welche auf dem äußersten Promontorium[941] des Bosporus gegen den Euxinus Front macht, – die großartigste, unbezwinglichste Festung des Erdbodens, und zu zweifeln oder zu leugnen, daß die Türken um dies Heiligthum ihrer Herr-



*Osmanisches Reich: Fünf Piaster, Konstantinopel, 1834. (siehe hierzu S. 306, Anm. 942)*

[936] In der Form des kleinasiatischen, überaus gewundenen Flusses Mäander (griech. Μαίανδρος, Maíandros; lat. Maeander; osman. مندرس, Menderes; türk. Büyük Menderes).

[937] Osman. ريوا, Rivā, türk. Çayağzı; heute ein Badeort an der östl. Schwarzmeerküste im Istanbuler Stadtbezirk Beykoz (siehe hierzu S. 271, Anm. 842); „Batterie von Schloß Riva“ (15 Kanonen, 2 Mörser) in der „Oestr. militär. Zeitschrift“, wie S. 271, Anm. 842, 2. Heft, S. 126 u. [232].

[938] Rumelifeneri (siehe hierzu S. 271, Anm. 842 u. S. 285, Anm. 892).

[939] Im Krimkrieg von 1853 bis 1856 (siehe hierzu S. 302, Anm. 927).

[940] Die Festungen an der Dardanellen-Meerenge (siehe hierzu S. 307, Anm. 943 bis 947).

[941] Lat., Vorgebirge, Kap.

schaft den letzten Para[942] und den letzten Blutstropfen wagen werden, kann nur Denjenigen einfallen, die überhaupt keinen Glauben mehr an die Macht der Ideen haben, mit welcher Religion, Nationalität und Unabhängigkeitsstolz mannhafte, ehrenhafte, unverdorbene und unentnervte Völker durchdringen. Die Türken sind keine Hindu, und auch keine Italiener. Die Ereignisse werden es bestätigen.

[942] Osman. Scheidemünze; 40 Para (pers./osman. پاره) entsprachen einem Piaster (osman. غروش, Ġuruş), der in der 2. Hälfte des 19. Jhd.s ca. 20 ₰ (Pfg.), also knapp 10 €-Cent wert war. Auf 1 türk. Pfund (osman. ليره, lira) gingen wiederum 100 Piaster.

# DCCXXI. Die Dardanellen[943].

So heißt die Meerenge, welche den äolschen See mit dem Marmormeer verbindet. Es ist das westliche Thor von Constantinopel. Die Breite der Meerenge wechselt von einer Viertelstunde bis zu 1 ½ Meile. Sie ist ihrer ganzen Länge nach mit theils neuen, theils alten verfallenen Befestigungen gepanzert, unter denen die Schlösser und Castelle: Sedd-el-Bahr[944] auf europäischer und Kum-Kalaasi[945] auf asiatischer Seite, als die neuen, und die 4 Meilen nordwärts gelegenen, Kilid-El-Bahr[946] und Boghasi Hissar[947] als die alten Dardanellen bekannt sind. Je näher dem Marmormeer, je schmäler wird der Kanal: er verengert sich zuletzt fast bis zur Breite des Rheins bei Mainz – bis auf 2000 Fuß; und diese, die eigentliche Dardanellenstraße, über welche Xerxes[948] mit seinem Heere auf einer Brücke setzte, und Soliman der Große[949] mit seinen Schaaren auf Flößen passirte, ist erst in neuester Zeit mit Strandbatterien unter der Leitung preußischer Ingenieure versehen worden, und hat auch Vorrichtungen, um die Straße mit Ketten zu sperren, erhalten. Die jetzigen Befestigungen machen es unmöglich, die Durchfahrt zu erzwingen; eine Flotte würde unter dem Kreuzfeuer von 1400 Geschützen, die auf beiden Ufern postirt sind, unfehlbar zu Grunde gehen.

Früher war es anders. Die Fahrlässigkeit der Türken und ihr Glaube an die Unüberwindlichkeit der berühmten alten Befestigungen hatte die Erhaltung derselben versäumt, und sie wurden nicht eher aus ihrem Traume aufgerüttelt, als im Jahre 1807 der Admiral Duckworth[950] mit einer englischen Flotte von 8 Linienschiffen und 4 Fregatten nebst Brandern und Bombenschiffen die Passage erzwang und plötzlich vor dem Serail[951] Anker warf, um der Pforte die Diktate Englands in derselben Weise aufzudringen, wie es Menschikoff[952] in unseren Tagen versucht hat. Doch auch mit nicht besserem Erfolge. Denn die Türken, von französischen Ingenieuren unterstützt, schanzten und bauten, während die engl. Flotte sich zum Bombardement Stambuls anschickte, Tag und Nacht an ihren Schlössern und setzten sie in so furchtbaren Vertheidigungsstand, daß Duckworth, aus Furcht, es möge ihm wie der Maus in der Falle ergehen, an einem schönen Morgen plötzlich die Anker lichtete, und nur froh war, wiewohl

---

[943] Die Dardanellen (siehe hierzu S. 180, Anm. 512).

[944] Osman./arab. سد البحر, Sedd al-Baḥr; aus osman. سد, sedd, „die Blockade" und arab./osman. البحر, al-baḥr, „das Meer", also frei übersetzt „Blockade des Meeres". Heute türk. Seddülbahir an der Südspitze der Dardanellen im Bezirk Eceabat der Provinz Çanakkale (siehe hierzu S. 307, Anm. 946).

[945] Osman. قوم قلاسی, Ḳum-Kālası; aus osman. قوم, kum, „der Sand" und قلاس, ḳālas bzw. غلاص, ġālaṣ „das Brett", also frei übersetzt „Sandbrett". Heute türk. Kumkale gegenüber Seddülbahir (s. o.) im Bezirk Eceabat der Provinz Çanakkale (s. u.).

[946] Osman./arab. كليد البحر, Kilīd al-Baḥr; aus osman. كليد, kilīd „das Schloß, der Riegel" und arab./osman. البحر, al-baḥr, „das Meer", also frei übersetzt „Verschluß des Meeres". Heute türk. Killitbahir; die Ortschaft liegt strategisch günstig an der Ostseite der Dardanellen (siehe hierzu S. 307, Anm. 943), unmittelbar gegenüber der Provinzhauptstadt Çanakkale (osman. چینک قلعه bzw. چناق قلعه, Çanāḳ-Ḳalʿe, aus osman. چناق, çanāḳ, „die Schüssel" und قلعه, ḳalʿe, „die Burg, Festung", also frei übersetzt „Schüsselburg"; siehe hierzu auch S. 307, Anm. 943).

[947] Osman. بوغاز حصاری, Boġāz Hiṣārı; aus osman. بوغاز, boġāz, „die Kehle, der Schlund" und حصار, ḥiṣār, „die Festung" (vgl. hierzu S. 258, Anm. 768 u. S. 273 Anm. 859). Heute Boğazhisar, ein Stadtteil im Süden der Provinzhauptstadt Çanakkale (s. o.), also Killitbahir gegenüberliegend (s. o.).

[948] Siehe hierzu S. 182, Anm. 528; Xerxes I. überquerte den Hellespont während seines Feldzugs gegen Griechenland etwa 480 v. Chr. mit zwei Schiffbrücken, die jeweils aus über 300 Schiffen bestanden und eine zeitweise Öffnung für kleinere Schiffe gehabt haben sollen.

[949] Süleyman I., genannt „der Prächtige" (siehe hierzu S. 297, Anm. 921). Die Osmanen hatten allerdings bereits 1354 unter Orhan I. (osman. اورخان غازی, Orẖān Ġāzī; 1281–1359) die Dardanellen in Richtung Europa überschritten. Zum Beinamen Ġāzī siehe S. 269, Anm. 832.

[950] John Thomas Duckworth, 1st Baronet (1748–1817).

[951] Topkapı Sarayı (siehe hierzu S. 261, Anm. 794).

[952] Fürst Alexander Sergejewitsch Menschikow (russ. Александр Сергеевич Меншиков, Aleksandr Sergeevič Menšikov; 1787–1869); unter bewußter Nichtachtung der diplomatischen Etikette hatte er am 28. Februar 1853 von der Hohen Pforte (siehe hierzu S. 261, Anm. 794) ultimativ die Oberhoheit der Orthodoxen Kirche über die Heiligen Stätten in Jerusalem sowie vertragliche Sicherheiten für die Orthodoxie im Osmanischen Reich gefordert; aus diesen Forderungen sollte sich wenig später der Krimkrieg (siehe hierzu S. 302, Anm. 927) entwickeln.

mit schwerem Verlust, glücklich zu entschlüpfen. Der Versuch, die Dardanellen durch Flotten zu gewältigen, dürfte wohl schwerlich so bald wiederholt werden. –




DIE DARDANELLEN-EINFAHRT
VOM AEGÄISCHEN MEER _ AUS.




## DCCXXXVII. Dolmabagdscheh[953], der neue Palast des Sultans[954] am Bosporus.

„Wo Menschen schweigen, müssen die Steine reden“, sagt ein altes Sprichwort. Wer kann dieses Marmor-Haus betrachten, ohne die Hieroglyphe zu lesen, welche das Schicksal der Türkei verkündet? Der

[953] Osman./türk. دلمه باغچه سرایی, Dolmabāhçe Sarāyı, „Palast der vollen Gärten“. Abdülmecid I. (s. u.) hatte den Palast vom 13. Juni 1843 bis zum 7. Juni 1856 von Garabet Balyan (armen. Կարապետ Պալեան; 1800–1866) und Nigoğayos Balyan (siehe hierzu S. 274, Anm. 867) als neue Residenz erbauen lassen.

[954] Abdülmecid I. (osman. عبد المجيد اول, ʿAbdü'l-Mecīd-i evvel, von osman. اول, evvel, „der/die/das Erste“; 1823–1861), seit 1839 Sultan des Osmanischen Reiches. Der Stich wurde wohl von W. Joseph Edwards (1814–1882) geschaffen.

ganze Prachtbau ist eine lächerliche Anomalie. Ungleich sind alle Theile; Morgenland und Abendland, Barbarenthum und Civilisation, rohe Pracht und künstlerische Armuth streiten mit einander. Er ist das Symbol des türkischen Lebens. Vergangen ist noch nicht das Alte und das Neue ist noch nicht jung geworden; ungar ist noch die Masse und sie kann sich nirgends zu festen Formen gestalten. Schon seit zwei Jahrhunderten hämmert der Geist der Auflösung und des Verfalls an dem Reiche Osmans und der letzte seiner Enkel baut ein Spital, da er ein Herrscherhaus bauen wollte.

Das Reich, welches der Halbmond beschienen, aber nie erwärmt hat, war der Garten der Alten Welt. Generationen hindurch haben schwächliche Tyrannen diesen Garten in Unkraut ersticken lassen, oder sie haben ihn ausgesogen und zur Wüste gemacht. Gleich einem faulen brandigen Baume, saft- und kraftlos, steht der osmanische Stamm in der Gegenwart; von jenem Geiste, der Jahrhunderte lang groß und furchtbar durch die Zeit geschritten, von jener Kraft, die Menschenalter hindurch immer und immer wieder versuchte, den Norden und Westen religiös und politisch umzugestalten, ist kein Hauch mehr übrig; im verweichlichenden Haremsleben weibisch geworden, hat sich das hinfällige Geschlecht mühsam und ruhmlos durch den Verlauf der Begebenheiten zur Gegenwart hingeschleppt, und, den Mächten der Zerstörung und des Untergangs verfehmt, kann es sich weder vor der Wuth seiner Feinde und Verfolger, noch vor der punischen Treue seiner Freunde schirmen. Beide arbeiten mit gleicher Emsigkeit und gleichem Erfolge an dem Sturze des altersschwachen Reichs. Schon sind, wie früher in Hellas und Dazien[955], so jetzt am Bosporus und an den Dardanellen, in Syrien und im Lande des Nils, an dem ionischen Gestade und im daurischen Gebirge[956], die Grundfesten der hohen Pforte unterwühlt oder abgegraben, und immer lauter dröhnt die Gerüttelte in ihren Angeln. Wird sie. aber nicht bei ihrem Einsturz Feinde und Beschützer zugleich begraben, wenn die tiefe Minenkammer gesprengt werden wird, welche eine beispiellose Perfidie geheimnißvoll gräbt und ladet? Schon hat sich die ganze Furchtbarkeit der zu erwartenden Katastrophe in den Vorzeichen geoffenbart. Wie im sonnigen Südland ein Orkan aus kleiner finsterer Wolke sich entwickelt und schnell den ganzen Himmel mit Verheerung bergendem Gewölk überzieht: – so ist der Türkenstreit schon im Beginn aller diplomatischen Kunst entwachsen, und hat alle Vorberechnungen und Vorkehrungen der menschlichen Klugheit zerfressen und vernichtet. Die Kraft der Völker, die Herrlichkeit der Kriegsheere, die Milliarden Gold, die ängstlich bewahrten Macht- und Rangverhältnisse der europäischen Staaten, die sorgfältig gepflegten Sympathien und Abneigungen unter Regierern und Regierten hat er zerstört und verzehrt; der Ruhm der Feldherren ist ihm wie Staub gewesen auf dem Wege, und die herkulischen Arbeiten der Tapferkeit wie leere Spreu: kein Erbarmen, kein menschliches Gefühl hat der rasenden Naturgewalt dieses großen Kampfes gewehrt; nicht die Besorgnisse und Aengsten der Könige, nicht die Rücksichten, die Zusprüche, die Gründe ihrer Berather haben dem Wüthen Einhalt thun und das zügellose Blutwerk beschränken können. Städte verzehrt die

*Abdülmecid I.*
*(siehe hierzu S. 310, Anm. 954).*

[955] Dakien (lat. Dacia), von 106 bis 271 eine Provinz des Römischen Reiches im Norden der unteren Donau.

[956] Hiermit dürfte das Krimgebirge (ukrain. Кримські Гори, Krymski Hory; russ. Крымские Горы, Krymskije Gory; krimtatar. Yaila) gemeint sein, das auch Taurisches Gebirge genannt wurde.

Flamme des Kriegs wie leichte Halme; Völkerschaften, ob sie gewollt oder nicht gewollt, treibt er in seinen Strom hinein; Länder legt er wüst, und, wenn meine Prophetengabe mich nicht betrügt, so werden, ehe der Storch von Neuem zum Nest auf meinem Dache zurückkehrt, auch die Mächte, welche sich so fest an ihre Neutralitätserklärung anklammern, sammt jenen, die noch das verwegene Unternehmen mißbilligen und sich von demselben losgesagt haben, ihre Heere im Sturmschritt in den Kampf senden müssen. So eilig schreitet das Schicksal daher in dieser gewaltigen Zeit! So nichtig erweisen sich alle Berechnungen der menschlichen Klugheit, wenn Gottes Hand jenen Kräften die Pforten entriegelt, aus deren Wirken sich die großen Verhängnisse gestalten, welche die Welt verändern! –

Ich blicke hin auf den inneren Zwiespalt unter den Faktoren der Gesellschaft, ich gewahre die Verfeindung vom Aufgang bis zum Niedergang, ich schaue hinein auf den Grund des Völkerlebens. ich betrachte die Erscheinungen, welche auf seiner Oberfläche schwimmen und sage mit Jesaias: „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt, von der Fußsohle bis zum Scheitel ist nichts Gesundes!“[957]

Und bei solchem Zustand der Gesellschaft das Schwert eines allgemeinen Kriegs an einem Haare! Und dabei überall ein Chaos von Interessen und Hintergedanken unter allen Mächten! Wer kann sagen, daß in einem halben Jahre noch zusammen sey, was heute zusammen hält? wer kann sagen, wie bald der Eine oder der Andere seine Alliirten im feindlichen Lager zu suchen haben werde? Sieht doch der offene und heimliche Zwiespalt aus jeder Note, aus jedem Vertrage heraus! Die streitenden Völker, sey es, daß sie dem gebieterischen Willensruf ihrer Herrscher blindlings folgen, sey es. daß sie den Gefühlen Raum geben, welche Zu- und Abneigung begründen, die Völker, sage ich, glauben nirgends mehr an einen Fortbestand der türkischen Macht, sie alle erwarten ihre Auflösung als Ausgang des jetzigen Streits. Die Verbündeten der Pforte sehen sich durch den nothwendigen Verlauf der Dinge in einen unauflöslichen Widerspruch verwickelt, und Jedem ist’s klar, daß Christenthum und Islam, christlicher Staat und absolute, orientalische Herrschermacht unverträgliche Alliirte sind; denn eher lassen sich Wasser und Feuer zusammen mischen, ohne daß das Eine das Andere verzehre! Benehmen sich nicht die neuen Freunde die Türken und ihre christlichen Bundesgenossen – bereits zu einander, als wollten sie sich lieber an der Kehle, statt an der Bruderhand fassen? Aendern nicht schon die Götzendiener dieser Allianz, jene hyperklugen Rathgeber und Ohrenbläser, die sie angestiftet haben, kleinlaut ihren Ton, erschrocken von den Folgen, die ihre kecksten Gedanken als kleinlich und kindisch zu schanden machen? Eine Menschenhekatombe[958] nach der andern wird mit neronischer Grausamkeit und Leichtfertigkeit erfolglos geopfert; finsteres Murren rauscht durch die Tiefen der Völker und der Heere; verlegene Stille herrscht in den Kabineten; jedes sucht nach einem geheimen Ausgang aus dem Labyrinthe und jedes sucht vergebens: aber unterdessen steigt die Fluth der Noth in den vom Kriege ausgesogenen, gezehnteten und geängstigten Ländern, und wehe, wenn der Schrei der Menge gegen das nahende Verderben nach allen Seiten um Hülfe ruft!

Mit den Worten eines anderen Beobachters*)[959] zu reden: „wird die orientalische Frage, und die in derselben Werg um Werg an die feuerfangende Kunkel wickelnde Kriegsfurie die letzte verhängnißvolle Lösung der socialen Frage mit der Auflösung alles bisher Bestehenden beschleunigen? Daß jene Frage in ihrem Kern die sociale hat, wer wüßte es nicht und wer könnte es leugnen? Die Männer an der Newa, an der Themse, an der Seine, an der Donau und an der Spree sollen nur vom kranken Manne am Bosporus reden und seine Krankheit hier zum Tode, dort zur Genesung nennen! Wo es diesem fehlt, da fehlt es ihnen allen. Die genialen Sultane, die kraftvollen Veziere, die leitenden Kräfte sind in den Todesschlaf gegangen. Wo sind die schaffenden Geister im Türkenlande? Und diese Geister sind nöthig. um aus den indolenten Massen ein thatkräftiges, und, wie es heute seyn muß, ein arbeitsthätiges Volk, anstatt des nur noch kriegsthätigen, ein gewerbfleißiges, wohlgeordnetes und wohlverwaltetes Volk,

---

957 Jes 1,5f.

958 Griech. ἑκατόμβη (hekatómbē; von ἑκατόν, hekatón, einhundert); urspr. bezeichnete man im antiken Griechenland mit Hekatombe ein Opfer von 100 Rindern; im übertragenen Sinne heute eine einem unheilvollen Ereignis o. Ä. zum Opfer gefallene, erschütternd große Zahl von Menschen.

959 *) Morgenblatt 1855, Nro. 16. [sehr frei zitiert nach S. 362f.; der namentlich nicht genannte Verfasser des Artikels im „Morgenblatt“ scheint mit dem des vorliegenden identisch zu sein].

anstatt eines Land und Leute verschlingenden, nach Blut und nach Beute dürstenden Volks zu bilden. An den Millionen, d. h. an Menschennullen, fehlt es jenen von der Natur so reich ausgestatteten, von seinen Herrschern so gänzlich verlassenen, mit Füßen getretenen und mit Blut getränkten Ländern nicht; wohl aber an Einem, der diese träge, hinbrütende Masse beleben, und ferner zum Wohlseyn und Wohlstand bringen könnte. Ich frage: wo sind die Geister, die das vermöchten? Wo sind, frage ich, in ganz Europa die Männer, die das könnten? Fortgeschrittene Kriegskunst, weitgediehene Professorenweisheit, prachtvolle Verwaltung, welche alle Steuerkräfte des Landes bis hin unter zur armen, darbenden Nähterin im obersten Dachstübchen anzupumpen und auszupressen weiß, auch gewiegte Diplomatenfertigkeit und raffinirte Finanzdoktrin, welche das Privilegium hat *ad infinitum*[960] Schulden zu machen, ohne in den Schuldthurm zu kommen, das ist der Geist der Zeit, – der rettende, erhaltende Geist, der Genius Europa's. Zeigt mir doch die Staatsmänner, welche, das Richtscheid in der festen Hand, frischweg neue Bahnen anweisen und den Verjüngungsprozeß der faulenden Gesellschaft mit Kraft und Folgerichtigkeit vornehmen.[“] Ach sie fehlen überall! –

„Groß ist die Zeit, der Mensch ist klein;
Ein großer nur kann Retter seyn.“[961]

Der Sultan, welcher sich vor einigen Jahren den Palast von Dolmalbagdscheh als Sommerresidenz erbauen ließ, hat ihn nie bewohnt. Bau und Einrichtung kosteten 20 Millionen Piaster und als er fertig war, – ward er, auf den Wunsch des britischen Gesandten, den Engländern zum Militärhospital überlassen. In den Sälen, welche mit Marmorplatten belegt und mit Jaspis getäfelt sind, und an deren Decken die Sprüche des Korans in goldener Schrift zwischen Arabesken glänzen, liegen jetzt die verwundeten christlichen Krieger und verrichten die Aerzte Amputationen. In den Badezimmern von griechischem Alabaster, in die der neugierige Sonnenstrahl Odalisken[962] zu belauschen dringt, raucht der Hochschotte behaglich seine Cigarre und ein breitschulteriger Ire steigt in das Bassin von rosenfarbigem Porphyr hinab, sich von dem Wasser benetzen zu lassen, welches aus silbernen Hähnen lauwarm von der Decke niederrieselt. Derbes Commisbrod liegt zwischen Arzneischachteln und chirurgischem Werkzeug auf den ausgelegten Consolen, welche bestimmt waren, die Rosen- und Jasminconfituren zu tragen zur Belebung der ermatteten Sinne, und die keuschen Frauen der christlichen Liebe – Mistreß Nihtinggale[963] und ihre Schwestern, – sie bewohnen jetzt die Gemächer des Harems. Ueberall begegnen sich die Kontraste. Und in der That, vom Großherrn an, der sich des Morgens in seinem Kiosk sonnt und Geld unter die Menge wirft, um vielleicht des Abends unter seinen Frauen beim Schein einer Feuersbrunst zu schwelgen, die ein Quartier seiner Hauptstadt frißt, bis zu den christlichen Heerschaaren, welche man zur Schlachtbank schickt, um die aus den Fugen gegangene Herrschaft der Barbaren zu stützen, deren Bekämpfung so viele Jahre hindurch zu den Glaubenspflichten christlicher Monarchen gerechnet wurde, geht in der türkischen Frage alles in Widerspruch, Unverträglichkeiten und Wahnsinn durcheinander. Kettet Stärke und Schwäche, Verfolger und Verfolgte, Armuth und Reichthum, Treue und Untreue zusammen; laßt Lüge und Wahrheit unter Einem Dache wohnen: was ist damit geholfen? ihre Ehegenossenschaft ist tödtlicher als der Tod; der Haß, der sie spaltet, wird dadurch nur schärfer und fester werden. So aber ist's mit den Allianzen im türkischen Streite und dem ganzen Wirrsal der orientalisches Frage beschaffen, in welches die Lüge und Perfidie der Politik den Westen verstrickt hat. Verzweifelt ist die Lage und es kann Niemanden befremden. In den Wind waren alle Warnungen, alle Künste wurden aufgewendet, das Schlimme schlimmer, das Gefährliche gefährlicher zu machen. Mißachtet wurde die Stimme der Gerechtigkeit und Redlichkeit überall, verbannt ist der Friede aus allen Geistern, fressende, saugende Heere bedecken Europa, langsam verbluten die Völker an Leben und Gut, und so wird es fortgehen, bis die finstern Mächte der Unterwelt, welche die ungerechte Gewalt in's Daseyn gerufen und genährt hat, von Neuem die Erde erschüttern und die europäische Ordnung bedro-

---

960 Lat., „bis zum Unendlichen“.

961 So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

962 Siehe hierzu S. 261, Anm. 796.

963 Die brit. Krankenschwester Florence Nightingale (1820–1910).

hen. Wer nimmt dem höllischen Zauber, welcher die alte Welt gefangen hält, seine blinde Macht und rettet zeitig? Nicht thut's die Kunst der Fürsten des Kriegs und der Männer im Rathe; nicht thut's der Wille der Könige; nicht thut's die Selbsthülfe der Völker; das Eine allein kann es: – das Maß halten, die Selbstüberwindung, die Rückkehr zur gegenseitigen Gerechtigkeit und Billigkeit, die Rückkehr von Oben wie von Unten zu den Pflichten der Humanität und zur werktätigen Uebung der Lehren des Christenthums.

Und diese Rückkehr – sie wird kommen, wenn der Hochmuth gefallen ist und der Finsterniß Werk ausgetobt hat seinen tollen Tag. –

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 74f.




## XXX. Clumm[964] in Tyrol.

Der Rheingau hat wohl seine Sänger in allen Zungen gefunden. Gelehrte Reisende aller Nationen hatten es gemächlich genug, auf ihrem Fahrzeug die herrliche Landschaft abzureißen, sie an ihrem Pulte, mit Hülfe der tausend Beschreibungen ihrer Vorgänger, auf eigene Weise vollends auszumalen und dann einzustimmen in den universellen Chorus zum Ruhm und Preis des Feenlandes am Rheinstrom. So ist es denn gekommen, daß der gebildete Russe wie der Nordamerikaner, der edle Ungar wie der Engländer, die Topographie unsers Rheinthals von Mainz bis Koblenz oft besser kennt, als die Umgebungen seiner

[964] Burg Klamm bei Imst in Tirol.

Vaterstadt; aber um so Wenigere wissen, daß andere Gegenden Deutschlands noch manche unbekannte Welt von Schönheiten verbergen, die den in jenem allberühmten Thale nicht nachstehen. Alles, was am Rhein entzückt, findet man fast eben so schön an der böhmisch-sächsischen Elbe und an der österreichischen Donau; schöner in einigen Thälern Tyrols, Krains und Steyermarks; unerreicht in dem Thale des Inn, oberhalb und unterhalb Innsbruck. Die großartigste Berg, und die lieblichste Thalnatur in immerwährender wechselnder Mannichfaltigkeit der Formen, von einem den Rhein an Größe zwar nicht erreichenden, aber doch immer majestätischen Strom belebt, Klöster und Ritterburgen, heitere Fernsichten, urplötzlich auf das Dunkel der Schluchten folgend, nichts auf der Rheinreise Erfreuendes fehlt, und Manches findet man hier, was man auf vergeblich suchen würde, – z. B. schimmernde Schneegipfel aus Wolkenhöhen und leuchtende Gletscher. Wäre es nicht eine alte Krankheit des Menschen, immer auf derselben Stelle wiederzusuchen, wo vor ihm Andere gefunden, dann könnte man nicht begreifen, warum die Schwarme der Reisenden aller Länder Jahr aus Jahr ein immer und immer nur den Rheingau zum Ziel ihrer Fahrten wählen und ausschließlich dorthin pilgern zum Kauf des Genusses einer großen und schönen Natur, während die gleich herrlichen Gegenden in andern Theilen unsers Vaterlandes von ihnen unbesucht bleiben.

Aus dem herrlichen Panorama des Innthals gibt das nebige Bild eine der schönsten Parthien.

Die halbverfallene Bergfeste Clumm liegt dicht an der Heerstraße, welche aus Tyrol nach Baden und der Schweiz führt, ungefähr 8 Stunden westlich von Innsbruck, malerisch auf einem rundum senkrecht abgeschnittenen Felsen, nur durch eine kühne, die trennende Kluft überspannende hölzerne Brücke zugänglich. Von ihrem Thurme genießt man eine der reizendsten Aussichten, wie sie die Schweiz selbst nicht schöner bietet. Vor sich zu seinen Füßen hat der Wanderer das romantische, fruchtbare Innthal, vom breiten Strome durchschlängelt, besäumt mit dunkeln bis 1000 Fuß hohen, schroffen Felsenmauern. Ueber diese richten sich, amphitheatralisch, die Höheren Bergmassen der Alpen auf, und hoch über diese hängen die Ungeheuern Eisfelder des Hochgrindls, dessen ewig beschneite Hörner in einer Höhe von 10,000 Fuß mit den Wolken kosen. Rechts und links in größerer Feme schimmern die weißen Scheitel der Salzburger Alpen, des Ferner und des Platey[965], und noch weiter der des Oerteler[966], dem Montblanc an Höhe fast gleich. Am herrlichsten ist die Gebirgsansicht bei untergehender Sonne, wenn in ihrem Golde die Gletscher als eben so viel Feenschlösser glänzen.

[965] Die Platteinspitze bei Imst in Tirol.

[966] Der Ortler (ital. Ortles).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 75f.

## XXXI. Como[967].

Kein Wasserbecken der Alpen stellt frappantere Gegensätze nordischer Wintereinöden mit südlichen Frühlingsparadiesen auf, als der Comer-See. Wir heben den Blick und siehe! Hinter schwarzem Tannengehölze starren die trauernden Schneewüsten der Savoyschen Gebirge[968], allein von der leichtfüßigen Gemse betreten, und schroffe Felswände ragen hoch in die Lüfte, nur vom Habicht und Lämmergeier umstreift. Wir senken den Blick und siehe! malerisch gruppiren sich Pinien, Cypressen, Lorbeern und Oelbäume, die Kinder eines südlichen Himmels, an sanft abwallenden Berglehnen, und Rebengewinde, die traubenbeladen von Baum zu Baum schwanken, und Pomeranzenwipfel mit Frucht und Blüthen, zwischen Maisfeldern und Rosmarin und Myrthengesträuch, noch im Dezember mit Blumen und Schmetterlingen umgaukelt, begrenzen das Gestade der azurblauen, von Schiffchen und Gondeln belebten Fluth. Manche Gegend Italiens ist fast so schön, vielleicht eben so schön als die von Como; aber der Gegensatz fehlt, ohne den man sich ein Eden nicht denken mag. Auch das Paradies der Alten hat ja die Schneegefilde des Ararat[969] zur Folie.

Die großartigste Ansicht von Como genießt man auf der Landfahrt von Lecco her. Da, auf der Höhe des Weges überschaut man fast die Hälfte des Sees, und die lange Kette der Hochalpen umzieht, wie ein weißer Wolkenschleier , den Horizont in Nord und in West. Die lieblichste aber ist nach Süden vom See aus, den man von Riva am nördlichen Ende nach seiner ganzen Länge von 8 deutschen Meilen[970] im Dampfboot in 4 Stunden durchschneidet. Da liegt Como im Schooße der reichsten Triften, von Oliven- und Orangenhainen besäumt, das herrlichste Wasserbecken in weitem Halbkreise umarmend, aus dessen Mitte sein Riesendom[971] gleichsam aus den Fluthen aufzutauchen scheint. Von allen Anhöhen lachen freundliche Gartenhäuschen und reizende Landhäuser herab, und mäßig hohe Berge mit Klöstern und Bergtrümmern gekrönt, oder mit Wald bewachsen, beschränken von dieser Seite die Ansicht. Schön und treu ist sie in unserm Stahlstich verbildlicht.

Como ist groß und prächtig gebaut. Es hat etwa 18,000 Einwohner. Der Dom, von weißem Marmor, ist einer der schönsten der Lombardei. Mehre der ersten Familien Italiens, die Galli, Odescalchi, Este und Andere, erbauten sich hier, oder in der Nähe, Palläste für ihren Sommeraufenthalt; und das ganze Jahr hindurch wimmelt die Stadt und Gegend von besuchenden Fremden. Diese und die Fabriken in Sammet, Seidenstoffen und Handschuhen, die Cultur des Weinstocks und des Oelbaums, geben den meist wohlhabenden Einwohnern Erwerb in Fülle. –

---

967 Lat. Comum, dt. Chum.

968 Eine eher gewagte Aussage, denn der Comer See bildet das südl. Ende der Tambogruppe, an die sich Richtung Westen die Tessiner und Walliser Alpen anschließen.

969 Hebr. אֲרָרָט, ʾărārāt; osman. آغری طاغ, Aġrı Daġ, „Berg der Bedrückung, Sorge", von osman. آغر, aġır, „die Bedrückung, die Sorge" und طاغ, daġ, „der Berg"; armen. Մասիս, Masis oder Արարատ, Ararat; pers. کوه نوح, Kūh-e Nūḥ, „Berg Noahs", da hier nach biblischer Überlieferung (Gen 8,4) die Arche ‚gestrandet' war.

970 Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

971 Die Bauarbeiten für die Comer Cattedrale di Santa Maria Assunta waren im Jahre 1396 aufgenommen und 1774 beendet worden.




COMO AM COMER SEE IN ITALIEN.

Aus der Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. zu Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 77f. u. 92.

## XXXII. Edinburg[972].

Dicht an der großen Straße, welche von Edinburg nach London führt, am östlichen Ende der Hauptstadt Schottlands, erhebt sich in imposanten Massen ein hoher Felsen mit breitem Scheitel, Caltonberg mit Namen. Ein bequemer Fahrweg, aus dem Gestein gehauen, windet sich zum Gipfel, von dem man eine der grandiosesten Aussichten genießt, die unser Welttheil bietet. In einem Halbkreise, dessen Tiefe eine volle Stunde mißt und dessen beide Enden fünf englische Meilen[973] von einander getrennt sind, liegt das Athen des Nordens, Edinburg, durch eine tiefe, durch Brücken verbundene Schlucht in zwei ungleiche Hälften gespalten, zu des Schauenden Füßen. Man denke sich eine Masse von mehr als 20,000 Häusern, von etwa 140 Domen, Kuppeln, Thürmen und schlanken Säulen, den den großen Männern des Vaterlandes geweiheten Denkmälern, überragt, über welche sich wieder, auf breitem Felsenrücken, mitten aus der Stadt die uralte Königsburg erhebt, düster die verwitterten grauen Zinnen in die Lüfte reckend. Rechts sieht man den Hafen von Leith mit einem Wald von Masten, jenseits desselben, den dunkeln weiten Busen des Meeres, wimmelnd von schneeweißen Segeln, die kommen und gehen, und von zahllosen grauen Fischerbarken belebt. Auf der südöstlichen Seite thürmt sich der pittoreske Felsengipfel des Arthursitzes auf, an den die alte Sage der Mährchen viele von dem königlichen Helden der Ritter von der Tafelrunde knüpft, und an dem Fuße dieses Colosses umgibt das Amphitheater der Salisbury-Craggs einen Theil der Häusermassen, gleichsam die Stadt zu umarmen trachtend. Am Horizont endlich weidet sich das Auge an den kühnen Formen von den Pentland-Bergen im Süden, oder ruht auf den nördlich in sanften Wellenlinien sich hinziehenden Hügeln von Corstorphein[974]. Keine Hauptstadt Europa's bietet mitten in ihrem Schooße ein so herrliches Panorama.

Nur einen Theil desselben rückt der Stahlstich vor unser Auge. Der Felsen in der rechten Ecke des Vorgrundes gehört zum Caltonberge – er war der Standpunkt des Zeichners. Die eine unabsehbare 150 Fuß breite Straße bildende Doppelreihe von Pallästen ist Highstreet, die schönste Straße der Edinburger Neustadt, und eine der prächtigsten der Erde. Die mit Mauern und Thürmen eingeschlossenen zwei großen, finsteren, scheinbar den Zeiten des Faustrechts angehörenden Gebäude, im altflorentiner Style, sind die Hauptgefängnisse Bridwell und New-Prison. Jene das Auge fesselnde Kuppel auf der rechten Seite der Highstreet, über dem von 4 Thürmen rechtwinklich begrenzten Palläste, deckt das Reichsarchiv von Schottland. Links, am Fuße des Burgfelsens, hebt sich der nach griechischem Muster erbaute Tempel des königlichen Instituts zur Beförderung der Wissenschaften empor; hinter diesem die Johanniskirche mit ihrem seltsam geformten, zweispitzigen Thurme; – der schlanke, hochbekuppelte Säulenkreis rechts ist der Dom der Georgenkirche und die weiße Colonne, die das Auge nahe am rechten Rande des Bildes anzieht, ist ein Denkmal, welches die öffentliche Dankbarkeit der Edinburger ihrem großen Mitbürger Lord Melville[975] errichtete. Jenseits der schönen Nordbrücke, welche die tiefe, beide Stadttheile trennende Schlucht, die früher ein See war, überspannt, beginnt die Altstadt mit ihren unregelmäßigen, engen, dunkeln, oft an steilen Bergwänden hinlaufenden Straßen, deren Bauart mit der durchgängig edeln der Neustadt den schneidendsten Gegensatz bildet. Da sieht man in den Berg hinein gebaute, nach Vornen 11 Stock hohe, Häuserreihen, welche auf der Hinterseite, der steilen Bergwand zu, die Hausflur im 9. Stocke haben. Auf dem Bilde nicht sichtbar, im südlichen Theile der

---

[972] Edinburgh (schott.-gäl. Dùn Èideann).

[973] Siehe hierzu S. 124, Anm. 350.

[974] Corstorphine.

[975] Für den brit. Staatsmann Henry Dundas, 1st Viscount Melville (1742–1811). Die Statue von Francis Chantrey (1781–1841) und Robert Forrest (1790–1852) wurde 1828 auf der Säule angebracht.

Stadt, verbindet eine zweite, die sogenannte Südbrücke, die obere (neue) mit der untern (alten) Stadt, und ihre hohen Bögen überspannten Straßen, die sich in der tiefen, dunkeln Schlucht hinwinden. Die Häuser der Neustadt bestehen fast ganz aus Quaderstücken, und bilden rechtwinklich sich kreuzende Straßen von 1 bis 2 Meilen Länge, und 100–150 Fuß Breite. Für sich betrachtet ist sie unstreitig die prächtigste Stadt der Erde, da hingegen jene, sammt der Hafenstadt Leith als die häßlichste gelten mag, die es geben kann. Am Südende der Altstadt steht der finstre alte Pallast der schottischen Könige, Holyrood-Haus[976], berühmt geworden in neuester Zeit als Asyl einer flüchtigen Königsfamilie[977], über die Frankreichs Volk, müde mißbrauchter Gewalt, Thronverlust und ewige Verbannung aussprach. – Zu den schönsten Gebäuden Edinburgs gehören noch das mit Hörsälen für 3000 Studenten versehene Neue Universitätsgebäude[978], (1789 mit einem Aufwand von 1 Million Gulden[979] errichtet) die Bank, das Parlamentshaus[980], die Börse[981]. – Die Sternwarte[982], Nelson's[983] Monument, der berühmte Tempel der Hochschule[984] – alles Baudenkmale, welche den Rükken des Caltonberges, auf unserm Bilde nicht sichtbar, zieren, werden wir später, als Gegenstand eines besondern Stahlstichs, beschreiben. – Auch der historisch merkwürdigen königlichen Burg widmen wir ein eigenes Blatt. –



*Frankreich: Karl X., 20 Franc, Paris 1825 (siehe hierzu S. 320, Anm. 977).*

Edinburg, das vor 280 Jahren, zur Zeit der Marie Stuart[985], kaum 18,000 Einwohner in den ekelhaften Gassen der Altstadt zählte, hat jetzt, mit der Hafenstadt Leith, über 200,000; – und die Gewerbe und der Reichthum seiner fleißigen, rührigen Bürger haben sich verhundertfacht. Es ist dieß ein schlagender Beweis für die oft verkannte Wahrheit, daß ein üppiger, verschwenderischer, lüderlicher Hof, der das Mark eines ganzen Landes in der Hauptstadt vergeudet, einem Orte nie jenes Gedeihen geben kann, welches überall keimt, wo Fleiß und Betriebsamkeit der Bürger die Saat ausstreuen.

---

976 Siehe hierzu S. 327ff.

977 Die Familie des ehemaligen frz. Bourbonenkönigs Karl X. (frz. Charles X; 1757–1836; von 1824 bis 1830 König von Frankreich), der im Zuge der Julirevolution von 1830 zunächst nach Edinburgh geflohen war und dort besagten Palast bewohnte, ehe er sich via Prag/Praha nach Görz/Gorizia aufmachte, wo er wenige Tage nach seinem Eintreffen der Cholera erlag.

978 Das Universitätsgebäude war nach Plänen von Robert Adam (1728–1792) erbaut worden; zwar konnten bis 1791 die ersten Räumlichkeiten fertiggestellt werden, doch mußten dann die Baumaßnahmen wegen der Koalitionskriege gegen Frankreich unterbrochen werden, so daß die Anlage erst 1827 fertiggestellt werden konnte.

979 Siehe hierzu S. 70, Anm. 199.

980 Die Pläne für das 1633 begonnene und 1639 fertiggestellte Gebäude fertigte James Murray († 1634); heute hat der Oberste Gerichtshof von Schottland darin seinen Sitz.

981 Der „Royal Exchange", in den Jahren 1753 bis 1761 nach Entwürfen von John Adam (1721–1792) erbaut.

982 Das ehem. Royal und spätere City Observatory (2009 geschlossen), das 1818 nach Plänen von William Henry Playfair (1790–1857) im Stil des Klassizismus auf dem Calton Hill erbaut wurde. Die Baulichkeiten werden heute als Zentrum für zeitgenössische Kunst und als Restaurant genutzt.

983 Der brit. Admiral Horatio Nelson, 1st Viscount Nelson, 1st Duke of Bronté (1758–1805). Das vom Landschaftsmaler Alexander Nasmyth (1758–1840) entworfene turmförmige Denkmal wurde in den Jahren 1807 bis 1815 errichtet.

984 Siehe hierzu S. 324, Anm. 988.

985 Maria Stuart (engl. Mary Stewart; 1542–1587; hingerichtet), von 1542 bis 1567 als Maria I. Königin von Schottland sowie durch ihre Ehe mit Franz II. (frz. François II; 1544–1560) von 1559 bis 1560 auch Königin von Frankreich.



HIGHSTREET, EDINBURG, SCHOTTLAND.

Aus der Kunstanstalt d. Bibliogr. Inst. zu Hildbh.

Eigenthum der Verleger



DAS EDINBURGER SCHLOSS

vom Grassmarkte aus

Aus der Kunstanst. des Bibliogr. Instituts z. Hildbh. Eigenthum der Verleger.

## XXXIX. Das Edinburger Schloss.

Der erste, alles überragende Gegenstand, der bei'm Anblick der romantischen Metropole des britischen Nordens die Aufmerksamkeit fesselt, ist die majestätische alte Burg, welche einen sich fast mitten in der Stadt steil und hoch erhebenden, breitgeschulterten Felsen krönt. Sie bildet die malerischeste Partie in dem an pittoresken Ansichten so reichen Edinburg. Auch für die gedrängteste Erzählung der für die schottische und britische Geschichte so wichtigen Ereignisse, für welche dieses Gebäude den Schauplatz abgab, fehlt es hier an Raum. Die meisten sind wohl auch unsern Lesern, wäre es auch nur aus Walter Scott's[986] Werken, bekannt genug.

Unsere Ansicht ist vom Grasmarkte aus aufgenommen und stellt die Südseite des Schlosses dar, welche links die königlichen Zimmer, rechts, in dem halbrunden Thurme, von welchem die königliche Fahne weht, eine Batterie und Kasematten[987] enthält. Das große Gebäude auf dem Markte links ist die Getraidehalle und die altväterisch und unregelmäßig gebauten Häuser in der Fronte, wahre Portraits, geben uns ein treues, charakteristisches Bild von der Bauart in dem urältesten Stadttheile, oder der eigentlichen Königsstadt. –

---

986 Der schott. Dichter und Schriftsteller Sir Walter Scott, 1st Baronet (1771–1832). Der nach unbekannter Vorlage von Lazarus Sichling (1812–1863) ausgeführte Stich wurde dem folgenden Werk entnommen: „Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Vierter Band. […]" (Leipzig: Ch. E. Kollmann 1837).

987 Siehe hierzu S. 130, Anm. 362.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut [6]1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 37f.

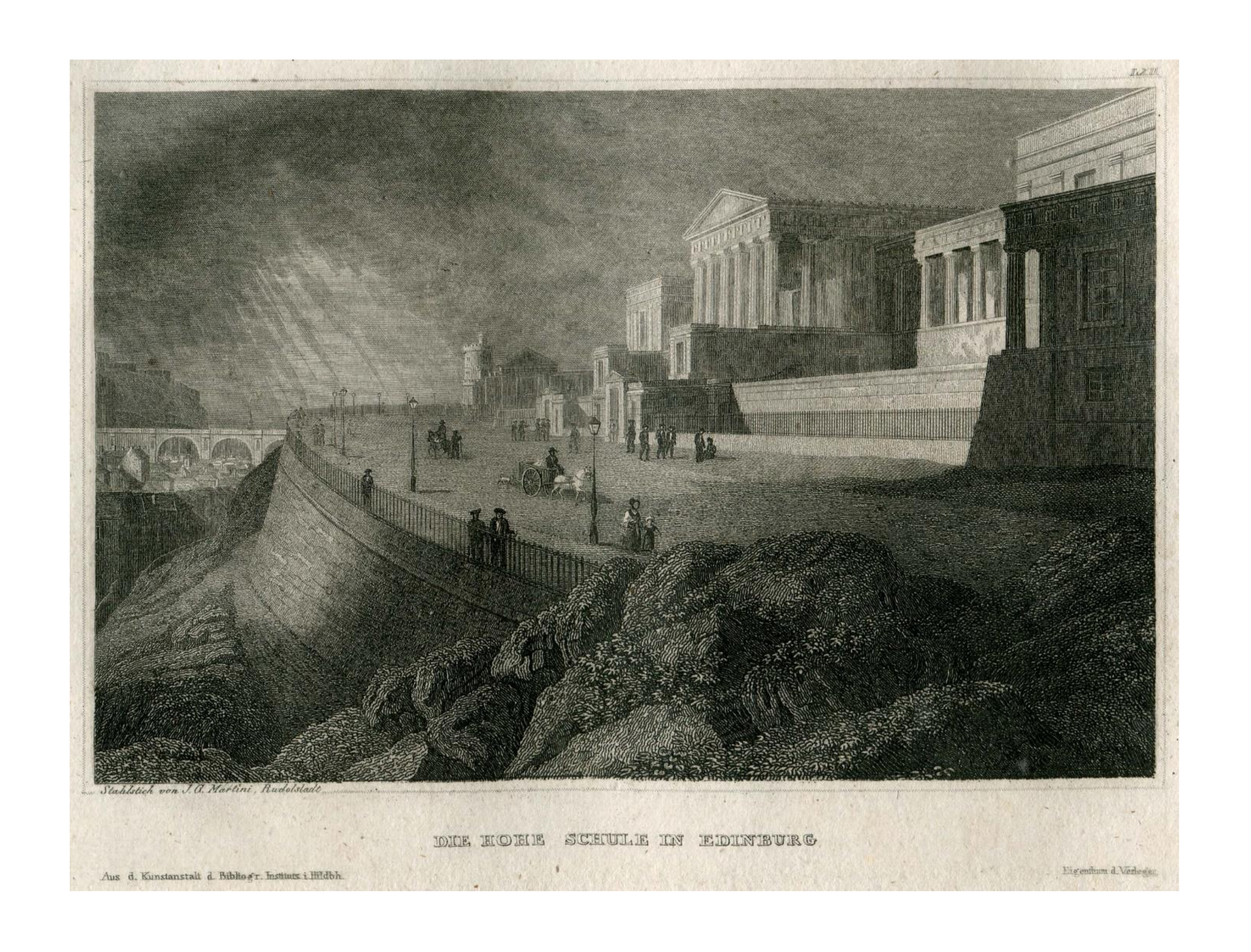
## LXII. Die Hochschule[988] in Edinburg.

Jeden, der England besucht, frappirt die Schönheit des Landes und die ungemeine Zierlichkeit aller Orte, durch welche sein Weg führt. Diese eben so fruchtbaren als geordneten Landschaften, diese Tausende von behaglichen und lieblichen Landhäusern, auf allen Punkten der Gegend vertheilt, dieß fortwährende Gewühl von eleganten Wagen, Reitern und wohlgekleideten Fußgängern ist blos England eigen. Es hat aber dieses imponirende Ganze, dem für Naturschönheiten empfänglichen Gemüthe, doch etwas Mißfälliges; es ist ihm Alles zu kultivirt, zu vollendet, zu geordnet; deshalb immer und überall dasselbe, und folglich auf die Länge ermüdend, übersättigend.

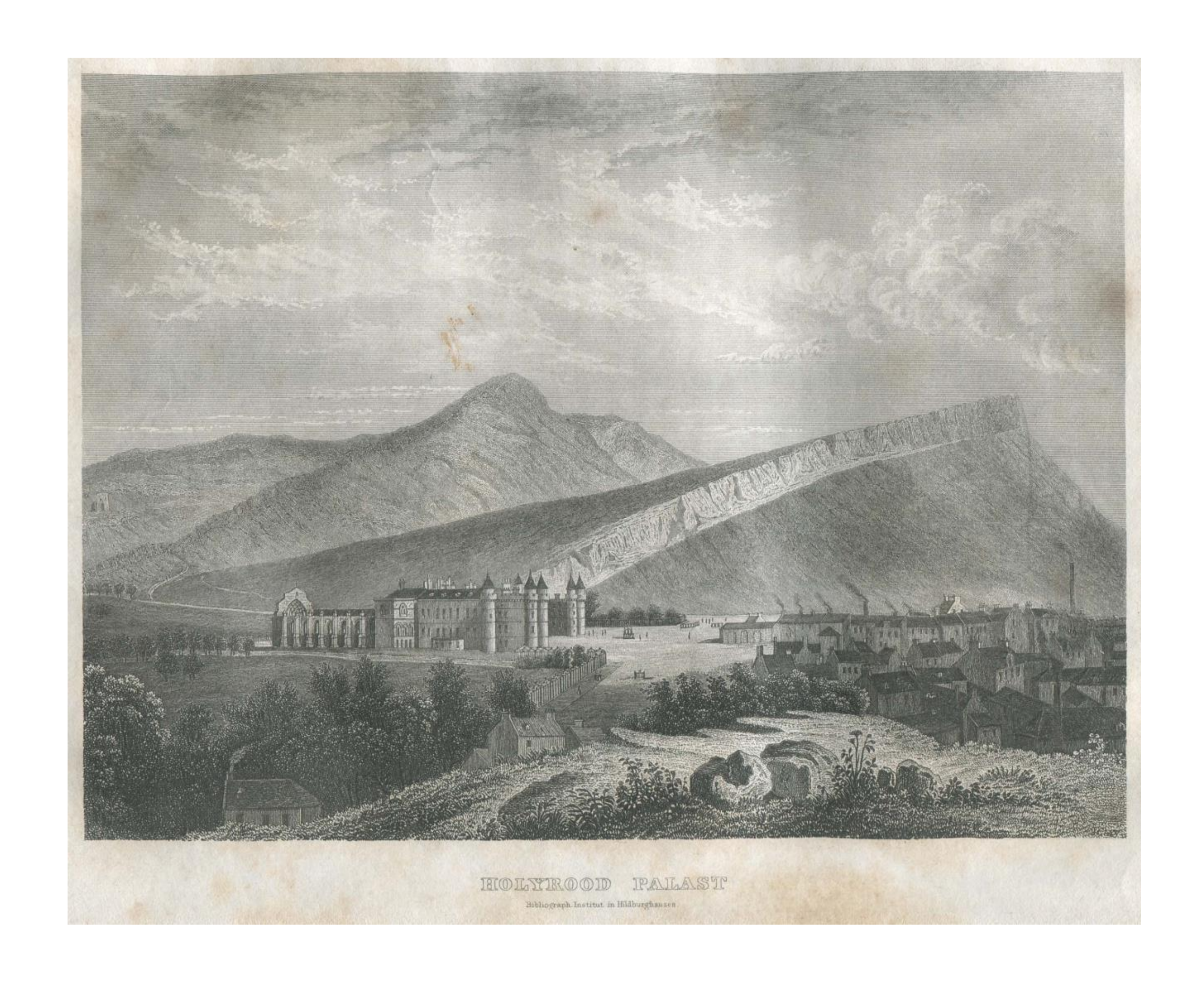
Sobald der Reisende den Tweed überschritten und das nördliche Schwesterland betreten hat, wird es anders. Die Natur erscheint großartiger und freier, sie ist von den Fesseln der bevormundenden Cultur minder schwer und weit weniger in das Auge fallend beladen. Man hat diesen Unterschied dem geringern Reichthume der Schotten zu gerechnet; wenn wir ihm aber vor den Thoren großer, üppiger Städte, ja selbst innerhalb der Gemarkung der über reichen und prachtvollen Metropole begegnen, dann müssen wir ihm doch wohl eine höhere Bedeutung zuschreiben, und seine Ursache tiefer begründet glauben. Sie liegt im Gemüthe des Schotten. Liebe für die einfache, unverkünstelte Natur erwärmt die Söhne des rauhen Nordens weit inniger als ihre südlichem Nachbarn, und während diese, die alles meistern und verschönern wollende Hand, keck an die herrlichsten Naturscenen legen, sucht der Schotte mit ehrfurchtsvoller Scheu vor dem großen Meister, die erhabenen Naturgebilde selbst noch im Schooße seiner Städte sich zu er halten. Daher das auffallend Pittoreske so vieler derselben, und selbst in der üppigen Hauptstadt noch die primitive Pracht der großartigsten Natur.

Das nebige Bild versetzt uns in den Mittelpunkt Edinburgh. Auf der Südseite eines Felsens, der hoch über die Häusermassen der tiefen Altstadt sich emporthürmt (CALTON HILL), prangt ein colossales, tempelartiges Gebäude, ein Werk des letzten Jahrzehends [sic!], welches, wie durch Zauber, so viele prachtvolle Gebäude in Schottland's Metropole entstehen sah, und ihr den Namen der nordischen Athenae erwarb. – Es ist das Gymnasium, (HIGH-SCHOOL) welches die frühern Lyceen der Hauptstadt vereinigt. Die Construktion desselben ist im edelsten griechischen Styl durchaus von festen Sandsteinquadern, die bei dem Durchbruch des noblen Fahrwegs, der aus der Tiefe der Stadt zum Plateau führt, gewonnen wurden. – Das Mittelgebäude ziert ein schöner Portikus, in dessen vorderen Reihe 6 dorische Säulen stehen, genaue Copien der am Theseum in Athen. Die in der Hauptfaçade hervor tretende Fronte der Flügelgebäude ist mit Hallen, die Säulen derselben Ordnung tragen, geschmückt. Die innere Einrichtung ist der Pracht des Aeußern entsprechend. Die Unterrichts-Säle sind 20 Fuß hoch, geschmackvoll, dekorirt und zur Aufnahme von 800 Schülern geschickt. Mehre enthalten eine reiche Bibliothek, ein physikalisches Kabinet, naturhistorische Sammlungen und andere Hülfsmittel des Unterrichts, meistens Geschenke patriotischer Bürger. Eingeweiht wurde dieser Tempel für öffentliche Belehrung 1829. Die Anzahl der Schüler ist gegenwärtig ungefähr 800. –

[988] Die „Old Royal High School" war von 1826 bis 1829 nach Plänen von Thomas Hamilton (1784–1858) auf der Südseite von Calton Hill als Teil der „Akropolis von Edinburgh" erbaut worden. Das heute ungenutzte Gebäude ist für das Schottisch Parlament als künftiger Sitz vorgesehen.




DIE HOHE SCHULE IN EDINBURG



HOLYROOD PALAST

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Meyer's Universum. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Sechszehnter Band. Vierte Folge. Erster Band. – Hildburghausen: Verlag vom Bibliographischen Institut 1863. 323 S. 8°. S. 31-34, 125f. u. 290-293.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 59f. u. [84]-87.

## Holyrood-Palast.

Zu den Füßen kahler und zum Theil seltsam geformter Höhen, des Arthurs Seat, der Salisbury Crags u. s. w., liegt der alte schottische Königspalast Holyrood mit der sich daran anlehnenden, jetzt zerfallenen Holyrood-Abtei, von den letzten Häusern Edinburgs nur durch einen großen freien Platz getrennt, in dessen Mitte sich ein Brunnen (*Abbey fountain*), ein Werk neuester Zeit, befindet, welches zu dem alten Gebäude gleichsam in demselben Verhältniß steht wie eine neue Vorrede zu einem alten Buche, in der auf dessen Inhalt aufmerksam gemacht wird. Der Brunnen ist nämlich in drei übereinander liegenden Etagen mit den Brustbildern oder Statuetten derjenigen Personen ausgestattet, die zum Holyrood oder doch zur Zeit Queen Mary's[989] und ihrer Rivalin Elisabeth[990] in einer gewissen Beziehung standen. Leider sind die Figuren zu dürftig und das Monument zu sehr mit Schnörkeln überladen, um einen der historischen Bedeutung des Palastes angemessenen würdigen Eindruck zu machen.

Holyrood wurde von König David I.[991] gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts gegründet, 1544 aber durch die Engländer bis auf das Schiff niedergebrannt. Unter König Jakob V.[992] wieder hergestellt, blieb der Palast der gewöhnliche Aufenthaltsort der Königin Maria Stuart und ihres Sohnes Jakob VI.[993], bis derselbe als Jakob I. den englischen Thron bestieg. Durch die Truppen Cromwell's[994] abermals zerstört, lag der Palast zum großen Theil in Trümmern, bis unter der Regierung Karls II.[995] der Neubau des gegenwärtigen Palastes begann, wobei jedoch der nordwestliche Theil des früheren von Jakob V. erbauten in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten blieb. Der neue Palast wurde nach der Zeichnung William Bruce's[996] in Form eines Vierecks aufgeführt, dessen beide hervorspringende Flügelspitzen mit je 4 runden Thürmen flankirt sind. An die Pracht, den Comfort und die Räumlichkeit moderner Königs-

---

[989] Hiermit ist Maria Stuart gemeint (siehe hierzu S. 320, Anm. 985).

[990] Elisabeth I. (engl. Elizabeth I; 1533–1603), seit 1558 Königin von England.

[991] David I. (schott-gäl. Dabíd mac Maíl Choluim; 1080–1153), seit 1124 König von Schottland.

[992] Jakob V. (schott-gäl. Seumas V; 1512–1542), seit 1513 König der Schotten.

[993] Jakob I. (engl. James I; 1566–1625), seit 1567 als Jakob VI. König von Schottland und ab 1603 als Jakob I. König von England und König von Irland.

[994] Oliver Cromwell (1599–1658), Lordprotektor von England, Schottland und Irland.

[995] Karl II. (engl. Charles II; 1630–1685), König von England, Schottland und Irland (durch die Monarchisten am 30. Januar 1649 ausgerufen; Thronbesteigung nach der Wiederherstellung der Königswürde am 29. Mai 1660).

[996] Sir William Bruce, 1st Baronet of Kinross (1630–1710) gilt als Begründer der „klassischen Architektur" in Schottland.

schlösser darf man bei Holyrood nicht denken; die Räume, die er einschließt, sind nach unsern jetzigen Begriffen ziemlich unansehnlich; der innere Hofraum z. B. ist eben nur groß genug, um einer sechsspännigen Kutsche Platz zum Wenden zu gewähren.

Der Besucher wird nach einer flüchtigen Besichtigung der Gallerie, in der sich die vom Niederländer de Witt[997] gemalten Bildnisse von 117[998] meist fabelhaften schottischen Königen befinden, sehr bald den historisch berühmt gewordenen Räumen des Palastes zueilen, zunächst den Zimmern Darnley's[999] im Hochparterre des linken Seitenflügels. Es sind vier neben und hinter einander liegende ziemlich kahle Räume, darunter das Schlafzimmer im Nordwestthurme, in welchem sich die Verschworenen versammelten, ehe sie auf einer schmalen steinernen Wendelstiege in die Gemächer der Königin Maria eindrangen, um ihr Opfer, den Sänger Rizzio[1000], unter den Augen der unglücklichen Königin niederzustoßen. Nicht ohne ein gewisses Gefühl von Schauder wird der Besucher jene Stiege erklimmen und vor der verschlossenen Thüre stehen, durch welche die Verschworenen in das Closet der Königin einbrachen.

Queen Mary's Apartements, ebenfalls vier an der Zahl, befinden sich einen Stock hoch über den Räumen, welche Darnley bewohnte: es sind dies das Audienzzimmer, damals Saal genannt, das Schlafgemach der Königin, ihr Ankleidezimmer und das Speisezimmer. In das Audienzzimmer, dasselbe, in welchem die Unterhandlungen und stürmischen Auftritte zwischen der Königin und Knox[1001] stattfanden, gelangt man zuerst. Es ist das Zimmer, welches auch 1745 der Prätendent Karl Eduard[1002] (Prinz Charlin) und gleich darauf, nach der Schlacht von Culloden[1003], der Herzog von Cumberland[1004] bewohnte. Das breite Staatsbett des erstern befindet sich noch hier.

Das Schlafgemach (*bed room*), in das man nun gelangt, war zu gleich der Königin Wohnzimmer. Könige und Königinnen begnügten sich damals eben mit Räumen, mit denen heutzutage keine irgend wohlhabende Kaufmannsfrau zufrieden sein würde. In demselben Raume, in dem sie schliefen, wohnten auch die Königinnen damaliger Zeit und lagen mit ihren Frauen häuslicher Arbeit ob. So erblickt man hier noch in einer Fensternische den Arbeitskasten der Königin, ein fleißiges Werk in Perlenstickerei aus ihren Jugendtagen und eine von ihr gezeichnete Landschaft. Auch das wohlerhaltene Scharlachbett der Königin befindet sich hier, nebst dem bescheidenen Korb, in welchem Elisabeth ihr in bessern Tagen das Kinderzeug für Jakob VI. übersandte.

Durch eine kleine Thür gelangt man aus dem *bed room* in das enge Ankleidezimmer; denn ein *dressing room* konnte selbst in jenen Tagen bescheidener Häuslichkeit eine schottische Königin eben so wenig wie eine heutige Lady entbehren. Daran grenzt das *supping room*, bei dem man freilich nicht an die Größe und Pracht eines heutigen Speisesalons in einem vornehmen Hause denken darf. Fontane[1005] hat das Zimmer auf die Länge von 10 und die Breite von 9 Fuß gemessen, und in diesem schlichten, vergleichsweise engen Raume saßen die Königin, zwei ihrer Hofdamen, darunter die Gräfin von Argy-

---

[997] Jacob Jacobsz de Wet II (1641–1697).

[998] Recte: 110.

[999] Henry Stuart, Lord Darnley (ca. 1545–1567), der 2. Gemahl von Königin Maria Stuart (1542–1587); er wurde im Auftrag von James Hepburn, 4th Earl of Bothwell, 1st Duke of Orkney (ca. 1534–1578), dem 3. Ehemann der Königin, ermordet.

[1000] Davide Rizzio/Riccio (1533–1566), Komponist und Privatsekretär von Königin Maria Stuart; er wurde im Auftrag von Lord Darnley (s. o.) vor den Augen der Königin ermordet.

[1001] Der calvinistische Reformator John Knox (ca. 1514–1572).

[1002] Charles Edward Stuart (schott.-gäl. Prionnsa Teàrlach Eideard Stiùbhart; 1720–1788).

[1003] Vom 16. April 1746 zwischen engl. Regierungstruppen und aufständischen Jakobiten; sie fand auf dem Culloden Moor (schott.-gäl. Culloden Muir, auch bekannt als Drummossie Muir) nahe der gleichnamigen Ortschaft, östl. von Inverness in Schottland statt und endete mit der völligen Niederlage der schott. Insurgenten.

[1004] Prince William Augustus, Duke of Cumberland (1721–1765).

[1005] Theodor Fontane (1819–1898) in seinem Werk „Jenseits des Tweed. – Bilder und Briefe aus Schottland […]“ (Berlin: J. Springer 1860), S. 30.

le[1006], der Königin Halbbruder, Lord Robert Stuart[1007], ein Hauptmann der Leibwacht, ein Kämmerling und der Geheimsekretär Maria's, Rizzio, vertraulich und in heiterer Lust neben einander, als die Meute der Verschworenen hereinbrach, voran Lord Ruthmen[1008] [sic!], starrend in Eisen, dann Fackeln und blanke Mordgewehre in den Händen tragend, Kar[1009] von Falkonside[1010], der Bastard Douglas[1011] und die übrigen Mithelfer. Im heftigen Andrang stürzten sie die Tafel mit den Kerzen und dem Geräth darauf um, gerade auf die sich damals im sechsten Monat der Schwangerschaft befindende Königin. Ruthmen schrie mit kreischender Stimme und den Dolch schwingend: „Nicht Ihnen, Madame, gilt's, sondern ihm allein, dem Schurken dort!" Rizzio umklammerte die Kniee der Königin, um Barmherzigkeit die Mörder, um Schutz die Königin anflehend. Darnley, der schon vor den Geschworenen in das Gemach getreten war, um durch heuchlerische Liebesworte seine Gemahlin in Sicherheit zu wiegen, wirft nun seine Judasmaske ab, zieht mit roher Gewalt die Königin aus dem Bereiche Rizzios, und Douglas sticht mit dem Schwerte aus des Königs Scheide den Wehrlosen nieder. Man schleppt nun den Entseelten durch Schlaf- und Audienzzimmer bis auf den Platz über der Treppe, die zu letzterem führt; man zerfetzt ihn mit Dolchen, und aus sechs und fünfzig Wunden blutend, bleibt das Opfer der Eifersucht des Königs und des Neides und Hasses der schottischen Großen hier liegen. Ruthmen aber stürmt, die noch blutende Waffe in der Hand, in das Zimmer zurück, fordert mit barscher Stimme einen Becher Weins, der ihm nicht versagt wird; die Königin aber ruft ihm zu: „Theuer soll euch dieses Blut zu stehen kommen!" – Darnley bezahlte die Blutthat, wie man weiß, mit seinem Untergang; Ruthmen starb wenige Wochen darauf; die Uebrigen waren nach England geflüchtet. Noch heutzutage zeigt man die Blutflecken, die von Rizzios Ermordung herrühren sollen; Schade, daß der Skepticismus unserer heutigen Touristen allen Reliquien dieser Art ihren Werth streitig macht.

Dieselben Räume, die an so vieles Schreckliche erinnern, an Mord, Vergänglichkeit alles Herrlichen und an thörichte Prätendententräume mahnen, wurden zweimal, 1795–99 und 1830–32[1012], der Zufluchtsort der aus Frankreich vertriebenen Bourbons, obschon sich ihnen in diesen Räumen die Ueberzeugung aufdrängen mußte, daß nicht das Volk der schuldigere Theil ist, daß auch in Königsschlössern, wie hier in Holyrood, Verrath und Verbrechen ihren Sitz aufgeschlagen haben. Hier weilte auch die Gemahlin eines bis jetzt glücklicheren Prätendenten, als Karl Eduard war, die jetzige Kaiserin von Frankreich[1013], auf ihrem Ausflug nach Schottland, über dessen Veranlassung so viele wunderliche Gerüchte um herliefen; wollte sie sich für mögliche Fälle die Einrichtung in den Zimmern ansehen, in denen vor ihr die vertriebenen Bourbons gewohnt hatten? Die Staatsgemächer sind freilich jetzt wieder in Stand gesetzt worden, seitdem die Königin von England auf ihren Herbstreisen nach dem Hochland in Holyrood abzusteigen pflegt. Es ist fast seltsam, welche Anziehungskraft diese unheimlichen Räume für regierende Personen, für Prätendenten und für verjagte Könige oder Prinzen zu haben scheinen!

Herm. Marggraff.[1014]

[1006] Wohl Joan Stewart, verheiratet mit dem 6th Earl of Argyll.

[1007] Robert Stewart (ca. 1517–1586), 6th Earl of Lennox und 1st Earl of March.

[1008] Patrick Ruthven, 3rd Lord Ruthven (ca. 1520–1566).

[1009] Recte: Kerr, schott. Clan.

[1010] Vielleicht Andrew Kerr of Fawdonsyde (1552–1599), ein Schwiegersohn von John Knox (siehe hierzu S. 328, Anm. 1001).

[1011] James Douglas, 4th Earl of Morton (ca. 1516–1581).

[1012] Siehe hierzu S. 320, Anm. 977.

[1013] Eugénie de Montijo (1826–1920), seit 30. Januar 1853 mit frz. Kaiser Napoléon III. (1808–1876) verheiratet.

[1014] Siehe hierzu S. 107, Anm. 301.



WALTER SCOTTS MONUMENT
IN EDINBURG.
Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

# Walter Scotts Monument
in Edinburg.

Wohl mag der Schottländer mit gerechtem Stolze das Ehrenmal betrachten, das er dem Dichter seines Landes dankbar und pietätvoll errichtete, – aber auch wir Andern lassen den Blick mit Wohlgefallen und liebevoller Theilnahme darauf ruhen, und Manchem mag es von dem luftigen zierlichen Bau, wenn er sich dessen Bedeutung bewußt wird, mitten im Ernst des Lebens, unter Sorgen, Geschäften oder Zerstreuungen, anwehen wie ein Hauch aus ferner goldener Jugendzeit, da er die Dichtungen dieses Mannes in seliger Trunkenheit las. Niemand braucht sich dessen zu schämen. Ist doch ein rechter Poet zum Genuß und Segen Aller da, gleich dem Lichte der Sonne und den Lüften des Himmels, und ist doch Walter Scott in erster Reihe einer der größten, edelsten und – gesundesten Schriftsteller unseres autorenreichen Jahrhunderts, der mit hoher poetischer Begabung zugleich die liebenswerthesten und achtungswürdigsten Eigenschaften als Mensch vereinigte: edle Männlichkeit des Charakters, hohe Sittlichkeit im Wandel, bezaubernde Anmuth im Umgange, Wohlwollen gegen Andere. Am Gebäude des modernen literarischen Ruhms Englands bildet Scott einen der Grundpfeiler, aber auch sein Einfluß auf die fremden Literaturen war eben so heilsam als ungeheuer. Der historische Roman ist seine Schöpfung. Er zeigte zuerst, welche herrliche Gebilde aus der Vermählung freier Erfindung der Phantasie mit historischer Wirklichkeit hervorgehen, wenn beide einander harmonisch durchdringen und ergänzen, und er wies zugleich durch sein glänzendes Beispiel mit Nachdruck auf diejenigen Stoffe hin, die jedem Dichter zunächst am Herzen liegen sollen: die vaterländischen. Die meisten seiner Dichtungen sind Illustrationen seines theuern Schottlands, dessen Natur und Geschichte er uns vorführt in großen und bewunderungswürdigen Gemälden, voll einer Harmonie in der Durchbildung des Ganzen wie des Einzelnen, voll einer Treue und Wahrheit des Charakteristischen in den verschiedenen Farbentönen, die uns unnachahmlich erscheinen. Und welche Gestalten sind es, die er schafft! Dieser Richard Löwenherz[1015], dieser Wüstensohn Saladin[1016], dieser Cromwell, dieser König Ludwig[1017] und Karl der Kühne[1018], dieser Rob Roy[1019] und Rochester[1020], und alle die Kavaliere und Rundköpfe, Piraten und Astrologen, Hofdamen und Wahrsagerinnen, bis herab zum Schweinehirten, – leben sie nicht alle wie mit Fleisch und Blut, und bewegen sich vollkommen natürlich und ihren Verhältnissen, ihrer Zeit, ihren Umgebungen und den geschichtlichen Ueber-



*Sir Walter Scott*
*(siehe hierzu S. 323, Anm. 986).*

[1015] Richard I. (engl. Richard I the Lionheart, eigentl. Richard Plantagenêt; 1157–1199), seit 1189 König von England.

[1016] Saladin (arab. صلاح الدين يوسف بن أيّوب الدويني, Ṣalāḥ ad-Dīn Yūsuf b. Aiyūb ad-Dawīnī; 1137/1138–1193), ab 1171 der erste Sultan von Ägypten und ab 1174 Sultan von Syrien; er war der Begründer der Ayyubiden-Dynastie.

[1017] Ludwig XI. der Kluge (frz. Louis XI, le prudent; 1423–1483), seit 1461 König von Frankreich.

[1018] Karl I. der Kühne (frz. Charles Ier le Téméraire; 1433–1477), seit 1465 Herzog von Burgund.

[1019] Der schott. Volksheld Robert Roy MacGregor (1671–1734).

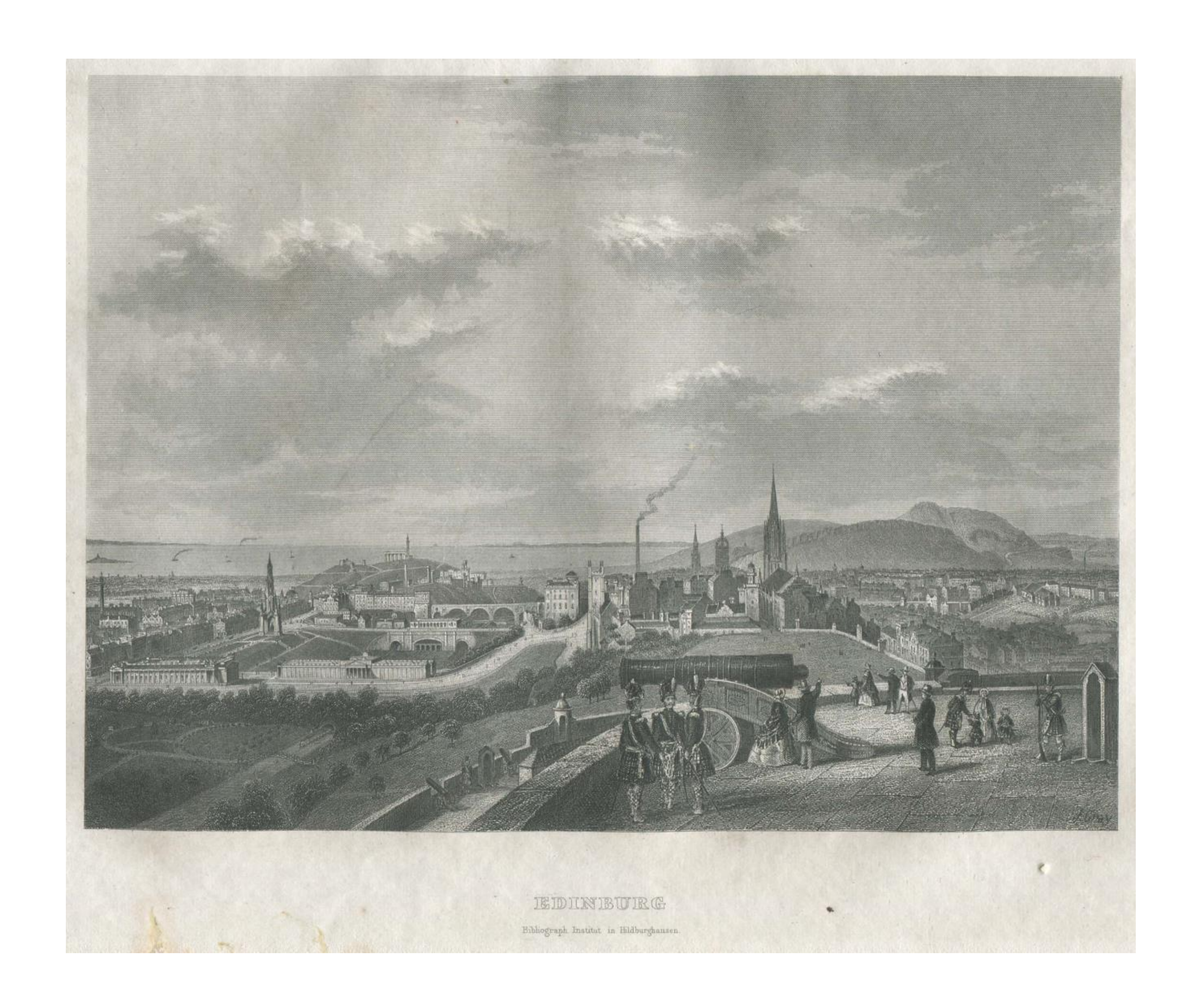
[1020] Eine Figur in Walter Scotts (siehe hierzu S. 323, Anm. 986) Roman “The Life of John Dryden” (Edinburgh: Robert Cadell 1834).

lieferungen durchaus angemessen? Ehre dem wackern Schotten! Hunderte in allen gebildeten Ländern haben ihm wohl nachgeeifert, zum Theil nicht ohne Erfolg, aber erreicht hat ihn Keiner! – Unsere Gegenwart, die oberflächliche, der Vertiefung unfähige, vom Schein geblendete, genußsüchtige, überreizte und des Kitzels bedürftige – findet Scott langweilig, wie sie ja auch Goethe, trotz alles Schwärmens und Redens, langweilig findet, wenn sie ihn ja liest. Sei's darum! Möge man ihn heute vergessen und mißachten; – so oft Zeiten wiederkehren, in denen man das Naturwahre und Naturschöne in seiner Einfachheit erkennen und lieben wird, so oft wird auch Walter Scott in voller Frische und Schönheit seine Auferstehung feiern.

Scotts Lebensumstände sind bekannt. Wie der Genius der Poesie ihm freundlich gelächelt, so war auch das äußere Glück ihm anfangs hold. Der Ertrag seiner Schriften machte ihn zum wohlhabenden Mann, als er sich plötzlich durch den Bankerott seiner Verleger, deren stiller Compagnon er war, nicht nur seines ganzen Vermögens beraubt, sondern auch noch mit einer enormen Schuldenlast beladen sah. Muthig kämpfte er gegen das harte Geschick und hoffte durch doppelt angestrengte Thätigkeit sich seiner mißlichen Lage zu entreißen. Aber er vermochte es nicht; sein Körper erlag, bevor das Ziel erreicht war. Die Nation gedachte dankbar ihres Dichters, sicherte durch Subscription seiner Familie ihren reizenden Wohnsitz Abbotsford und setzte ihm zu Edinburg, am Fuß des alten Schlosses, eine Statue (von Steale[1021]), überbaut von einem 120 Fuß hohen zierlichen Tempel, im reichsten und edelsten Styl des Mittelalters, bei welchem seine Phantasie so gerne und oft weilte, und das er uns in so glänzenden Bildern neu vergegenwärtigt hat.

B.

[1021] John Robert Steell (1804–1891) entwarf die Statue Walter Scotts (siehe hierzu S. 323, Anm. 986), und George Meikle Kemp (1795–1844) zeichnet für die Architektur des 1844 eingeweihten Denkmals verantwortlich.



EDINBURG

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

## Edinburg.

Wenn es in der riesenhaften Hauptstadt Großbritanniens, diesem Komplex von ungeheuren Städten und Vorstädten, deren jede Hunderttausende von Menschen beherbergt, vorzugsweise der lebendige, in fast betäubender, fieberischer Heftigkeit, Stärke und Schnelle schlagende Puls der Gegenwart ist, was den Besucher anzieht, so bietet die Hauptstadt Schottlands, das ehrwürdige Edinburg, wegen seiner hervorragenden wissenschaftlichen Thätigkeit und als Universitätsstadt das schottische Athen und wegen seiner überaus herrlichen Lage das nordische Neapel genannt, den Reiz der Romantik, der Ruinenfarbe und des geschichtlichen Kolorits. Wer die ungeheuren und komplicirten Räderwerke und Etablissements, welche für die wachsende Macht und Größe Großbritanniens Tag und Nacht arbeiten, und die politischen Faktoren des Reichs kennen lernen will, der wähle London zum Aufenthalt; wer sich sinnend in eine romantische Vergangenheit verlieren und sich den Eindrücken einer dieser geschichtlichen Romantik entsprechenden Natur und städtischen Architektur hingeben will, der besuche Edinburg, seine Hügel und Schlösser und knüpfe daran wo möglich einen Ausflug in das schottische Hochland.

Die Lage Edinburgs ist als prachtvoll und die Bauart der Stadt als eigenthümlich malerisch bekannt. Höchst pikant ist schon der Gegensatz zwischen der Alt- und Neustadt, die durch eine tiefe Kluft oder einen tiefen Thaleinschnitt, das Nordloch, getrennt sind, über welchen mehrere Brücken hinwegführen, von denen die Nordbrücke, die mit ihren drei kühn gewölbten Bogen einen höchst malerischen Anblick gewährt, als ein Meisterstück der Baukunst gilt. Die auf wellenförmigen Hügeln gelegene Neu stadt, mit 3–4000 langen, über 100 Fuß breiten und sich in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen, mit imponirenden freien Plätze darunter der Waterlooplatz und der Andrews-Square, kann sich an Regelmäßigkeit und moderner Eleganz mit den schönsten Städten Europa messen. Hier aber wird man den romantischen Zauber Edinburgs nicht suchen wollen. Um so romantischer ist der Hinaufblick auf das alte und düstere, auf einem Felsen von 400 Fuß emporragende und mit zackigen Zinnen gekrönte feste Edinburg-Castle und auf die terrassenförmig über einander gethürmte Altstadt mit den hohen finstern Häusern und den meist eng gespalteten winkligen Gassen, namentlich wenn man vor dem Registerhouse seinen Standpunkt nimmt. An das Elend, das in diesen ruinenartigen, oft den Zusammensturz drohenden Gebäuden zusammengepackt haust, während in dem fashionabeln neuen Theile gegenüber der Reichthum und der Luxus, die Geld- und Adelsaristokratie ihren Sitz aufgeschlagen haben, darf man freilich nicht denken, man muß angesichts dieses Elends vergessen, daß das Beitrittsgeld als Mitglied des hochadligen Klubs in Edinburg nicht weniger als 700 Pfund, der jährliche Beitrag etwa 300 Pfund beträgt, wenn man sich den Genuß dieser Romantik nicht durch trübe Vorstellungen verderben lassen will. Es ist eben das traurige Vorrecht fast aller Romantik, daß sie ihre höchste Wirkung erreicht, wenn sich ihr Ruinen, Trauer und Jammer gesellen. Im Uebrigen beweisen die an allem Traditionellen hängenden Schotten gegen diese Romantik eine solche Pietät, daß erledigte Baustellen in diesem Theile der Altstadt nur solchen überlassen werden, welche sich der Bedingung unterwerfen, die Häuser im alten Styl wieder aufzuführen. Dieser antiquarisch-ästhetischen Absicht kommt das verwendete Material, der in der Umgegend gebrochene Sandstein, gar sehr zur Hülfe; denn nur kurze Zeit bedarf es, um seine helle Farbe in ein ehrwürdiges Grau zu verwandeln. Im Uebrigen hat auch die Altstadt ein paar Straßen von ansehnlicher Länge und Breite aufzuweisen. Ihr schmutzigster und ärmlichster Theil ist der südliche, Canongate. Von ihr abermals durch einen Thaleinschnitt getrennt liegt ein dritter Stadttheil, St. Leonhardshill, der meist von den mittlern Klassen bewohnt wird.

Die herrlichsten Aussichten über die Stadt und ihre Umgebungen bieten sich von verschiedenen Höhepunkten, namentlich dem alten Schloß, dem Caltonhill und dem Arthurs-Seat, einem hinter Holyrood, dem alten Residenzschlosse der schottischen Könige, emporragenden 800 Fuß hohen Felsen. Unter sich erblickt man hier die große, weitgedehnte, kuppelgeschmückte Stadt, daraus hervorspringend die Felsen des Kastells und des Caltonhill mit seinen Monumenten, darüber und zur Seite den von Fahrzeugen belebten blauen Forth; im Rücken des Beschauers breiten sich weite lachende Fluren mit schimmernden Seen aus und den fernen Horizont begrenzen die Pentlandhills und die Lammermoors.

Es ist hier nicht der Ort, eine detaillirte topographische und statistische Beschreibung der schottischen Hauptstadt zu geben; aber wohl müssen wir noch einen Blick werfen auf einige historisch denkwürdige Lokalitäten und Gebäude, wie auf die Monumente, welche die dankbaren Schotten ihren großen

Männern in der Hauptstadt errichtet haben. Schottland ist zwar in Großbritannien aufgegangen und es nimmt Theil an seinem Ruhm und seiner Wohlfahrt, aber treu hängt noch das Volk an seinen alten historischen Erinnerungen, und nicht leicht mag ein Schotte bei dem alten jetzt zum Sitze mehrerer Gerichtshöfe eingerichteten schottischen Parlamentshause vorübergehen, ohne der Zeit zu gedenken, wo Schottland noch unabhängig war und die Erwählten und Erlauchten der Nation in diesem Gebäude tagten und über die Angelegenheiten des Landes beriethen; nicht leicht mag ein Schotte die denkwürdigen Grabmäler in der alten St. Gileskirche betrachten, ohne der ritterlichen Thaten zu gedenken, welche Diejenigen, die darunter ruhen, einst zur Ehre Schottlands verrichteten, und nicht leicht mag ein Schotte das alte Kastell betreten, ohne sich der glorreichen Zeit zu erinnern, wo Schottland noch seine eigenen Herrscher hatte; denn hier befindet sich das Kronzimmer, wo noch die schottischen Kroninsignien verwahrt werden, hier das Kloset, in welchem die unglückliche, wenn auch nicht schuldlose Königin Maria Jakob den Sechsten gebar. Noch mehr Erinnerungen an die königliche Zeit und namentlich auch an dieselbe Maria ruft das schon erwähnte Schloß Holyrood wach; doch muß dasselbe einer besonderen Schilderung aufgespart bleiben.

Eine andere historische Merkwürdigkeit ist das Eckhaus am Netherbow, in welchem Knox, der schottische Reformator, wohnte, der derb knorrige, ungeschlachte, aber gewaltige Gegner eben dieser katholischen Maria. Hier zeigt man noch das Fenster, aus dem er dem lauschenden Volke seine Reden gegen den Baalspriester in Rom[1022] und die Belialstochter[1023] drunten in Holyrood mit seiner mächtigen Stimme zudonnerte. Den Lesern und Verehrern der Walter Scott'schen Romane und besonders der Erzählung „Das Herz von Midlothian" wird namentlich der Graßmarket von Interesse sein, ein unheimlicher, eckiger Platz mit hochgegiebelten, fast gespenstischen Häusern; denn hier bluteten die Covenanter[1024], hier jener Wilson, der Veranlassung wurde zu der berüchtigten Affaire des Kapitäns Porteus, den für seine straffe Pflichterfüllung der Pöbel lynchte, trotz Englands Königin und ihres Gnadenakts[1025].

Dem genannten Lieblingsdichter der Nation und der halben Welt, Sir Walter Scott, haben seine dankbaren Landsleute in Edinburg ein höchst würdiges, 200 Fuß in die Lüfte ragendes Monument errichtet. Hier stört auch nicht der trübe Gedanke, der sich so oft vor deutschen Dichterdenkmälern dem Beschauer aufdrängt, der Gedanke, daß die Nation dem Verherrlichten bei seinen Lebzeiten Steine statt Brod reichte. Deutschen Dichtern dient die Feder nur zu oft blos dazu, sich in einen lebenslänglich dauernden Bankerot hineinzuschreiben, Walter Scott bediente sich seiner Feder, um sich aus einem unverschuldeten Bankerot herauszuschreiben. Und es gelang; seine Romane brachten ihm Hunderttausende ein, und nach seinem Tode noch dieses Denkmal, an dem kein Schmachfleck für die Nation haftet. Auf dem Caltonhügel befindet sich ferner das thurmähnliche, ziemlich geschmacklose Denkmal Nelsons (der übrigens kein Schotte, sondern aus der englischen Grafschaft Norfolk gebürtig war), über 100 Fuß hoch, in dessen Basis, einem geräumigen Oktogon, sich ein Restaurant eingenistet hat, welcher ein

---

1022 Den Papst, der hier mit dem ursprüngl. westsemitischen „Götzen" Baal (phöniz. 𐤁𐤏𐤋, Baʿl, „der Herr, der Meister") gleichgesetzt wird, der im Alten Testament auch unter dem Namen בַּעַל (Báʿal) als Gott der Phönizier bzw. allgemein als böser Geist bezeichnet wird.

1023 Die schott. Königin Maria Stuart (siehe hierzu S. 320, Anm. 985), hier mit Belial (hebr. בְּלִיַּעַל), der Personifikation des Teufels im Alten Testament (1 Kön 21,10-13) in Verbindung gebracht.

1024 Bezeichnung für die schott. Gruppierungen, die sich am 28. Februar 1638 in einem Treueeid auf den „National Covenant" verpflichtet hatten, gegen die vom Königshaus unterstützten anglik. Eingriffe in die schott. Kirchenverfassung am ursprüngl. Presbyterianismus festzuhalten.

1025 Am 14. April 1736 war es bei der Abnahme des Schmugglers Andrew Wilson vom Galgen zu Unruhen gekommen, in deren Verlauf der Hauptmann der Edinburgher Stadtsoldaten, John Porteous (* ca. 1695), angeblich in eigener Person Mitbürger erschossen haben soll; er wurde wenig später von der aufgebrachten Menge im Arrestlokal gelyncht. Walter Scott (siehe hierzu S. 323, Anm. 986) Roman „The Heart of Midlothian" (Edinburgh: A. Constable 1818) beginnt mit obengenannten Unruhen.

Sonnenmikroskop[1026], ein Cyklorama[1027] der Aussicht von der höchsten Spitze des Thurmes, einen unbedeutenden Originalbrief Nelsons u. s. w. zeigt und nebenbei an die durstigen Besucher Nationalgetränke wie Ale und Brandy, auch das beliebte Sodawasser verabreicht. Außer diesen Monumenten und der schon angeführten Reiterstatue Karls II. findet man in Edinburg noch Denkmäler der beiden Geschichtsschreiber Hume und Robertson, des großen Staatsmanns Pitt[1028], des Lords Melville und des Königs Georg IV.[1029] Das sogenannte Nationalmonument, welches der Volksmund spottweise „*Scottish folly*" getauft hat und welches der Erinnerung an die Kämpfer von Waterloo gewidmet sein sollte, ist Ruine geblieben, indem die Entrepreneurs plötzlich an der Größe ihrer Aufgabe verzweifelten und sich mit den gesammelten Fonds, man sagt „spurlos" zurückzogen. Indeß ist noch sehr die Frage, ob das vollendete Werk den malerischen Eindruck hervorgebracht haben würde, den jetzt die einsame, deckenlose Säulenreihe sowohl vom Meere als den höher gelegenen Aussichtspunkten gewährt.

Mit Edinburg fast zusammengewachsen ist die nicht ganz eine halbe Stunde von dem alten Stadtkörper entfernte Hafenstadt Leith mit Docks und Schiffswerften, ungeheuern Dammbauten, dazu bestimmt, den Kriegsfahrzeugen eine sichere Station zu verschaffen, einem Seemannshospital und andern Marineanstalten. Es ist also nicht blos eine große Vergangenheit, welche in alten und neuen Denkmalen hier zu dem Besucher spricht; es bedarf nur eines kurzen Spaziergangs, um auch die mächtigen Faktoren, welche fortdauernd an der maritimen Macht und Größe des groß britannischen Reiches arbeiten, in Augenschein zu nehmen.

---

[1026] Bei einem Sonnenmikroskop handelt es sich um Projektionsmikroskop, das in einem verdunkelten Raum verwendet wird. Dabei wird mit einem außerhalb des Raumes befindlichen Spiegel Sonnenlicht auf eine Sammellinse reflektiert. Das durch die Linse gebündelte Licht fällt auf das Präparat, das durch eine Linse (oder ein Linsensystem) auf einen Schirm abgebildet wird. Insofern ähnelt die Funktionsweise eines Sonnenmikroskops eher einem Episkop als einem Mikroskop.

[1027] Bezeichnung für ein bewegtes Panorama; beim Cyclorama wurde eine Leinwand an den Besuchern vorbeigezogen, um damit beispielsweise eine Eisenbahn- oder Schiffahrt zu simulieren, wobei der Leinwandstreifen von einer Walze auf eine zweite lief.

[1028] Der zweimalige engl. Premierminister William Pitt d. J. (1759–1806).

[1029] Siehe hierzu S. 145, Anm. 414.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 80-83.

## XXXIV. Ansiedler-Blockhaus in Nordamerika.

Ihrer Hundert und neun und sechzigtausend zogen, nach amtlichen Angaben, im vorigen Jahre aus Europa über's Meer nach Nordamerika. Noch Hunderttausende schicken sich zu gleichem Zuge an, und in die heißen Thränen des Schmerzes bei der Trennung von den Scheidenden mischen sich, bei den meisten der Zurückbleibenden Hoffnungen des Wiedersehens. Nur für die, welche nicht arbeiten mögen, oder können, ist Amerika ein Grab für die ziehenden Geliebten!

Aber was ist die Ursache dieser neuen Völkerwanderung? Was treibt diese zahllosen Schaaren aus dem Lande ihrer Väter? Was treibt die Menschen, sich loszureißen von Allem, was nach Gewohnheit, Begriffen und Neigungen der Menschen ihnen am theuersten ist auf Erden, und zu fliehen über Meer und Länder in den fernsten Welttheil? Sind's die Dämonen des Krieges? Wir leben in Frieden! Sind's des Todes Würgengel, Pest und verheerende Seuchen? Sie haben uns verlassen! Oder ist's der Fluch des Himmels, der auf Europa lastet, was die Menschen fortscheucht? Hat der Lauf der Gestirne seine Gesetze, hat die Erde ihre Bahn geändert? Ist das Feuer der Sonne für den Welttheil erloschen? Ist das Erdreich, sind die Gewässer verschlossen, steigen keine Wolken mehr auf, fällt Thau und befeuchtender Regen nicht mehr? Behalten die Berge vielleicht ihre Quellen zurück, sind die Flüsse vertrocknet? Tragen nicht mehr die Pflanzen Saat und Früchte, zeugen nicht mehr die Thiere ihres Gleichen? oder hat Gott die Elemente entfesselt, mit Erdbeben und Fluchen und Flammen den Welttheil zu verwüsten? Antwortet, ihr Ziehenden! Hat Gott die ursprüngliche feste Ordnung, die er der Natur anwieß, aufgehoben für den Welttheil, hat euch der Himmel die Güter verringert, die er den Geschlechtern vor euch gewährte, sind der Hülfsquellen, die er den Menschen vor euch anwieß, weniger geworden? Sprecht, Auswanderer! Hat Gott die Mauern eurer Städte umgestürzt, daß ihr sie flieht, hat Er eure Felder verwüstet, daß ihr sie verlaßt, hat Er euch die Erndten geraubt, oder die Fruchtbäume zerknickt, hat Er den Lohn eurer Arbeit euch entrissen, hat Seine Habsucht euch arm und elend gemacht? Wanderer, so sprecht doch, sagt, welche Zauberkraft euch zwingt, die blühenden Länder Europa's voll prachtvoller, üppiger Städte, voll gesegneter, lachender Gauen und fruchtreichen Fluren, die Aeltern, die Geschwister und Freunde zu verlassen, die Gefahren und Kosten der Reise über das Weltmeer zu tragen, um – die Einsamkeit in den Wäldern Nordamerika's zu suchen? Unglückliche ihr, oder Verrückte! gebt Antwort! – – – Wohl Tausend und aber Tausend öffnen den mit bitterm Lächeln umzogenen Mund; und die Antwort – sie hat ja längst ein Echo in jeder Männerbrust gefunden!

---

Das der Ansiedlung noch harrende Innere von Nordamerika ist kein Feenland wie Mancher, träumerisch, es sich vormalt; es ist ein Land der Mühe und der Arbeit. Man denke sich einen unermeßlichen Wald, halb so groß wie Europa, in dem die meistens erst in der Nähe großer Ströme, oder der Kanäle angebauten Strecken mit ihren Städten und Dörfern wie Oasen in der Wüste zerstreut liegen, verbunden durch die in allen Richtungen sich durchkreuzenden Poststraßen und natürlichen und künstlichen Wasserwege, und man hat eine richtige Vorstellung von der Beschaffenheit des Landes im Allgemeinen gewonnen.

In einem solchen Lande ist's aber Arbeit und Arbeit allein, welche ein zufriedenes, glückliches Daseyn verheißt. Wer also jene scheut, wer Anstrengung fürchtet, der betrete es nicht. Es ist auch ein freies Land, und frei, nicht zaghaft, sondern fest und entschlossen, klar auch über seinen Entschluß und ganz einig mit demselben muß Jeder seyn, der die Reise dahin antritt mit dem Vorsatze, keine Gefahr zu scheuen, jedem Ungemach zu trotzen, und, allen möglichen Hindernissen entgegen, fest nach




ANSIEDLERS BLOCKHAUS
Nordamerica.

dem Ziele, – Gewinnung einer freien, unabhängigen, der Menschenwürde angemessenen Lage für sich und die Seinigen – zu ringen. Wer zu solchem Vorsatz sich nicht erheben kann, der ertrage sein Schicksal und bleibe zu Hause; oder er gehe, und sey sicher der fürchterlichsten Täuschung. Viele gingen ohne Muth, ohne Geschick, ohne Arbeitslust, unfähig zu den Anstrengungen, die die Gründung einer ersten Niederlassung in Wäldern, die noch nie den Axthieb des Holzhauers schallen gehört, erheischen; – Viele auch, die in Europa nie ein Geschäft geführt oder gewußt, was es sey, unter dem Schweiße seines Angesichts sein Brod zu essen, gingen hin – und Elend war in Amerika ihr Loos. Manche gingen an unfruchtbaren Kenntnissen reich, für die sie Anstellung und üppigen Lohn zu erndten hofften; aber sie bedachten nicht, daß dort die Staatsmaschine ohne die Tausend und aber Tausend Räder geht und gut geht, welche sich, rasselnd und klappernd, in der europäischen bewegen, und daß die meisten Aemter da drüben Ehrenämter sind, in welche der schlichte Verstand und der redliche, patriotische Sinn zu Rathe sitzen, nicht aber pedantische Gelehrtheit, oder die Weisheit der Pandekten[1030] und des Korpus Iuris[1031]. Noch Andere gingen in der Meinung, der Amerikaner stehe auf einer tiefen Stufe der Unwissenheit in Handel, Industrie, Ackerbau und Gewerbe, und unter einem solchen Volke könne man mit etwas Pfiffigkeit, wenig Mühe und wenig Wissen bald zu Ansehen und zu Vermögen gelangen; aber wie erschraken diese, als sie das aufgeklärteste, klügste, fleißigste Volk der civilisirten Welt fanden, das in allen Gebieten des fruchtbringenden Wissens, in Künsten und Gewerben, das Höchste leistet, und bei dem nicht Unterricht zu geben, sondern zu nehmen sey! Alle Auswanderer der Art verfehlten ihr Ziel gänzlich, und Tausende solcher büßen jährlich ihre Thorheit in selbstverschuldetem Elende. Wenn sie nicht die Noth zum tüchtigen Gebrauche ihrer Arme ermuthigt, so gehen sie schmählich unter. Für Solche sey der Name Amerika ein Wort der Warnung! –

---

In unserm Bilde ist die erste Niederlassung eines Auswanderers treu veranschaulicht. Ein Stück vortreffliches Waldland, von dem man überall 100 Morgen[1032] vom Staate für 125 Dollars kauft, bildet des Ansiedlers Besitzthum. An der dasselbe durschneidenden Straße, nahe einer Felsenquelle, hat er sich mit Hülfe der Kolonisten in seiner Nachbarschaft sein Blockhäuschen aus Baumstämmen und Brettern erbaut. Ein Pferd, eine Kuh, einige Schaafe, Schweine, Hühner – damit beginnt er seine Wirthschaft. Noch hat er das schwere Geschäft des Urbarmachens, des Ausrodens des Waldes vor sich; doch hat er bereits einen Anfang gemacht, wie ein paar gefällte und verbrannte Baumstämme im Vorgrunde andeuten. Mit der Axt auf der Schulter schreitet er eben dem Gehölze zu, das saure Tagwerk noch bei Mondschein fortzusetzen.

Ein solches Blockhäuschen ist freilich eine gar ärmliche Wohnung, schlechter als sie der ärmste Landmann in Deutschland besitzt; aber in ihr haust der Ansiedler auch nur ein, höchstens die zwei ersten Jahre. War er tüchtig an der Urbarmachung seines Grundstücks und hatte er in Betreff des Bodens gut gewählt, dann sieht er bald durch unglaubliche Fruchtbarkeit den Fleiß seiner Hände so reichlich belohnt, daß er sich ein größeres, bequemeres Haus bauen kann, und das erste dient ihm fortan als Scheune. Noch ein paar Jahre, und auch das zweite, größere wird zu Ställen und Speichern. Der Ansiedler aber errichtet sich ein Wohnhaus von Stein, bequem und stattlich. Wohlhabenheit ist bei ihm eingekehrt, und als Blockhäusler schon ein Freiherr von Rechtswegen, wird er es nun auch dem Aeußern nach. Fast abgabenfrei, durch nichts in der nützlichen Anwendung seiner Kräfte und seiner Geschicklichkeit gestört, behält er das, was er erwirbt, ganz und ungeschmälert, sein Vermögen wächst von Jahr zu Jahr, Achtung und Vertrauen seiner Mitbürger rufen ihn zu den Ehrenämtern des Gemeinwesens, dem er angehört, kurz, er erndtet die Früchte, die in diesem Lande, in welchem man von angeerbten, oder

1030 Griech. πανδέκτης, pandéktēs, „Allumfassendes“; eine spätantike Zusammenstellung aus den Werken röm. Rechtsgelehrter der klassischen Zeit. In der im 19. Jhd. in Deutschland entwickelten Pandektenwissenschaft erfolgte die Aufgliederung der Sachthemen – dem System der Pandekten folgend – in der Unterscheidung der Bücher nach Schuld- (Obligationen), Sachen-, Familien- und Erbrecht.

1031 Lat. Corpus iuris; allg. eine Rechts- und Gesetzessammlung.

1032 Siehe hierzu S. 119, Anm. 343.

verliehenen Vorrechten, von Monopolen, Privilegien, Geburtsrang und Ehrenzeichen und ihren Gegensätzen nichts weiß, – der Arbeit sicher beschieden sind.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 85f.




XXXV. Die Felsenbrücke in Virginien,
in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Spurlos vergeht der Menschen Pfad in dem Raume der Ewigkeit, wie der des Wanderers durch ein Sandmeer hinter dem ein leichter Wind die flachen Zeichen seiner Füße verweht. Ein paar Jahrtausende, die zur Ewigkeit wie ein Tropfen zum Weltmeer sich verhalten, dauern, wenn’s hoch kommt, ihre herrlichsten Werke, ihr gefeiertstes Wirken; Alles, was vom Menschen kommt, das Größte, wie das Kleinste, theilt früher oder später des Vergessens oder Verschwindens gemeinschaftliches Loos. Aber was die Natur in geheimnißvoller Werkstätte Großes gebaut hat. das erhält sich länger.

Die natürliche Brücke in Virginien (in der nach ihr benannten Grafschaft „Felsenbrücke" [BOCKBRIDGE[1033]]) ist eines jener stupenden Werke, die wir anstaunen, deren Entstehen wir uns aber nicht enträthseln können. Man denke sich eine Brücke über eine fast 300 Fuß tiefe, 90 Fuß breite Thalschlucht, aus einem Bogen und aus einem Stein, diese Brücke 100 Fuß breit und in der Mitte 40 Fuß dick, und man hat eine schwache Vorstellung von diesem berühmten Wunderwerke der Natur. „Obschon" – sagt ein neuerer brittischer Reisender, „der Allmächtige, dessen „Werde" diese Brücke über das sonst nicht zu passirende Felsenthal schuf, sie auch, und gerade an den gefährlichsten Stellen, mit Brustwehren von Felsblöcken versah, so haben doch nur Wenige der sie Betretenden den Muth, über die Lehne hinüber zu blicken in die schauerliche Tiefe, durch welche ein gewaltiger Bergstrom[1034] schäumend und tosend dahinbraußt. Aber ergreift bei'm Hinabsehen betäubender Schwindel, so packt unnennbares Gefühl den Wanderer, der unter der Brücke zu ihr hinauf schaut. Ein tobender Gewittersturm – Laokoon[1035], – die Martern der Hölle mögen sich beschreiben lassen; aber die Empfindungen, welche die Seele bei diesem schauerlich-majestätischen Anblick bewegen, beschreiben zu wollen, ist unmöglich."[1036] – Auch ich will nicht versuchen, dem Schauenden nachzuempfinden, oder des großen Stoffes mehr Herr seyn wollen, wie er, und so mögen diese wenigen Worte als Begleiter des vortrefflich ausgeführten Bildes genügen.

---

[1033] Recte: Rockbridge.

[1034] Cedar Creek.

[1035] Griech. Λᾱοκόων, Laokóōn; warum in diesem Zusammenhang der trojanische Laokoon bemüht wird, bleibt allerdings ein Rätsel.

[1036] So nur in „Meyer's Universum" zu finden.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 85f.

## XXXVI. Corfu[1037].

Um die Westküste von Griechenland, von der Einfahrt in's adriatische Meer an bis zur Spitze von Morea[1038], lagert sich, sichelförmig, eine Gruppe von 7 größeren*)[1039] und vielen kleineren Eilanden. Ihre unregelmäßigen, zerrissenen Formen, ihre hohen und steilen Felsenküsten, die Gebirge, welche sich in wilder Verworrenheit in den größern aufthürmen, lassen vermuthen, daß sie einst sämmtlich einen Theil des Festlandes ausmachten, von dem sie, durch irgend eine jener Katastrophen, welche der Rinde unserer Erde ihre gegenwärtige Gestalt gegeben haben, in undenklicher Vorzeit gewaltsam abgerissen wurden. Diese Eilande sind die Ionischen Inseln, seit dem Jahre, das der Abhängigkeiten so manche als Freiheit ausprägte, (seit 1815) ein unabhängiger Freistaat geheißen[1040]. England, das sie als ein Hauptbollwerk seines Weltreichs und seiner Macht im mittelländischen Meere in Besitz hat, beherrscht sie unumschränkter als seine Colonieen, unter dem Titel eines Protektorats. Eine republikanische Scheinverfassung weist einem Senate von 6 und einer gesetzgebenden Versammlung von 40 Mitgliedern, jenem die ausübende, dieser die legislative Gewalt zu; aber die Wahl und Amtsdauer des erstern hängt von dem BON PLAISIR[1041] des Protektors ab, und die Wirksamkeit der Gesetzgeber beschränkt sich auf die Bejahung der Vorschläge des Lord-Oberkommissärs der britischen Regierung. Damit die Nichtigkeit der Centralgewalt des Senats dem Volke begreiflicher werde, so hat man jeder Insel eine Lokalregierung gegeben, an deren Spitze ein Regent[1042] im Namen des Senats die ausübende Macht auf der Insel versehen soll. Aber auf jeder Insel stellt auch der Lord-Oberkommissär einen Stellvertreter seiner Person, einen Engländer auf. Kein Akt eines Regenten ist gültig, wenn die Genehmigung des englischen Delegaten fehlt, welcher überdieß das Recht hat, Regenten und Räthe ohne vorherige Anfrage beim Senate jeder Zeit zu entsetzen. Auch die Richterstellen der Obertribunale werden vom Protektor besetzt, die öffentlichen Kassen sind seiner Controle unterworfen, die Land- und Seemacht commandirt er, die Militärgewalt wird durch ihn von 4 Regimentern englischer Truppen geübt. Die Ionische Miliz, auch 4 Regimenter, ist von englischen Offizieren befehligt, die öffentliche Meinung endlich wird in der Drukkerei des Lord-Oberkommissariats und unter dessen Censur ausgeprägt. Dieß die Freiheit der Ionischen Republik!

Welchen Gebrauch macht aber England von dieser unumschränkten Gewalt, welche ihm in jenem sogenannten Freistaat eingeräumt worden? Wie es von einem in der politischen Bildung so weit vorgeschrittenen und selbst freien Volke nicht anders seyn kann, den der Mäßigung und Weisheit. England hat seine Macht hier stets auf eine segensreich wirkende Weise geübt. Seit der Herrschaft der Britten, unter dem allmächtigen Schutze ihrer Flagge, hat sich der Handel verdreifacht! und fast in glei-

---

[1037] Griech. Κέρκυρα, Kérkyra; osman. قورفه, Ḳorfa (von griech. κορυφοί, koryphoí, „die Spitzen" der drei die Insel beherrschenden Gipfel); dt. Korfu. Die Abb. war bereits in mit leicht veränderter Bildunterschrift in dem vom Otto Ludwig Bernhard Wolff (1799–1851) herausgegebenen „Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Erster Band. A bis C." (Leipzig: Ch. E. Kollmann 1834) erschienen.

[1038] Siehe hierzu S. 190, Anm. 565.

[1039] *) Corfu [(siehe hierzu S. 343, Anm. 1037)], Paxo [Paxos (griech. Παξός, Paxós)], Sainte Maura [Lefkada (griech. Λευκάδα, Leukáda; ital. Santa Maura)], Zephalonia [Kefalonia (griech. Κεφαλονιά, Kephloniá)], Theaki [Ithaka (griech. Ιθάκη, Ithákē)], Zante [Zakynthos (griech. Ζάκυνθος, Zákynthos; ital. Zante)] und Cerigo, das alte Cythera [Kythira (griech. Κύθηρα, Kýthēra; ital. Cerigo)].

[1040] Siehe hierzu S. 196, Anm. 581.

[1041] Frz. „à bon plaisir / nach Belieben".

[1042] Zu jener Zeit wohl George Nugent-Grenville, 2nd Baron Nugent of Carlanstown (1789–1850), von 1832 bis 1835 „Lord High Commissioner of the Ionian Islands".

chem Maaße ist der Anbau der Ausfuhrartikel, Corinthen (allein jährlich über 400,000 Zentner), Baumwolle, Südfrüchte, Olivenöl, gestiegen. Das Innere der größern Inseln, welches die Engländer unwegsam fanden, durchschneiden jetzt prächtige und bequeme Landstraßen und 450 neuerrichtete Landschulen, 5 Lyceen und eine Universität (in Corfu gegründet 1823) verbreiten unter der griechischen, fast verwilderten Bevölkerung (jetzt 300,000) durch alle Klassen die Saat des nützlichen Wissens und der Bildung.

Corfu, die Hauptstadt des Landes und der Gegenstand unsers Bildes, liegt auf der nordöstlichen Spitze der 10 Quadratmeilen[1043] großen Insel gleiches Namens, der albanischen Küste gegenüber, von welcher es eine Meerenge scheidet. Das steile Felsengestade, auf welchem sich die Stadt, eine für die größten Schiffe sichere Meerbucht umschließend, erhebt, ist noch durch unermeßliche Bauten der Befestigungskunst unzugänglich gemacht und auf den Höhen im Rücken der Stadt erheben sich uneinnehmbare Werke, welche, vereint, Corfu zu einem zweiten Gibraltar[1044] machen. Die Stadt, die von der Seeseite her einen herrlichen, höchst imposanten Anblick gewährt, hat jetzt über 20,000 Einwohner (1808 nur 12,000) und ist der Sitz des Lord-Oberkommissärs sämmtlicher Centralbehörden, der Universität, (1823 mit 500 Studenten, meistens vom griechischen Festlande) des Erzbischofs, mehrer gelehrten Gesellschaften und der Lieblingsaufenthalt reicher Engländer, welche ein herrliches Klima, die gesunde Luft, der Zauber der wunderschönen Gegend und die Leichtigkeit, von hier aus das classische griechische Festland zu bereisen, jährlich in großen Schaaren herbeizieht.

---

[1043] Siehe hierzu S. 246, Anm. 742.

[1044] Arab. جبل طارق, Ǧabal Ṭāriq, „Berg des Tarik“; die Insel war 1704 im Spanischen Erbfolgekrieg von den Briten besetzt und im Frieden von Utrecht vom 11. April 1713 diesen völkerrechtlich zugesprochen worden.


XXXVI.
CORFU
Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. zu Hildbh.
Eigenthum d. Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 86-88.

## XXXVII. Cintra[1045] bei Lissabon in Portugal.

Als eine Fortsetzung des spanischen Hochgebirgs streckt sich die Sierra d'Estrella zwischen dem Tajo und der Küste zungenförmig dem Ocean zu, eine der herrlichsten Alpengegenden der Erde bildend. Zwar erreichen ihre Gipfel, die sich 7 bis 800 Fuß hoch erheben, in so südlicher Breite die Grenze nicht ganz, welche in der organischen Natur das Leben von dem Tode und ewiger Erstarrung scheidet; aber sie kommen ihr nahe genug, um die Vegetation der Schweizer Gebirge in allen ihren Abstufungen, von der bei Genua an bis zu der an den äußersten Marken der Gletscher, auch auf ihnen wiederfinden zu lassen. In den geschütztesten, südlichsten Thälern prangen die Pflanzenfürsten der Tropen, die hohe Palme und die majestätische Aloe mit ihrer oft dreißig Fuß hohen Blumenpyramide. Pomeranzen- und Zitronen-Haine und alle Kinder der italienischen Flora bedecken die Abhänge und in den schon höhern Thälern grünen Oliven und der rankende Weinstock. Noch höher hinauf wechseln Obstpflanzungen mit Getreidefeldern ab und die höchsten Berggipfel bekleidet die Natur mit den dunkelgrünen, dichten Matten der kurzen Alpgräser und der bunten Stickerei der Alpröschen und Anemonen.

In diesem herrlichen Gebirgslande ist es der südwestlichste Theil, jener, welcher sich der Mündung des Tajo zuneigt, der in unsere Betrachtung fällt. Die Nähe von Lissabon macht ihn zum Lieblingsaufenthalt der portugiesischen Großen und Reichen, die sich, gemeinschaftlich mit den Dienern der Kirche, in dieses Paradies getheilt haben. Schlösser und Parks des Königs, der Prinzen und Vornehmen, Landhäuser und prachtvolle Klöster bedecken die Cintra (so heißt dieser Theil des Berglandes) in weitem Halbkreise um die Hauptstadt.

Cintra, jenes auf unserm schönen Bilde am Fuße grotesker Alphörner hingestreckte Städtchen, liegt 5 Stunden von Lissabon, inmitten der bewunderten Landschaft, die, in seiner Nähe, die reizendsten und berühmtesten Parthien darbietet. Die Villa des Patriarchen von Lissabon, die Quinta Marialva, und die von Pensa verde, (Sommerwohnung des englischen Gesandten) auch die eines reichen Engländers, Lord's Beckford[1046], – die Quinta Monserrat genannt, – sämmtlich mit den großartigsten sich weit in's Gebirge erstreckenden Parks, in welchen die herrlichsten Naturscenen, rauschende Bergwasser, Caskaden, Felsenlabyrinthe abwechseln, sind die besuchtesten Punkte. Da dieses Gebirgsamphitheater gegen das Meer hin sich öffnet, so beherrscht es von tausend und aber tausend Punkten die unermeßlichste Aussicht auf den spiegelnden, wallenden Ozean, den Fischerbarken, Küstenfahrer und große Seeschiffe, welche dem Tajo und der Hauptstadt zueilen, unausgesetzt beleben. Unfern von Cintra ist auch noch das berühmte Korkkloster[1047], das in dem schauerlichsten Theil des Gebirges, unfern von dem, hier über 1000 Fuß hohen, Bord des Meers in einen ungeheuern Granitkoloß ausgehöhlt ist, eines der erstaunungswürdigsten Werke des aus dauernden Menschenfleißes und der Menschennarrheit. Es enthält eine Kirche, Refektorium, 15 Mönchszellen und mehre Vorrathsgewölbe. Wegen der Feuchtigkeit in diesen Felsenwohnungen sind sämmtliche Gemächer mit dicken Korkplatten bekleidet. Daher der Name.

[1045] Portug. Sintra; arab. شنترة, Šintara bzw. Šantara.

[1046] Der engl. Schriftsteller und Exzentriker William Thomas Beckford (1760–1844).

[1047] Portug. Convento dos Capuchos, Kapuzinerkloster (früher Convento da Santa Cruz, Heiligkreuzkloster).




CINTRA BEI LISSABON
in
Portugal.

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr: Instit: in Hildbh.

Eigenthum der Verleger.

Seit der Invasion der Franzosen[1048] waren diese traurigen Aufenthaltsorte fauler, sich kasteiender Fanatiker nur zur Hälfte bewohnt, und ein kürzliches Dekret des Regenten von Portugal[1049] hat sie vollends geschlossen. Werden sie sich nie wieder öffnen? Wird es Don Pedro mit der Regeneration Portugals gelingen? Daß dem so wäre! Aber wohl eher verliert er seinen Kopf, als daß er ihn seinem Volke zurecht setzt. – Don Pedro’s Thun ist ein göttliches, ja! – ein Wassertragen mit den Töchtern des Danaus[1050]. Er hat vergessen, daß, wenn, wie Byron[1051] meint, Europa ein Zuchthaus ist, das Stück vom Welttheil, das jenseits der Pyrenäen liegt, ein Correktions- und Irrenhaus zugleich ist. Die Rotte der Gaukler, Gauner und Heuchler, der dortigen Völker Lehrer und Heilige, haben seit anderthalb Jahrtausenden an ihnen abgerichtet, sie zur dummen Viehherde zu machen; und war Erziehung, Gesetze, Aberglaube und Fanatismus durch 50 Generationen störungslos hervorgebracht haben, das schafft man im Nu nicht um mit einem „Ich will!“ Don Pedro denkt, er habe mit einem vernünftigen Wesen zu thun; er befiehlt dem kriechenden Volke aufrecht zu gehen – und siehe! der Pudel erhebt sich und macht gravitätisch seinen Pas[1052]. Aber täuschen wir uns nicht; es ist doch nur ein Pudel auf 2 Beinen, und der steht weder lange, noch fest. Wer brachte noch je aus einer tauben Nuß einen gesunden Kern? Die Zähne kann man sich daran stumpf beißen, aber mit dem Kern ist’s nichts. Das portugiesische Volk und das spanische sind eher und leichter neu zu machen, als auszubessern. Dem Regenten Portugals geht’s wie dem Auszehrenden, der an Genesung glaubt, wo die Todesgefahr am nächsten ist. Die Zeit wird’s lehren, daß ich recht habe.

*Dom Pedro IV., König von Portugal (siehe hierzu S. 348, Anm. 1049).*

[1048] Im Jahre 1807.

[1049] Peter I. (portug. Dom Pedro I; 1798–1834), von 1822 bis 1831 Kaiser von Brasilien, vom 10. März bis 2. Mai 1826 und unter dem Namen Peter IV. (portug. Dom Pedro IV) König von Portugal und ab 1831 unter dem Titel Peter von Braganza (portug. Dom Pedro de Bragança) Regent für seine minderjährige Tochter Maria II. (1819–1853). Der von Johann Friedrich Bolt (1769–1836) nach einer Vorlage von Johann Hieronymus Barckhan (1785–1865) ausgeführte Stich wurde dem folgenden Werk entnommen: „Gothaischer genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1828 – Fünf und Sechzigster Jahrgang“ (Gotha: J. Perthes [1827]).

[1050] Die 50 Töchter des Königs Danaos (griech. Δαναός) von Argos, die alle – bis auf eine – auf dessen Anordnung in der Brautnacht ihre Männer töteten und dafür zur Strafe im Tartaros (griech. Τάρταρος) ein durchlöchertes Faß mit Wasser füllen mußten.

[1051] Siehe hierzu S. 85, Anm. 233.

[1052] Frz., der Schritt, hier jedoch im Sinne von Tanzschritt.




LISSABON VOM FORT ALMEDA
jenseits des Tajo

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 61835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. [3]-6.

## XLVII. Lissabon[1053].

Prächtig ist der Anblick von Neapel, Genua, Venedig; reizend und malerisch der von Stockholm und Messina; erhaben und kolossal der von Constantinopel[1054]: aber weder an Größe noch an Schönheit übertreffen sie den von Portugal's Hauptstadt, dem Thore Europa's. Von Almada's Felsenbastei (dem günstigsten Standpunkte für die Betrachtung Lissabons), schweift der Blick über den majestätisch wie ein Meer sich zwischen hohen Borden fortwälzenden Tajo, und jenseits, auf 3 Hügeln, von denen unzählige Häuserreihen nach allen Richtungen bis an's Ufer und weit in die benachbarten Niederungen sich hinranken, thront, in malerischer Gruppirung, die Königsstadt. Sieben bis achttausend, zum Theil prächtige, Sommerwohnungen (Quinta's), Schlösser, Kapellen und Klöster bedecken in einer Entfernung von mehreren Meilen und so weit das Auge reicht, die romantischen Ufer des Stromes, die Hügel, wie die Thäler, und die üppigste Vegetation in lachenden Gärten, in Weinpflanzungen, Oliven- und Orangenhainen, hilft, vereint mit dem tiefen, reinen Blau des südlichen Himmels, ein Panorama vollenden, das den Beschauer mit Entzücken und Bewunderung erfüllt.

Glücklich der, der in diesem herrlichen Anblick ungestört schwelgen kann. Wem aber Harmonie in Wesen und Form, im Innern und im Aeußern allein reinen, dauernden Seelengenuß gibt, – ihm, dem denkenden Beschauer, dem wird bald in all dieser Herrlichkeit ein Gefühl der Trauer und des Wehes ergreifen! – Wie er in dem prachtvollen Riesenpanorama von Constantinopel, in den tausend Minarets[1055] der Moscheen und in den goldenen Kuppeln des Serails[1056] und der Kiosk's[1057] an des Bosphorus[1058] lachenden Ufern, nur Maalzeichen sieht einer untergegangenen schöneren menschlichen Kultur, nur die traurigen Symbole der Despotie und Sklaverei, des vollständigsten Sieges der List und Gewalt Einzelner über die schwache, zur Gedankenlosigkeit erzogenen rohen Menge: so kann er Lissabon nicht schauen, ohne daß ähnliche niederdrückende Empfindungen in ihm rege werden. Er gedenkt der Zeit, als Lissabon der Sitz der europäischen Kultur war, als die edelsten Eigenschaften, welche den Menschen zieren, hier, unter seinen Einwohnern, häufiger als irgendwo Ausbildung erhielten; als Heldenmuth und Vaterlandsliebe seine Bürger zu Großthaten begeisterten, als ihr Unternehmungsgeist vorher unbekannte Länder und Meere entdeckte und durchschiffte, und in den fernsten Welttheilen Königreiche dem Vaterlande zinsbar machte; – der Zeit, als das kleine Portugal in der politischen Waagschaale der Reiche die Rolle Venedig's übernahm und alle Macht in sich vereinigte, die der Besitz des Welthandels und seiner Reichthümer gewährt. – Vergleicht er das Lissabon von damals mit dem von jetzt, so gemahnt's ihm nur noch wie ein Riesenschatten vergangener Wirklichkeit und die prachtvollen Klöster und Abteien, welche so malerisch seine Hügel zieren, erscheinen ihm wie ungeheuere Buchstaben, die, zum Worte vereint, den Fluch ausdrücken, welcher auf diesem gesegneten Lande lastet.

Ehe die Jesuiten[1059], zwar nicht dem Namen, aber der That nach, Jahrhunderte lang Portugal's Thron beherrschten; ehe die schlaue, tiefe, selbstsüchtige Politik dieser Priester das hochherzigste, frei-

---

[1053] Phöniz. 𐤀𐤋𐤉𐤑 𐤅𐤁𐤁𐤏, ʾAliṣ Ubbʾo, „schöne Bucht“ bzw. „fester Hafen“; griech. Ολισσιπο, Olissipo bzw. Ολισσιπόνα, Olissipóna; lat. Olisippo bzw. Ulyssippo; arab. الأشبونة, al-ʾIšbūnah; portug. Lisboa.

[1054] Veraltet für İstanbul/Istanbul (siehe hierzu S. 258, Anm. 765).

[1055] Siehe hierzu S. 164, Anm. 465.

[1056] Osman. سراى, saray, „der Palast“.

[1057] Siehe hierzu S. 303, Anm. 935.

[1058] Veraltet für Bosporus (siehe hierzu S. 258, Anm. 768).

[1059] Das Narrativ der jesuitischen Weltverschwörung kam im prot. Deutschland kurz nach der Gründung des dezidiert gegenreformatorischen kath. Ordens im Jahre 1540 auf und hielt sich bis weit ins 20. Jhd. Nachhaltig verstärkt

heitssinnigste, unrerrichtetste und gewerbfleißigste Volk in den faulsten, unwissendsten, stupidesten und bigottesten Menschenhaufen der Erde verwandelte; – damals, im sechzehnten Jahrhunderte, bedeckten 56,000 Häuser diese hesperidischen[1060] Hügel und 60,000 Einwohner belebten sie. Mit 2000 eigenen Schiffen befuhren die Lissaboner Kaufleute, reich und stolz wie Könige, alle Meere der Erde, und die Schätze und die Erzeugnisse des Portugal meist zinsbaren Indien's und Afrika's, die von China und Japan fielen ihm ausschließlich zu. Die portugiesische Flagge wehete in allen Häfen, Lissabon's Seefahrer erfüllten die Welt mit ihrem Ruhm, seine Helden stritten für des Vaterlandes Ehre in Asien und am Congo und besangen zugleich ihre und ihrer Genossen Großthaten in unsterblichen Liedern. Sprüchwörtlich war Lusitanische Hochherzigkeit und Lusitanischer Unternehmungsgeist unter allen Völkern geworden. – Zwei Jahrhunderte der Jesuiten-Erziehung genügten, um Alles dieß in Gegensätze zu verwandeln. Aus Manufakturen und Fabriken sind Klöster geworden; wo der Fleiß wohnte, haußt die Faulheit; der portugiesischen Schifffahrer Ruhm ist verschollen; Portugals Flagge ist unbekannt geworden auf den meisten Meeren; Indien und Afrika gehorchen Lusitanien's[1061] Zepter nicht mehr; Lissabon selbst ist zum Theil verödet; Gärten und Parkanlagen grünen auf Marktplätzen, der Weinstock auf dem Schutte von Straßen, und die Volksmenge der Königsstadt ist unter 200,000 gesunken. Fremde Kaufleute beuten die Vortheile ihrer herrlichen Handelslage aus und die brittische Flotte wiegt sich, mit dem Stolze des Herrschers, auf des Tajo's wogendem Busen; das Volk aber, dumpfsinnig gehorcht's, wie eine Viehheerde, den wechselnden Hirten und diese werden von der auswärtigen Diplomatie, Unmündigen gleich, am Gängelbande geleitet. – Selbst Italien bietet kein Beispiel tieferer Entwürdigung, größerer Entartung von Volk und Staat.

Kehren wir jedoch von dieser allgemeinen Betrachtung zurück zu unserm Bilde. – Almada[1062], auf hohem Felsen, Lissabon gegenüber, ist eine Festung, welche die Hauptstadt von dieser Seite des Tajo beschützt. Der Strom, von der Rechten herkommend, ist hier ¾ Stunden breit und wälzt sich gegen die Linke hin in's Meer. Unterhalb der Stadt gewinnt er die Breite von 1 ½ Meile und oberhalb erweitert er sich zu einem See, der romantische Ufer zur Einfassung hat. Nach der Mündung zu beschützen ihn mehrere Forts, St. Juliao[1063], Torre di Bugio[1064], St. Sebastiao[1065]; am Ende der Stadt aber das alte maurische Castell Belem[1066]. – Nur der Haupttheil Lissabon's, der auf den 3 Anhöhen, ist im Bilde sichtbar. Auf dem Hügel links liegt das prachtvolle Kloster von Penha de França[1067]; die Spitze des zweiten bedeckt die Kirche von Nossa Senhora de Monte[1068]; vom Rücken des äußersten rechten

---

wurde diese Form des Anti-Jesuitismus durch eine 1614 in Krakau erschienene Fälschung von angeblich internen „Monita secreta / Geheime Ermahnungen“, die der aus dem Orden ausgeschlossene Hieronymus Zahorowski (1582–1634) herausgeben hatte.

[1060] Siehe hierzu S. 258, Anm. 764.

[1061] Lusitania war die lat. Bezeichnung für die Besitzungen des Römischen Reiches (lat. Imperium Romanum) im heutigen Portugal.

[1062] Arab. المعدن, al-māʿden, „das Metall, die Mine“; eine Stadt – von der Nähe her fast ein Vorort zu nennen – nahe Lissabon.

[1063] Portug. Forte São Julião da Barra; ein nach Plänen von Miguel de Arruda († 1563) von 1553 bis 1568 erbautes Fort im Vauban-Stil, das noch fast vollständig erhalten ist.

[1064] Portug. Forte de São Lourenço do Bugio bzw. Torre do Bugio; eine in den Jahren 1590 bis 1657 nach Plänen des Architekten Francisco de Holanda (eigentl. Francisco d'Olanda; 1517–1585) erbaute Befestigungsanlage.

[1065] Portug. Forte de São Sebastião de Caparica bzw. Fortaleza de Torre Velha, „Festung des Alten Turmes“; Befestigungsanlage des 16. Jhd.s in Almada (siehe hierzu S. 351, Anm. 1062).

[1066] Portug. Torre de Belém (eigentl. Torre de São Vicente); die berühmte, von 1515 bis 1519 nach Plänen von Francisco de Arruda († 1547) errichtete Turmanlage an der Tejomündung, heute eines der bekanntesten Wahrzeichen Lissabons.

[1067] Portug. Nossa Senhora da Penha de França, Unsere Liebe Frau vom Felsen Frankreichs; ein Marienheiligtum (Hochfest: Mariä Geburt, 8. September) bei Lissabon; es erhielt seinen Namen von einem Wallfahrtsort bei Salamanca in Spanien.

[1068] Portug. Capela de Nossa Senhora do Monte bzw. Ermida da Senhora do Monte.

Hügels schimmern die Thürme von St. Vinzente[1069], der prächtigen Basilika, in welchem die Leiber der lusitanischen Könige ruhen. Etwas weiter unten, in derselben Richtung, sind die 2 Thürme der Cathedrale[1070] kenntlich; noch tiefer, an der äußersten Spitze, die Gebäude, welche den großen Commerzplatz[1071] umgeben, den schönsten Lissabon's, geziert durch die prachtvolle Börse[1072], das Zollhaus[1073] und das Arsenal[1074]. Unter den 350 Kirchen und 50 Klöstern (letztere zum Theil magnifik von stadtgroßem Umfange), zeichnet sich die uralte Patriarchalkirche[1075], die mit verschwenderischer Pracht, aber geschmacklos, gebaut ist und unermeßliche Schätze an Kunstgegenständen, Reliquien und Kostbarkeiten bei einem königlichen Einkommen von 700,000 Thalern besitzt und die weniger große, aber weit schönere sogenannte neue Kirche[1076], aus. – Palläste gibt es wenige und diese sind mehr wegen ihres großen Umfangs, als um ihres Styls bemerkenswerth. – Lissabon's Lage ist nach allen Seiten hin offen, die meisten Straßen der Stadt sind uneben, ungerade, oft mit Gärten und Weinbergen unterbrochen; die Häuser sind hoch und haben ein finsteres, ungefälliges, oft verfallnes, keineswegs eine Königsstadt andeutendes Ansehen. Die ansehnlichsten Straßen laufen am Tajo hin. Hier wohnen die fremden Kaufleute; sie bilden den Mittelpunkt des Verkehrs. – Der schönste Stadttheil ist O Meja[1077], derjenige, welcher nach dem Erdbeben vom 1. Nov. 1755 auf den Trümmern von 16,000 Häusern, welche 30,000 Menschen erschlugen, neu gebaut wurde. Er hat gerade und regelmäßige Straßen, meistens schöne, nicht zu hohe Häuser und große Plätze, unter denen sich der genannte Commerzplatz (auf welchem ebenfalls der, durch das Erdbeben eingestürzte, königliche Pallast stand) und der berüchtigte Roccio auszeichnet. Dieser, ein 1800 Fuß langes und 1400 Fuß breites Viereck, war der Ort, auf dem die Jesuiten durch die sogenannte heilige Inquisition[1078] vor dem verblendeten dummen Volke jene gräßlichen Schauspiele ausführten, die unter dem Namen AUTO DA FÉS[1079] das schwärzeste Blatt in der Geschichte des Pfaffenthums bilden. Hier brachte man Menschenopfer dem Gott der Liebe und Barmherzigkeit und noch bei Menschengedenken rauchten auf offenem Markte, im civilisirten, christlichen Europa, jene Altäre des scheuslichsten Götzendienstes. Erst der Blitzstrahl der französischen Revolution stürzte sie nieder. – Aber wenig hat gefehlt, so hätte die Menschheit die Schmach erlebt, sie in unsern Tagen wieder aufgerichtet zu sehen durch einen Fürsten[1080], der mit dem lauten

---

[1069] Portug. Igreja e Mosteiro de São Vicente de Fora, Kirche und Kloster St. Vinzenz vor den Mauern; ein von 1582 bis 1629 nach Plänen von Juan de Herrera (1530–1597) und Filipe Terzio (eigentl. Filippo Terzi; 1520–1597) erbauter Klosterkomplex des Augustinerordens in Lissabon.

[1070] Die ab 1147 anstelle einer Moschee erbaute Kathedrale von Lissabon „Santa Maria Maior de Lisboa".

[1071] Portug. Praça do Comércio, Platz des Handels, ein am Tejo-Ufer gelegenes, nach dem Erdbeben von 1755 anstelle des königl. Schlosses errichtetes, äußerst repräsentatives städtebauliches Ensemble.

[1072] Die Börse von Lissabon befand sich bis 1994 im Torreão Nascente am Praça do Comércio (s. o.).

[1073] Das Zollhaus (portug. Alfândega) ist ebenfalls Teil des Praça do Comércio (siehe hierzu S. 352, Anm. 1071).

[1074] Das Arsenal Real da Marinha ist ebenfalls Teil des Praça do Comércio (siehe hierzu S. 352, Anm. 1071).

[1075] Die Kirche Sé Patriarcal, Dom des Patriarchen, ist eigentl. identisch mit der Kathedralkirche Santa Maria Maior de Lisboa (siehe hierzu S. 352, Anm. 1070).

[1076] Viell. die von 1682 bis 1712 errichtete Igreja de Santa Engrácia, die allerdings erst im 20. Jhd. fertiggestellt wurde und seit 1966 als Nationales Pantheon (portug. Panteão Nacional) genutzt wird.

[1077] Hiermit dürfte das unter dem portug. Premierminister Sebastião José de Carvalho e Melo, conde de Oeiras, marquês de Pomba (1699–1782) neuerrichtete Viertel „Baixa", die Unterstadt, gemeint sein.

[1078] In Portugal war die Inquisition 1536 auf Betreiben des portug. Königshauses eingeführt und 1821 durch die Konstituierende Nationalversammlung (portug. as cortes constituintes) abgeschafft worden. Der Prozentsatz, der von der Inquisition auf der iberischen Halbinsel vollstreckten Todesurteile lag für den entscheidenden Zeitraum von 1540 bis 1700 eindeutig unter der 2%-Marke, womit für diesen Zeitraum von ca. 1.500 bis 2.500 Todesopfern ausgegangen werden kann.

[1079] Span./portug. auto de fé, von lat. actus fidei, „Urteil über den Glauben"; die meist öffentliche Urteilsverkündung der span. bzw. portug. Inquisition. Die Urteilsvollstreckung fand allerdings an einem anderen Ort als dem der Verkündung statt.

[1080] Michael I. von Portugal (portug. Dom Miguel I; 1802–1866), durch Staatsstreich von 1828 bis 1834 König von Portugal. Der von Johann Daniel Laurens d. J. (ca. 1770–1832) nach einer Vorlage von José Vicente Sales

und stillen Beifall vieler andern Mächtigen, den Mordstahl gegen seinen Bruder[1081] erhob, Portugal in Blut ersäufte, die edelsten Männer der Nation in den Gefängnissen würgte; einen Fürsten, der mit Neronischer[1082] Grausamkeit und der Ruchlosigkeit eines Galba[1083] die Tigerarglist eines Tiber[1084] in sich vereinigt. Don Miguel, der hohe Schützling, hatte bereits die Jesuiten wieder herbeigerufen und war schon im Begriff, auch die Inquisition wieder einzuführen, als ihn, nicht das portugiesische, dumpfsinnig sich Schlächtern und Pfaffen hingebende Volk, sondern das Schwert der auf Portugal's Boden für Volksfreiheit Kampf suchenden Polen, Britten, Deutschen, Belgier und Franzosen aus dem Lande jagte. – Möge das Licht, welches in Don Pedro's hochherzigen und heldenkühnen Reformen über Portugal dämmert, einen langen heitern Tag für dasselbe verkündigen, und keine schnell wieder erlöschende Flamme seyn, oder gar das Feuerzeichen eines neuen Brandes werden, der Land und Volk vollends verzehrt. –



*Dom Miguel I., König von Portugal (siehe hierzu S. 352, Anm. 1080).*

Zwar nicht auf unserm Bilde zu sehen, aber das grandioseste und zugleich nützlichste Werk, womit die Baukunst die Königsstadt ziert, ist die berühmte Wasserleitung[1085], welche Lissabon mit Trinkwasser versorgt. Sie führt dasselbe von einem Berge auf 35 Bögen von Marmor, deren höchster sich 230 Fuß vom Grunde erhebt, über das Thal von Alcantera nach dem obern Theile der Stadt. Ihre Länge beträgt zwei Stunden. Sie ist ein Werk, das sich den stupendesten Bauten der alten Römer an die Seite stellen darf. Selbst bei dem großen Erdbeben brach es nicht, obschon sich mehre Bögen unter der wellenförmigen Bewegung der Erde senkten. – Das Werk ist die Zierde der Regierung Johann V.[1086]; vollendet ward's 1743.

(1801–1888) angefertigte Punktierstich wurde dem folgenden Werk entnommen: „Gothaischer genealogischer Hof-Kalender auf das Jahr 1828 – Fünf und Sechzigster Jahrgang“ (Gotha: J. Perthes [1827]).

[1081] Peter I. (siehe hierzu S. 348, Anm. 1049).

[1082] Siehe hierzu S. 62, Anm. 168.

[1083] Lucius Livius Ocella Servius Sulpicius Galba (3 v. Chr.–69 n. Chr.; ermordet), seit 68 n. Chr. römischer Kaiser; er wird besonders der hinterhältigen Treulosigkeit geziehen.

[1084] Siehe hierzu S. 24, Anm. 65.

[1085] Portug. Aqueduto das Águas Livres, Aquädukt für kostenloses Wasser; eine von 1705 bis 1750 erbaute Wasserleitung, die sogar das Erdbeben von 1755 unbeschadet überstand und erst 1967 außer Dienst gestellt wurde.

[1086] Johann V. (portug. Dom João V; 1689–1750), seit 1706 König von Portugal.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Neunter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1842. 148 S. qu.-8°. S. 122-124.

## CCCCXVII. Das Kloster Mafra bei Lissabon.

„Wir trafen die Maulthiere, welche unser lissaboner Wirth für uns gemiethet hatte, vor dem Thore seines Gasthauses, bestiegen sie unter den Scherzen ihres Führers und den Grimassen umstehender Gassenjungen und Pflastertreter, und ritten davon, gefolgt von dem Treiber zu Fuß, dem Arriero[1087], der seine Thiere mit einem Stachelstocke unbarmherzig anregte. Lissabon ist sehr groß und möchte, mit Einrechnung aller der Felder, Gärten und wüsten Plätze innerhalb seiner Ringmauer, den Flächenraum von Paris reichlich einnehmen. Die meisten Straßen sind sehr lang, dabei öde; ihr Pflaster ist abscheulich. Oefters stellen sie, auf langer Strecke, nur ein paar Gartenmauern vor, über welche sich die Fülle der südlichen Vegetation hervordrängt. Dichte Rosengebüsche mit tausenden der schönsten Centifolien[1088], eine über die andere hervorschwellend, weiß- und rothblühende Akazien, Orangenbäume voller Früchte, Cactus und Palmen ließen durch ihre Düfte die unangenehme Atmosphäre vergessen, welche Lissabons belebtere Gassen erfüllt. Als wir das Thor vor uns sahen, freueten wir uns darauf, dem Straßenpflaster zu entrinnen; aber wir wurden getäuscht. Auch die Chaussee war gepflastert und das Reiten darauf eine Marter. Die Landstraße, breit und prächtig angelegt, war menschenleer, was um so mehr auffiel, da sie nach zwei königlichen Landsitzen führt, und in die beste Gegend Portugals.

Die Landschaft selbst aber entschädigte uns vollkommen. Ueberall schweift der Blick über wohlgebaute Felder; üppige Saaten bedecken den Boden, und, obschon erst im April, so standen doch die Winterfrüchte schon in Aehren und die breiten Flächen glichen wogenden Meeren. Dorf reihete sich an Dorf; wohin wir schauten, da zeigten sich Wohnungen im dunkeln Laube der Oliven und von Citronengärten umgeben. Einzelne Grundstücke waren mit Hecken von Aloestauden eingefaßt, sowohl zum Schutze als zur Nutzung: denn ihre dicken, stachelbewaffneten Blätter werden vielfach verwendet, die Fasern zumal, welche, versponnen, äußerst dauerhafte Gewebe, Teppiche etc. etc. geben, oder zu Seilwerk verbraucht werden, das fast unverwüstlich ist. Wäre ganz Portugal so angebaut, wie diese Landschaft, wie glücklich wäre das Reich und wie es zu preisen! Aber dem ist nicht so; nur noch wenige Leguas[1089], und diese Kultur hört auf, halb Portugal liegt brach, kein Pflug berührt mehr die mütterliche Erde, welche die kleinste Pflege so dankbar vergilt; niedergehauen sieht man die Pinienwälder, ohne daß ein Mensch daran dachte, für künftigen Bedarf andere zu pflanzen. Der Landmann, ein Bild der Urmuth inmitten einer Wildniß, die ein Paradies seyn könnte, wohnt, wie der Samojede[1090], in höhlenartigen Hütten ohne Fenster und ohne andere Ausstattung, als die des Schmutzes. Schwer besteuert, steuert er doch keinen Pfennig; er gibt nichts, weil da das Gesetz aufhört, wo nichts zu nehmen ist. Dieser elende Zustand ist die Folge eines langen Despotismus, des Drucks der Feudalverhältnisse, des Adels und der systematischen Verdummung durch Pfaffen- und Mönchswesen. Er ist tief mit dem Leben der Nation verwachsen und die Hoffnung zur Besserung liegt fern.

Im Schatten der Pinien vor dem königlichen Sommerschlosse von Cintra[1091] machten wir Halt und ruheten aus. Nach Mafra, dem Ziele unserer Fahrt, hatten wir noch vier Leguas. Die Landschaft

---

[1087] Span., der Maultiertreiber (portug. arrieiro).

[1088] Eine den alten Rosen zugezählte Rosenart mit gefüllten Blättern (lat. centifolia, hundertblättrig).

[1089] 1 Légua = 28.168 Palmos = 6174,43 Meter.

[1090] Die Nenzen (nenz. ненэй ненэче, nenəj nenəče, russ. ненцы, nenzy), eine Volksgruppe im Nordosten des europ. Teils Rußlands und im Nordwesten Sibiriens.

[1091] Siehe hierzu S. 346, Anm. 1045.




KLOSTER MAFRA
in Portugal.

wird allmählich öder, dünner bevölkert, unfreundlicher, wasserarm. Wir ritten vier volle Stunden. Auf einer Anhöhe rief uns der Arriero zu und zeigte auf einen Ort in der Ferne, der ein Haufen niedriger Hütten war, aus deren Mitte, wie ein Zauberschloß, ein Gebäude von colossalen Verhältnissen emporstieg. Die kupfernen Dächer glänzten golden im Strahle der Frühlingssonne, die sich schon dem Horizonte zuneigte. Es war Mafra, das Kloster[1092].

König Johann V.[1093] hat es erbaut. Es enthält über 500 Mönchszellen und eine königliche Wohnung von 170 Zimmern und Sälen; auch eine Basilika. Alles ist prachtvoll, königlich: Marmor, Jaspis, Silber und Gold sind an Säulen, Treppen, Fußböden, Wänden und Ornamenten in Masse verschwendet. Mit den Millionen, welche dieser Palast der Faulheit aufzurichten gekostet hat, mit den Millionen, welche die Dotation desselben verschlang, hätte der Monarch das kleine Portugal glücklich für alle Zeiten machen können und den Segen des Volks noch in den fernsten Geschlechtern verdienen mögen. Auch hier kehrt die Bemerkung wieder, wie so oft die Fürsten lieber Eisfelder als Blumenfelder schaffen, lieber mit Lavinen zerschmettern, als mit erquickendem Regen befeuchten, und lieber Kerker und Zellen für Verbrechen und für Volksbetrug bauen, als Anstalten aufrichten für tugendhafte Aufklärung und Volksbeglückung.

König Johann ließ die berühmtesten Baumeister seiner Zeit an seinen Hof kommen, aus deren vereinten Vorschlägen der Plan zu dem unnützen Riesenbau entstand. Italienische, spanische, niederländische und französische Künstler schmückten Mafra mit Gemälden, Statuen, Arbeiten in Holz, Bronze und Silber, und die Kirche mit kunstvollen Werken von Gold und Edelsteinen. Blos allein in der Vorhalle der Basilika und in den Seitenkapellen stehen achtundfünfzig kolossale Statuen der Apostel und Heiligen aus kararischem Marmor: ein Cyklus von Meisterwerken, wie man in ganz Portugal seines Gleichen nicht wieder sieht. Alle Thürbekleidungen sind aus schwarzem Marmor, der Eingang zum Chore ist von Bronze, mit Bilderschmuck überdeckt. Die Altäre sind meist von Jaspis; von demselben kostbaren Gestein sind auch die meisten Säulen. Die Hauptgebäude haben platte Dächer von Kupfer, und ehemals prangten auf denselben Orangerien und duftende Blumensträuche, unter deren Schatten die Mönche bei dem nie rastenden Glockenspiele der Thürme und bei vollen Humpen der frischen Luft der Sierra[1094] genossen, oder der Ruhe pflegten; einer Ruhe, von allen Erdensorgen unbelästigt. Die Mönche speisten in Mafra ans massivem Silber. Sie hatten jährlich nahe an anderthalb Millionen Gulden[1095] Einkünfte zu verzehren, eine schwere Aufgabe, zumal in einem so wohlfeilen Lande, wo Dinge, die sonst als kostbare Leckereien gelten, für geringes Geld käuflich sind. Diese Schlaraffenherrlichkeit ist nun vorüber. Die Klostergüter sind eingezogen[1096], das Inventar ist verkauft; der Staat, oder vielmehr die Harpyen[1097], welche Portugal aussaugen, die Geldkönige in Israel und ihre christlichen Genossen, waren der geplünderten Kirche lachende Erben. Die Ordensgeistlichen leben jetzt von einer schmalen Pension in dem kleinen Städtchen, das die guten Tage des Krummstabs nicht vergessen kann. Das Kloster aber selbst steht leer. Die Stadt Mafra ist durch dasselbe entstanden, hat mit ihm geblüht, leidet und welkt mit ihm, wie der Epheu, der sich um dem Baumstamm rankt. Was Wunder, daß man in der Gegend nur Bemerkungen des Zorns und des Schmerzes über die Veränderung der Dinge hört, über die leeren Stätten, über die leeren Seckel der heiligen Väter, deren Opulenz und Genußgier früher eine Quelle des Verdienstes und Erwerbs für so Viele waren, und von deren Tafel täglich die Brosamen fielen, welche die Armuth sättigten. Ein dummes, verdummtes Volk hat nur Sinn für den Vortheil oder Genuß des Augenblicks. Staatseinrichtungen, die ihm solche nehmen, thun ihm wehe und es haßt sie, wären sie auch die weisesten. Den Segen, der in ihrem Gefolge zieht, sieht es nicht: denn Alles, was

[1092] Portug. Palácio Nacional de Mafra, eine 1755 nach Plänen von Johann Friedrich Ludwig (1673–1752) fertiggestellte Schloß- und Klosteranlage.

[1093] Siehe hierzu S. 353, Anm. 1086.

[1094] Span., das Gebirge (von la sierra, die Säge).

[1095] Siehe hierzu S. 70, Anm. 199.

[1096] Dom Pedro (siehe hierzu S. 348, Anm. 1049) hatte in seinem Dekret vom 28. Mai 1834 angeordnet, sämtliche Mönchsorden, geistl. Ritterorden, Hospize und Klöster aufzuheben und deren Güter einzuziehen.

[1097] Eine Harpyie (griech. ἅρπυια, hárpyia „Reißer“) ist ein geflügeltes Mischwesen der griech. Mythologie, das die Gesichtszüge einer Frau trägt.

jenseits der Gegenwart liegt, ist seinem blöden Blicke verborgen. Daher hat die Fürstenregel Machiavell's immer Stich gehalten:

> Willst du belobt seyn vom Volke, gepriesen als gütiger Herrscher,
> Ziehe es aus! – doch, klug, schenk' ihm das Hemdchen zurück.[1098]

[1098] So nur in „Meyer's Universum zu finden".

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 88-91.

## XXXVIII. Albany, im Staate New York.

Und doch wird es besser mit den Menschen! Wohl möcht' ich es manchmal, übermannnt von der Unzufriedenheit mit der Gegenwart, vom Anblick der Masse des Elends und Jammers, die mich umgibt, betäubt und befangen, vom Grimm über die Siege des Bösen und das Triumphgeschrei seiner Anhänger und Jünger aufgereizt, verläugnen; aber das Zeugniß der Thatsachen und der Vernunft, und die Stimmen der Gräber und der Monumente strafen mich Lügen.

Allerdings gibt es Länder, die nicht mehr sind, was sie in gewissen Epochen waren; Aegypten, Persien, Klein-Asien, Griechenland, Rom, – ihre Ruinen rufen über die Gegenwart: Wehe! wenn aber der Geist untersuchte, worin selbst damals die Weisheit und Glückseligkeit ihrer Einwohner bestand, so würde er finden, daß ihr Glanz mehr Schimmer als Wirklichkeit war. Er würde sehen, daß in den alten Staaten, selbst in jenen gepriesensten, ungeheure Laster, abscheuliche Mißbräuche hausten; daß das Volk mehr in einer herrschenden Kaste, als in einer wahren Gesammtheit bestand; daß die Regierungsgrundsätze barbarisch waren, daß die Völker mit gehässiger Eifersucht, ohne Achtung für Recht und Gerechtigkeit, einander gegenüber standen, wie Räuber und Mörder, ohne Sicherheitsgefühl und in unversöhnlichem Haß. Natur- und Menschenrechte waren unbekannte Begriffe. Fanatismus und grasser Aberglaube verderbten die rechtlose Politik vollends; ein Traum, eine Erscheinung, ein Orakel, eine Lüge eines elenden Betrügers im Priestergewande reichte hin, jeden Augenblick Kriege zu veranlassen, die die Menschheit erschütterten, Reiche und Völker verschlangen und das Glück vieler Millionen von Grund aus verderbten.

Noch sind zwar, leider! der Nationen viele von so großen Uebeln nicht befreit; selbst in unserem Welttheil gibt es noch Völker, an deren geistigen Regeneration der Denker verzweifelt: aber im Ganzen hat jener Uebel Wirkung sich doch sehr gemindert und die Erfahrung des Vergangenen ist nicht gänzlich verloren gewesen. Ein Chaos der Unwissenheit und Anarchie, Rückgang der Kenntnisse, Verlust der Erfahrung von Generation zu Generation, wie es im Mittelalter so viele Jahrhunderte bestanden, besteht nirgends mehr und ist, was erfreulicher ist, nicht mehr möglich. Seitdem die geheiligte Kunst, das Erlösungsgeschenk des allgütigen Weltgeistes, die Buchdruckerei, das Mittel darbietet, in einem Augenblick dieselbe Idee in allen Zungen Millionen Menschen mitzutheilen und sie so dauerhaft zu fixiren, daß die gesammte Macht aller Tyrannen und Lichtfeinde auf der Erde sie nicht vernichten kann; seitdem die Sprachen zweier[1099] großen, in der neuern Culturgeschichte der Menschheit oben an stehenden, politisch-freien Völker ein Gemeingut und Ideenaustauschmittel für fast alle Gebildete der Erde geworden sind, seitdem nähern sich von Tag zu Tag mehr und mehr die Geister, wird Uebereinstimmung im Denken und Handeln täglich entschiedener das Losungswort der Werkleute am Bildungs-Bau der Menschheit und hat sich eine stets zunehmende Masse des Unterrichts, eine sich immer mehr ausdehnende Lichtatmosphäre von Kenntnissen gebildet, welche dem Geschlechte eine in alle Ewigkeit fortschreitende Veredlung verheißt.

Aber bedürfte es noch mehr, um alle Zweifel von dem gesicherten Fortschreiten der Menschheit auf der Bahn der Veredlung aus der Brust des Denkers zu verbannen, so genügt ein Blick auf die andere Hälfte der Erdkugel, auf Amerika.

[1099] Hiermit sind wohl Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Amerika gemeint.


XXXVIII
Wall del:
Fr. Geißler direx:
Stahlstich von Ch. Daumerlang.
ALBANY IN NEW-YORK
Vereinigte Staaten.
Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instit. in Hildburghausen.
Eigenthum der Verleger.

„Dort stört nicht im Innern, Unnützes Erinnern,
Zu lebendiger Zeit, Und vergeblicher Streit.“[1100]

sagt Göthe so schön! Dort, wo, als Produkt der wahren Civilisation, die ewigen Gesetze der Natur die breiten, unverwüstlichen Grundlagen für den Weg bilden, auf dem die Menschheit dem Ziele der ewigen Vervollkommnung zustrebt, wird fortschreitende Verbesserung nothwendige Wirkung jener Gesetze, denn eben so unaufhaltsam strebt der freie Mensch sich glücklich zu machen, als das Feuer empor zu steigen, als der Stein zu sinken, als das Wasser sich zu ebnen sucht. Dort hat, seit länger als einem halben Jahrhundert, die Idee der Möglichkeit des allgemeinen Besserwerdens ein ganzes großes Volk durchdrungen, die rechten Mittel dazu hat es erforscht, geprüft, angewendet und bewährt gefunden. Durch die Auswanderung, die ihm die Blüthe der europäischen Menschheit zuführt, knüpft es die Zurückbleibenden jährlich mit tausend und aber tausend neuen Fäden an sich, und an diesen Fäden schlingen sich die transatlantischen Ideen herüber, und durchdringen unbemerkt der Massen Mark und Gebein. So beginnt und hat begonnen ein wechselseitiger Unterricht der Völker dieß- und jenseits des Ozeans, den keine Gewalt auf Erden mehr aufheben kann. Wenn nun als Folge dieses Unterrichts die Massen der Völker diesseits eingesehen haben, welches die Grundursachen des Glückes der Einzelnen und der öffentlichen Glückseligkeit sind; wenn sie ihre natürlichen Rechte, ihre natürlichen Pflichten in der Gesellschaft erkannt haben, werden sie sich dann nicht vor den Täuschungen der Habsucht, der Mutter der Ungerechtigkeit, vor Revolutionen und Anarchie verwahren lernen? werden sie dann nicht fühlen, daß sie mäßig und gerecht seyn müssen, weil der Vortheil und die Sicherheit eines Jeden darin besteht? werden sie dann nicht einsehen, daß es ein Rechnungsfehler der Rohheit und der Unwissenheit ist, auf Kosten Anderer gewaltthätig genießen zu wollen, weil Wiedervergeltung, Haß und Rache daraus entspringt und die Anarchie, nach ihr aber noch härterer Despotismus, die unzertrennlichen Begleiterinnen von Revolutionen sind, welche mit dem Zerbrechen der Wage der Gerechtigkeit beginnen? Und die Könige und Fürsten, werden diese, fühlend, daß sie so aufgeklärten Völkern gegenüber, ihre Macht ohne Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit nicht erhalten können, dann ihre Regierungsgrundsätze nicht modifiziren, sie nicht den Wünschen des Volks und den wahren Zwecken des Staats ausschließlich anpassen? werden sie dann nicht an der Spitze der neuen Ideen ihren würdigsten Platz einnehmen? Wird aber dann nicht die wahre Aufklärung mit Riesenschritten über den Welttheil schreiten, und muß dann nicht von Volk zu Volk ein Gleichgewicht der gegenseitigen Kräfte entstehen, wodurch, eben so wie durch die öffentliche Moral, Alle in der Achtung gegenseitiger Rechte erhalten werden? Ist aber dann Krieg noch möglich? und ist dann das goldene Zeitalter, in dem das gesittete Menschengeschlecht eine Familie ausmacht, die, durch einerlei Geist nach einerlei Grundsätzen regiert, alle Glückseligkeit genießen wird, deren die menschliche Natur fähig ist, noch eine Chimäre[1101]? Soll’s aber in Ewigkeit Traum bleiben, so bleibt’s zunächst Traum für den europäischen Theil der Menschheit. Mindestens soll man es Dem nicht verdenken, der die verhaßten Wirkungen der äußersten Ungleichheit der Reichthümer und Stände berechnet, und an die Erschütterung und Explosionen denkt, welchen der Welttheil, in dieser Periode der Parteiungen, ausgesetzt ist, oder der erwägt, wie langsam jener vorerwähnte Bildungsprozeß der Massen nothwendig von statten geht, und sich und seine Hoffnungen hinüber rettet in das transatlantische Jenseits, wo Das, was diesseits im glücklichsten Fall seinen Kindern und Enkeln werden kann, er selbst jetzt schon zu finden gewiß ist. –

Albany, nach New-York die größte und schönste Stadt im gleichnamigen Staate der Nordamerikanischen Union, liegt, sich malerisch, an einen Hügel hinauf rankend, bei’m großen Kanale[1102],

[1100] Zitat aus Johann Wolfgang von Goethes „zahmer Xenie“ „Den Vereinigten Staaten.“: „Amerika, du hast es besser \ Als unser Kontinent, der alte, \ Hast keine verfallenen Schlösser \ Und keine Basalte. \ Dich stört nicht im Innern \ Zu lebendiger Zeit \ Unnützes Erinnern \ Und vergeblicher Streit.“ Erstmals veröffentlicht in: Goethe’s Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Fünfundfunfzigster Band. […] (= Goethe’s nachgelassene Werke. – Funfzehnter Band). – Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1834. S. 96.

[1101] Frz. la chimère, das Trugbild, Hirngespinst.

[1102] Der von 1817 bis 1825 unter der Leitung von Benjamin Wright (1770–1842) erbaute Erie-Kanal.

jenem Wundermerke der neuen Welt, der in einer Strecke von 500 englischen Meilen[1103] New-York mit dem Eriesee und dem Ohio, und dadurch mit 10,000 Meilen schiffbaren Wasserstraßen, die bis in den äußersten Westen des Reichs sich verzweigen, in Verbindung setzt. Seine Entfernung von New-York beträgt 150 englische Meilen, welche man auf den täglich mit mehr als 1500 Reisenden hin- und hergehenden, mit Musikchören besetzten 12 Dampfbooten, trotz 12maligen Anhaltens an den zwischenliegenden Städten, in etwa 8 Stunden und für 2 ½–3 Dollars zurücklegt! Noch vor 35 Jahren war diese prachtvolle Stadt ein Blockhausdörfchen; 1815 zählte sie 8000, jetzt bereits 30,000 Einwohner. Sie ist der Mittelpunkt des Handels zwischen den Seestädten und den nördlichen Unionstheilen, und der Sammelplatz der in diesen Ansiedelung suchenden Auswanderer. Ihr Verkehr beschäftigt an 1000 Fahrzeuge und der Umsatz wird auf mehr als 60 Millionen Dollars jährlich geschätzt. – Sie hat ein Theater, öffentliche Bibliothek, hohe Schule und 28 Kirchen und Bethäuser für fast eben soviel verschiedene Glaubensbekenntnisse; denn in diesem Reiche der Freiheit und des Ueberflusses herrscht auch die größte Mannichfaltigkeit im Gebiete der Religion. Einförmigkeit ist der Wahlspruch des Despotismus, einförmig ist der Winter, der arme Norden und das Grab; aber in mannichfaltigen Gestalten erscheint der schöne Frühling, der reiche Sommer, der fruchtbare Süden, das fröhliche Leben. Darum ehren wir freudig den freien Glauben der freien Menschen da drüben, der auf hundert Wegen sich einem Ziele nähert! Warum wolltest du auch den Bruder verdammen, der mit gefalteten Händen zu dem Gotte der ewigen Barmherzigkeit fleht, weil die deinigen sich über der Brust voll Andacht kreuzen? Der Indianer, der sich gegen Osten wendet, um in der aufgehenden Sonne die wohlthätige Wirksamkeit des ewigen Weltgeistes anzubeten, der Jude, der sich gegen Abend neigt, um den Vater der Schöpfung für das Geschenk des durchlebten Tages zu danken; der Christ, der in sternheller Nacht gerührt niedersinkt und zum funkelnden Firmament sein „Vater!“ stammelt: was suchen alle diese anders als das Auge des Ewigen in den Sternen, das Auge der Liebe, Güte und Barmherzigkeit gegen alle seine Geschöpfe? Und doch verfolgen sich im Meinen, Glauben und Hoffen oft so feindselig die Menschen. Wahrlich! ist das kein Wahnsinn, so gibt es überhaupt keinen auf der Erde. – –

[1103] Siehe hierzu S. 124, Anm. 350.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 164-171.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 61-68.

## Albany.

Wer in Newyork des Morgens an Bord eines der zahlreichen Dampfer geht, die an den meilenweit sich erstreckenden Werften dem Ufer des Hudson entlang sich schaukeln, befindet sich Machmittags bei guter Zeit in Albany, der Hauptstadt des Staates Newyork. Die Entfernung beträgt etwa 145 englische Meilen und ist also nicht weiter als von Köln bis Mannheim. Die Fahrt auf einem schwimmenden Palaste läßt nichts zu wünschen übrig; das Schiff geht rasch und die Gegend ist schön. Allerdings fehlen dem Hudson die rebenbedeckten Berge und die mittelalterlichen Ruinen unseres Rheins, die Geschichte der Ansiedelungen reicht nicht in die Tage der Römer zurück und die neue Welt hat unser Lehn- und Ritterwesen nicht gekannt. Aber trotzdem kann der Hudson sich mit unserm deutschen Strom in mancher Hinsicht dreist messen. Er wogt breiter und majestätischer einher, seine zum großen Theil waldbedeckten Berge bieten eine größere Mannigfaltigkeit malerischer Gegenden dar; Hunderte von Dampfern, Fluß- oder Kanalschiffen begegnen dem Reisenden, dessen Blick bald von einem freundlichen Flecken, bald von einem vereinzelten Gehöfte angezogen wird, das aus grünen Maisfeldern hervorlugt oder von hundertjährigen Bäumen umschattet wird. Und sieht er keine Trümmer aus dem Mittelalter oder aus der Römerzeit, so wird er wenigstens durch die Namen der Städte an die glänzenden Epochen der Völker des Alterthums erinnert. Die Nordamerikaner, welche selbst aus allen Richtungen der Windrose nach jenen Küsten zusammengeweht worden sind, haben auch alle Länder geplündert, um ihren nagelneuen Ansiedelungen ehrwürdige Namen aus dem Alterthum zu geben. Da liegt ein kleines Dorf, das aus nur 20 oder 30 Häusern besteht, und fragt man, wie das selbe heiße, dann lautet die Antwort eines ortskundigen Mannes: Athen. Aber diesem Athen fehlen die Akropolis und das Parthenon, auch hat es noch keinen Sophokles[1104] oder Demosthenes[1105] und Perikles[1106] hervorgebracht; es ist nur von arbeitsamen Gerbern und derben Ackerbauern bewohnt. Und dieses Athen ist nicht etwa das einzige dieses stolzen Namens; die Karte des großen Staatenbundes weist deren wohl noch ein Dutzend auf. Wer auf dem Deck eines Hudsondampfers steht, hat weiter das Vergnügen, stromauf an Babylon und Jericho, Salem und Libanon, Gosen und Troja (Troy) vorüber zu kommen; Syracus, Utica und Rom kann er mit Hülfe des Dampfwagens in ein paar Stunden erreichen, und dabei Oxford und Hamburg, Cairo und Glasgow berühren. Während er noch den Betrachtungen sich hingibt, welche die Mahnung an so viele verschwundene Herrlichkeiten ihm aufdrängt, erschallt die Glocke, das Feuerschiff wirft seinen Anker aus und legt neben vielen andern seines Gleichen am Werft zu Albany an.

[1104] Der griech. Dichter Sophokles (griech. Σοφοκλῆς, Sophoklēs; ca. 496–406 v. Chr.).

[1105] Siehe hierzu S. 184, Anm. 544.

[1106] Siehe hierzu S. 180, 513.




ALBANY
ON THE HUDSON.

Welch ein Abstand zwischen heute und dem Jahre 1807, in welchem Robert Fulton[1107] seinen ersten schüchternen Versuch wagte, gegen Wind und Strömung mit einem durch die Kraft des Dampfes getriebenen Schiffe anzukämpfen! Der Gedanke, daß diese Kraft sich zu praktischen Zwecken der Schifffahrt verwenden lasse, gehört zwar nicht jenem Manne, er war vor ihm von dem pennsylvanischen Deutschen David Ritterhaus[1108] ausgesprochen worden, und Fitch[1109] und Rumsey[1110] hatten dann in den Jahren 1787 und 1788 Modelle für Dampfboote gezimmert. Aber Fulton kann die Ehre in Anspruch nehmen, daß seine Versuche gelangen und von ungeheurem Erfolge waren. Er ist das Werkzeug gewesen, durch welches der gesammte Weltverkehr eine völlige Umwandlung erlitten hat. Wenn er doch, wie wir, sehen könnte, daß Dampfer bis in das Herz von China oder bis in die Nähe der Missouriquellen hinaufgehen, daß sie zu Tausenden, nachdem seit dem ersten Versuche nur ein halbes Jahrhundert verfloß, auf allen großen Strömen, in allen Welttheilen und Zonen, in Thätigkeit sind und zu Hunderten die Wogen des Weltmeers durchschneiden ! – Fulton stieß als Reformator, als ein Mann der Neuerungen, auf dieselben Schwierigkeiten, Hindernisse und Bedenklichkeiten, wie alle Verbesserer in allen Zeiten. Der Prophet gilt daheim wenig oder nichts, und neue Apostel finden nur mit Mühe Gehör. Seine Freunde hatten ihm wohlmeinend gerathen, Zeit und Geld nicht an Versuche zu wagen, die schon einige Male mißlungen seien, aber der unternehmende Mann blieb bei seinem Vorsatze, den er herrlich hinausführte.

Robert Fulton, dessen Werk der ganzen Welt so unberechenbaren Nutzen bringt, ist arm gestorben; er lebte von einem mäßigen Jahrgehalt, welchen ein Freund ihm gewährte. Man kann sich der Rührung nicht erwehren, wenn man einen seiner Briefe liest, in welchem er einem Bekannten schreibt, wie es ihm mit seinem Unternehmen ergangen sei. „Als ich mein erstes Dampfboot zu bauen anfing, hielten mich die Leute in Newyork für einen Träumer; sie spöttelten über mich oder verhielten sich gleichgültig. Meine näheren Freunde waren allerdings höflich, aber doch schlau und zurückhaltend, und wenn sie auch meine Erläuterungen geduldig anhörten, so sah ich doch an dem Ausdruck ihrer Mienen, wie ungläubig sie sich verhielten. Während mein Boot gebaut wurde, mischte ich mich oft unter die Menschengruppen, welche der Arbeit zusahen und sich über das neue Schiff unterhielten. Sie machten sich lustig über mich, den sie nicht persönlich kannten, und ich hörte nicht viel Gutes. Der Eine lachte laut über die Schwindelei, der Andere fertigte mich mit trockenen, wegwerfenden Bemerkungen ab, der Dritte bedauerte, daß so viel Geld vergeblich weggeworfen werde, kurz, überall hieß es, Fulton sei ein Narr geworden. Auch nicht eine einzige beifällige oder aufmunternde Bemerkung habe ich vernommen, Niemand machte mir Hoffnung auf ein Gelingen, Keiner suchte mir den Pfad zu ebnen. So kam der Tag heran, den ich für meinen Versuch anberaumt, und Sie mögen sich selber sagen, wie mein Gemüth gespannt war. Ich bat meine Freunde, mit mir an Bord zu gehen und die erste Fahrt mit zu machen, an deren gutem Erfolg ich nicht zweifelte. Manche fanden sich wirklich ein, aber doch nur, um mir persönlich nicht wehe zu thun, ich merkte es ihnen jedoch recht wohl an, wie ungern sie gekommen waren; sie hätten lieber sich und mir die Täuschung erspart; denn daß mein Unternehmen gelingen könne, glaubten sie nicht. Nun war allerdings Ursache genug vorhanden, an dem guten Erfolge zu zweifeln. Die Maschinen waren neu und nicht gut gearbeitet, weil ich mich mit Handwerkern behelfen mußte, die dergleichen zum ersten Male machten, auch konnten ja möglicher Weise irgend welche unvorhergesehene Hindernisse sich einstellen. Endlich kam der entscheidende Augenblick; ich gab Befehl, das Schiff in Bewegung zu setzen. Meine Freunde standen in Gruppen auf dem Verdeck; sie waren offenbar voll Furcht und Besorgniß. Alle schwiegen; ich las in ihren Blicken nichts Gutes und einen Augenblick war ich nahe daran, mein Unternehmen zu bereuen. Jetzt bewegte sich das Boot, lief eine Strecke weit, blieb dann aber stehen und wollte nicht weiter. Die Leute fingen nun an zu murren, ich sah, wie mißvergnügt und aufgeregt sie waren; manche flüsterten einander zu, viele zuckten die Achseln, und ich hörte die

---

[1107] Der amerik. Ingenieur Robert Fulton (1765–1815); sein Raddampfer „Clermont“ bewältigte am 7. Oktober 1807 erstmals die 240 km lange Strecke von New York nach Albany stromaufwärts in etwa 32 Stunden.

[1108] Der amerik. Astronom und Mathematiker David Rittenhouse (1732–1796).

[1109] Der amerik. Ingenieur John Fitch (1743–1798), der ab 1785 versuchte, die Dampfkraft als Schiffsantrieb zu nutzen.

[1110] Der amerik. Ingenieur James Rumsey (1743–1792); er experimentierte ebenfalls mit der Dampfkraft als Schiffsantrieb.

Worte: „„„habe ich es nicht gleich von Anfang an gesagt?“““, oder: „„„die ganze Geschichte läuft auf einen albernen Schwindel hinaus“““, oder: „„„wenn wir nur erst von diesem verwünschten Boote wieder fort wären!“““ Ich trat vor und erklärte, die Ursache, weshalb das Schiff nicht weiter gehe, sei mir zwar unbekannt, man möge sich aber nur eine halbe Stunde gedulden, bis dahin würde das Boot wieder in Bewegung sein; wo nicht, so habe die Fahrt für dasmal ein Ende. Nun stieg ich in den Maschinenraum hinab und fand, daß eine kleine Ungenauigkeit die Ursache meines Mißgeschicks war, die Sache war indeß bald in Ordnung gebracht. Und nun lief das Boot. Newyork lag bald hinter uns und ich erreichte glücklich Albany. Aber selbst durch diese Thatsache ließen die Zweifler sich noch nicht überzeugen; sie meint, eine zweite Fahrt könne nicht gelingen, und wenn das auch der Fall, so habe die ganze Dampfschifffahrt doch nur geringen Werth.“[1111]

Mit solchen Widerwärtigkeiten hatte der unternehmende Fulton zu kämpfen, bevor er Albany erreichte. Aber sogar noch 30 Jahre später, als schon längst Dampfer auf dem Meere schwammen, zeigte sich eine ähnliche Beschränktheit in dem fortschrittsstolzen England. Gelehrte Physiker und Mechaniker suchten grundsätzlich nachzuweisen, daß eine Dampfschifffahrt zwischen Europa und Amerika ganz unmöglich sei, und wenn nicht praktische Schiffsführer und Maschinenleute, welche lediglich nach ihrem gesunden Menschenverstand urtheilten, im Jahre 1837 die Fahrt gewagt hätten, wäre die transatlantische Dampfschifffahrt noch lange nicht zur Thatsache geworden.

Doch wir wenden uns zurück nach Albany, das zu den ältesten Ortschaften im Gebiete der Vereinigten Staaten gehört, denn die ersten Hütten wurden an der Stelle, wo nun die prächtige Stadt sich erhebt, schon im Jahre 1612 erbaut. Drei Jahre früher war Heinrich Hudson[1112], der berühmte englische Seefahrer, in holländischem Dienste von Amsterdam abgefahren, um auf westlichem Wege eine Durchfahrt nach Indien zu suchen. Aber er fand eine solche weder an der Chesapeakebay, noch in der Mündung des Delaware. Dann steuerte er nach Norden an der Küste hin und gelangte so in den Long Island Sund und in die Bucht von Newyork, in welche sich jener schöne Strom ergießt, welcher nach Hudson den Namen führt. Flußaufwärts war das Land an beiden Ufern eine prächtige, von Indianern durchschweifte Wildniß, aber die Holländer erkannten mit richtigem Blicke die Bedeutung dieser Gegend und beschlossen, in derselben Ansiedelungen zu gründen, um von diesen aus mit den Eingeborenen einen einträglichen Pelzhandel zu treiben. Sie bauten das Fort Aurania am Hudson, das 1620 den Namen Beverwyk erhielt, diesen mit Fort Orange vertauschte und dann bis 1647 Willenstad genannt wurde. Bald nach ihrer Niederlassung wurden die Holländer in mannigfache Streitigkeiten mit ihren nördlichen Grenznachbarn, den englischen Puritanern[1113] in Connecticut, verwickelt; die Republik der Vereinigten Niederlande gerieth mit dem Könige von Großbritannien in Krieg, und sah sich genöthigt, im Jahre 1667 Albany, New-Amsterdam (das heutige Newyork), überhaupt die Region am Hudson den Engländern abzutreten und dafür die westindische Kolonie Surinam als Entschädigung anzunehmen.

Die Stadt führt seitdem den Namen Albany, ist aber fast anderthalb Jahrhunderte lang nur ein unbedeutender Flecken geblieben, der im Jahre 1800 erst 5000 Einwohner zählte. Diese hatten sich lange mit Ackerbau und Flußschifffahrt begnügt, einige Mahl- und Sägemühlen angelegt und waren zu mäßigem Wohlstande gelangt. Aber ein lebhafter Aufschwung fehlte. Einige Bewohner, welche durch den Pelzhandel ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben hatten, waren freilich so kühn, mit Westindien unmittelbare Handelsverbindungen anzuknüpfen, und allmählig hob sich auch der Handel. An politischer Bedeutung gewann Albany, seitdem es von 1797 an Sitz der Behörden des Staates Newyork und Versammlungsort der gesetzgebenden Versammlung war. Im Jahre 1770 hatte die Stadt ihre erste Buchdruckerpresse erhalten und im folgenden Jahre ihre erste Zeitung.

---

[1111] Der hier zitierte „Briefauszug“ wurde wohl dem Artikel „Das erste Dampfboot. Aus dem *American Library of Useful Knowledge. Vol. I. and II. Boston 1831*.“ entnommen, der im dt. Sprachraum veröffentlicht wurde in „Lesefrüchte, belehrenden und unterhaltenden Inhalts. Herausgegeben in München. 1832. Erster Band“ (München: Lentner [1832]), S. 219-221.

[1112] Der engl. Seefahrer in niederl. Diensten Henry Hudson (ca. 1565–ca.1611; verschollen).

[1113] Als Puritanismus bezeichnet man die vom 16. bis zum 17. Jhd. wirksame rel. Bewegung in England, Schottland und später in den amerik. Kolonien, die für eine weitergehende Reformation der Kirche nach evang.-reformierten bzw. calvinistischen Grundsätzen eintrat.

Albany ist in demselben Grade nachhaltig emporgewachsen, in welchem der Staat Newyork sich entwickelt hat, und je beträchtlicher die Einwanderung aus Europa wurde. Im Jahre 1810 zählte man 9356 Einwohner, zehn Jahre später 12,630, aber 1850 war die Ziffer schon auf mehr als 50,000 gestiegen, und gegenwärtig übersteigt sie beträchtlich 60,000. Das Gedeihen der Stadt ist durch die großartige Ausdehnung der Kanäle und der Eisenbahnen mächtig gefördert worden; durch diese ward es mit den großen Binnenseen einerseits und mit dem Ohio und Mississippi andererseits in Verbindung gebracht, und die Bewohner haben die Vortheile der günstigen Lage am Hudson trefflich zu benutzen verstanden.

Gegenwärtig gehört Albany in erster Reihe zu den schönsten und wichtigsten Städten der großen Union. Vom Strom oder vom gegenüberliegenden Ufer aus gewährt sie einen stattlichen Anblick. Die Staatsstraße führt hinauf zu dem Capitolium[1114], welches den Gipfel eines Hügels krönt, und von einem hübschen parkartigen Platz umgeben ist. Auf Reinheit des Baustyls und auf architektonischen Geschmack darf man bekanntlich in Nordamerika keinen Anspruch machen, und auch dieses Capitolium macht davon keine Ausnahme. In den bequemen Räumen hält die Staatsgesetzgebung ihre Sitzungen. Der Senat zählt 32 Mitglieder, die Assembly, welche auf zwei Jahre gewählt werden, bestehen aus 128 Repräsentanten, welche nur ein Jahr lang fungiren. Darin liegt ein großer Uebelstand, weil durch ununterbrochenen Wechsel alle Stätigkeit und feste Berechnung in Staatsangelegenheiten abhanden kommt und die schlimmste Seite im politischen Leben Nordamerikas, das unablässige Gezänk und Gezerr der um besoldete Aemter sich streitenden Parteipolitiker, immer wieder frische Nahrung erhält. Doch wir erörtern diese Angelegenheit ein anderes Mal.

Die meisten öffentlichen Gebäude in Albany sind aus weißem Marmor aufgeführt; dahin gehören die State Hall[1115], ein Regierungsgebäude, in welcher sich die Archive des Staates befinden, und die City Hall[1116]. Die Börse[1117], deren Bau nahe an 400,000 Dollars kostete, ist aus Granit gebaut; in ihr befindet sich auch die Post[1118]. Daß an einer großen Anzahl von Kirchen für die verschiedenen Glaubensgenossen kein Mangel ist, versteht sich in einer nordamerikanischen Stadt von selbst. In Folge des großen Brandes am 18. August 1848. welcher nicht weniger als 436 Gebäude in Asche legte, ist die Stadt sehr verschönert worden, indem aus den Trümmern Neue, schönere Häuser sich erhoben.

Albany ist zugleich als Gewerbs- und Handelsstadt von hervorragender Bedeutung, namentlich auch in Bezug auf die Eisenfabrikation. Seine großen Werkstätten zur Herstellung von Maschinen genießen weit und breit einen wohlerworbenen Ruf, die Gießereien versenden jährlich mehr als 100,000 Oefen, und unter den vielen Fabriken liefert eine einzige im Laufe eines Jahres durchschnittlich für eine Million Dollars an gewalztem Eisen, Nägeln und dergleichen Sachen. Auch die sogenannten Argillofabriken[1119] sind von Belang. Aus ihnen gehen eine Menge von Artikeln hervor, die aus einem blauen Thon verfertigt werden und das Ansehen vom Marmor haben, zum Beispiel Thürgriffe, Tischplatten, Kamine, Ornamente etc. Endlich müssen wir die Brauereien hervorheben, welche das berühmte Albany Ale[1120] liefern; dasselbe wird weit und breit verführt und geht bis Westindien und Brasilien. Seit einigen Jahren haben auch die deutschen Lagerbierbrauereien sich Ruf erworben. Unter den übrigen Gewerbszweigen ragt die Verfertigung von Hüten und Pelzmützen hervor; sie liefern jährlich für nahe an anderthalb Millionen Fabrikate, und eine derselben beschäftigt etwa 700 Arbeiter. Auch verdienen Erwähnung die vielen Seife- und Lichterfabriken und einige große Anstalten zum Bau von Lokomotiven und Eisenbahnwägen.

---

[1114] Das erste „State Capitol“ war in den Jahren 1804 bis 1812 nach Plänen von Philip Hooker (1766–1836) errichtet worden, das 1879 durch einen Neubau ersetzt wurde.

[1115] Die „State Hall“ ist eigentl. mit dem „State Capitol“ (s. o.) identisch.

[1116] Die 1832 fertiggestellte, ebenfalls von Philipp Hooker (siehe hierzu S. 366, Anm. 1114) entworfene „City Hall“, die 1880 abbrannte.

[1117] Nicht ermittelt.

[1118] Nicht ermittelt.

[1119] Lat. argilla, der Ton, die Töpfererde.

[1120] Eine Biersorte, die von Mitte des 17. Jhd.s bis in die 20er Jahre des 20. Jhd.s an den Ufern des Hudsons gebraut wurde.

Das ausgedehnte Netz von Kanälen, welches die Verschiffung der Waaren im Staate Newyork so sehr erleichtert und wohlfeil gemacht hat, war im Jahr 1825 im Wesentlichen vollendet. Da diese künstliche Wasserstraße bei Albany am Hudson beginnt, so konnte es nicht fehlen, daß diese Stadt aus einer so günstigen Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse erheblichen Vortheil zog. Gleichzeitig gewann auch die Dampfschifffahrt auf dem Strome eine größere Ausdehnung, und auch die Eisenbahnen trugen mächtig bei zum Aufschwunge des Handels. Albany ist insbesondere für die Kanalschifffahrt ein natürlicher Stapel- und Umschlagsplatz, seine Spedition wuchs rasch, das große Kanalbecken, mit seinen Docks, welche auf Staatskosten gebaut wurden, bilden einen bequemen Kanalhafen. Während der Werth der Waaren, welche auf den Kanälen aus dem Innern bei Albany an den Hudson kamen, 1834 erst 13 ½ Millionen betrug, war derselbe 1847 schon auf 72 ½ Millionen gestiegen, hatte sich also in der Zwischenzeit mehr als verfünffacht, und ist seitdem noch gestiegen, obwohl die Eisenbahnen dem Kanal eine Konkurrenz machen, welche nachtheilig auf die Waarenbeförderung zu Wasser einwirkt. In dem letztgenannten Jahre wurden in Albany an Waaren, die für das Innere bestimmt waren und aus den Stromschiffen auf Kanalbarken übergingen, für 93 Millionen Dollars clarirt[1121], der gesammte Waarenumschlag betrug schon damals den ungeheuern Betrag von mehr als 165 Millionen Dollars. Man kann aus dieser Ziffer abnehmen, wie großartig der Transport auf dem Hudson ist, denn abgesehen von andern Verkehrswegen, auf welchen ihm Waaren zugeführt werden, oder an welche er dergleichen abgibt, empfängt er Alles, was auf dem Erie-, Champlain-[1122] und Oswegokanale[1123] schwimmt, oder für dieselben zur Weiterbeförderung bestimmt ist. Und Albany bildet, wie wir schon andeuteten, zugleich einen Anfangs- und Endpunkt der künstlichen Wasserstraßen, welche den atlantischen Ocean mit den großen Strömen und Seen im Westen und Nordwesten verbinden.*)[1124]

Nicht zu den geringsten Vorzügen des Staats Newyork gehört die hohe Blüthe seines Schulwesens, für welches er kein Opfer scheut. Für die Zwecke der öffentlichen Erziehung steht ihm ein Kapital zu Gebote, das sich auf etwa zehn Millionen deutsche Thaler beläuft, und für die Gehälter von Lehrern und Lehrerinnen zahlt er jährlich etwa 1,300,000 Dollars. Eine nicht geringe Zahl jener geht aus dem Lehrerseminar zu Albany hervor, in welchem beständig 200–300 Zöglinge ihre Ausbildung für das Schulfach erhalten; unter diesen befinden sich auch manche für die Gebiete der Indianer und Farbigen bestimmte. Von der „Akademie“ in Albany[1125] pflegen die Amerikaner großes Aufheben zu machen; genauer besehen ist sie aber nicht einmal mit einem unserer deutschen Gymnasien zu vergleichen. Man darf sich überhaupt nicht durch die hochtönenden Namen täuschen lassen, welche Bruder Jonathan[1126] seinen Unterrichtsanstalten beilegt; sie sind durchgängig einseitig und, nach deutschen Begriffen wenigstens, sehr mangelhaft eingerichtet. Jede gewöhnliche Mädchenpension, in welcher Unterricht ertheilt wird, gibt man für eine Akademie aus; die ,,Albany Female Academy“[1127] macht nur darin eine Ausnahme, daß sie in großem Styl angelegt ist und etwa vierhundert Schülerinnen zählt. Der Lehrplan ist wunderlich genug; die „Facultät“ besteht aus einem Professor der „Mental Philosophy“[1128] und Rhetorik, einem zweiten für Physik, Chemie und Botanik, einem dritten für französische und spanische

[1121] Klarieren: Beim Ein- und Auslaufen eines Schiffes die Zollformalitäten erledigen.

[1122] Die von Benjamin Wright (siehe hierzu S. 360, Anm. 1102) und John Bloomfield Jervis (1795–1885) projektierte Kanalverbindung zwischen dem Champlain-See und dem Hudson River, deren Bau 1818 begonnen und die 1823 in Betrieb genommen werden konnte.

[1123] Der Oswego-Kanal verbindet seit 1828 den Erie-Kanal (siehe hierzu S. 360, Anm. 1102) mit dem Ontario-See.

[1124] *) Vergleiche Artikel „Erie-Canal“, S. 146 dieses Bandes.

[1125] Die 1813 von der Gemeinde gegründete „Albany Academy“, eine Art Knabengymnasium.

[1126] Scherzhafte Bezeichnung für den „typischen“ Nordamerikaner (ähnlich dem engl. John Bull), die ursprüngl. von George Washingtons (1732–1799) auf Jonathan Trumbull Sr. (1710–1785), den Gouverneur von Connecticut, gemünzt war.

[1127] Die 1814 von Ebenezer Foote (1756–1829) gegründete „Albany Female Academy“, eine Art Mädchenlyceum, das später in „Albany Academy for Girls“ umbenannt wurde; 2007 wurde diese mit der „Albany Academy“ (siehe hierzu S. 367, Anm. 1125) zu den „The Albany Academies“ zusammengelegt.

[1128] Engl. Bezeichnung für die „Philosophie des Geistes“, die mit Friedrich Hegels (1770–1831) „Phänomenologie des Geistes“ (Bamberg u. Würzburg: Goebhardt 1807) einen besonderen Höhepunkt erlebte.

Sprache (die deutsche fehlt!), einem vierten für Beredsamkeit. Dazu kommt noch ein Lehrer für Griechisch und Lateinisch, und ein Musikus, welcher Kirchenmusik, Orgel-, Harfen- und Pianofortespielen lehrt. Nimmt man noch einen Mann hinzu, der Zeichnenstunde gibt, so hat man die ganze „Akademie!" Ein Augenzeuge, welcher dieselbe vor Kurzem besucht hat, hebt mit Recht hervor, wie nachtheilig es sei, daß diese 400 „Akademikerinnen" weder spaziren gehen, noch zu irgend einer körperlichen Uebung angehalten werden. Er fand unter ihnen auch nicht ein einziges frisches, kräftiges, voll- und rothwangiges Mädchen; alle sahen bleich aus, waren mager oder gar klapperdürr, ohne auch nur eine Spur von schönen, runden Formen. Natürlich! Sie kommen kaum in's Freie, müssen täglich sechs Stunden auf der Schulbank sitzen und dann noch vier Stunden lernen, Aufgaben machen und sich vorbereiten. Die geistige Abrichtung richtet den Körper zu Grunde. Das Uebel ist überall so arg geworden, daß in neuerer Zeit die Tagespresse sich genöthigt sieht, zu warnen und eine zweckmäßigere Lebensweise zu empfehlen. Warum sind die deutschen Mädchen Amerika frisch und derb und rothwangig? Weil sie in die frische Luft gehen, tanzen, arbeiten, vernünftig essen und trinken und nicht als Kinder heirathen. Aber die Amerikanerin, das Yankeemädchen der reichen und wohlhabenden Klassen in den Städten, wird systematisch verzärtelt und verkünstelt. Es kommt wenig an die freie Luft, muß schon früh viele unnütze Dinge auswendig lernen, um „gebildet" erscheinen zu können, wird als Backfisch in die Gesellschaft geführt, spielt von fünfzehn bis siebenzehn Jahren eine Rolle, steht spät auf, kleidet sich unzweckmäßig, heirathet, bevor es noch recht mannbar geworden, verschlingt fast nur schwere unverdauliche Speisen, nascht den ganzen Tag Süßigkeiten und Pasteten, trinkt Eiswasser im heißen Sommer, hat Widerwillen gegen einfache. nahrhafte Kost, medicinirt vom zehnten Jahre an, und bekommt sehr früh einen schlechten Magen und schwachen Unterleib. An dieser Schilderung ist Nichts übertrieben. Hin und wieder fängt man wohl an, sich die Lebensweise der deutschen Mädchen zum Muster zu nehmen; so lange es aber für niedrig und gemein gilt, wenn eine Jungfrau frisch und prall aussieht und den Stempel der Gesundheit an sich trägt, wird es nicht besser werden, und Nordamerika nach wie vor Hunderttausende von bleichwangigen, schmalbrüstigen, magern Zierpuppen heranziehen, die schon gealtert sind, bevor sie ein Vierteljahrhundert überschritten haben.

K. A.[1129]

[1129] Wohl der Geograph und Publizist Karl Andree (1808–1875), korrespondierendes Mitglied der „Historical Society und Ethnological Society zu New York" und Autor einschlägiger Werke über die Vereinigten Staaten von Amerika.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 93-96.

## XL. Cadix[1130].

Nahe bei der Meerenge, welche, zwei Welttheile scheidend, die Gewässer des mittelländischen und atlantischen Oceans verbindet, an der Südküste Spanien's, trennt ein schmaler, aber tiefer Arm der See eine etwa 4 Stunden lange und halb so breite Uferstrecke vom festen Lande. Dieses kleine Eiland ist die Insel Leon. Aus der Westseite derselben streckt eine schmale Landzunge in nördlich gekrümmter Richtung drei Stunden weit sich in das Meer hinaus, eine der schönsten Bayen und den besten Hafen der Erde bildend. An ihrem Ende wird jene Erdzunge breit und sie erhebt sich als ein Fels 60–80 Fuß über die Fluthen. Dieser, dessen nördlicher Theil senkrecht und unersteiglich zu dem Meere hinab fällt, und dessen Südseite mit einem schützenden Doppel-Halbkreis von kaum den Wasserspiegel erreichenden Klippen umgeben ist, trägt die einst reichste Handelsstadt der Welt, und noch jetzt eine der bedeutendsten und schönsten Spanien's – das uralte Cadix.

Seine Erbauer waren die Phönizier, Colonisten aus Tyrus, die die Wichtigkeit seiner Lage, an der Pforte zweier Meere, für ihre Handelszwecke, als sie die Säulen des Herkules umschifft hatten, bald bemerkten. Noch jetzt sieht man bei ruhigem Wasser in der See die Trümmer des Herkulestempels und der Häuser des alten Gades, dessen Baustelle im Laufe der Jahrtausende Beute der rastlos anstürmenden Wogen geworden zu seyn scheint. Nach dem Untergange des Mutterstaates besaßen es die Carthaginenser[1131], dann die Römer. Zu allen Zeiten der Weltherrschaft dieses Volks war es ein Mittelpunkt des Handels für den europäischen Westen. In der Folge bemeisterten sich die Araber des wichtigen Orts, unter deren Herrschaft er einen hohen Wohlstand erreichte. 1260[1132] wurde er durch die Spanier eingenommen. In deren Besitz ist er seitdem geblieben.

Die große Zeit für Cadix datirt vom siebzehnten Jahrhundert und hat in jener wichtigen Epoche ihren Ursprung, mit der, in dem 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, eine neue Laufbahn für die Menschheit überhaupt begonnen hat. Als sich der Mensch mit dem Donner und dem Blitze des Himmels bewaffnete, kam die Kraft in die Hände derer, welche an der Spitze der Staaten standen; die rohe Gewalt der Einzelnen, welche der Ordnung, der Ruhe und dem Frieden entgegen gewirkt, wurde gebrochen; das Faustrecht für immer zerstört. Kunst und Gewerbfleiß nahmen überall zu unter dem Schirm des Friedens. Wohlhabenheit, die Mutter des Verbrauchs fremder Erzeugnisse, die Pflegerin des Handels, kehrte ein in das Haus des Bürgers. Kanonendonner aber war ein würdiges Präludium für die Erfindung jener Kunst, welche den geschriebenen Gedanken beflügelt, so daß er in den Seelen von Millionen wiederhallt und an's fernste Ohr schlägt. Der Bücherdruck[1133] erstand. – Jetzt brach das Licht durch die Finsterniß des Zeitalters, die Saat des Wissens und Erkennens streute sich über die Erde aus und den in strenger Abgeschiedenheit und in gegenseitigem Haß von ihren Unterdrückern und Herrschern schlau erzogenen Völkern waren die Mittel gegeben, Ideen zu tauschen, sich zu verständigen, zu befreunden. – Die Entdeckung von Amerika war der dritte große Fund jener Zeit, mit welcher die Geschichte der Menschheit eine höhere Bedeutung erhält. Columbus erwarb für Spanien die zweite Erdhälfte und gab ihm den Welthandel, den er, und Basco de Gama[1134], Afrika's Umschiffer, den Krallen des Venedi-

[1130] Cádiz (phöniz. 𐤀𐤂𐤃𐤓, ʾGdr, „die Mauer"; Tamaziɣt ⴰⴳⴰⴷⵉⵔ, Agadir, „die Mauer"; griech. Γάδειρα, Gádeira; lat. Gades; arab. قادس, Qādis).

[1131] Siehe hierzu S. 25, Anm. 72.

[1132] Recte: 1262.

[1133] Ca. 1450 durch Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg (ca. 1400–1468).

[1134] Vasco da Gama (siehe hierzu S. 23, Anm. 61).

schen Leu's[1135] für immer entriß. Bald trat auch das vierte große Ereigniß jener Periode ein, die Sonne der Reformation ging auf und scheuchte die Nebel hinweg, in welchen Betrug und Aberglaube die erhabene Lehre des Weisen von Judäa bis zur Unkenntlichkeit gehüllt hatten. Die Reformation, durch welche der erstorbene Glaube an eine thätige Tugend und an eine eigene Kraft den Christen wie der gegeben wurde, hatte zur unmittelbaren Folge, daß sie die Nationen zum Nachdenken weckte, die sich nun bald in einem andern Stande zu ihrem Schöpfer und zu ihren Brüdern betrachteten, als sie früher zu thun gelehrt worden. Selbst von den schwächern Völkern, die das volle Licht nicht zu fassen, oder doch nicht zu bewahren den Muth hatten, wurden nun viele zur Denkfreiheit erhoben und alle haben seine wohlthätige Wirkung geerndtet; denn auch die katholische Lehre ist gegen das, was sie früher gewesen, von zahllosen Schlacken gesäubert; sie reinigt sich immer mehr, und die Kraft des alten, blinden Glaubens, daß die Sünde für den baaren Thaler vergeben werde, oder ein Heiligenbild die eigene Schuld sühnen könne, ist tief gesunken.

Doch kehren wir zurück zum Faden unserer Geschichte. – Die Bevölkerung und Civilisation, und als beider Produkt, der Handel, schritten in Europa, aus den erwähnten Ursachen unglaublich schnell vorwärts. Die üppigste Erndte machte Spanien; ihm öffneten sich die Schätze von Potosi[1136] in Peru, von Zakatekas[1137] in Mexiko; Macht und Reichthum strömten in seinen Schooß. – Karl V.[1138] war der gewaltigste Monarch der Erde. Dem Erben seiner Kronen, Philipp II., hinterließ er von seinen Eigenschaften nichts, als seine grenzenlose Herrschsucht. Philipp, schon Herr der unermeßlichen Schätze der neuen Welt, ward, durch den bald darauf erfolgenden Anfall Portugal's, auch noch alleiniger Herr Indiens. Niemals war so viel Macht in eines Menschen Händen vereinigt! Aber was sollte das Reich des Handels in den Händen eines Despoten, der bei grenzenloser Herrschsucht von einem schlechten, entarteten Herzen und blindem Religionsfanatismus geleitet wurde? eines Fürsten, der die Nationen, die seinem Zepter gehorsamten, statt sie zu einer allgemeinen Glückseligkeit, welcher der Mensch durch Aufklärung, Wohlhabenheit und Fleiß theilhaftig werden kann, zu erziehen, nur unter seine Füße zu treten bestrebt war? eines Tyrannen, vor dessen Augen kein Mensch Gnade gefunden, der der Menschenwürde sich bewußt war, sondern nur der einzelne Knecht und der blinde Vollstrecker seines oft teuflischen Willens? in seinen Händen verwandelte sich, was in bessern Händen für seine Völker bleibender Segen gewesen wäre, in Fluch. Mit den Schätzen der Welt, die er aus schließlich ausbeutete, bezahlte er den Wütherich Alba[1139] und ein Heer von Henkern, das er sandte, um das aufgeklärteste, gewerbfleißigste, würdigste seiner Völker, die Niederländer, abzuschlachten, oder er vergeudete sie an ungeheuere geschmack- und nutzlose Prachtbauten, an Klöster und geistliche Stiftungen, oder an abenteuerliche, kriegerische Unternehmungen gegen fremde Völker, für die er den Spott, den Haß und die Verachtung der Welt erndtete Er der alle Mittel in Händen hatte. Spanien's Größe und Glück auf Jahrhunderte zu befestigen, legte den Grund zu seinem Verfall. Die gegen die Niederländer verübten Grausamkeiten (nur die neueste Geschichte liefert ein Beispiel ähnlicher Volksquälerei[1140]), reizten jene zum Aufstande, der, nach 50jährigem Kampfe, für die Sache der Gewissensfreiheit und der Menschenrechte auf das glorreichste endigte. – Für Spanien waren die Niederlande für immer verloren, und der spanische Handel mit den Kolonieen, der dort hauptsächlich, vorzüglich in Antwerpen, seinen Sitz gehabt hatte, zog sich nun nothwendig von dort weg und in das Mutterland zurück. – Von dieser Zeit an war Cadix. das schon früher Antheil an demselben gehabt und große Reichthümer erworben hatte, für Amerika das, was ihm Antwerpen früher gewesen war; und als durch spätere Verfügungen der spanischen Machtha-

[1135] Des Markuslöwen, der das Wappen der einstigen Großmacht Venedig noch heute schmückt.

[1136] Quetchua P'utuqsi, „der Lärm"; span. Potosí.

[1137] Heute Zacatecas.

[1138] Siehe hierzu S. 228, Anm. 693.

[1139] Siehe hierzu S. 253, Anm. 755.

[1140] Meyer spielt hier auf das tragische Schicksal Polens an, das in den Jahren 1772, 1793 und 1795 unter der Nachbarn Rußland, Preußen und Österreich aufgeteilt worden war. Die damals jüngste Erhebung der Polen, der Novemberaufstand von 1830/1831, war vom Zarenreich brutal niedergeschlagen worden, und ca. 50.000 Polen sahen sich gezwungen, in die Nachbarländer zu emigrieren.

ber, und nachdem auch Portugal das spanische Joch abgeschüttelt hatte[1141], der Verkehr mit Amerika auf Cadix ausschließlich beschränkt wurde, wurde es der Punkt, in dem über ein Jahrhundert lang alle Schätze der Neuen Welt und alle europäischen Tauschgüter gegen dieselbe zusammenströmten. Der höchste Flor von Cadix fällt in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Damals hatte der Ort 180,000 Einwohner, sein Kapitalumsatz übertraf den von Venedig in seiner glänzendsten Epoche, sein Hafen wurde jährlich von 2800 Schiffen besucht. – Doch die alberne und schlechte Politik der spanischen Regierung, welche für den Handel mit den Kolonieen immer härtere und neue Fesseln ersann, und die, in der Absicht, die keimende Kraft derselben durch allgemeine Verarmung niederzuhalten, Einfuhr wie Ausfuhr mit den ungeheuersten Zöllen und Auflagen beschwerte, machte, daß sich die Handelsgröße von Cadix nicht lange auf dieser Höhe behaupten konnte. Die Amerikaner fingen an, sich nicht mehr ausschließlich aus dem Mutterlande zu versorgen; es entspann sich ein ausgedehnter, gesetzwidriger Verkehr zwischen ihnen und den Engländern, Holländern und Franzosen, deren Kolonieen in Westindien nun eben so viel Niederlagen und Märkte von Ein- und Ausfuhrwaaren für das spanische Amerika abgaben. Solcher Schmuggelhandel wurde, da an eine wirksame Bewachung der spanisch-amerikanischen Küste, ihrer Ungeheuern Ausdehnung wegen und bei dem immer zunehmenden Verfall der spanischen Seemacht, nicht zu denken war, mit beispielloser Dreistigkeit und in solcher Größe betrieben, daß er in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mehr betrug, als der gesetzliche Verkehr mit dem Mutterlande selbst. Obschon von Jahr zu Jahr das Geschäft von Cadix mit Amerika aus eben erwähnter Ursache und in dem Maaße sank, als die Ohnmacht Spanien's in den Kolonieen sich steigerte, und ihm die Mittel, seine harten und albernen Diktate wirksam zu machen, abgingen, so war es bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts doch immer noch sehr ansehnlich. Noch 1772 sandte Cadix für 66 Millionen Gulden europäische Waaren dorthin, und führte dagegen für 90 Millionen (an Gold und Silber allem für 60 Millionen) Erzeugnisse der transatlantischen Provinzen ein. Unter den Exporten aber befanden sich nur für etwa zwei Millionen spanische Waaren, meistens Quecksilber; das Uebrige waren Erzeugnisse der Fabriken des übrigen Europa's; schlesische Leinen empfing und versendete es für mehr als 11 Millonen Gulden! Denn Spanien hatte längst aufgehört, selbst zu fabriziren; der arbeitsfähige Theil des Volkes trieb das DOLCE FAR NIENTE[1142] in den zahlreichen Klöstern, oder war nach Amerika ausgewandert, und so blieb am Ende von allen Schätzen Mexiko's dem Mutterlande nichts, als die Provision der Cadixer Zwischenhändler. Die Milliarden, welche Amerika sendete, rollten ihm durch die Finger wie einem Kassierer; sie gingen und kamen; aber eigen waren sie ihm nicht. –

Indessen war die Lage von Cadix, so lange dieser Zustand dauerte, obschon weit entfernt an die Herrlichkeit früherer Zeit, als es in Sevilla 10,000 Seidenweberstühle für Amerika beschäftigte, zu erinnern, gegen die der andern Seestädte des unglücklichen Spanien's immer noch beneidenswerth. Den Todesstoß erhielt es erst durch den Abfall der südamerikanischen Kolonieen[1143], ein Ereigniß, in welchem Spanien die Frucht der sorgfältig ausgestreuten Saat der Unterdrückung und Ungerechtigkeit reichlich erndtete. Seitdem die unabhängigen Freistaaten Südamerika's, nach fast zwölfjährigem ruhmvollen Kampfe mit ihren alten Zwingherren, diese ausgetrieben und allen Verkehr mit dem Mutterlande abgebrochen und verboten haben, ist Cadix auf das geringfügige Geschäft mit der Havannah[1144] und den Philippinen und den Export der Produkte Andalusien's beschränkt, welche zusammen kaum 12 Millionen Gulden Kapital beschäftigen. So geht Cadix, das vormals so reiche, mächtige, große Cadix, durch seine Lage zur Beherrscherin des Handels zweier Meere von der Natur bestimmt, unaufhaltsam seinem Verfall, seiner Verarmung entgegen. Der Hafen verschlämmt; Kayen, Dämme verfallen; die Magazine, welche einst die Produkte von drei Welttheilen in sich aufnahmen, sinken in Trümmer; die herrliche Bay, auf der die prunkvolle und furchtbare Seemacht eines einst allmächtigen Reichs umherschwamm, in der aus einem Wald von Masten die Flaggen aller Nationen flatterten, ist verödet; Registerschiffe und Gallionen, die das Gold und Silber Mexiko's und Peru's brachten, sieht man nicht mehr; es sind nur

---

[1141] 1640 hatte Herzog Johann von Braganza (portug. João de Bragança) erfolgreich eine Adelsrevolte gegen die span. Herrschaft angeführt und sich als Johann IV. (portug. Dom João IV; 1604–1656) zum König ausgerufen.

[1142] Ital., „süßes Nichtstun".

[1143] In den Jahren 1809 bis 1825 unter der Führung von Simón Bolívar, genannt „El Libertador" (1783–1830).

[1144] Veraltet für Cuba.

noch Namen der Erinnerung. Selbst das Meer scheint seine Angriffe gegen die alte Herrin zu verdoppeln. Einen Theil der Erdzunge, welche Cadix mit der Insel Leon verbindet, haben Sturmfluthen durchrissen und ein großer Theil der Festungswerke ist unterwaschen; ihr naher Einsturz bedroht ein Drittel der Stadt mit Ueberfluthung. In der großen, reinlichen Stadt, wo sich sonst wohlhabende, fleißige, glückliche Menschen drängten, finden kaum noch 50,000 ihr Brod, und darunter 10,000 Mönche und Bettler. Und was ist die Grundursache solchen Verfalls? Zwei Worte geben Antwort: Pfaffenthum und Despotismus. –


XXXX
Fried. Geißler direx:
H. Petersen sculp:
CADIZ
CADIX
CADIZ
Bibl. Inst. in Hildbh. u. N. York.




ALAMEDA und das KLOSTER der HEIL. JUNGFRAU
im Cadix

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Fünfter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1838. 136 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 71f.

## CCXIV. Das Innere von Cadix.

Ich habe an einem früheren Orte*)[1145] eine allgemeine Ansicht von Cadix beschrieben: Das nebige Bild führt uns in das Innere der uralten Welthandelsstadt. – L'Alameda[1146] ist für Cadix das, was die Boulevards für Paris, der St. James Park für London sind: eine Promenade, wo sich arm und reich, Leute aus allen Ständen, von jedem Alter und aus allen Völkern, besonders in den Abenden, versammeln, um frische Luft zu schöpfen. Es ist eine schattenreiche Allee von zwei Doppelreihen großer Linden, auf einer Seite von stattlichen Wohnungen, Kirchen und Klöstern eingefaßt, auf der andern offen, und eine reiche, weite Aussicht über die spiegelnden Wogen des Oceans beherrschend. Im fernen Hintergrunde, am Ostende der Bay, liegen die Kriegsschiffe, abgetackelt und finstern Ansehens, vor Anker. Näher der Stadt flattern die Wimpel der Kauffahrer, und unmittelbar vor den Kays sind unzählige Bote geschäftig, theils die Waaren einzunehmen, welche zur Befrachtung der aussegelnden Fahrzeuge bestimmt sind, theils um diejenigen Güter auszuladen, welche die angekommenen Schiffe mitgebracht haben, weil diese selbst, der Klippen und Untiefen wegen, nie bis an die Stadt gelangen können. Jenseits der Bay, vom hohen Ufer derselben, blinken die Städte Santa Maria, Rota und Porto-Reale mit ihren Citadellen, und die weißen Villen und Klöster, welche die Höhen einnehmen.

Bis zur Administration des Grafen O'Reilly[1147] war Cadix berüchtigt wegen der Unsicherheit und der Unreinlichkeit seiner Straßen, wegen des schlechten Pflasters und der Verunstaltung der öffentlichen Plätze und schönsten Gebäude durch elende Hütten und schmutzige Buden. Jener Mann machte sich die Verschönerung von Cadix zur Lebensaufgabe, und hat sich dadurch ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Die Alameda, in ihrer jetzigen Gestalt, ist ganz sein Werk. Die Budenreihen, welche die Promenade früher beengten, wurden entfernt, die Häuser, welche die freie Aussicht versperrten, niedergerissen, der ganze Platz geebnet, neu bepflanzt, und an die Stelle vieler alten und Einsturz drohenden Wohnungen Prachtgebäude zu öffentlichen Zwecken aufgeführt. Die mit Gestrüpp überwachsenen tiefen Gräben gegen die Seeseite hin, welche Banditen zum gewöhnlichen Schlupfwinkel dienten, wurden ausgefüllt und in Blumenbeete und Grasplätze verwandelt. Dadurch ist für Cadix ein Spaziergang gewonnen worden, der, was die Größe der Aussicht und die Mannichfaltigkeit der Unterhaltung angeht, den berühmtesten anderer Hauptstädte kaum übertroffen werden kann. – Das imposanteste und umfangreichste Gebäude, deren Façaden die Alameda zieren, ist das Kloster der heil. Jungfrau del Carmen[1148], eine Stiftung für 100 Nonnen; jetzt ist's geschlossen, und seine Schätze, welche sich um ein wunderthätiges Marienbild seit Jahrhunderten aufgesammelt hatten, sind auf dem Ocean des Betrugs und der Veruntreuung, ehe sie den bestimmten Ort, die Staatskasse, erreichen konnten, untergegangen und verschwunden.

[1145] *) Im I. Bande Seite 93.

[1146] Heute: Alameda Marqués de Comillas.

[1147] Alejandro O'Reilly (ir. Alasdair Ó Raghallaigh; 1723–1794), wohl von 1780 bis 1786 Generalkaptitän von Andalusien (span. Capitán General de Andalucía).

[1148] Hiermit müßte die vom dortigen Karmel in Auftrag gegebene und von 1737 bis 1762 nach Plänen von José Bolaños (Lebensdaten nicht ermittelt) errichtete „iglesia de Nuestra Señora del Carmen y Santa Teresa" gemeint sein. Das dort gezeigte Gnadenbild wird dort heute noch verehrt.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 97f.

MEYER'S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Elfter Band. Dritte Folge, erster Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 164 S. 8°. S. 71f.

## XLI. Dieppe.

Die französische Nordküste ist sehr reich an pittoresken Ansichten: St. Malo, Calais, Abbeville, Eu, Treport, Honfleur, Mont St. Michel sind reizende, berühmte Punkte; aber malerischer als die Lage von Dieppe, von der Seeseite her betrachtet, ist keine auf der ganzen Küste.

Man denke sich ein Gestade auf eine Strecke von mehren Stunden eingefaßt mit seltsamen Felsgestalten aus weißem Sandstein, die sich, umtost von der schäumenden Brandung, oft mehre hundert Fuß über dieselbe erheben. Aus diesem Felsenkranze treten 2 Colosse hervor, der eine mit kahlem Haupte, der andere mit hohen Mauern und Thürmen gekrönt, von deren höchsten Warte in der Nacht eine weit über die Wogen hin leuchtende Flamme, führend und warnend zugleich, lodert. Beide Felsen trennt, als wären sie von der Hand der Allmacht gespalten, eine tiefe Schlucht. Pfahlwerke und niedrige Wälle sperren diese gegen das Meer hin; nur am Fuße des Schloßfelsens erscheint eine Pforte, durch welche ein Flüßchen, die Arques, seine klaren Gewässer dem Ocean zuführt. In jener Schlucht, durch Nebel und Rauch, erblicken wir die Kirchen und Häuser von Dieppe, aus deren undeutlichem Gewühle der Thurm der herrlichen Cathedrale hoch hervorsieht. – Der vortreffliche Strich [sic!], der diese Beschreibung begleitet, verbildlicht sie treu, jedoch nicht vollständig; denn der dem Schlosse links gegenüber liegende Felsen ist nicht sichtbar in dem beschränkten Raume. –

Dieppe ist uralt und seiner Größe nach dicht bevölkert. Es zählt über 21,000 Einwohner. Die Straßen sind schmal, winklich und schmutzig und von den hohen düstern Häusern verfinstert. Der Hafen ist klein; aber sehr sicher und zur Aufnahme von ein paar hundert Fischerfahrzeugen, die ihn stets beleben, geschickt. – Dieppe nährt sich hauptsächlich vom Fischfang, und fast alle seine Einwohner sind direkt oder indirekt bei diesem Gewerbe betheiligt. Es unterhält nahe an 200 Fahrzeuge, und deren Führer gelten seit uralter Zeit als die furchtlosesten und kühnsten Seeleute Frankreich's. Jede Jahreszeit bietet den Fischern ihre besondere Gattung von Bewohnern der Tiefe zum Fang. Im Juli segelt die ganze Flotte der Diepper an die englische Küste bei Yarmouth zum Häringsfang. Im September bis in die Mitte Oktober beschäftigt sie derselbe an der Küste von Flandern und an der Mündung der Seine. Der Winter gehört dem häuslichen Leben an und der kleinen Fischerei an ihrer eigenen Küste. Im Februar ist auf dem Gestade von Kent ihr Sammelplatz, und gegen Ostern geben ihnen die Makreelenzüge an der der Themse und der Küste von Sussex die reichste Beute, mit der sie den Londoner Markt versorgen.

Das unabhängige freie Fischerleben unter Gefahren, Sturm und Wogen hat den Dieppern einen eigenthümlichen Charakter aufgedrückt, der sich schon dem Fremden in ihrem Aeußern, in Miene und Haltung auffallend kund gibt. Das Wesen der Männer ist frei, derb, ungenirt im Umgange, und die dunkel gebräunten magern Gesichter zeugen von ihrem steten Kampf mit den Elementen, ungeschützt vor Sonne, Regen und Winden. Auch der weibliche Theil der Fischerfamilien trägt das Gepräge thätigen Antheils an ihrem Gewerbe. Es sind hohe, schlanke, rüstige Gestalten, und es ist eine überraschende Erscheinung für den Fremden, sieht er zur Ebbzeit Mädchen und Weiber in langen Reihen, hochaufgeschürzt, mit Körben an der Seite, die zurückweichenden Wellen verfolgend und Schellfische und Schaalthiere auf dem von Fluthen verlassenen Meerboden sammelnd; oder an langen Seilen die Fahrzeuge ihrer Männer und Väter aus dem Hafen in's Meer ziehend, klagende Fischerweisen singend.

Dieppe ist in neuester Zeit auch als Seebad berühmt geworden[1149], und wird jetzt, in dem Glauben, daß das an den Felsen dieser Gestade gebrochene und zerschlagene Meerwasser eine besondere Kraft habe, mehr aber wohl wegen seiner herrlichen und bequemen Lage, sehr häufig, namentlich von Engländern, besucht. Dieses Herbeiströmen von Lust und Vergnügen suchenden, verschwenderischen Fremden wirkt zwar auf die Verschönerung der alten Fischerstadt hin; – großartig erheben sich neben den Badeanstalten jetzt prächtige Hotels, und neue Straßen steigen empor; – aber das eigenthümliche Gepräge des Volkes geht nothwendig zugleich verloren, und so die Einfalt und die Reinheit der Sitten. Schon jetzt, nach wenigen Jahren der Aufnahme Dieppe's als Bad, soll der Vergleich mit sonst, in dieser Beziehung, ein trauriges Resultat abgeben, eine Erscheinung, die leider an allen Badeorten dieselbe ist. –

[1149] Nachdem Maria Carolina, Prinzessin von Bourbon-Sizilien, Herzogin von Berry (frz. Marie Caroline, princesse de Bourbon-Deux Siciles, duchesse de Berry; 1798–1870), die Schwiegertochter des frz. Königs Karl X. (frz. Charles X; 1757–1836), 1824 Dieppe besucht hatte, nahm es rasch Aufschwung als Seebad.




DIEPPE

Aus der Kunstanstalt des Bibliogr. Instit. in Hildburghausen. Eigenthum der Verleger.

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 99f.

## XLII. Die grosse Brücke über den Schuylkill und Fairmont-Water-Works bei Philadelphia.

Philadelphia, die Hauptstadt Pennsylvaniens, ist an Pracht, Reichthum und Größe die erste der Union. Die Stadt liegt zwei Stunden über dem Zusammenfluß des Schuylkill[1150] mit dem Delaware, in der gabelförmigen Ebene, welche diese beiden Ströme bilden. Hundert und zwanzig englische Meilen[1151] vom Meere entfernt, hat der Delawarestrom hier doch noch eine Breite von einer halben Stunde, und die für große Seeschiffe bis zu 1200 Tonnen Fracht nöthige beträchtliche Tiefe. Philadelphia genießt dadurch alle Vortheile einer Seestadt. Es wird jährlich von 600 Seeschiffen besucht, und Eisenbahnen und Kanäle strecken sich von hier in allen Richtungen aus, und machen Philadelphia, das stets Hauptsitz der transatlantischen Kunst und Gelehrsamkeit war, zugleich zu einer Metropole der Industrie und des Handels. In dieser letzten Beziehung hat nur New-York noch den Vorrang.

Die Gründung der Stadt geschah von William Penn[1152], dem Stifter der Sekte der Quäker[1153] im Jahre 1682, durch die Erbauung von 80 Häusern. Hundert Jahre darauf zählte der Ort 6000 Häuser und 40,000 Bewohner. Die Zahl jener war 1830 auf 30,000, die der Bevölkerung auf 170,000 angewachsen. Jetzt bedeckt Philadelphia mit seinen Vorstädten die ganze Ebene zwischen dem Delaware und Schuylkill, und große Strecken jenseits des letztern Stromes in einer Länge von vier und einer Breite von drei englischen Meilen. Die Gesammtzahl der Wohnungen übersteigt 34,000, die ihrer Bewohner 200,000. Die alte Welt bietet kein Beispiel solchen Gedeihens eines Orts in so kurzem Zeitraum, und auch die neue hat nur ein zweites gleicher Größe an New-York aufzuweisen.

Penn's herrliche Stadt ist in 300 schnurgeraden Straßen angelegt, welche sich von Norden nach Süden und von Osten nach Westen rechtwinklich durchschneiden. Einige und fünfzig Hauptstraßen haben jede eine Länge von 2 und 3 Meilen, bei 80 bis 115 Fuß Breite. Alle sind mit 10–16 Fuß breiten erhöheten Trottoirs für die Fußgänger zu beiden Seiten der Häuser, versehen und diese nach dem Fahrwege zu mit Bäumen bepflanzt, welche den Wandelnden Schatten und Schutz gegen Regen und Sonne gewähren. Nirgends beleidigt das Auge öffentliche Unsauberkeit, nirgends der Anblick des menschlichen Elends und der Verworfenheit in faullenzenden Bettlern, oder in ekelhaften Kranken und Krüppeln, in flehenden Greisen und Kindern; nirgends auch wird das Gefühl des Mannes durch umherschleichende, lungernde Schergen der Gewalt und buntfarbige Zwingknechte niedergebeugt oder empört. Bürgerlicher Gemeinsinn und Achtung vor dem Gesetze, das all geachtet wird, weil es von Allen ausgeht, und Allen gerecht wird, – schaffen hier ohne Polizeistock das Wunder der öffentlichen Ordnung. – Gemein- und Bürgersinn, jener allen edeln Menschen in der alten so gut wie in der neuen Welt innewohnende, (aber dort in Fesseln verkrüppelnde, hier frei wirkende) Drang, Gemeinnütziges zu schaffen in dem größern, gesellschaftlichen Kreise, dem er angehört, haben Philadelphia mit unzähligen Anstalten zur Beförderung der öffentlichen Glückseligkeit, zur Minderung des Elends, zur Hülfe für Arme und Leidende, zur Verschönerung und zur Bequemlichkeit des Lebens, zur Rettung aus, und zur Verhütung von Lastern, Verbrechen und Unglück geschmückt. Die prachtvollsten Gebäude, welche die Hauptstraßen und öffentlichen Plätze zieren, deuten gewöhnlich auf jene Zwecke hin und dienen dem gemeinen Wohl. Wir werden später eine Veranlassung haben, alle diese bewundernswürdigen Anstalten übersicht-

[1150] Engl. Schuylkill River.

[1151] Siehe hierzu S. 124, Anm. 350.

[1152] William Penn (1644–1718), der am 4. März 1681 die Kolonie Pennsylvania („Penn's Wald") gegründet hatte.

[1153] Siehe hierzu S. 243, Anm. 737.

lich zu betrachten, und begnügen uns jetzt mit der Beschreibung der Gegenstände unsers meisterhaften Bildes.

Jene herrliche Brücke (UPPER FERRY BRIDGE[1154]), das kühnste Werk in diesem Zweige der Baukunst, welches Amerika aufzuweisen hat, befindet sich oberhalb der Stadt, am nordöstlichen Ende derselben. Von hohen Ufern überspannt sie den hier viertehalb hundert Fuß breiten Schuylkill in einem Bogen, und Niemand kann das gewaltige Werk anstaunen, ohne zugleich ein heimliches Grauen zu fühlen. Das Gewölbe des Bogens ist nämlich so flach, daß man kaum begreifen kann, wie es fähig sey, die schwersten Lastwagen ohne Gefahr des Einsturzes, zu tragen. Die Brücke ist bedeckt; die Bedachung aber so geschmackvoll und leicht, daß sie an imposantem Ansehen da durch eher gewinnt als verliert. Ihre Erbauung kostete über eine Million Gulden[1155].

Rechts von der Brücke sehen wir einen Hügel, (FAIR MOUNTAIN), dessen Scheitel mit einem Pfahlwerk umgeben ist. Auf diesem befinden sich die berühmten Werke[1156], welche ganz Philadelphia mit gesundem Trinkwasser und den wirksamsten Waffen gegen Straßenschmutz und Brand auf das reichlichste versehen; ein Werk, das an Größe, Pracht und Zweckmäßigkeit in der Welt seines Gleichen sucht.

Man stelle sich innerhalb der sichtbaren Pallisadeneinfassung jenes Hügels, der eine Höhe von 105 Fuß über den Wasserspiegel des Flusses hat, drei 16 Fuß tiefe und 175 Fuß im Durchmesser haltende Reservoirs, aus weißem Marmor, eingemauert vor, die zusammen 200 Millionen Pfund Wasser fassen. In diese wird durch Pumpwerke, welche die Kraft des gestaueten Flusses treibt, das treffliche Wasser des silberhellen Schuylkill gehoben, und von da in die Stadt, in gußeisernen und zinnernen Röhren, welche zusammen eine Länge von 30 englischen Meilen haben, nicht allein zur Versorgung aller öffentlichen Brunnen geleitet, sondern auch in jedes Stockwerk jedes einzelnen Hauses, so daß wenigstens jede Familie eigenes springendes Wasser besitzt. – Aber dieß ist noch nicht die ganze Wirkung der vortrefflichen Anstalt. Besondere Kanäle besorgen die Vorrichtungen, mittels welcher täglich das Abwaschen der Straßen der Stadt geschieht, und andere halten Röhren gefüllt, welche in von Strecke zu Strecke auf allen Straßen stehenden kurzen Pfeilern verborgen sind. In diesen Pfeilern befinden sich zugleich Schläuche mit Schrauben aufbewahrt, welche man bei ausbrechendem Brand sofort an die Wasserröhre, die mit einem Hahn versehen ist, befestigt, nachher den Hahn öffnet, und dadurch augenblicklich einen ununterbrochenen Wasserstrahl, der sich 80 Fuß hoch erhebt, als wirksamstes Löschmittel zur Verfügung erhält. Größeres Brandunglück ist, seitdem diese musterhafte Anstalt besteht, von Philadelphia gänzlich fern gehalten worden.

---

[1154] Die 1812 nach Plänen des gebürtigen Württembergers Louis Wernwag (1769–1843) fertiggestellte hölzerne „Colossus Bridge“, auch als „Fairmount Bridge“ oder „Upper Ferry Bridge“ bekannt.

[1155] Siehe hierzu S. 70, Anm. 199.

[1156] Der von Frederick Graff (1775–1847) konzipierte und von 1812 bis 1872 errichtete Komplex der Fairmount Water Works am Schuylkill River.



DIE GROSSE BRÜCKE ÜBER DEN SCHUYLKILL
bey Philadelphia, Ver: Staaten.




DIE BANK DER VER. STAATEN
in Philadelphia.

Aus der Kunstanst. des Bibliogr. Instituts in Hildburghausen.

Eigenthum der Verleger.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut ⁶1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 107-110.

## LXXXXII. Die Bank der Vereinigten Staaten in Philadelphia.

Gern sucht der Mensch verborgene, oder geheimnißvolle Ursachen zu seinen Uebeln; gern bürdet er sie den Beschlüssen eines blinden Schicksals, auf oder erklärt ihre Nothwendigkeit aus der Unvollkommenheit alles irdischen Glücks. Thörigtes Beginnen! Gleich der Welt, von der er einen Theil ausmacht, wird der Mensch durch natürliche, in ihrem Laufe regelmäßige, in ihren Wirkungen genau zusammenhängende, in ihrem Wesen unbewegliche Gesetze regiert. Diese Gesetze sind die gemeinschaftliche Quelle alles Bösen und Guten. Sie sind nicht fern in den Gestirnen geschrieben, oder in des Fatums verschlossenen Büchern. Mit der Natur irdischer Wesen innig verbunden, Grundbedingung ihres Daseyns, sind sie zu allen Zeiten, an allen Orten dem Menschen gegenwärtig; sie wirken auf seine Sinne, warnen seinen Verstand und führen Strafe und Belohnung für jede Handlung mit sich. Gleich den Gesetzen der Bewegung in der physischen Welt, sind sie die einfachen Basen für Alles, was in der moralischen Welt vorgeht.

So ist der Stand des Menschen beschaffen; ob Individuum, oder Staat, – es ist eins. Alle sind die Werkmeister ihres Schicksals; die Einzelnen, wie die Völker. Jede Nation hat den Umsturz, oder das Emporkommen ihres Glücks selbst geschaffen, und wenn die meisten ein gefoltertes Leben führen und sich in einen Abgrund von Irrthümern und Unglück gestürzt sehen, – einen Abgrund so tief, daß kein Hoffnungsstrahl ihn mehr ergründen kann, so ist's doch blos das Abirren von jenen die moralische Welt lenkenden Grundprinzipien, was sie in so große Uebel brachte, und sie haben, statt die Geschicke anzuklagen, blos ihrer Immoralität, ihrer Schwachheit und ihrer Unbesonnenheit zu fluchen.

Unter allen Völkern der neuern Zeit kennen wir nur ein einziges, welches, durch die Umstände begünstigt, jene Grundgesetze zum größern Theile rein und unverfälscht zur Base seines Lebens zu machen den Willen und die Kraft gehabt hat. – Auf sie haben die Nordamerikaner (in den Vereinigten Staaten) den Baum ihres Glückes gepflanzt, der binnen so kurzer Zeit zu der bewundernswürdigen Höhe gedieh, welche alles, was die frühere Geschichte Aehnliches berichtet, weit überragt. Und doch beschleicht ein trauriges Gefühl den Menschenfreund bei Betrachtung dieses stolzen Baumes, – denn nicht alle seine Wurzeln schlagen im guten Boden, und mancher schlechte Zweig verspricht eine giftige Aerndte. – Der Egoismus, jenes Element der Hölle, das aus die Stirne der Nordamerikanischen Freiheit die Neger-Sklaverei als Brandmal drückte, er trägt reifende Frucht und die Nemesis[1157] beginnt sie zu schütteln. – –

Der prachtvolle Marmorpallast auf nebigem Bilde, dessen reine Formen (er ist nach dem Muster des Parthenon erbaut) das Auge erfreuen, ist das Hauptquartier jener Selbstsucht, deren Umtriebe die Union seit einigen Jahren erschüttern. Die Bank der Vereinigten Staaten[1158] ist der Mittelpunkt, in dem die Geldstarken der Republik ihre Vereinigung zu dem Zwecke gefunden haben, eine Macht im Staate zu bilden, welche die Angelegenheiten desselben nach ihren besondern, eigennützigen Absichten leite, und eine Aristokratie neuer Art in dem Lande aufzurichten, wo Gleichheit aller Bürger als die heiligste, unantastbarste Grundlage des Daseyns erkannt ist. – Sie rufen zwar nicht, diese Aristokraten, des Goldes, wie die des Faustrechts einst in der alten Welt gethan: Warum sollen wir uns anstrengen? Laßt uns zusammen treten und die Schwächern plündern, sie können für uns arbeiten und wir fortan

---

[1157] Siehe hierzu S. 78, Anm. 213.

[1158] Die 1791 gegründete „First Bank of the United States" nahm von 1795 bis 1811 ihren Sitz in Philadelphia in dem von Samuel Blodgett Jr. (1757–1814) errichteten Bankgebäude, nachdem sie zuvor in der 1755 fertiggestellten „Carpenter's Hall" residiert hatte. Die von 1816 bis 1836 bestehende „Second Bank of the United States" hatte hingegen ihren Sitz in einem in den Jahren 1819 bis 1824 nach Plänen von William Strickland (1788–1854) ausgeführten Bankgebäude.

ohne Mühe genießen: aber das Ziel, welches sie, vielleicht sich selbst kaum geständig, im Auge haben, ist wohl das nämliche; und der betretene Weg führt ihm zu, liege es auch noch so ferne nach Raum und nach Zeit. – Das erkennt man auch, und daher sieht man jetzt Bund gegen Bund und vielerlei Quälerei, Streit und Zwietracht unter dem freiesten und trotz jenen Uebeln bei weitem glücklichsten Volke der Erde.

Die Bank der Vereinigten Staaten wurde 1791 durch eine Kongreßakte in Philadelphia gegründet. Ihr Kapital war 10 Millionen Dollars. Sie gab Zettel aus, lieh auf Pfänder und gründete Zweigetablissements in allen Staaten. Den Einfluß, den sie dadurch auf die industrielle und Handeltreibende Bevölkerung gewann, benutzten ihre Aktionairs frühe schon zu politischen Zwecken. – Als daher im Jahre 1811 ihr 20jähriges Privilegium abgelaufen war, versagte der Kongreß, – „weil sie eine Anstalt sey, deren Macht sich mit den Grundsätzen der Gleichheit und Freiheit nicht vertrage,“[1159] – Erneuerung ihres Patents und hob sie auf.

Der Krieg mit England (1812–1815) und die daraus entstandenen Finanzverlegenheiten hatten die Regierung wie die Privaten das Entbehren eines Instituts fühlen lassen, welches über sehr große Geldmittel geböte und in der Noth helfen und unterstützen könnte. Die alten Aktionärs säumten nicht, dieses Gefühl durch die ganze Nation zu verbreiten und sie für die Wiederauflebung der Bank geneigt zu machen. Es gelang ihnen. Im Jahre 1816 baten sie den Kongreß um ein Privilegium zu einer neuen Bank auf 20 Jahre, mit weit größern Vergünstigungen, als die Anstalt früher besessen hatte. Ihr Kapital erhöheten sie auf 35 Mill. Dollars; sie sollte Zweigbanken in allen Theilen der Union errichten, alle möglichen Disconto-, Anleihe- und Wechselgeschäfte treiben, Noten zu einem Ungeheuern Belaufe, die in allen Staatskassen als baar angenommen werden sollten, in Umlauf setzen dürfen etc. – Der Staat erhielt für dieses Privilegium, das ausschließlich war, 1,500,000 Dollars, womit man einen Theil der Staatsschuld tilgte. Vergeblich traten aufgeklärte Patrioten, Glieder der Staatsregierung selbst, auf, und warnten mit prophetischer Salbung vor den Gefahren solcher Machtverwilligung! – Die Nation war taub; der Kongreß gewährte mit einer großen Stimmenmehrheit.

Was jene Männer vorausgesagt haben, ist jetzt buchstäblich wahr geworden. – Die Bank repräsentirt die reichsten Familien der Union, welche das Gründungskapital zusammengeschossen haben, und diese üben, vermöge ihrer über das ganze Reich, selbst bis in die entferntesten Gebiete zerstreuten Zweigbanken unmittelbaren und großen Einfluß auf den Verkehr im Lande und folglich auf Alle, die an demselben ein Interesse haben. – Einmal im Wiederbesitz dieses Einflusses und aller damit verknüpften Vortheile, war seit Jahren das Streben der Bankvereinigten, sich so in denselben zu befestigen und solche Macht zu erringen im Lande, daß es Regierung und Volksrepräsentanten nicht mehr wagen dürften, mit der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs gegen sie zu ringen, oder bei Ablauf des Privilegientermins ihnen die Erneuerung ihres Patents zu versagen. Obschon ausschließlichere Zwecke der Selbstsucht verfolgend, bekennen sie sich zur Parthei der Föderalisten, welche Alles in sich faßt, was die Union von Männern aristokratischer Gesinnung besitzt.

Es war ein Glück, daß in dieser Zeit ein Mann an der Spitze der Regierung stand und noch steht, welchen bei allen Fehlern, die man ihm vorwirft, die glühendste Freiheitsliebe, der Muth, die Rechtschaffenheit und Festigkeit eines Cato[1160] adelt. – General Jackson[1161], der jetzige Präsident, war dazu gemacht, das furchtbare Wagniß des Ringens mit einem Ungeheuer zu bestehen, das seinen Leib über das Land breitete und, seiner Unüberwindlichkeit sich bewußt, sein Haupt schon mit Herrscherstolz emportrug. Kühn trat Jackson hervor, schilderte der Nation, im Kongreß wie im Senate, durch Journale wie durch Flugschriften, die ganze Größe der Gefahr, welche über ihrem Haupte schwebe und forderte sie auf, ihm beizustehen im Vorsatze, sie zu bekämpfen und zu vernichten. – Reinerhaltung des demokratischen Prinzips der Verfassung stellte er als einziges Ziel seines Strebens hin. Bald war Jackson's Name die Losung aller gleichgesinnten Männer der Union. An der Frage der Erneuerung des Bank- Privilegiums maßen beide Partheien zuerst ihre Kräfte. – Jackson hat in diesem Kampfe (selbst Meuchelversuche gegen sein Leben verschmähten die Gegner nicht!) ausgehalten wie

[1159] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[1160] Wohl der röm. Politiker Marcus Porcius Cato, auch Cato Minor genannt (95–46 v. Chr.; Selbstmord).

[1161] Siehe hierzu S. 243, Anm. 735.

ein Held und im ersten Treffen gesiegt. Das April dieses Jahres abgelaufene Privilegium der Bank ist nicht wieder erneuert worden und die Aktionairs suchen nun bei den Einzelstaaten sich Vorrechte zu erwerben, welche ihnen die Unionsregierung weise verweigerte. Aber das Ringen hat erst begonnen. Alle Leidenschaften sind auf den Kampfplatz gerufen und wir sehen das betrübende Schauspiel, wie die Geld-Aristokraten der neuen Welt es wagen dürfen, die gesellschaftliche Moral auf das empfindlichste zu verletzen und die lohnsüchtige Habsucht offenkundig und frech sich ihr verkaufen mag, ohne die Vernichtung durch die öffentliche Meinung zu fürchten. Wir sehen eine Hauptquelle der Nordamerikanischen Wohlfahrt, das Alle belebende Streben nach Wohlstand nämlich, – durch den errungenen Reichthum zum reißenden Strome und regellos geworden, und an seinen Ufern die Herrschsucht keimen, wo nur goldene Früchte der Gleichheit reifen sollten. Wahrlich, ein Anblick ist's, der trostlos wäre, wenn ihm nicht die feste Ueberzeugung zur Seite ginge, der gesunde, verständige, aufgeklärte Sinn der Nation werde, wie schon vielmal geschehen, auch diese Gefahr vernichten, und die Nordamerikanische Freiheit als Sieger aus dem Kampfe gehen. –

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Vierter Band. – Hildburghausen, Amsterdam und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1837. 142 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 80-84.

## CLXVI. Stephan Girard's Bank in Philadelphia[1162].

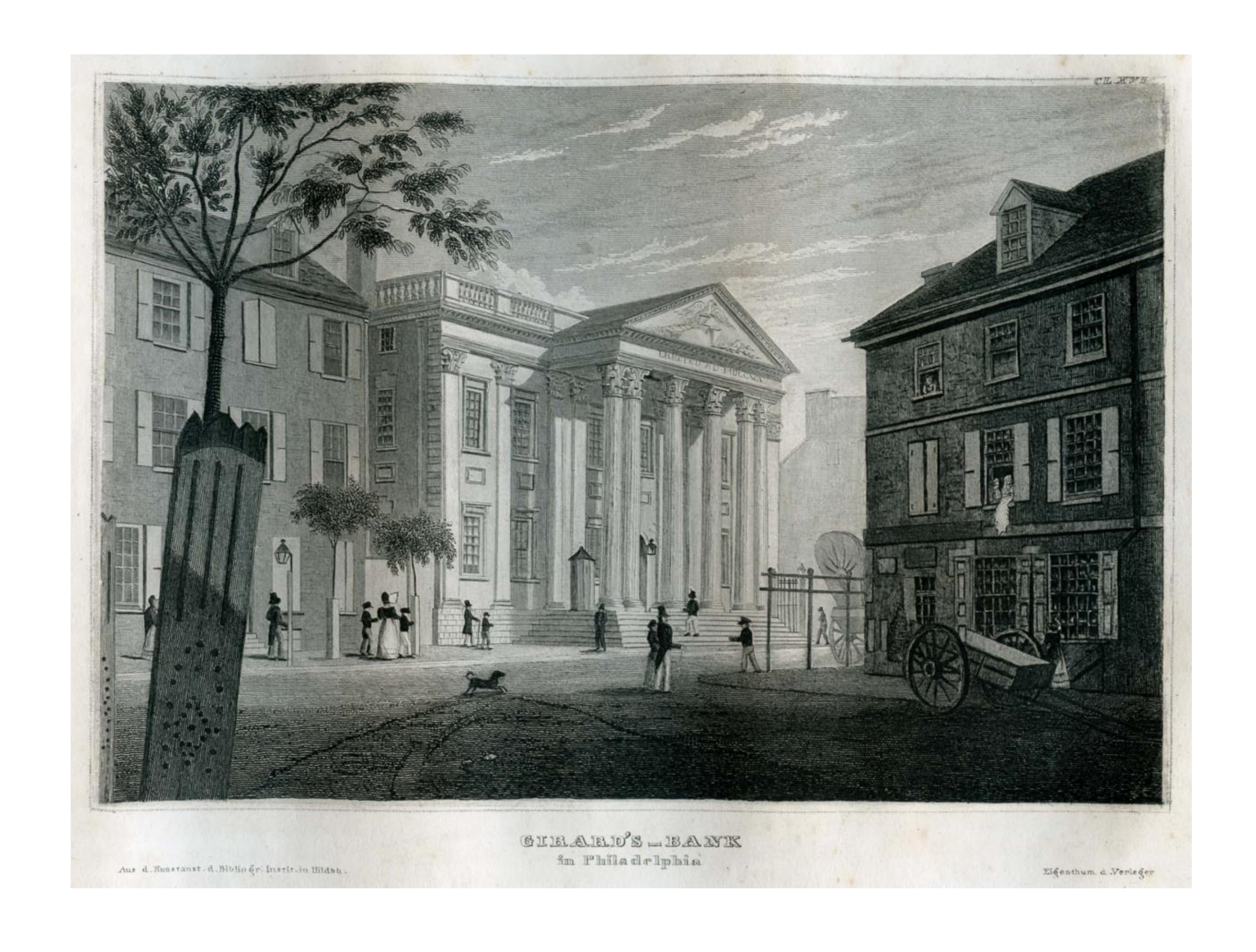
Die Thatsache des rastlosen, ja beispiellosen Fortschreitens der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Bevölkerung, Anbau, Handel, Gewerbsamkeit, Kunst und Wissenschaft, folglich auch in Macht und Reichthum, schien bis vor Kurzem so festzustehen, und fand so allgemeine Anerkennung in Europa, daß selbst feindselige Gesinnungen nicht wagten, aus Furcht sich lächerlich zu machen, ihr zu widersprechen. Nur über die Gründe, auf welchen diese Thatsache beruhte, schienen sich die individuellen Ansichten der Beurtheiler nicht vereinigen zu können. Es gab eine Parthei, welche der alten Welt weiß machen wollte, daß jenes transatlantische Wunder sozialer Entwicklung blos das Produkt materieller Ursachen sey, ein Spezial-Erzeugniß des nordamerikanischen Bodens, was man den Leuten da drüben mit derselben Resignation lassen müsse, wie seine Palmenwälder dem Afrikaner. Bewahre uns des Himmels Gnade, rief man aus, vor jedem Versuche, es den Nordamerikanern nachzuthun! Lasset uns das junge Amerika – als Bein von unserm Bein und Fleisch von unserm Fleisch – lieben, in Manchem selbst bewundern, ja sogar beneiden um Vieles; nur aber den thörichten Wahn nicht hegen, auf europäischem Boden Gleiches pflanzen zu können mit glücklichem Erfolge! Eine andere Parthei, diese von weit dunklerer Farbe, war unermüdlich im Streben, die Meinung Europa's über nordamerikanische Zustände dadurch zu modifizircn, daß sie fort und fort die Ausnahmen zur Regel erhob und neben das Licht, das einmal nicht zu leugnen war, so tiefe Schatten stellte, daß ein Abenddämmerungs-Sein daneben ganz behaglich erscheinen mochte. Diese Partei legte am liebsten ihre Ansichten in den Spalten censurirter Tagblätter aus; denn auf die Massen zu wirken, deren Begriffe zu verfälschen, war ihre Absicht und ihr – Beruf. Keine Partei hatte es bequemer; denn sie pflügte ihren Äcker als Monopol und eine Kontroverse, die sie bald zum Schweigen gebracht hätte, war in solcher Arena nicht möglich, folglich auch nicht zu fürchten. Noch viele andere, theils dunklere, theils hellere Parteischattirungen stellten mit mehr oder minderer Offenheit ihre Untersuchungen zur Schau. Divergenz in den Meinungen konnte nicht mannichfaltiger seyn als die über diese Fragen; aber sie hatte das Gute, allgemeines Interesse dafür zu erschaffen und jeden denkenden Menschen zu einem tiefen und selbstständigen Eindringen in die Grundursachen jenes Gedeihens aufzufordern, wovon der Westen ein so unerhörtes, nie geahnetes Schauspiel darbot.

Diese allgemeineren Untersuchungen führten bei der Mehrzahl zur Ueberzeugung, daß zwar in den Naturschätzen Nordamerikas, in der großen Fruchtbarkeit seines jungfräulichen Bodens, in seinem unerschöpflichen Metall-, besonders aber in seinem Steinkohlenreichthum, und in der Fülle seiner natürlichen der Kunst vorarbeitenden Wasserkommunikationen, in seiner geographischen Lage endlich, welche ihm zwischen allen Weltzuckungen ein glückliches Neutralitätssystem zu verfolgen gönnt, ein Hebel seines Glückes zu suchen sey: daß aber Ursachen nicht materieller Art doch einen weit größern Theil daran haben, als jene.

Vor allen andern erkannte man als eine solche seine Verfassung[1163]. Ihr verdankt Nordamerika den freiesten Spielraum jeder, nicht zur Mißachtung fremder Eigenthumsrechte ausartenden Privatthätigkeit in den Gebieten der Industrie wie des Handels, der Kunst wie der Wissenschaft. Nach dem Maaße seiner Kräfte und Mittel bewegt jeder Amerikaner sich in selbstgewählter Richtung; nirgends stößt er auf eine „väterliche" Präventionspolizei und Bevormundung, nirgends auf hemmende Einflüsse

[1162] Die 1811 gegründete Bank hatte das Gebäude „First Bank of the United States" (siehe hierzu S. 383, Anm. 1158) übernommen und bezogen.

[1163] Siehe hierzu S. 204, Anm. 601.




GIRARD'S – BANK
in Philadelphia

feudalistischer Interessen, denen irgend eine Entwickelung zu schnell geht, oder staatskirchlicher, denen sie zu weit führt, oder monopolistischer, denen sie ihre Existenz bedrohend erscheint. Derb, kräftig, sehr regsam, voll Arbeitsmuth, eben weil er die Früchte seiner Arbeit nicht mit Andern, die keine Arbeit thun, zu theilen hat, aus verschiedenem Ursprung gemischt, gleichsam ein collectiver Sitz aller Haupteigenschaften der verschiedenen Nationen, bildet er diese Eigenschaften auf die für seine Zwecke und Verhältnisse angemessenste Weise aus und er bedient sich ihrer im freien Spielraum um so wirksamer, als derselbe nicht nur, dem Natur- wie dem positiven Rechte nach, unbeschränkt ist, sondern auch eine physische Gränze desselben in den ersten Jahrhunderten noch nicht gedacht werden kann. So arbeitet der Amerikaner unablässig, weil sicher, nicht um die Frucht seiner Arbeit betrogen zu werden; er verachtet die Gefahr, weil nicht durch stetes Gängelband daran erinnert und dafür – verweichlicht; er unterrichtet sich, nicht auf Regierungsbefehl und nicht nach genau vorher bestimmten Graden und nach festgesteckten Normen, sondern aus dem einfachen Grunde, weil nur Geschicklichkeit und Auszeichnung in freier Conkurrenz den Sieg erringen; er hält seine Zeit zu Rathe, weil der Zeitverschwender nothwendig zurückbleiben muß im allgemeinen Wettlauf um ihren Preis: – und er erringt diesen Preis, Wohlstand nämlich und die Mittel zum Lebensgenuß, binnen einer von ihm im Voraus zu berechnenden Zeit, durch Ausdauer und, in der Regel, mit Zuverlässigkeit.

Sollte alles Dieß Traum gewesen seyn?[1164] Fast möchte man so glauben, wenn man die Urtheile ließt, welche sich seit einem halben Jahre in Europa Geltung zu verschaffen suchen, und nach welchen nichts Gewisseres ist, als daß der amerikanische Wohlstand wie Seifenblasen zerronnen sey. – Wahr ist's, fürchterlich waren die Schläge, die der amerikanische Handel durch die Katastrophe erlitten, welche ein Uebermaaß in Gewährung und Benutzung des Kredits herbeigeführt: aber wenn ein solcher Sturm das Glück der Nation hätte vernichten können, dann hätte es fürwahr auf schwacher Basis geruht! Dem ist nicht so! Die Krisis ist vorüber, der Sturm hat ausgetobt, und Amerika hat die Prüfung bestanden. Manches Vermögen hat er verschlungen; aber die Reinigung einer durch Spekulations-Uebertreibung unheimlich und krankhaft gewordenen Atmosphäre in der Handels und Gewerbswelt ist dadurch nicht zu theuer erkauft. – Unleugbar sind die Nachwehen einer so heftigen Erschütterung aller Geldverhältnisse, wie sie der Zahlungs-Aufschub aller Banken und von fast der Hälfte aller Großhandlungshäuser der Union bewirkte, noch jetzt für eine Menge Einzelner empfindlich, und die fortwährenden Klagen über Noth dürfen, von diesem Standpunkte aus, nicht befremden. Aber eben so gewiß ist's, daß der dortige Zustand, ausgebeutet von der aristokratischen Faktion jenseits, und einer gewissen Politik des europäischen Continents gar willkommen, übertrieben geschildert worden, und der zehnte Theil der aufgetragenen Farbe hingereicht hätte, wenn es den Berichtgebern darum zu thun gewesen wäre, ein Bild hervorzubringen, das wahr sey. Man hat die Gelegenheit gut benutzt, seinen Aerger über ein neues und freies Volk, das im Adlerfluge die gebildetsten Völker der alten Welt überholt hat und alle frühere Unglücks-Weissagungen des Neides durch ein unausgesetzt-fortschreitendes, beispielloses Gedeihen lächerlich machte, Luft zu machen, und Mancher glaubt diesen Leuten noch jetzt aufs Wort, daß in Amerika Alles zu Grunde gegangen sey. Aber man würde der Wahrheit näher seyn, wenn man sie am entgegengesetzten Ende suchte! – Das Nationalvermögen der Union ist durch die Katastrophe nicht um einen Cent weniger geworden. Amerika ist's ergangen, so etwa, wie es unserm Welttheil ergehen würde, wenn ein Congreß der Mächte Europa's alle Staatspapiere mit einemmale zu Makulatur, und die Staatsschulden, die sie repräsentiren, für erloschen erklärte. Geschähe dieses, so wären hunderttausend jetzt reiche Leute Bettler; aber würde Europa dadurch um einen Deut nur ärmer? Nein! denn diese National-Schuldscheine repräsentiren nichts vom Nationalreichthum, und eben so wenig thun solches die 400 Millionen Dollars Noten der amerikanischen Banken, welche in Folge der Zahlungseinstellungen aller dieser Institute jetzt 20 bis 60 Prozent an ihrem Nominalwerthe verlieren. Was Amerika erlebt und leidet, hat England schon zweimal in gleichem Maaße ertragen, und Amerika selbst hat früher viel Schwereres überwunden. Als Großbritannien, siegtrunken, im Jahre 1814, seine Heere, Napoleons Ueberwinder, ins Tochterland entsendete, zum schmachvollen Versuche, ihm die alten Fesseln wieder anzulegen; als es damals die Flagge der Union von allen Meeren verjagte, ihre Schiffe wegnahm und

[1164] Die nachfolgenden Einlassungen beziehen sich auf die am 10. Mai 1837 spekulationsbedingt ausgebrochene schwere Wirtschaftskrise, die die Vereinigten Staaten fünf lange Jahre im Griff halten sollte.

ihre Häfen verschloß: da waren der Bankrotte nicht weniger und der Krieg wälzte eine Last von zwei hundert Millionen Dollars auf das zur Selbstvertheidigung gebrachte Land. Und siehe! Kaum waren zwei und zwanzig Jahre verflossen und jene Staatsschuld war bei Heller und Pfennig getilgt, die, so prophezeite man einst, Amerika erdrücken sollte; ein Schatz von 40 Millionen Thalern war gesammelt, und alle Werthzeichen des Nationalreichthums, Grundstücke, Häuser, Kriegs- und Handelsflotten, Handels- und Industrie-Kapitale, Vertheidigungsmittel waren auf mehr als das Zwölffache gestiegen. Geht nur hin! möchten wir Denen zurufen, welche die junge Braut der Freiheit auf der Bahre glauben, und schaut ihr in's Antlitz! Betrachtet diese tief durchschnittene Ostküste mit ihren Häfen und Bayen ohne Zahl, und bewacht von Vertheidigungswerken, die sie unangreifbar machen; seht eine Handelsmarine, die der Englands fast gleich ist an Menge, und zählt eine gerüstete Kriegsflotte, welche schon jetzt Amerika die zweite Stelle unter den Seemächten anweist. Verwundert werdet ihr die segelwimmelnden Mündungen von Strömen zählen, die in jedem europäischen Binnenschifffahrtssystem eine Hauptrolle spielen würden, allein dort, wo der Maaßstab riesenhaft ist, zur zweiten und dritten Stufe herabsinken. Und wenn ihr durch Wälder von Masten aus diesen Strommündungen in's Land gedrungen seyd und ihr euch an Ufern ergötzt habt, oft herrlicher, als die Ufer des Rheins, nur daß statt Ruinen der Burgen von Raubrittern und feudalistischen Zwingherren freundliche Villen fleißiger Bürger die Höhen krönen; – wenn ihr euch an den großen Stapelplätzen der Industrie und des Welthandels, an dem London der West-Welt, New-York, an dem reichen Boston, an Baltimore, Philadelphia etc. satt geschaut: dann schwinget euch auf den das unermeßliche Reich in allen Richtungen durchkreuzenden Eisenbahnen, oder auf einem tausend Meilen langen Kanale mit der Kraft, die den Menschen dort drüben schon seit lange Adlerschnelligkeit verleiht, über die Gebirgsrücken des Alleghanies[1165], in das Mittelgebiet der Union, dorthin, wo der Welt herrlichster Strom mit tausend Armen der Erde fruchtbarstes Gebiet umfaßt, – ein Gebiet sechzigtausend Quadratmeilen groß. Was vor 20 Jahren eine undurchdringliche Wildniß gewesen, eine Heimath, in die sich Kannibalen und reißende Thiere theilten, werdet ihr verwandelt sehen in die großartigste Werkstatt kommender Staaten und Nationen, in welche sich von Süd, von Ost und von Nord Ströme der Bevölkerung unausgesetzt ergießen. Staunend werdet ihr auf der Stelle gerodeter Urwälder, in den Thälern des Mississippi und seiner Zweigströme 1200 Städte erblicken, und Hochschulen für Religion, Wissenschaft und allerlei Künste gedeihen im Schooße der kaum gebornen Orte, die befruchtend Licht streuen in die fernsten Winkel der Erde. Missionaire, am Ohio gebildet, bekehren jetzt in Hinterindien. Und wenn ihr euch auch daran satt gewundert habt, dann laßt euch auf der rastlos westwärts dringenden Woge der heimathsuchenden Menschen hin an den Fuß der Felsengebirge tragen, und hört staunend in deren Schluchten die holzfällende Axt der Pioniers, welche die nahe Eroberung dieser beschneiten Vesten der westlichen Wildniß, und der Cultur baldiges Vordringen in die Thäler des Columbia euch laut verkündigen. Erst am Gestade des großen Oceans wird sie rasten, und dort, (denn aus entgegengesetzter Richtung, von Australien her, civilisirt England), werden sich Mutter und Tochter am Ende ihres großen Tagewerks (des erhabensten, das der Allmächtige Nationen auflegt,) begegnen, und die Civilisation hat dann ihren Kreislauf vollendet.

Seht! so und nicht anders findet ihr das Amerika, das ihr verarmt und zu Grunde gerichtet euch träumt oder schildern laßt, von Menschen, die ein Interesse dabei haben, daß eine Lüge geglaubt wird, welche sie selbst verlachen. Immerhin mag ein Gewitter, wenn's über ein Land zieht, manches Saatfeld zerschlagen; aber was dem Einzelnen Verderben bringt, ist dem Ganzen ein Segen.

---

In einem Lande, wie Nordamerika, wo dem Fleiße, der Geschicklichkeit und dem Unternehmungsgeiste die breitesten Bahnen zum Erstreben von Reichthum und Ansehen offen liegen, und wo die meisten Güter des Lebens nicht ererbt, sondern erworben werden, in einem solchen ist das „Glückmachen“ eben so häufig, als es in der alten Welt selten geworden ist. Die reichsten Individuen der Union fingen arm an, und unter den jetzt lebenden Regierungshäuptern der 27 Freistaaten sind nicht weniger als sechs, welche, als sie einwanderten, nichts hatten als gesunde Arme, mit welchen sie die Hütte, ihre

[1165] Die „Allegheny Mountains“.

erste Wohnung auf freier Erde, sich selbst bauen mußten. Ein ähnliches Beginnen hatte Stephan Girard[1166] in Philadelphia, welcher im vorigen Jahre als der reichste Mann in der neuen Welt starb. Als ein armer Knabe kam er hinüber, und sein erster Geschäftsfond war ein geliehener Dollar; nach 60 Jahren schätzte man sein Vermögen auf 20 Millionen. Seine Schiffe befuhren alle Meere; er hatte Etablissements in allen Welttheilen, und die Bank, die seinen Namen trug, die einzige in der Union, welche nicht auf Aktien errichtet wurde, stattete er mit 3 Millionen aus. Dabei war er der Vater der Armen, und kein Bedrängter, der sich an ihn wendete, ging unberathen und ungetröstet von ihm. Auf die Unterstützung und Errichtung von das allgemeine Wohl fördernden Anstalten hat er während seines Lebens über 5 Millionen Dollars verwendet. Das Streben nach äußerer Auszeichnung war ihm von Natur so zuwider, daß er nie einen andern Titel wollte, als den des Bürgers, und stets sagte, daß kein anderer den Mann so ziere. Als er starb, legten Tausende seiner Mitbürger freiwillig Trauer an, und der Congreß ehrte sein Andenken durch die rühmliche Erwähnung seiner Tugenden und Verdienste.

[1166] Stephen Girard (eigentl. Étienne Girard; 1750–1831), der Bankier hatte während des Britisch-Amerikanischen Kriegs von 1812 bis 1815 die Vereinigten Staaten vor dem Staatsbankrott bewahrt. Der Stich ist unsigniert, die Vorlage unbekannt.


C.R. 1851 DEL.
JOHN POPPEL SC.
GIRARD - COLLEGE in PHILADELPHIA
Published for HERRMANN J. MEYER. 164, William Street NEWYORK.

Meyer's Universum oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Sechzehnter Band. – Hildburghausen und New-York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1854. 180 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 15-20.

## DCCXIV. Girard's College in Philadelphia.

Septimius Severus[1167] hinterließ seinem Sohne und Nachfolger[1168] als letzten Ausdruck aller Regentenweisheit die Mahnung: die bewaffneten Legionen allein zu ehren, alles Uebrige aber, Kunst, Wissenschaft, Bildung, Unterricht für nichts zu achten.

Wohin das römische Weltreich auf diesem Wege gekommen ist, weiß jeder Schulknabe.

Die Lehren der Geschichte gehen an den Lebenden unbeachtet vorüber. Seit den letzten Erschütterungen der westeuropäischen Gesellschaft durch die Revolutionen hat es Inhaber der Gewalt gegeben, welche sich nicht geschämt haben, das Wort des Cäsaren zu wiederholen, und an manchen andern Orten, wo es nicht ausgesprochen wurde, weisen Thatsachcn darauf hin, daß man in der Praxis dem Grundsatze nicht abhold sey, wenn auch ihn offen zu bekennen noch nicht an der Zeit erschienen. Dieser Geist frißt sich alle Tage tiefer in die Schichten der Gesellschaft. Er bereitet der Rohheit und Barbarei den Pfad; er bringt Urtheile, Gefühle und Anschauungen in Umlauf, die den Humanitätsinteressen feindlich sind. Eine augenfällige Mißachtung der Attribute ächter Bildung ist aus den obern Regionen in das Volk herabgestiegen, die Ehrfurcht vor dem Erhabenen und Schönen in Kunst, Wissenschaft, Leben und Streben ist von dem barbarischen Respekt vor den bloß materiellen Gütern und Genüssen in den Hintergrund gedrängt. Wir sehen Männer, die als Zierden ihrer Zeit noch vor wenigen Jahren so hoch in der Meinung ihrer Zeitgenossen standen, daß sie für unantastbar galten, von der Gewalt mit Füßen getreten, und während dies geschieht, zollt das entartete Volk ihnen kaum einen Blick der Beachtung; wir sehen ausgezeichnete Erscheinungen der Literatur, welche man sonst mit Ehrfurcht in die Hand nahm und mit Heißhunger verschlang, mit Gleichgültigkeit empfangen, und die höchsten Bestrebungen des Menschengeistes in der sinkenden Gesellschaft mit Achselzucken oder Mißachtung begegnen, weil sie für Mehrung sinnlicher Genüsse und für das materielle Wohlbehagen nichts beizutragen vermögen. Das Reich des Gedankens, sofern es sich über die Schranken des Materiellen erhebt, das geistige Schaffen, sofern es nicht greifbaren Nutzen bringt, ist in den Augen der Mehrzahl ein phantastisches Nebelreich, ein fades und nutzloses Spiel, der Mühe nicht werth, die es kostet. Wüßte man nicht aus der Geschichte, was solche Phasen in den Begriffen einer der Verwilderung sich zuneigenden Zeit auf sich haben, wie sie enden und wie sie wechseln, so könnte man wohl an dem Fortschreiten menschlicher Gesittung irre werden und den Funken verwünschen, der seine Träger über die Masse erhebt. Aber allen Fortschritt begleitet von jeher ein Ebben und Fluthen, und wenn auch zu Zeiten einzelne Kulturformen zerfallen, und das Genuine das Bessere zu überwuchern und zu unterdrücken droht, das Wirken für geistige Zwecke, das Schaffen für geistiges Gut bleibt doch immer das Ewige, das Obenbleibende, das des Menschen Würdige; das Einzige auch, welches das materielle Streben adelt, indem es sich mit demselben verbindet. Wenn der Reichthum sich selbst nur als ein Mittel für höhere Zwecke betrachtet und diesen Zwecken sich opfert, so erscheint er ehrwürdig, während Derjenige, welcher das Geld um des Geldes willen aufhäuft, oder es mißbraucht, um sich in Lust zu wälzen, ein Thor ist oder ein gemeiner Mensch, der unsere Verachtung verdient.

Es ist oft behauptet worden, daß niemals müheloser, rascher und häufiger Reichthümer erworben wurden als jetzt; niemals aber auch zugleich die Beispiele eines edlen, würdigen, ehrenden Gebrauchs derselben so selten vorkamen als in unserer Zeit. Ich glaube, das Verhältniß ist immer so gewesen. In der moralischen Durchschnittsgröße der Menschen zwischen Sonst und Jetzt gibt es keinen Unterschied. Die großen Geister, welche sich über die Menge erhoben, waren im Alterthum nicht häu-

[1167] Siehe hierzu S. 69, Anm. 192.

[1168] Siehe hierzu S. 65, Anm. 184.

figer, als gegenwärtig. Die Fortschritte, welche in neueren Zeiten Wissenschaft, Kunst, Religion und Philosophie gemacht haben, stehen damit in keiner Beziehung; denn sie können so wenig große Männer machen, als ihre Erscheinung verhindern. Dieselben Ursachen, welche Plutarchs[1169] Helden vor drei- oder vierundzwanzig Jahrhunderten hervorriefen, sind auch heute noch wirksam. In der Zeit ist das Geschlecht nicht progressiv. Phocion[1170], Sokrates, Anaxagoras[1171] haben keine Schule hinterlassen. Die ihnen Ebenbürtigen werden nicht nach ihren Namen genannt, sie sind selbst Meister und Lehrer. Was den Zeiten drum und dran hängt: Wissenschaft, Künste, Erfindungen, – sind nur ihr Gewand; die Menschen erstarken sie nicht. Huß[1172] und Luther thaten mit geringen Mitteln tausend Mal mehr als die Kirchen-Reformatoren der Neuzeit; Galilei machte mit einem Fernrohr, kaum unseren Opernguckern an Lichtstärke gleich, prächtigere Entdeckungen im Himmelsraume als mancher neuere Astronom mit seinem Riesenteleskopen; Newton erforschte das Gesetz, welches das Weltall zusammenhält, nach dem Fall eines Apfels; Columbus fand Amerika in einem unbedeckten Boote; die Drake[1173], Hudson[1174] und Franklin[1175] umschifften die Erde und drangen in die unbekannten Regionen des Polarmeers in Fahrzeugen, auf denen sich jetzt kein Schiffer über die Nordsee wagt; wir zählen die Verbesserungen der Kriegskunst unter die Triumphe der Wissenschaft, und doch eroberte Napoleon Europa durch den Bivouak, durch die Entlastung der Heere von allen Hülfsmitteln, wodurch er ihnen schnellere und leichtere Bewegung gab. Alle diese Menschen folgten dem Grundsatz: „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen“. Jeder Mensch, der weiß, daß ihm die Kraft eingeboren ist, geht selbstvertrauend und aufgereckten Hauptes durch das Leben, er gebietet seinen Mitteln, er wirkt Wunder.



*Stephen Girard*
*(siehe hierzu S. 390, Anm. 1166).*

In solcher Weise that und schaffte der Mann, dessen großartiger Sinn für ein gemeinnütziges und wohlthätiges Wirken jene Prachtbauten aufrichtete, welche unser Bild in seinen engen Rahmen gefaßt hat. Girard gebrauchte kühn das Glück, wenn es sich ihm anbot; er faßte es beim Schopf, wenn es ihm begegnete. Er machte es nicht wie die meisten Menschen, die mit ihm spielen, und bald gewinnen, bald Alles verlieren, je nach dem sein Rad rollt. Er hielt den Reichthum werth; aber er pflegte zu sagen: „Reichthum bringt nicht Frieden. Nichts kann den Frieden bringen, denn die Verfolgung eines großen und guten Lebenszwecks“[1176].

Stephan Girard begann seine Laufbahn als Schiffsjunge auf einem kleinen Kauffahrer. Schläge waren sein täglich Brod. Er hielt aus, wurde Matrose, stieg zum Steuermann und im 24. Jahre führte er als Kapitän seines Herrn Schiff. Das tückische Element war ihm jedoch nicht hold. Schiffbrüchig, rettete er kaum das nackte Leben, gab das Schiffergewerbe auf und fing einen Hausirhandel auf dem Lande an,

---

1169 Der griech. Schriftsteller Plutarch (griech. Πλούταρχος, Plútarchos; ca 45–125), der zahlreiche biographische und philosophische Schriften verfaßt hatte.

1170 Der athen. Feldherr und Politiker Phokion (griech. Φωκίων, Phōkíōn; ca. 402/401–318 v. Chr.).

1171 Der Vorsokratiker Anaxagoras (griech. Ἀναξαγόρας, Anaxagóras; ca. 499–428 v. Chr.).

1172 Jan Hus (siehe hierzu S. 92, Anm. 263).

1173 Der engl. Freibeuter und Entdecker Sir Francis Drake (ca. 1540–1596).

1174 Der engl. Seefahrer in niederl. Diensten Henry Hudson (ca. 1565–ca.1611; verschollen).

1175 Der brit. Admiral, Polarforscher und Kolonialbeamte John Franklin (1786–1847; verschollen).

1176 Die nachfolgenden Zitate sind so nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

mit dem es ihm anfänglich auch nicht glücken wollte. Er zog mit seinem Waarenkarrn von Ort zu Ort, von Staat zu Staat, tauschte, gab Kredit, machte bald da einen Gewinn, und wurde bald dort um noch mehr betrogen. Er gerieth in Schulden und Verlegenheiten, welche keine andere Wirkung hatten, als seine Anstrengungen zu verdoppeln, und ihn vorsichtiger zu machen. In wenigen Jahren überwand er alle Verluste, er kam zu Vermögen, und durch seinen persönlichen Kredit konnte er über das Vermögen Anderer gebieten. Strenge Redlichkeit und unverbrüchliche Treue im Einhalten seiner Versprechungen und Verpflichtungen waren die Träger seiner Handelsweise und erwarben ihm bei Allen, die mit ihm verkehrten, unbeschränktes Vertrauen. – Der Millionär Stephan Girard machte einst die Bemerkung: „Als ich 1000 Dollars werth war, kommandirte ich mehr Geld als heute".

Ohne eigentlich vom Glück begünstigt zu werden, aber durch kluge, umsichtige Kombinationen und ein spekulatives, großartiges, kühnes Benutzen derselben, verbunden mit eisernem Fleiße, wurde Girard allmählig der reichste Mann des Landes. Kein Zweig der Geschäfte war ihm fremd. Er hatte sich in Philadelphia niedergelassen, und von da aus errichtete er seine Filiale in allen Theilen Amerika's. Er baute Schiffe, Kanäle, Eisenbahnen, errichtete Banken, seine Spekulationen umfaßten den Erdkreis. Dabei blieb seine Lebensweise so einfach, wie sie gewesen, als er im kleinen Store feil hielt. Er arbeitete täglich zehn Stunden auf seinem Kontore, und opferte von der übrigen, ihm zur Ruhe und Erholung nöthigen Zeit noch einen beträchtlichen Theil, um Andern zu rathen, Hülfsbedürftige anzuhören, Vorschläge und Pläne zum gemeinen Nutzen zu prüfen und den öffentlichen Angelegenheiten des Staats als guter Bürger zu dienen. Kein Wunder, daß er unter seinen Mitbürgern der Gegenstand allgemeiner Verehrung war. Wenn das kleine schwächliche Männchen mit der von Sorge und Arbeit tiefgefurchten Stirn und dem wohlwollenden Auge (das eine war erblindet) durch die Straßen ging, so begegneten ihm auf jedem Schritt die Zeichen der öffentlichen Aufmerksamkeit und Hochachtung. Viele kamen expreß nach Philadelphia, um eine Gelegenheit zu haben, Mann von Angesicht zu sehen, dem ihre enthusiastische Bewunderung gehörte. Girard war der Ehren wohl werth, die ihm erzeigt wurden, und die er mehr als eine Last, denn einen Lohn betrachtete. Als ihn einst der Präsident Jackson besuchte und Girard sich wunderte, daß der Cincinnatus[1177] den reichen Geldmann heimsuchte, antwortete jener: „Ich besuche Sie nicht um Dessen willen, was Sie haben, sondern wegen Dessen, was Sie geben". –

In äußeren Manieren war Girard schlicht und einfach, in seinem Wesen kurz angebunden, in seiner Unterhaltung wortkarg; wenn sich aber die Neugier an ihn drängte, so konnte er, ohne auf die Person zu sehen, selbst hart und zurückstoßend werden; denn er pflegte zu sagen : „Ich will lieber einen Spitzbuben an meiner Kasse als einen Zeitdieb auf meiner Stube sehen". Gegen seine Untergebenen war er in der Forderung treuer Pflichterfüllung streng und hart; aber hatte einer die Prüfung bestanden, dann konnte er auf ihn in allen Nöthen des Lebens, wie auf einen treuen Freund und Vater rechnen, und seine Fürsorge für Diener und Gehülfen blieb noch ihren Familien, wenn jene schon längst gestorben waren. Girard besaß die unschätzbare Kunst, jede Fähigkeit und jedes Talent schnell zu erkennen und mit sicherem Takte die Stellung zu wählen, in der es am nützlichsten zu wirken vermochte. Alle Eigenschaften eines Herrschers waren ihm angeboren. Er hätte ein Reich mit eben der Sicherheit und dem Erfolg verwalten können, mit dem er seine zahlreichen Etablissements und die ausgedehntesten Spekulationen leitete. Seinem Glücke, sagte man, vertraue er so zuversichtig, wie Cäsar. Es mochte Wahres daran seyn. Er assekurirte[1178] niemals gegen Seegefahr.

Girard forderte jederzeit die unbedingte Erfüllung seiner Befehle von seinen Dienern und Gehülfen. Auch die beste Absicht konnte den Zuwiderhandelnden nicht entschuldigen. Einstens gab er einem seiner Schiffskapitäne den Abschied, weil er von einem Befehle abgewichen war, dessen strikte Befolgung Schiff und Ladung zu unvermeidlichem Verlust gebracht haben würde. „Aber ich habe ja" – sagte der Bettoffene, – „Schiff und Ladung gerettet!" – „Aber Sie haben", antwortete Girard, „in mir das Bewußtsein erschüttert, daß meine Befehle wörtlich vollzogen werden, und dies empfinde ich schmerzlicher als den Verlust einer Flotte. Hier sind 1000 Dollars; wir bleiben geschiedene Leute". Während dem unverschuldeten Unglück und dem hülfebedürftigen Verdienst Ohr und Kasse bei ihm immer offen

[1177] Der röm. Adelige und Politiker Lucius Quinctius Cincinnatus (ca. 519–430 v. Chr.), der als Musterbeispiel der Bürgertugend gilt.

[1178] Lat. für eine Versicherung abschließen.

standen, wies er gewöhnliche Bettelei barsch zurück. „Ich habe keine Zeit, euch anzuhören, und keinen Cent für euch entbehrlich“, – sagte er trocken, wenn ihm die Zudringlichen lästig wurden. In Geschäften wahrte er seinen ehrlichen Vortheil bis in’s Kleinste und vertheidigte ihn mit Hartnäckigkeit. „Der ist kein Geschäftsmann“, pflegte er zu sagen, „der nicht den Cent festhält, welcher ihm mit Recht gehört. Der Geschäftsmann hat nichts zu verschenken; wenn vom Geben die Rede ist, muß man zum Patrioten und zum Menschen gehen“. Girard borgte dem Staate nur dann, wenn ihm die öffentliche Noth alle Kassen verschloß. „Dann ist Mr. Girard zu Hause“, sagte er dem Finanzminister, „eher nicht“. Und dann borgte er zu gewöhnlichem Zins, ohne weiteren Vortheil zu suchen. – Als Jemand ihn einst fragte: „Aber Herr Girard, wie machten Sie es möglich, ein so ungeheures Vermögen zu erwerben?“ – antwortete er: – „Sie hätten fragen sollen, wie ich’s machte, zu den ersten hundert Dollars zu kommen“.

In Glaubenssachen hatte Girard freie Ansichten. Er haßte Pfaffen und Pfaffenwesen aus dem tiefsten Seelengrunde, und nannte sie die Hauptursachen alles Verderbens und das ewige Hinderniß des menschlichen Fortschritts. Für christliche Kirchenparteien und Sekten hatte er keinen Respekt. – Wenn er zu Beiträgen für Kirchenbauten etc. aufgefordert wurde, gab er zwar reichlich und alle Zeit, aber bei solchen Anlässen fielen oft beißende Bemerkungen. „Die Welt ist das Haus Gottes und der Himmel ist sein Altar; und ihr wollt ihm einen Käfig machen?“ – schnurrte er einst den Sammler für einen Kirchenbau an.

Alt geworden, zog er seine Geschäfte in engere Kreise zusammen; er löste seine Filiale auf und suchte sein Vermögen zu centralisiren. – Kein Jahr verging, daß er nicht wohlthätige Anstalten in einem oder dem anderen Theile der Union fördern half, oder gemeinnützige Zwecke mit ansehnlichen Summen unterstützte. Doch den großen Gedanken für die Hauptverwendung seiner gesammelten Schätze hielt er geheim bis wenige Jahre vor seinem Tode. Da veröffentlichte er seinen Plan für sein berühmtes College[1179], das die Waisenkinder ganz Pennsylvaniens erzieht und unterrichtet, – und ehe ein Jahr verging, erhoben sich die Marmorsäulen auf ihren Sockeln, und nach vier weiteren Jahren erlebte er die Eröffnung seiner großherzigen Anstalt, welche seines Namens Gedächtniß und sein menschliches Wirken auf die fernsten Zeiten bringen wird.

Die Organisation der Anstalt schließt die Mitwirkung der Geistlichkeit gänzlich und für alle-Zeiten aus. Er sagt in der Stiftungsurkunde ohne alle Umschweife: – „Kein Pfaffenfuß soll je die Schwelle meines Werks berühren; denn er würde es verunreinigen. Keiner meiner Zöglinge soll in religiösen Vorurtheilen aufgezogen werden. Alle sollen ihren Glauben unbefangen aus sich selbst schöpfen, wenn die Zeit gekommen ist, wo sie dazu fähig sind, Gott aus seinen Werken zu erkennen“. Girard gestattete das Lesen des Neuen Testaments unter Lehrern, die Laien seyn müssen. „Ich schließe die Priesterschaft aus“, sagte er – „mich auf des Herrn Ausspruch stützend: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“[1180].

In „Girards-College“ finden die Waisen des Staats Pennsylvanien die sorgfältigste leibliche Pflege, trefflichen Unterricht in allem Nützlichen und Schönen und alle Talente die Mittel zu ihrer Entwicklung und Ausbildung, bis die Zöglinge die Jahre erreicht haben, wo sie sich, gestützt auf eigene Kraft, selbstständig fortbringen können. Alle Einrichtungen, vom Geiste ächter Humanität getragen, sind musterhaft. Stephan Girard lebte noch lange genug, um Zeuge vom Aufblühen seines großen Werks zu seyn, und sich am Spätabend seines langen Werkeltags daran zu erfreuen.

Als Girard vor einigen Jahren starb, kleidete sich ganz Philadelphia in Trauer, und der Kongreß sprach seine Klage über den Verlust des großen Patrioten und Philanthropen auf die ehrendste Weise aus. Die Universalerben seines Ungeheuern Vermögens waren – die Waisen und Verlassenen.

[1179] Das 1833 gegründete „Girard’s College“ besteht noch heute.

[1180] Mt 7,20.

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zwanzigster Band. – Hildburghausen: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1859. 172 S. u. Inhaltsverzeichnis qu.-8°. S. 58-60.

MEYER’S UNIVERSUM. Ein Volksbuch enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst. – Octavausgabe. – Zwölfter Band. Dritte Folge, zweiter Band. – Hildburghausen: Stich, Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1862. 156 S. 8°. S. 36-38.

## Fairmount bei Philadelphia.

Der Leser wird sich mit mir aus der Schulzeit noch erinnern, daß die Wasserwerk von Fairmount[1181] den Wunderwerken der Welt beigezählt wurden. Heutzutage sind solche Wunderwerke aller Orten zu finden, wo in dichtem Zusammenleben großer Bevölkerungen das Bedürfniß nach gutem Wasser als das erste und unentbehrlichste Lebenselement erkannt worden, wo Reinlichkeits- und Gesundheitspflege, auf der Straße wie im Haus, als wichtige Pflichten der Nationalökonomie gelten und wo Sicherung vor Feuersgefahr, die Dampfkraft und Gewerbthätigkeit, so hervorragende Bedingungen bürgerlicher Wohlfahrt, vom Wasser ihre Erhaltung begehren. Hat doch das Verlangen nach Wasser schon die wichtigsten Bauwerke der alten Welt geschaffen, wie viel mehr unserer Zeit, die an eine viel ausgedehntere, ja luxuriöse Verwendung dieses Elements gewöhnt ist; daher übertreffen auch die Wasserwerke unserer großen Städte an Großartigkeit und kunstvoller Anlage die in ihren Ruinen noch Erstaunen erweckenden Aquädukte der Assyrer, Aegypter, Römer und Mauren.

Lange galten Philadelphias gewaltige Wasserwerke als die vollkommensten Konstruktionen der Neuzeit, und allerdings gebührt der überaus reinlichen Quäkerstadt das Verdienst, daß sie zuerst, und zwar mit ungeheuren Kosten, das System zur Anwendung brachte, das Wasser nicht nur aus der Ferne herbei zu leiten, sondern vermittelst seiner eigenen Kraft durch Turbinen und Druckwerke, hierher in ein hoch über dem Niveau der Stadt errichtetes Reservoir oder vielmehr eine Anzahl von mit einander verbundenen Reservoirs zu leiten, von denen aus es geläutert sich in geschlossenen Röhrenleitungen nach den Hauptarterien der Stadt ergießt und weiter durch tausende von Zweigkanälen seinen eigentlichen Bestimmungsort, die Küche, den Brunnen, den Dampfkessel, die Werkstätte, erreicht. Dadurch ward es möglich, daß selbst die höchsten Quartiere der Stadt, die obersten Stockwerke der Häuser, die entlegensten Wohnungen und Stätten menschlicher Thätigkeit fortwährend mit einem Ueberfluß frischen springenden Wassers versorgt werden konnten und zwar am Platz seiner Verwendung. Nicht weniger dem unvergleichlichen Reinlichkeitssinn der Pennsylvanier als dem scharf rechnenden Verstand der Amerikaner überhaupt, der den Werth eines so allgemeinen und allezeit nothwendigcn Bedürfnisses wohl zu würdigen und den Gewinn an Zeit, den ihm die erleichterte Beschaffung desselben abwirft, zu schätzen weiß, ist’s zu verdanken, daß Philadelphia allen großen Städten mit dem Beispiel einer rationellen großartigen Wasserzuführung vorangegangen ist, ohne welches wir uns noch so mühselig und ärmlich behelfen müßten, wie der Bauer mit dem Ziehbrunnen seines Dorfes oder das Volk der Bibel mit der Cisterne.

Der Besucher von Fairmount wird sich indeß vergeblich nach den imposanten Bauwerken umsehen, auf welche eine so großartige Anstalt, wie die Versorgung einer Million Menschen mit Wasser, schließen lassen sollte. Keine hohen Bogenreihen eines langen, über Berg und Thal getragenen Aquädukts, keine rasselnden Maschinen und Räder, keine festungsartig düstern Reservoirmauern – ein lieblicher, sorgfältig gepflegter Park vielmehr, in der anmuthigsten Gegend, mit freundlichen Kiosks, entzückender Aussicht auf den waldumarmten Schuylkill, schattigen Laubgängen, von spielenden Kindern

[1181] Siehe hierzu S. 380, Anm. 1156.




FAIRMOUNT GARDENS
BEY PHILADELPHIA.

und eisessenden Damen belebt, – eine breite, steingeplattete und mit exotischen Pflanzen garnirte Terrasse, die über den Fluß führt, birgt die kaum hörbar arbeitenden großen hydraulischen Maschinen und in einem üppig bewachsenen und mit Pfaden und Treppen bekleideten Hügel sind die Reservoirs versteckt, die der Unkundige, wenn er auf die Höhe gelangt, für kunstvoll angelegte, mit elegantem Eisengitter umfaßte Weiher halten würde.

Es ist ein wahrhaft kindlicher, dem vielfach geschmähten Sinn des Amerikaners gewiß zur Ehrenrettung gereichender Kultus, den dieses Volk mit seinen Werken des öffentlichen Nutzens überhaupt, ganz besonders aber mit denjenigen treibt, die es mit den begehrtesten, erquickendsten, kostbarsten seiner Bedürfnisse, mit dem Wasser beschenken. Die Hingebung an das Nützliche beherrscht den Amerikaner wie eine Religion, und er schmückt dessen Symbol mit gleicher Liebe und Verschwendung, wie der Gläubige das Muttergottesbild. So hat sich der Philadelphia auch sein Fairmount zum Lieblings- und Erholungsplatz erkoren und ausgestattet, wozu freilich die Natur, der schönste Punkt in der Umgebung der großen Stadt, den besten Theil beiträgt. Aber um so lieber führt der Städter seinen Besuch dahin, sucht dort Erholung von der Arbeit und belustigt sich mit seines Gleichen bei einem Pickenick, weil er sich an dieser Stätte eines Werkes zum öffentlichen Nutzen erinnert, auf das er ein Recht hat stolz zu sein.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Zweiter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1863. 296 S. Gr. 8°. S. 128.

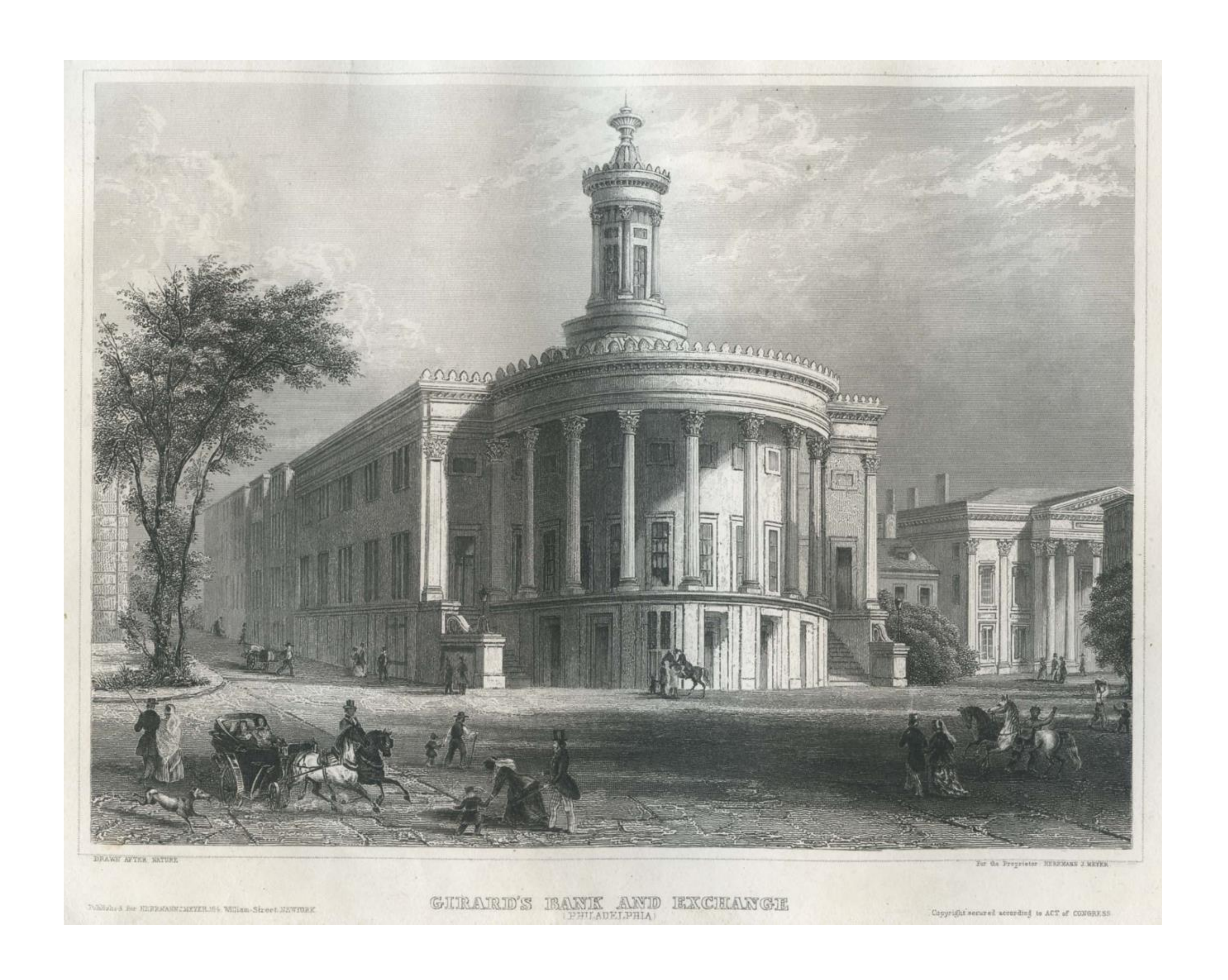
## Die Börse in Philadelphia.

Der Tempel Merkurs steht verödet, seit die Furien des Bürgerkriegs[1182] ihre Fackeln an den stillen Opferflammen entzündet haben, die so vertrauensvoll und friedlich von den Altären dieses Hauses zum Gott der Kaufleute und Diebe empor stiegen. Und gerade unter dem Dache dieses Friedensbaues keimte die Saat zu dem Hader, über den jetzt die blutigen Würfel fallen. Das Versinken in lediglich materiellen Bestrebungen und Verkennen aller höheren Zwecke der Lebensbestimmung, die Umkehr vom Gottesdienst zu einem eklen Götzendienst war es, welche die sittliche Verderbniß über ein Volk brachte, das nun mit seinem eigenen Blut sich zu läutern hat. Möge ihm die schwere Prüfung das Licht der Erkenntniß bringen! –

Die Börse von Philadelphia[1183] ist eine seiner schönsten Bauzierden. Errichtet ward sie von dem vielverdienten Girard (s. XVI. Bd., S. 15) zu einer Bank, die seinen Namen trug. Nach seinem Tode wurde sie dem verwandten größeren Zweck gewidmet, den sie noch erfüllt.

[1182] Der am 12. April 1861 mit der Beschießung von Fort Sumter durch die Südstaaten begonnene Bürger- bzw. Sezessionskrieg, der erst mit der am 9. April 1865 in Appomattox Court House erklärten Kapitulation der Konföderierten beendet werden sollte.

[1183] Das „Merchants' Exchange Building", das in den Jahren 1832 bis 1834 von William Stickland (siehe hierzu S. 383, Anm. 1158) errichtet worden war; die Börse wurde 1875 in „Philadelphia Stock Exchange" umbenannt und bezog 1876 das Rückseite des von Stephen Girard (siehe hierzu S. 390, Anm. 1166) 1811 übernommenen Gebäudes der „First Bank of the United States" (siehe hierzu S. 383 u. 386, Anm. 1158 u. 1162).




GIRARD'S BANK AND EXCHANGE
(PHILADELPHIA)

MEYER’S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 101-104.

## XLIII. Malta – La Valetta.

Aus des mittelländischen Meeres weitem Becken, zwischen Sicilien und Afrika, erheben sich, dicht nebeneinander, drei mit steilen, großentheils unzugänglichen Felsengestaden umgürtete Inseln. Die südlichste, und zugleich die größte, ist Malta[1184]; Gozzo[1185] und Comino[1186] heißen die kleinem. Die Eilande waren ursprünglich unfruchtbare, von Vegetation fast ganz entblößte, nackte Felsen; die wunderthätige Kraft des menschlichen Fleißes hat sie in die fruchtbarsten, reizendsten Gärten umgeschaffen, und sie in den bevölkertsten Fleck auf der Erde verwandelt. Jeder Zollbreit Boden ist hier benutzt. Die Oberfläche der Felsen hat man zerschlagen und geebnet, Erde von Sicilien und Afrika geholt und aufgeschüttet, die so gewonnenen Felder mit Mauern vor dem Wegspülen geschützt; – beispiellos war die Anstrengung, beispiellos auch der Erfolg. Es bringen diese Felsen jetzt alle Erzeugnisse des südlichen Europa’s und Nordaftika’s, Obst, Gemüse, Baumwolle, Zuckerrohr in größter Vollkommenheit hervor. Getreide gedeiht vortrefflich; indeß reicht es nicht hin für die dichte Bevölkerung, und das Fehlende wird aus Sicilien eingeführt. Die Südfrüchte sind so köstlich, daß sie selbst nach Genua und Livorno, also dahin verfahren werden, wo sie in großer Güte wachsen. Von dem herrlichsten Klima begünstigt, – es friert hier nie, und kühlende Seewinde schützen vor allzu großer Hitze – blühen selbst die Blumen hier weit geruchreicher und üppiger, als in Europa; die Rosen von Malta waren schon im Alterthum berühmt. An Waldungen fehlt es; aber ihr Mangel wird wenig gefühlt, denn selbst im strengsten Winter weht hier Frühlingsluft, und Zimmerheizung ist ein unbekanntes Bedürfniß. Bauholz aber führt man von der afrikanischen und sicilischen Küste reichlich herbei. Die Einwohnerzahl auf den 3 Inseln übersteigt gegenwärtig 120,000, wovon 95,000 auf Malta kommen; gewiß eine ungeheuere Zahl für einen Raum von nicht ganz 8 Geviertmeilen und die Bevölkerung Deutschlands und Frankreichs an Dichtigkeit fünfmal übertreffend.

Die Colonisirung dieser einsamen Eilande reicht in die graueste Frühzeit der Geschichte. Ihre vortheilhafte Lage für den Handel im Mittelpunkt der das mittelländische Meer begrenzenden Länder veranlaßte schon 1400 Jahre vor unserer Zeitrechnung Kaufleute aus Tyrus[1187], auf ihnen Faktoreien und Niederlagen zu gründen, von wo aus sie die Küstenmärkte Afrika’s und Sicilien’s versorgten. Aehnlicher Handelszwecke wegen ließen sich später Griechen, besonders Ionier, hier nieder. Unter Carthago’s[1188] Herrschaft, 400 Jahre vor Christo, hob sich Cultur und Bevölkerung sehr; Malta wurde ein Waffenplatz und eine Hauptstütze carthaginensischer Macht im mittelländischen Meere. Als aber diese nach langem Kampfe mit den Römern unterlag, kam Malta (216 v. C.[1189]) in die Hände der letztern; und nach dem Verfall des Römerreichs im Westen beherrschte Byzanz[1190] es bis 818[1191].

---

[1184] Phöniz. wohl 𐤌𐤋𐤈, Maleṭ, „der Hafen“; griech. Μελίτη, Melítē, „honigsüß“; lat. Melita; arab. مالطا, Māltā; maltes. Malta. Die Abb. war bereits in mit leicht veränderter Bildunterschrift in dem vom Otto Ludwig Bernhard Wolff (1799–1851) herausgegebenen „Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Dritter Band. L bis P.“ (Leipzig: Ch. E. Kollmann 1836) erschienen.

[1185] Gozo; maltes. Għawdex.

[1186] Maltes. Kemmuna.

[1187] Siehe hierzu S. 35, Anm. 102.

[1188] Siehe hierzu S. 25, Anm. 7272.

[1189] Recte: 217 v. Chr.

[1190] Die Hauptstadt des Oströmischen Reiches bis zur Eroberung durch die Osmanen im Jahre 1453 (siehe hierzu S. 258, Anm. 765).

[1191] Recte: 870.

In diesem Jahre fiel Malta den Zerstörern des römischen Ostreiches, den Arabern, nach einer heldenmüthigen Vertheidigung, zur Beute. Den größeren Theil der phönizisch-griechisch-römischen Bevölkerung fraß das Schwert der Eroberer; der Rest wanderte in die Sklaverei. Araber colonisirten die Inseln von neuem und dieser Volksstamm bildet, mit Italienern und Neugriechen vermischt, die Masse der heutigen Bevölkerung. Die Malteser reden eine aus dem Italienischen und Arabischen zusammengesetzte Mundart, sind kühne Seefahrer, geschickte, schlaue Handelsleute; und sie bebauen mit unermüdlicher Anstrengung den Boden. Seit 1130[1192], als die Herrschaft des Halbmondes[1193] vor der Fahne des Kreuzes sank, bekennen sie sich zur katholischen Religion. 1530 schenkte Kaiser Karl V.[1194] Malta und die kleinern Inseln den Johanniterrittern, nachdem diese in ihren Kämpfen mit den Türken alle ihre Besitzungen im Mittelländischen Meere, Rhodus, Cypern und Candia[1195], verloren hatten, unter der Bedingung, einen beständigen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen und die Seeräuberei der Arabeskenstaaten[1196] im Mittelländischen Meere zu vertilgen. Von dieser Zeit an wurden jenes Ordens Glieder Malteserritter genannt und La Valetta[1197], Malta's Hauptstadt, die Residenz des Großmeisters und der Hauptsitz ihrer Macht. – Den steten Angriffen der Türken ausgesetzt, die mehrmals ihre ganze Seemacht gegen Malta führten, nöthigte dieß den Orden, nicht blos La Valetta, sondern auch andere zugängliche Punkte der Inseln auf jede erdenkliche Weise zu befestigen. Zwei Jahrhunderte lang widmete man dem Zwecke, diesen Hauptsitz des kriegerischen Ordens unüberwindlich zu machen, unermeßliche Summen, die aus den durch ganz Europa zerstreuten Besitzungen der Ritter hierher strömten. Am bewundernswürdigsten sind die ganz in den Felsen eingehauenen Werke von La Valetta. Bei entschlossener Abwehr ist der Platz durch Waffengewalt nicht zu nehmen. An ihnen brach sich die Gesammtmacht der Türken mehre Male; ihre heldenmüthige Vertheidigung im Jahre 1565 gegen den furchtbaren Suleiman[1198] gehört unter die schönsten Großthaten des 16. Jahrhunderts. Mit Erfolg kämpften die Malteser fort und fort den Kampf gegen Ungläubige und Seeräuber bis 1760. Um diese Zeit verloren sie ihre ganze Seemacht in unglücklichen Auszügen; sie sahen sich in der Gefahr, von den Türken ausgehungert zu werden. In so kritischer Lage sprachen sie Frankreichs Vermittelung an. Eine Art von Vertrag kam zu Stande, welcher den unausgesetzten Türkenkampf fortan in eine Spiegelfechterei verwandelte. Die Heerfahrten der Ritter beschränkten sich nun auf bloße Auszüge; die That war zu Schein geworden und der kriegerische Geist des Ordens ging nothwendig dabei unter. Das Institut hatte sich überlebt, sein ursprüngliches Ziel war von der Zeit und Civilisation ihm entrückt worden, sein Verfall unvermeidlich. Im letzten Stadium seines Bestehens war es nur noch eine Versorgungsanstalt für adeliche Müssiggänger, die keine andere ritterliche Probe zu bestehen hatten, als die Ahnenprobe. So ausgeartet traf den Orden der Sturm der französischen Revolution. Er, vor dem so vieles Morsche und Veraltete in Trümmer fiel, stürzte auch diesen hohlen Baum nieder. Die großen Besitzungen des Ordens in Frankreich wurden Nationalgut. Die in Deutschland, Ungarn, Italien, Spanien fielen etwas später bei günstiger Gelegenheit, den Fürsten zur Beute; den Hauptsitz selbst, Malta, nahm 1798 Bonaparte, auf seinem Zuge nach Egypten, verrätherischer Weise, ohne Widerstand weg; er vertrieb die Ritter, die seitdem und bis auf die neueste Zeit, mehrmals versucht haben, wieder einen Vereinigungspunkt (in Catania in Sicilien, in Ferrara in Spanien etc.) zu finden. – Bonaparte ließ in Malta eine starke Besatzung zurück; aber schon 1800

---

[1192] Recte: 1240.

[1193] Das von 1299 bis 1922 bestehende Osmanische Reich (siehe hierzu S. 270, Anm. 836). Der Halbmond (arab. هلال, hilāl, „die Mondsichel“), das bedeutendste islam. Symbol stammt allerdings noch aus vorislam. Zeit, denn hierbei handelt es sich eigentl. um die Bezeichnung für den bei den arab. Ṯamūd (arab. ثمود) besonders verehrten Mondgott.

[1194] Siehe hierzu S. 228, Anm. 693.

[1195] Veraltet für Kreta (siehe hierzu S. 23, Anm. 58).

[1196] Recte: Barbaresken; die muslimischen Seeräuber aus dem heutigen Marokko, Algerien, Tunesien und Libyen (sog. Barbareskenstaaten), deren Unwesen, das sich damals vom Mittelmeer bis in die Nordsee erstreckte, erst durch die 1830 erfolgte Eroberung Algeriens durch Frankreich endgültig beendet wurde.

[1197] Valletta; maltes. il-Belt Valletta; ital. La Valletta.

[1198] Süleyman I., genannt „der Prächtige“ (siehe hierzu S. 297, Anm. 921; er hatte Malta vom 18. Mai bis 8. September 1565 vergeblich belagert.

mußte sie sich, völlig ausgehungert, der belagernden englischen Flotte ergeben, und der brittische Dreizack wurde im Besitz der Inselgruppe durch den Pariser Frieden von 1814 bestätigt. Jetzt ist Malta (mit Gibraltar und den ionischen Inseln[1199]) der Hauptpfeiler, auf den sich die stolze Herrschaft der Engländer im mittelländischen Meere stützt. – Es ist der Schutz- und Sammelplatz seiner Flotten in diesen Gewässern, und auf den unbezwinglichen Felsen hat es die unermeßlichen Vorräthe an Waffen, Munition und Mundbedarf aufgespeichert, welche es zur nachdrücklichen Führung eines Krieges, wenn ein solcher in diesen Gegenden je nöthig würde, bedarf. Es unterhält eine Besatzung von 6000 Mann Kerntruppen, welche, vereint mit den Garnisonen in Gibraltar und Corfu, ein kampffertiges Heer von 20,000 Mann abgeben, das auf irgend einem Punkte der Küsten des schwarzen und mittelländischen Meeres zu jeder Zeit auf Englands Wink gegenwärtig seyn kann – eine Macht, groß genug, um das Gewicht des brittischen Einflusses im Orient und im Süden von Europa bei allen bedeutenden Fragen geltend zu machen. –

La Valetta, auf einer zwischen 2 geräumigen Häfen sich hinstreckenden Landzunge, gewährt von der Seeseite mit ihren vielen Pallästen und prächtigen Kirchen einen herrlichen Anblick. Malerisch erheben sich vom hohen Gestade hinter den unabsehbaren Batterien und Wällen die Reihen der Gebäude terrassenartig über einander bis zum Gipfel des Felsens. Hie und da sieht man zwischen den glänzenden stattlichen Wohnungen düstergrau das Gemäuer eines alten Werks zur Abwehr hervorragen, oder das dunkle Gestein einer Felswand. Rechts und links an den Eingängen beider Häfen steigen zu deren Schutz die bombenfesten Werke der Forts St. Elmo[1200], Manuel[1201] und St. Angelo[1202] empor, drohenden Riesen gleich, deren Fuß auf dem Boden des Oceans zu ruhen scheint; und wirklich sind mehre Vertheidigungswerke auf Unterlagen von ungeheuern Felsblöcken errichtet, welche man zu Hunderten in die Tiefe gesenkt hat. Von der Landseite wird die Stadt, am schmalsten Ende der Landzunge, durch die uneinnehmbaren Werke des Forts Tigne[1203] vertheidigt, mit welchen noch andere, die sich über die benachbarten Höhen hinziehen, in Verbindung stehen.

Das Innere der Stadt, welche jetzt in etwa 3500 Häusern 32,000 Einwohner zählt, ist schön zu nennen; die Straßen sind breit, mit schwarzer Lava zierlich gepflastert, und, namentlich in denen nahe am Hafen, mit stattlichen Gebäuden besetzt. Die merkwürdigsten derselben sind der vormalige Pallast des Großmeisters[1204], jetzt die Residenz des brittischen Gouverneurs; die Palläste der 7 Zeugen[1205], das große Hospital[1206], das Rathhaus[1207], die Kathedrale[1208], die Sternwarte[1209]; vor Allen aber das Arsenal[1210] (ADMIRALITY), mit den dazu gehörigen außerordentlich großen Munitions- und Mundvorrathshäusern, letztere meist neu, seit der Besitznahme der Engländer, errichtet. Sehr sehenswerth sind

[1199] Siehe hierzu S. 196, Anm. 581.

[1200] Engl. Fort Saint Elmo (maltes. Forti Sant'Iermu), das zwischen 1552 und 1570 erbaut wurde.

[1201] Engl. Fort Manoel (maltes. Forti Manoel) auf Manoel Island (maltes. Il-Gżira Manoel) im Hafen von Valletta; es war von 1723 bis 1733 errichtet worden.

[1202] Engl. Fort St. Angelo (maltes. Forti Sant'Anġlu) im Zentrum des Großen Hafens, das 1691 fertiggestellt wurde.

[1203] Engl. Fort Tigné (maltes. Forti Tigné), das von 1792 bis 1794 nach Plänen von Antoine Étienne de Tousard (1752–1813) erbaut worden war.

[1204] Engl. Grandmaster's Palace; maltes. il-Palazz, der von 1571 bis 1576 nach Plänen von Girolamo Cassar (maltes. Ġlormu Cassar; ca. 1520–ca. 1592) fertiggestellt wurde.

[1205] Recte: Paläste der sieben Zungen; hiermit sind die Residenzen (frz. auberges genannt) der sieben landsmannschaftlichen Gliederungen des Malteserordens gemeint: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragon (mit Navarra), England (mit Schottland und Irland) und Deutschland.

[1206] Die im 16. Jhd. erbaute „Sacra Infermeria", die heute als Kongreßzentrum dient.

[1207] Das 1720 errichtete alte Rathaus, auch „Banca Giuratale" (ital. Sitz der Rechtssprechung) genannt.

[1208] Die ebenfalls nach Plänen von Girolamo Cassar (siehe hierzu S. 403, Anm. 1204) 1578 fertiggestellte „St. John's Co-Cathedral" (maltes. Kon-Katidral ta' San Ġwann).

[1209] Sie wurde 1783 eingerichtet.

[1210] Bis weit in's 19. Jhd. wurde der gesamte Hafen „Arsenal-Hafen" genannt.

auch mehre dem Handel gewidmete Anstalten: die Börse[1211], das Lazareth[1212] etc.; diese vermehren und erweitern sich in dem Maße, als der Verkehr zunimmt; denn La Valetta ist den Engländern in neuester Zeit ein Hauptmarkt für die Nordküste Afrika's und die westlichen Provinzen des türkischen Asiens geworden und eine Menge der größten Häuser Londons und Liverpools haben hier Niederlagen und Contore. – Weise hat die englische Regierung dem Verkehr alle Fesseln abgenommen und La Valetta schon seit 1814 zum Freihafen erklärt. Auch die Industrie wird auf alle Weise begünstigt. Ihr fruchtbarster Zweig ist die Baumwollenmanufaktur, deren Export jährlich zwischen 5 und 600,000 Gulden[1213] beträgt. Die jährliche Gesammtausfuhr Malta's ist 1 ½ Million Gulden an eigenen Erzeugnissen; fast achtmal so viel aber an Fabrikaten Englands.

[1211] Das „Casino della Borsa" am Castille Place (maltes. Pjazza Kastilja).

[1212] Wohl das 1643 erbaute und mehrmals erweiterte Lazzaretto (maltes. Lazzarett) auf Manoel Island (siehe hierzu S. 403, Anm. 1201), das lange Zeit sowohl als Quarantänestation als auch als Krankenhaus diente.

[1213] Siehe hierzu S. 70, Anm. 199.




LA VALETTA

(MALTA)

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 104–106.

## XLIV. Mainz[1214].

Welch einen betäubenden Wechsel unserer schwindelnd rollenden Zeit ruft der Name Mainz in's Gedächtniß zurück! – Noch vor 40 Jahren der Sitz des ersten Kurfürsten und Erzbischofs des deutschen Reichs[1215]; dann ein Theil der untheilbaren französischen Republik[1216]; dann eine der guten Städte des gewaltigen Kaiserstaats[1217], und endlich die Provinzialstadt eines Großherzogthums[1218] und Bundesfestung[1219]. Seltsame Dissonanzen! Aber doch nur ein paar Einzeltöne im disharmonischen Concert, dem, Zuhörer zu seyn, die Generation verdammt ist. –

Mainz hat eine wunderschöne Lage. Im Garten von Deutschland da, wo der Main in den Rhein fällt, streckt es sich am linken Ufer des letztern, am Abhange eines Hügels, ½ Stunde weit den majestätischen Strom hinab. Eine 2100 Fuß lange, auf etwa 50 Schiffen ruhende Brücke führt über denselben nach dem Städtchen Cassel, – gleichsam eine Vorstadt von Mainz, welche auch, als Festung, mit ihm vereinigt ist. Mainz und Cassel haben zusammen etwa 2600 Häuser und 30,000 Einwohner, die Garnisonen nicht gerechnet. Es ist, nach Coblenz, der festeste Platz in Deutschland und ein Hauptbollwerk gegen Frankreich. –

Wenn man Mainz von seiner prächtigsten Seite sehen will, so muß man es der Stelle, an welcher unser Bild aufgenommen wurde, gegenüber, von der Mitte des Flusses aus, betrachten; aber von der neuen Anlage ist der Anblick ebenfalls äußerst reizend. Man sieht die beiden Ströme sich vereinigen, und es trägt der Vermählte das Joch der schwimmenden Schiffbrücke stolz und leicht, wie der freie Mensch das des Gesetzes trägt. Die Gebäude an dem Ufer spiegeln sich in dem klaren Wasser; hoch ragen die Thürme und Kirchen über die Stadt empor, über alle aber der majestätische Dom, welcher dem Ganzen ein Ansehen von Ehrfurcht gebietender Würde gibt. Die 6 Citadellen (die eigentliche Citadelle und der Hauptstein diesseits; Cassel, Mars, Montebello jenseits des Stroms und Petersaue auf einer Insel) und die in einem Rayon von 3 ½ Stunde [sic!] die Festung umschließenden Außenwerke treten wenig hervor und wirken folglich nicht sehr störend auf den herzerhebenden Eindruck. –

Im Innern der Stadt muß dieser ohnehin schwinden. Mainz ist uralt; folglich winklich und unregelmäßig gebaut, mit engen, düstern Gassen und weit überhängenden Häusern. Die schönsten Gebäude sind verbaut, darum imponiren dem Auge nur wenige. Die Verwüstungen des Kriegs waren innerhalb der Stadt nicht allgemein genug, um ihren Charakter zu ändern; aber gerade hinlänglich groß, um ihn

---

1214 Lat. Mogontiacum.

1215 Carl Theodor Kämmerer von Worms, Reichsfreiherr von und zu Dalberg (1744–1817), ab 7. Januar 1800 regierender Fürstbischof von Konstanz, ab 25. Juli 1802 Kurfürst-Erzbischof von Mainz und Bischof von Worms, seit 1803 Primas von Deutschland, ab 1. Februar 1805 Erzbischof von Regensburg, von 1806 bis 1815 Fürstprimas des Rheinbundes, von 1810 bis 1813 Großherzog des Großherzogtums Frankfurt.

1216 Die „Mainzer Republik", die Münzen mit der Aufschrift „République Française" herausgab, bestand von 17. März bis 23. Juli 1793.

1217 Mainz gehörte von 1797 bis 1814, nun als Mayence, zum frz. Département du Mont-Tonnerre (Donnersberg).

1218 Die Stadt war ab 1816 Teil des Großherzogtums Hessen.

1219 Erste neuzeitliche Befestigungsanlagen waren in Mainz bereits um 1619 errichtet worden. Infolge des Wiener Kongresses zur Neuordnung Europas im Jahre 1815 wurde Mainz als Festung des im selben Jahre gegründeten Deutschen Bundes vorgesehen. Nun begann eine sechsjährige Um- und Ausbauzeit, in der die Festung auf den neuesten Stand der Fortifikationstechnik gebracht wurde. In einer zweiten Bauphase von 1841 bis 1848 wurde diese neue Befestigungsart konsequent fortgesetzt. Nach dem Krieg von 1866 ging die Mainzer Festung zunächst an Preußen über, um dann 1873 Festung des 1871 gegründeten Deutschen Reiches zu werden. 1904 wurde die Stadt schließlich als Festung aufgelassen und bis 1912 viele der Festungswerke und Stadttore niedergelegt.

zu verstümmeln. Neues genug neben dem Alten, um widerliche Gegensätze zu bilden; auf der Brandstätte eines Pallastes aus dem Mittelalter oft nur eine buntfarbige, moderne Hütte, ohne Dauer, wie fast alle Gebilde unserer kindischen Zeit. Aber das Volk, das hier lebt, ist nicht wie seine düstern Gassen; es ist fröhlich gestimmt, hat Freude am Leben und weiß es zu genießen. Gefälligkeit und Offenheit sind hier allgemeine Tugenden. Ein glücklicher Leichtsinn – das beste Erbtheil, das ihm die Franzosenherrschaft gelassen, – hilft dem Mainzer über die Unebenheiten auf dem Pfade des Lebens hinweg, und eine reiche Natur, der sein Fleiß die köstlichsten Erzeugnisse abzugewinnen versteht, läßt den Aermsten selten an dem Nöthigen Mangel leiden.

Freisinnigkeit ist ein Grundzug von dieses Völkchens Charakter; immerhin ein guter Zug, wenn er auch noch nicht recht in's Blut gegangen ist und mehr auf der Zunge sitzt. Man kann in der deutschen Bundesfestung Unterhaltungen hören, vor denen man an andern Orten erschrecken würde. Aber es gleitet hier der Unmuth gar harmlos über die beweglichen Lippen, und wenn der Grundsatz LAISSEZ PARLER[1220] (der, beiläufig gesagt, überall besser ist, als der entgegengesetzte) ein gefahrloser seyn kann, so ist er's gewiß hier. Die neueste Zeitgeschichte belegt es.

In Mainz, der Wiege jener Kunst, die der armen Menschheit eine bessere Zukunft verbürgt, war von jeher viel Sinn für Literatur und Kunst, der sich sogar tief in's Land, besonders am Rhein hin verbreitet hat. Dieser Geist ist noch nicht erloschen, obschon die Mittel, ihn zu pflegen, unter manchen ungünstigen Verhältnissen der Gegenwart wohl geringer geworden sind; denn, daß die Verarmung fortschreitet, leugnet Niemand. Gemäldesammlungen, Bibliotheken, Naturalienkabinette, Sammlungen von Alterthümern, giebt es hier öffentliche, mehre noch und darunter bedeutende unter den Bürgern. Das neue Schauspielhaus, auf Aktien errichtet, ist eins der schönsten in Deutschland. Auch Vereine bestehen zur gemeinschaftlichen Pflege von Kunst und Wissenschaft. Die Industrie blüht, denn der Fleiß hat hier seine Wohnung. Die Fabriken von Wagen, Regenschirmen, Meubeln, lackirten Blechen, Seife etc. sind bedeutend. Der Weinhandel ist ein großer Geschäftszweig; er beschäftigt ein Capital von mehren Millionen. Auch die Schifffahrt blüht, und der Freihafen, mit den für dort günstigen Zollverhältnissen der Gegenwart, sichern dem Platz einen sehr lebhaften Speditionshandel, der viele Gewerbe unterstützt. – In Beziehung auf den Verkehr hat Mainz gewiß gegen sonst gewonnen, und wenn man dort so häufig Menschen aufstößt, die den Verlust besserer Tage betrauern: – in dem Stande des Kaufmanns giebt's gewiß deren, die mit Recht klagen, nur wenige*)[1221].

---

[1220] Frz., „Laßt sie nur reden!".

[1221] *) Die größte Zierde von Mainz, seinen herrlichen Dom, betrachten wir später in einem besonderen Bilde.




MAINZ

MAYENCE

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Zweiter Band. – Sechste Auflage. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut [6]1835. 112 S. u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 34-36.

## LXI. Der Mainzer Dom[1222].

Wenn in unsern Zeiten in einem Jahrzehent ganz Europa kaum ein Gotteshaus hervorbringt, das Dauer auf ein halbes Jahrtausend ansprechen darf, und wir dagegen die große Anzahl der vorhandenen kirchlichen Baudenkmäler betrachten, welche vom neunten bis in's dreizehnte Jahrhundert in Deutschland allein aufgeführt wurden, so werden wir unwillkürlich zur Bewunderung einer Zeit hingerissen, die wir blos als die der Barbarei und der Finsternis zu betrachten gewohnt sind. – Was ist aber die Ursache dieser Verschiedenheit, über welche die hoffartige Gegenwart erröthet? Warum unterscheiden sich unsere kirchlichen Baumerke von jenen frühern wie die Heroen des Alterthums von unsern großen Männern? Der Gegenwart fehlt das, was allein wahrhaft Großes denkt und schafft: – die Begeisterung. Alles Herrliche hat sie verzerrt zur Fratze, das Heilige hat sie zum öffentlichen Spott gemacht; aus hoher Religiosität ist süßlich, sinnliche Frömmelei geworden, die Tugend heißt Thorheit, Vernunft Unsinn, Streben nach Freiheit Demagogie, Heldenmuth Verbrechen. Ein Bonifacius[1223] käme jetzt in's Tollhaus, ein Luther in's CARCERO DURO[1224]; – einen Polizeistock könnte er wohl bewegen; nicht aber die Welt. Der Mensch als solcher, der Mann nach dem, was er persönlich leistet, gilt wenig; tief ist sein Umlaufwerth gesunken. An sich nichtswerthe Zufälligkeiten aber, die sich ihm anhangen, Geburt, Hofgunst, Orden, Titel, sie gelten Alles. An der Stelle der Weisheit ist die Wissenschaft getreten, und der Ehre gehen die Ehren vor. Unnatur ist das goldene Kalb der Zeit und die todte Form und das Gesetz der Regel vertreten überall Leben und Geist. In den geselligen Kreisen wie im Staate, in der Kirche wie in der Politik, in der Poesie wie in der Kunst sehen wir Convenienz, Phrasengeläute, Wortgeklingel, todte Gelehrsamkeit, Plagiarismus, Schein; – nur nicht Wahrheit. Heuchelei und Lüge ist überall und in Allem, nirgends ist weder Treu noch Gewissen. Wie könnte in einer solchen, dem grassesten Materialismus und der Unnatur knechtisch stöhnenden Zeit jene Begeisterung für die Idee des Göttlichen nur möglich gedacht werden, welche die erhabenen Gottestempel des Alterthums aufrichtete? – Was jetzt entsteht an kirchlichen Gebäuden, Großartiges und über das Gemeine und Gewöhnliche sich Erhebendes: es ist nicht das Werk wahrer Frömmigkeit; des Egoismus oder der Prachtliebe, oder der Heuchelei Werke sind's; und auch in ihrer äußern Erscheinung bleiben sie weit hinter denen der Vorzeit zurück. Wahrhaft Bedeutendes in der Baukunst erschafft gegenwärtig nur noch der Sinn für's Nützliche und der den Gewinn kalt berechnende Kaufmannsgeist, welcher überall die Stelle der erloschenen Begeisterung für das Höhere einnimmt. Gibt sich ja noch etwas für ein Produkt des letztern aus, so ist's, im Leben wie in der Kunst, – Karrikatur. –

Die frühesten Sitze der deutschen Cultur, die Gegenden jenseits der Donau und am Rhein, sind vorzüglich reich an uralten Baudenkmälern zur Ehre des Allmächtigen. Der Herrlichsten eins ist der Dom in Mainz.

Mainz war eine der ersten Pflanzschulen für die Verbreitung des Christenthums in Deutschland. Schon zur Zeit Constantin's des Großen[1225] hatte es eine christliche Gemeinde; es wurde bald darauf Metropolitanstadt der römisch-germanischen Rheinprovinz. Ihr Sprengel erstreckte sich über Straßburg,

[1222] Der Stahlstich war nach einer Vorlage von William Tombleson (1795–ca. 1846) für dessen „Views of the Rhine from Cologne to Mainz" (London: G. Virtue 1832) geschaffen worden.

[1223] Der Missionar Bonifatius (eigentl. Wynfreth; ca. 673–754 o. 755).

[1224] Ital., Zuchthaus.

[1225] Konstantin der Große (siehe hierzu S. 60, Anm. 149).




DER MAINZER DOM
(La cathédrale à Mayence)

Speyer und Worms. Aber die Einfälle der Barbaren zerstörten die ersten Kirchen und von den Zeiten der Völkerwanderung (dem Verfall des römischen Weltreichs) an, bis zur Mitte des 6ten Jahrhunderts blieb der bischöfliche Stuhl daselbst unbesetzt. Eine Enkelin Clodowich's[1226] baute auf der Stelle des jetzigen Doms die erste christliche Kirche wieder, und Sidonius[1227] war ihr erster Bischof. – Bonifacius, der begeisterte Apostel zur Verbreitung des Christenthums unter den germanischen Völkern und erster Erzbischof von Mainz, erweiterte in der Mitte des 8ten Jahrhunderts die Kirche, und erwarb seinem Sprengel die Stifter Würzburg, Eichstädt, Osnabrück, Verden, Halberstadt, Fulda und Hersfeld.

Der Bau des heutigen Doms begann 990 vom Erzbischof Willigis[1228]. – Dieser Mann war selbst Baumeister, und nach löblicher Sitte der damaligen Zeit waren die Mönche und Geistlichen der ganzen Gegend, als Baubrüderschaft, (Freimauerer) verpflichtet, selbst als Werkleute am Gotteshaus zu arbeiten. So ein mächtiges Beispiel erweckte Nacheiferung unter den Layen, die Material herbei schafften, Handlangerdienste leisteten, Geld zuschössen u. s. w.; und auch so nur ist es erklärlich, daß in jener geldarmen Zeit oft an kleinen Orten Kirchen erstanden, zu deren Aufführung die Staatskräfte eines Königreichs jetzt nicht hinreichen würden. Jener damals gebaute Haupttheil des Doms ist neugriechischen Styls; er ist aus röthlichem, festen Sandstein aufgeführt und bildet ein längliches, von Abend nach Morgen laufendes, an beiden Enden zugerundetes Viereck. Sein Inneres theilt sich durch 2 Reihen schlanker, gekuppelter Säulen in 3 Schiffe, mit Chören an beiden Enden. Die Länge beträgt 342 Fuß, die Weite des Mittlern Schiffes zwischen den Säulen 36 Fuß, die der Seitenschiffe 13 Fuß. Die Decken sind Kreuzgewölbe aus leichtem Tuffstein, deren Rippen sich m verzierten Schlußsteinen vereinigen. Das Morgenchor, unter dem eine Krypta (unterirdische Kapelle) liegt, hat oberhalb, nach außen, eine Gallerie, und über derselben schlanke, hohe Bogenfenster mit freistehenden Spitzen, an den Seiten aber zwei Glokkenthürme, (auf dem Bilde die links hervorragenden,) welche unten rund, dann sechseckig sind, und sich mit einer zierlich-durchbrochenen Spitze endigen. Sowohl die Kuppel dieses Chors als die Spitzen der Thürme sind abgebrannt, und erstere auf eine geschmacklose, den Bau verunstaltende Weise vor Kurzem durch ein plumpes, kappenförmiges Dach ersetzt worden. – Das Abendchor ist gleichfalls neugriechischen Styls. Ueber demselben steigt eine Kuppel empor, die nach dem Brande, 1765, von dem Architekten Naumann[1229] mit einem reich-verzierten, dem ursprünglichen Styl sich leidlich anpassenden achteckigen Thurm in 3 Absätzen überbaut worden ist. Zu beiden Seiten des Abendchors, über später angebauten Capellen, sieht man 2 Glockenthürme, welche den abgebrannten des Morgenchors entsprechen. – Die Zeit der Vollendung dieses Prachtbaues ist das Jahr 1009. Durch Feuersbrünste litten seine verzehrbaren Theile schon sehr frühe, in den Jahren 1081, 1137 und 1190; doch geschah die Herstellung immer wieder nach dem ersten Plane. – Im ersten Viertel des 13ten Jahrhunderts begann die Verunstaltung dieses herrlichen Gotteshauses durch den Anbau zweier Seitenschiffe, zu welchem Zweck die Seitenmauern des alten Doms durchbrochen und die merkwürdigen Sculpturen an denselben entfernt wurden. Jene beiden Anbauten sind im deutschen Styl ausgeführt, und ihre reich-verzierten Spitzbogenfenster gelten als die schönsten Muster ihrer Gattung. Im vierzehnten Jahrhundert kamen neue Anbauten hinzu und die Harmonie der Verhältnisse wurde vollends durch den Anbau der an sich schönen Kapelle Allerheiligen (das in der Mitte des Bildes mit dem hellbeleuchteten Giebel vorschauende Gebäude) zerstört. – Eine freie Ansicht des Doms hat man von keiner Seite; die ihn umgebenden Kapitel- und andern Gebäude schließen ihn fast ganz ein und lassen eine nur sparsame Erhellung desselben zu. Er theilt in dieser Beziehung das Schicksal der meisten alten Cathedralen Deutschland's, die fast alle der freien Ansicht entzogen sind. – Der Flächeninhalt des ganzen Gotteshauses mißt über 45,000 Quadratfuß, und mit Ausnahme des Straßburger Münsters und der Dome in Speyer und Cöln ist es folglich die größte Kirche in Deutschland. Ihre Construktion gehört zu der sichersten, und bei guter Erhaltung kann dies herrliche Denkmal alt-deutscher Kunst und religiöser Begeisterung unversehrt noch auf Jahrtausende übergehen.

---

[1226] Chlodwig II. (frz. Clovis II; 634–657), seit 639 König des Frankenreiches; die genannte Enkelin ist hingegen historisch nicht verbürgt.

[1227] Sidonius († nach 580), vielleicht seit 565 Bischof von Mainz.

[1228] Willigis (ca. 940–1011), seit 975 Erzbischof von Mainz.

[1229] Der Würzburger Baumeister Franz Ignaz Michael Neumann (1733–1785).

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 106f.

## XLV. Tempe in Griechenland.

In der an Naturschönheiten reichen Landschaft Griechenlands, in Thessalien[1230], 6 Stunden unterhalb Larissa[1231], drängt sich der Peneus[1232] mit silberklarem Strome durch eine – den hohen Olympos[1233] und den Ossa[1234] – scheidende Felsenschlucht. Diese, ein etwa 2 Stunden langes und in der Breite von 100 bis zu 2000 Fuß wechselndes Defilee bildend, durch das sich der einzige fahrbare Weg zwischen Thessalien und Macedonien[1235] windet, ist das weltberühmte Tempe[1236], dessen Schönheiten die Schriftsteller des Alterthums begeisterte. – „Die Natur," sagt Aelian[1237], „hat dieses Thal mit unvergleichlichen Reizen geschmückt; Epheu windet sich, gleich Weinreben, die hohen Bäume hinan, welche die Ufer des lieblichen Stromes beschatten, und bekleidet die schroffen Felsen. Lauben von Lorbeergebüschen, romantische Grotten und liebliche Hayne von Cypressen, Platanen, Pappeln und Eichen gewähren dem Wanderer zur Sommerszeit Schatten und Kühlung, und zahlreiche frische Quellen bieten ihm stärkendes Labsal, während die melodischen Stimmen der Vögel durch ihren Gesang ihn erfreuen. Auf dem sanft fließenden Strome schifft man im kühlen Schatten der überhängenden Zweige, umweht

---

[1230] Siehe hierzu S. 196, Anm. 579.

[1231] Altgriech. Λάρισσα, Lárissa; neugriech. Λάρισα, Lárisa; osman. يكيشهرى فنار, Yeñīşehir-i fenār, aus يكي, yeñī, „neu", شهر, şehir, „die Stadt" und فنار, fenār (von griech. Φανάριον, phanarion, „die Lampe, die Laterne"), „der Leuchtturm, die Lampe, die Laterne", also frei übersetzt „Neustadt am Leuchtturm".

[1232] Der Pinios (griech. Πηνειός, Pēneiós; lat. Peneus) ist der 217 km lange Hauptstrom der griech. Region Thessalien (siehe hierzu S. 412, Anm. 1230).

[1233] Griech. Ὄλυμπος, Olympos.

[1234] Der 1.978 m hohe Ossa (griech. Ὄσσα, Ossa), südöstl. des Tempetals gelegen.

[1235] Siehe hierzu S. 196, Anm. 580.

[1236] Griech. Τέμπη, Témpē: „Tempe, der Name eines anmuthigen Thales in Nordgriechenland oder Thessalien, wo der Peneos, einer der ansehnlichsten Griechischen Flüsse, sich einen Weg zwischen den Gebirgen Olympos und Ossa hindurch gebahnt hatte. […]. Der reizende Schmuck dieses Thales hat Veranlassung gegeben, daß man ähnliche reizende Gegenden, besonders ein schönes Bergthal, das von einem sanften Flusse durchströmt wird, mit dem Namen Tempe belegt, […]." (Krünitz, 181. Bd., S. 670).

[1237] Der röm. Sophist und Rhetoriker Claudius Aelianus (griech. Κλαύδιος Αἰλιανός Klaúdios Ailianós; ca. 170–ca. 235).




LA VALLÉE TEMPÉ
en Grèce

DAS TEMPE - THAL
im Griechenland

TEMPE

vom Weihrauchdufte, der rings von den Altären der Opfernden emporsteigt!“[1238] – Die Altäre sind verschwunden; die Götter Homer’s bewohnen nicht mehr den vielgipflichen Olympos; der Schnee auf seinen Höhen, der sich sonst in den Palast des Zeus verwandelte vor dem umflorten Auge der Sterblichen und sie zu heiliger Begeisterung entflammte: er bleibt Schnee und der Wanderer, der ihm naht, friert; aber die Schönheiten der Natur im Thale an seinem Fuße sind Wahrheit. Darum gehören sie nicht ausschließlich einer Zeit und einem Glauben; sie erfreuen und entzücken in der Gegenwart noch, und Tempe, wenn auch von der verschönernden Idee entkleidet, bleibt für immer eins der lieblichsten Plätzchen der Erde.

[1238] Stark eingekürztes – und dadurch atmosphärisch auch nicht wenig verfälschtes – Zitat aus Claudius Aelianus’ (s. o.) „Ποικίλη ἱστορία / Varia Historia“, „liber III / Βιβλίον τρίτον“: „Διατριβὰς δ᾽ ἔχει ποικίλας καὶ παντοδαπὰς ὁ τόπος οὗτος, οὐκ ἀνθρωπίνης χειρὸς ἔργα, ἀλλὰ φύσεως αὐτομάτου εἰς κάλλους τότε φιλοτιμησαμένης, ὅτε ἐλάμβανε γένεσιν ὁ χῶρος. κιττὸς μὲν γὰρ πολὺς καὶ εὖ μάλα λάσιος ἐνακμάζει καὶ τέθηλε καὶ δίκην τῶν εὐγενῶν ἀμπέλων κατὰ τῶν ὑψηλῶν δένδρων ἀνέρπει καὶ συμπέφυκεν αὐτοῖς, πολλὴ δὲ σμίλαξ [ἡ μὲν] πρὸς αὐτὸν τὸν πάγον ἀνατρέχει καὶ ἐπισκιάζει τὴν πέτραν· καὶ ἐκείνη μὲν ὑπολανθάνει, ὁρᾶται δὲ τὸ χλοάζον πᾶν, καὶ ἔστιν ὀφθαλμῶν πανήγυρις. ἐν αὐτοῖς δὲ τοῖς λείοις καὶ καθημένοις ἄλση τέ ἐστι ποικίλα καὶ ὑποδρομαὶ συνεχεῖς, ἐν ὥρᾳ θέρους καταφυγεῖν ὁδοιπόροις ἥδιστα καταγώγια, ἃ καὶ δίδωσιν ἀσμένως ψυχάσαι. διαρρέουσι δὲ καὶ κρῆναι συχναί, καὶ ἐπιρρεῖ νάματα ὑδάτων ψυχρῶν καὶ πιεῖν ἡδίστων. λέγεται δὲ τὰ ὕδατα ταῦτα καὶ τοῖς λουσαμένοις ἀγαθὸν εἶναι καὶ εἰς ὑγίειαν αὐτοῖς συμβάλλεσθαι. κατᾴδουσι δὲ καὶ ὄρνιθες ἄλλος ἄλλῃ διεσπαρμένοι, καὶ μάλιστα οἱ μουσικοί, καὶ ἑστιῶσιν εὖ μάλα τὰς ἀκοὰς καὶ παραπέμπουσιν ἀπόνως καὶ σὺν ἡδονῇ, διὰ τοῦ μέλους τὸν κάματον τῶν παριόντων ἀφανίσαντες. παρ᾽ ἑκάτερα δὲ τοῦ ποταμοῦ αἱ διατριβαί εἰσιν αἱ προειρημέναι καὶ αἱ ἀνάπαυλαι.
Διὰ μέσων δὲ τῶν Τεμπῶν ὁ Πηνειὸς ποταμὸς ἔρχεται, σχολῇ καὶ πράως προϊὼν ἐλαίου δίκην. πολλὴ δὲ κατ᾽ αὐτοῦ σκιὰ ἐκ τῶν παραπεφυκότων δένδρων καὶ τῶν ἐξηρτημένων κλάδων τίκτεται, ὡς ἐπὶ πλεῖστον τῆς ἡμέρας αὐτὴν προήκουσαν ἀποστέγειν τὴν ἀκτῖνα καὶ παρέχειν τοῖς πλέουσι πλεῖν κατὰ ψῦχος. πᾶς δὲ ὁ περίοικος λεὼς συνίασιν ἄλλοι σὺν ἄλλοις, καὶ θύουσι καὶ συνουσίας ποιοῦνται καὶ συμπίνουσιν. ἅτε οὖν πολλῶν ὄντων τῶν θυόντων καὶ τῶν καθαγιζόντων συνεχῶς, εἰκότως καὶ τοῖς βαδίζουσι καὶ τοῖς πλέουσιν ὀσμαὶ συμπαρομαρτοῦσιν ἥδισται· οὕτως ἄρα ἡ τιμὴ ἡ διαρκὴς ἡ περὶ τὸ κρεῖττον ἐκθεοῖ τὸν τόπον.“

MEYER'S UNIVERSUM oder Abbildung und Beschreibung des Sehenswertesten und Merkwürdigsten der Natur und Kunst auf der ganzen Erde. – Erster Band. – Hildburghausen und New York: Druck und Verlag vom Bibliographischen Institut 1833. 108 S u. Inhaltsverzeichnis. qu.-8°. S. 107f.

## XLVI. Briegg[1239], an der Simplonstrasse, in der Schweiz.

Alle Alpenstraßen bieten dem Reisenden den Genuß grandioser und reizender Naturscenen in Fülle dar; auf keiner indeß ist die Mannichfaltigkeit derselben so groß, der Wechsel vom Lieblichen und Gemüthlichen zum Erhabenen und Erschütternden so reich als auf der Simplonstraße, jenes Werk, das unter allen Napoleon's[1240] seinen Riesengeist am würdigsten bezeichnet. – Der Stahlstich vor uns, der auch als Kunstwerk ungewöhnlichen Werth hat, versinnlicht von jenen Naturscenen eine der schönsten. – Wenn man von Genf her auf der Simplon-Straße, die sich bald rechts, bald links vom Strome im Rhonethal aufwärts windet, die Bäder von Leuk passirt hat, gelangt man nach Visp. Hier öffnet sich eine der schauerlichsten Aussichten das Visperthal hinauf, welches, an 3 Stunden lang, enge an einer Mündung, sich weiter hinauf erweitert und rund um mit von ewigem Schnee bedeckten Alphörnern eingefaßt ist, die in den seltsamsten Gestalten zum Himmelsgewölbe sich emporthürmen. Darunter sind einige der höchsten Kegel der Alpen: der Fletschhorn, der Matterhorn, der Cervin[1241] und der Montrosa[1242]. Von ihren Häuptern senken sich strahlende Gletscher in die Tiefe des Thals hinab, und aus ihnen brausen oder stürzen in Kaskaden zahllose Gießbäche hervor, welche, vereint, den Visp bilden, der sich da, wo ihn die Simplonstraße überschreitet, in die Rhone stürzt. Seine Wassermasse ist größer als die der Rhone selbst. Von Visp geht der Heerweg an hohen Felswänden und nahen Gletschern vorbei über die furchtbar tobende Gamsa, bei deren Brücke die Ueberreste eines Römerkastells, einst Schutz gebend gegen die, die höchsten Alpenthäler bewohnenden, unbezwinglichen Viberier[1243], die Aufmerksamkeit fesseln. Man erreicht Glits[1244], einen kleinen Flecken und Poststation. Gleich hinter diesem Ort, der zwischen Strom und Felswand eingeklemmt ist, wird das Rhonethal plötzlich weit und es bildet einen fast zirkelrunden Kessel von wunderbarer Schönheit; denn das liebliche Thal, in welchem, zwischen den üppigsten Feldern und Matten, Meiereien, Dörfer und Flecken malerisch liegen und in dem die Flora Italiens und alle Erzeugnisse eines südlichen Himmels vortrefflich gedeihen, ist mit Bergriesen umschlossen, auf deren breiten Rücken sich ewige Schneewüsten lagern; traulich wohnt da das üppigste, freudigste Leben neben Erstarrung und Tod! Einen der angenehmsten Blicke in dieser Landschaft gewährt der Flecken Briegg, der, zwischen Obsthainen versteckt, die Mitte des Thals einnimmt. Von da geht das Zickzack-Aufklimmen der von der Rhone sich wegwendenden Straße zum Nacken des Simplon an, welcher in schauerlicher Majestät vor den Füßen des Wanderers zu den Wolken steigt. Ungern verläßt dieser die schöne Landschaft, bald nimmt ihn die höhere Alpenregion auf, und die Natur, von Liebreiz entkleidet, tritt ihm entgegen in den ernstesten, erhabensten Gestalten.

[1239] Brig (frz. Brigue, ital. Briga).

[1240] Napoléon Bonaparte hatte von 1801 bis 1805 eine befestigte Paßstraße bauen lassen, um den Simplon für seine Artillerie passierbar zu machen.

[1241] Monte Cervino ist die ital., Mont Cervin die frz. Bezeichnung für das Matterhorn.

[1242] Der Monte Rosa.

[1243] Diese Bezeichnung für einen schweiz. Bergstamm findet sich ausschließlich in Werken des 18. und 19. Jhd.s.

[1244] Glis, heute ein Gemeindeteil von Brig (siehe hierzu S. 415, Anm. 1239).




BRIEG
in der Schweiz.

Aus der Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildbh.

Eigenthum der Verleger.